

DN/INA 55020

FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur
64. Jahrgang 2012

Herausgegeben vom FRANKENBUND

Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.
Würzburg

Druck:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
www.halbigdruck.de



pluv- 52

FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege
64. Jahrgang 2012

INHALT

I. Aufsätze

<i>Bagus, Alexander</i>	Riemenschneiders Kruzifixus in Eisingen – Zu Herkunft und (Wieder-)Entdeckung eines Werks des unterfränkischen Künstlers der Spätgotik.....	392
<i>Benkert, Ludwig</i>	Bad Neustadt an der Saale – ein Gang durch seine Geschichte (2. Teil).....	113
<i>Bühling, Wolfgang</i>	Bernhard von Gudden – Aus der Biographie des ersten Wernecker Chefarztes.....	260
<i>Büttner, Georg</i>	Stadtmauer und Türme in Karlstadt.....	307
<i>Ders.</i>	Die Roßmühle von Karlstadt.....	321
<i>Dieterle, Alf</i>	Die beiden Gesichter des Mainufers zwischen Miltenberg und Freudenberg.....	403
<i>Faber, Annette</i>	Der Hochaltar der Pfarrkirche Alsleben – vom Kunstbetrieb im spätbarocken Grabfeld.....	180
<i>Flurschütz da Cruz, Andreas</i>	Der Sprung über den Misthaufen: Familiäre Endogamie in Franken.....	245
<i>Hamm, Walter</i>	Franken 1866 – Folge 2.....	175
<i>Hien, Hannah</i>	Als Religiöse in der Welt: Beginen in fränkischen Bischofsstädten.....	159
<i>Keller, Wilhelm Otto</i>	Salzhering, Süßholz, Stein, Wein, Holz – Handel am Untermain in der Frühen Neuzeit.....	27
<i>Neuhäuser, Gerhard</i>	Franken – Österreich / Österreich – Franken. Ein Jahrtausend wechselseitiger Einflüsse.....	380
<i>Prommersberger, Irmgard</i>	Flächendeckende Kleindenkmäler-Inventarisierung im Landkreis Roth/Mittelfranken – Grenzen, Streitigkeiten, Verträge und Grenzsteine.....	105
<i>Roßdeutscher, Walter</i>	Franken 1866 – Folge 3: Der Dichter Max Dauthendey und der Bruderkrieg des Jahres 1866 in Würzburg.....	78
<i>Ruf, Martin</i>	Die Siedlungsentwicklung des ‚Schwarzen Rosses‘ in Hilpoltstein/Mittelfranken vom Frühmittelalter bis zum 30jährigen Krieg.....	231
<i>Schätzlein, Bernd</i>	Wie Helmstadt zu seinem Wappen und Dorfnamen kam...	267
<i>Schmutterer, Heinz</i>	Heilsbronn und sein ehemaliges Zisterzienserkloster.....	240
<i>Schneider, Manfred</i>	Das Landrichterhaus.....	326

<i>Ders.</i>	Die Karlstadter Gemarkung und ihre Flurnamen.....	332
<i>Ders.</i>	Rechtsprechung und Strafen in Karlstadt.....	334
<i>Ders.</i>	Das Leben im Karlstadt des 19. Jahrhunderts.....	339
<i>Ders.</i>	500 Jahre Andreasmarkt.....	313
<i>Ders.</i>	Stadtluft macht frei! – Leben im spätmittelalterlichen Karlstadt.....	317
<i>Trögl, Hans</i>	Der Karlsgraben.....	79
<i>Unterburger, Robert</i>	Der Landeck bei Thalmässing.....	87
<i>Wagner, Horst-Günter</i>	Das Maintal als Wirtschaftsraum – Geschichte und Gegenwart	3
<i>Warmuth, Ekbert</i>	Das unterfränkische Volksliederwettssingen 1932 in Würzburg	417
<i>Weisel, Heinrich</i>	Johann Georg Husemann, Obervogt der Herren von Greiffenclau in Gereuth.....	253
<i>Welker, Manfred</i>	Conrad Reyther und das Herzogenauracher Spital.....	171
<i>Wickl, Bernhard</i>	Mühlen am Rothfluß – Geschichte und Gegenwart mittelfränkischer Mühlen und Hammerwerke.....	90

II. Kunst und Kultur

<i>Biernoth, Alexander</i>	450 Jahre Landesherrliche Hospitalstiftung in Ansbach.....	408
<i>Büttner, Georg</i>	Das Landrichterhaus – Wohnhaus und Stadtgeschichte-Museum.....	341
<i>Eberth, Werner</i>	Kaiserin Auguste Viktoria zur Kur in der Oberen Saline.....	45
<i>Eichler, Gustav/ Schneider, Manfred</i>	Jüdische Spuren in der Karlstadter Altstadt.....	347
<i>Fuchs, Achim</i>	Das Gedicht „An einen Unterfranken“ von Oskar Panizza und seine Hintergründe.....	189
<i>Kellermann, Gerwin</i>	Holzspielzeug aus der Rhön.....	193
<i>Meidel, Erich</i>	Schaufelbuchen waren einst der Stolz des nördlichen Steigerwaldes.....	282
<i>Papp, Alexander von</i>	Heimatkundler aus Berufung – der Ansbacher Heimatpfleger Edmund Zöller.....	195
<i>Schindler, Thomas</i>	„Meister Niclas von Schaffhausen“, das Phantom der Haßfurter Stadtgeschichte. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Ritterkapelle.....	36
<i>Schötz, Hartmut</i>	Friedrich Heinrich von Seckendorff – eine schillernde Gestalt in der Reichsgeschichte des 18. Jahrhunderts.....	411
<i>Süß, Peter A.</i>	Das Spiegelkabinett der Würzburger Residenz wurde vor 25 Jahren wiedereröffnet – „... daß aus tausend guten ein neues Besseres sich schaffen lassen müsse...“	413
<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Alles schön und sauber im Spessart?.....	54
<i>Ders.</i>	Mainfränkische Majolika.....	421
<i>Werthmann, Herbert</i>	Altstadtsanierung Karlstadt.....	355
<i>Wulz, Gerhard</i>	Die Natur als Wegweiser zum Unternehmenserfolg – Über 300 Jahre Boxberger-Apotheke.....	274

III. Mundart in Franken

<i>Tausendpfund, Walter</i>	Es hod fai aane wos gsachd.....	360
-----------------------------	---------------------------------	-----

IV. Aktuelles

Ausstellung 2012 des Hauses der Bayerischen Geschichte: „Festungen – Frankens Bollwerke“	205	
<i>Bar-Or, Judith</i>	Katholische Theologiestudenten erkunden jüdischen Friedhof in Kleinbardorf.....	204
<i>Biernoth, Alexander</i>	Röttenbacher-Grabstein auf dem Ansbacher Stadtfriedhof saniert.....	202
<i>Ders.</i>	Buch über Ansbacher Stadtfriedhof vorgestellt.....	363
<i>Ders.</i>	Tagung zum Jubiläumsjahr des „wilden Markgrafen“ Carl Wilhelm Friedrich.....	425
<i>Denz, Rebekka</i>	Das Kooperationsprojekt „Landjudentum in Unterfranken“..	429
„Der frühe Dürer“ – Größte Dürer-Ausstellung in Deutschland seit 40 Jahren.....	206	
<i>Feuerbach, Ute</i>	Sonderausstellung im ‚Museum Barockscheune‘ Volkach – Bild und Photographie.....	285
<i>Gollner, Gerhard</i>	15. Oberfränkische Malertage 2012.....	208
<i>Heinrich, Dieter</i>	Neue Wege zur Heimatforschung in Nordostoberfranken – aktive Denkmalpflege und regionale Vernetzung von Heimatforschern.....	209
<i>Koschyk, Hartmut</i>	Humboldt-Tag in Goldkronach.....	427
<i>Krebs, Hans</i>	Jeder Stern an seinem Platz – Johann Bayers epochaler Augsburger Himmelsatlas „Uranometria“ von 1603.....	366
<i>Meidel, Erich</i>	Wichtige Hinweise zum Klimaschutz aus der Mittleren Steinzeit.....	291
<i>Reddig, Wolfgang F.</i>	„Dem Himmel entgegen“ – Sonderausstellung lädt zur 1000jährigen Geschichte des Bamberger Domes ein.....	288
<i>Schneider, Erich/Weiß, Dieter</i>	Wissenschaftliches Symposium: „300 Jahre Schloß Weißenstein ob Pommersfelden“. Gesellschaft für fränkische Geschichte, 15. und 16. September 2011, Gartensaal Schloß Weißenstein.....	65
<i>Schötz, Hartmut</i>	Ausstellung „Paradies und Paranoia“ in Rothenburg o.d.T....	364
<i>Schwierz, Israel</i>	Ehemalige Synagoge Arnstein ist jetzt Kultur- und Lernort	361
<i>Ders.</i>	Ausstellung „Aus der jüdischen Geschichte von Oberlauringen“ in Stadtlauringen.....	423
Tagung des Hohenlohe-Zentralarchivs.....	208	
<i>Unger, Ludwig</i>	Heimat und Geschichte vermitteln den Menschen Identität im ‚global village‘	293
<i>Wickl, Bernhard</i>	Das ehemalige Kasernengelände in Schwabach.....	201
	220 Jahre Alexander von Humboldt in Franken.....	212

V. Bücher zu fränkischen Themen	73, 146, 214, 369, 431
----------------------------------------------	------------------------

VI. Frankenbund intern

Vorankündigung des 83. Bundestag am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein.....	76
<i>Gruber, Anton</i>	
Frankenbundgruppe Augsburg besteht 25 Jahre! –	
Warum gibt es die Frankenbundgruppe Augsburg?.....	149
<i>Schweda, Reinhold</i>	
Der Vorsitzende der Baunacher FRANKENBUND-Gruppe	
Franz Götz wird 60.....	150
Glückwunsch an Bundesfreundin Hedwig Barthel.....	151
Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Hilpoltstein zum 83. Bundestag	
des Frankenbundes am 12. Mai 2012.....	152
Grußwort des Landrats des Landkreises Roth zum 83. Bundestag des Frankenbundes	
am 12. Mai 2012.....	153
Einladung des 1. Bundesvorsitzenden zum 83. Bundestag am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein	
Weitere Hinweise zum Programm des Bundestages.....	155
Schiffsausflug + Tagung = Regionaltagung (<i>Burgen-)</i> Landschaft am Main am 1. Juni 2012	
Bericht über den 83. Bundestag des FRANKENBUNDES am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein	
mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden.....	223
<i>Feuerbach, Ute</i>	
Ehrenbürgerwürde für Herbert Meyer, Volkach.....	295
Ernennung des 2. Bundesvorsitzenden zum Mitglied	
des „Pontificio Comitato di Scienze Storiche“.....	297
<i>Wickl, Bernhard</i>	
Der „Tag der Franken“ 2012 in Schwabach.....	298
Gratulation an Bundesfreund Hans Wörlein.....	299
Auslieferung der Einbanddecken verzögert sich!.....	299
2. Fränkischer Thementag am Samstag, den 29. September 2012, in der ehemaligen	
Zisterzienserabtei Heilsbronn	300
Einladung zur 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012 in Karlstadt	
<i>Wickl, Bernhard</i>	
Hans Wörlein, (Ehren-) Vorsitzender der Gruppe Nürnberg-	
Erlangen, feierte seinen 80. Geburtstag.....	371
<i>Schramm, Martina M.</i>	
Dieter Morcinek zum neuen Ersten Vorsitzenden	
der Frankenbund Gruppe Bamberg gewählt.....	372
Grußwort des Ersten Bürgermeisters der Stadt Karlstadt zur 65. Bundesbeiratstagung	
des Frankenbundes am 20. Oktober 2012	373
Einladung zur 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012 in Karlstadt	
Termine des Gesamtbundes 2013.....	422
<i>Friedrich, Verena</i>	
Bericht vom diesjährigen 2. Fränkischen Thementag am	
29. September 2012 in der ehemaligen Zisterzienserabtei	
Heilsbronn.....	433
Bericht über die 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012	
in Karlstadt mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden.....	437
<i>Reder, Klaus</i>	
Verleihung des Kulturpreises des Frankenbundes an Josef Weiß	
	444

Aufsätze**Handel am Main***Horst-Günter Wagner*

Das Maintal als Wirtschaftsraum – Geschichte und Gegenwart 3

Wilhelm Otto Keller

Salzhering, Süßholz, Stein, Wein, Holz – Handel am Untermain in der Frühen Neuzeit 27

Kunst und Kultur*Thomas Schindler*„Meister Niclas von Schaffhausen“, das Phantom der Haßfurter Stadtgeschichte.
Ein Beitrag zur Baugeschichte der Ritterkapelle 36*Werner Eberth*

Kaiserin Auguste Viktoria zur Kur in der Oberen Saline 45

Leonhard Tomczyk

Alles schön und sauber im Spessart? 54

Aktuelles*Erich Schneider u. Dieter Weiß*Wissenschaftliches Symposium: „300 Jahre Schloß Weißenstein ob Pommersfelden“. Gesellschaft für fränkische Geschichte, 15. und 16. September 2011,
Gartensaal Schloß Weißenstein 65**Bücher zu fränkischen Themen**.....

73

Frankenbund intern

Vorankündigung des 83. Bundestag am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein 76

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Werner Eberth

Regierungsdirektor a.D.
Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen

Otto Wilhelm Keller

Kreisarchivpfleger
Von-Stein-Straße 25, 63897 Miltenberg

Dr. Alexander von Papp

Publizist
Euweg 8, 97236 Randersacker

Thomas Schindler M.A.

Stadtarchivar von Haßfurt
Hauptstraße 5, 97437 Haßfurt

Dr. Erich Schneider

Wissenschaftlicher Leiter der Gesellschaft
für Fränkische Geschichte, Kulturamt Stadt Schweinfurt
Rüfferstraße 4, 97421 Schweinfurt

Israel Schwierz

Rektor i.R.
Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg

Dr. Leonhard Tomczyk M.A.

Spessartmuseum
Schloßplatz 1, 97816 Lohr a. Main

Prof. Dr. Horst-Günter Wagner

Universitätsprofessor i.R.
An der Sternwarte 6, 97074 Würzburg

Prof. Dr. Dieter Weiß

Stellvertretender Wissenschaftlicher Leiter
der Gesellschaft für Fränkische Geschichte,
Lehrstuhl für Bayerische Geschichte an der
Ludwig-Maximilians-Universität München
Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen
die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Ab-
bildungen von den jeweiligen Verfassern.

Das Maintal als Wirtschaftsraum – Geschichte und Gegenwart

von

Horst-Günter Wagner

Im folgenden Beitrag wird versucht, an ausgewählten Beispielen die Entwicklung des Wirtschaftsraumes Maintal und seiner regionalen Lebenszyklen über eine längere Zeitspanne hin zu verfolgen. Neben der Darstellung endogener Prozesse und Strukturen werden die Einflüsse von außen und die nach außen wirksamen Aktivitäten dargestellt.

Zwischen Bamberg und Schweinfurt durchfließt der Main das Keuperbergland Steigerwald/Haßberge. Von hier aus weitet sich das Maintal, durchzieht im Maindreieck mit Engstrecken und weiten Buchten die unterschiedlich harten Muschelkalkhorizonte.¹ Nach Westen ist das Maintal mit auffälligen Richtungsänderungen in den Buntsandstein der tektonisch angehobenen Mittelgebirge eingesenkt, tangiert die kristalline Westflanke des Spessarts² und erreicht westlich von Aschaffenburg das geologisch abgesenkte

Rhein-Maingebiet. In seinem gesamten Verlauf münden kurze, meist steile Nebentäler mit Schwemmfächern von den Höhen auf die unteren Flußterrassen und in die Aueniederung. Dieses Kastental-Relief förderte durch sein spezifisches Klima den Anbau von Wein und Obst sowie weiterer Sonderkulturen. Infolge von Spätfrösten im Frühjahr und sommerlicher Trockenphasen können jedoch die Ernteverluste empfindlich hoch sein. Auch historische Hochwasserstände weisen auf gravierende Schäden selbst in höher gelegenen Orten hin. Oberhalb des Maintales erstreckt sich zwischen dem Westrand der Haßberg-Steigerwald-Keuper-Schichtstufe und dem Buntsandstein-Spessart eine seit der Jungsteinzeit fast kontinuierlich ackerbaulich genutzte Hochfläche mit Lößlehm und Braunerden in ca. 270 bis 300 m üNN. Die Ökosysteme aller Teilbereiche der *Maintal-Landschaft* sind sehr sensibel und reagieren auf



Abb. 1: Nordflanke der Volkacher Mainschleife.

Photo: H.-G. Wagner 2005.



Abb. 2: Maintal bei Zell-Veitshöchheim nordwestlich von Würzburg.

Photo: H.-G. Wagner 2007.

anthropogene Eingriffe tiefgreifend.³ Dies zeigt sich nicht nur dort, wo die Nutzung der Hänge und der Talaue weniger intensiv ist, wie an der Nordflanke der Volkacher Main schleife (Abb. 1), sondern besonders in den durch Verkehr, Siedlungswachstum und Industrieanlagen stark verdichteten Talstrecken wie nordwestlich von Würzburg (Abb. 2) oder am Untermain bei Aschaffenburg.

Teile des Maintals werden heute wirtschaftsgeographisch durch den Weinbau und den damit eng verbundenen Tourismus geprägt. Aber auch Obst- und Gemüsekulturen sind bedeutsam. Daneben hat sich seit kurz vor dem 2. Weltkrieg und besonders danach eine breite Palette der gewerblichen Wirtschaft am Rand der zahlreichen Kleinstädte,⁴ der urbanen Zentren, jedoch auch im Nahbereich ehemals rein dörflich-agrarischer Siedlungen entwickelt. Bedeutende Industrie hat sich auch seit knapp 200 Jahren in Schweinfurt⁵ und Aschaffenburg, in kleinerem Umfang auch in Würzburg etabliert. Trotz dieser gewerblichen Entwicklung werden die kleinen Ortskerne von den touristischen Besu-

chern des „Fränkischen Weinlandes“, unterstützt durch die kommerzielle Werbung der Weinwirtschaft, etwas einseitig nur als romantisch attraktive Besuchsziele gesehen.

Zunächst wird die *historische* Entwicklung des Wirtschaftsraumes Maintal und besonders die Leitkultur Weinbau analysiert. Exemplarisch steht dabei das Maintal südlich von Würzburg im Vordergrund. Danach geht der Blick auf die jüngere und *gegenwärtige* Entwicklung ausgewählter Gewerbe- und Industriestandorte, die eine beachtliche Bedeutung besitzen, obwohl Mainfranken insgesamt im überregionalen Vergleich als schwach industrialisiert erscheint.

1. Historische Entwicklung des Wirtschaftsraumes Maintal

1.1. Leitkultur Weinbau

Im 18. Jahrhundert bildeten in einzelnen Abschnitten des Maintales Weinbau, Weinhandel und vor allem der Weinexport eine wichtige wirtschaftliche Basis. Gewerbe und



Abb. 3: Randersacker/Main, Bergmeisterhaus, errichtet 1716–1728. Photo: H.-G. Wagner 2006.

Handwerk waren stark auf den Rebbau ausgerichtet und hatten oft nur lokale Bedeutung. Nur der Durchgangshandel band den Wirtschaftsraum Maintal in größere räumliche Beziehungen ein. Die schönen Zehnhöfe, Rathäuser, Bürger- und Bergmeisterhäuser (Abb. 3), nicht zuletzt die barocken Prachtbauten in Würzburg bezeugen bis heute den damals überwiegend weinbaubedingten *Wohlstand*. An ihm hatten jedoch nur die sozialen Eliten größeren Anteil, während die abhängigen Winzerfamilien immer wieder *Krisenphasen* und Armutspériodes zu erdulden hatten. Die Bedeutung des Weinbaus ergibt sich aus der säkularen Entwicklung der Rebfläche (Abb. 4). Sie nahm in Mainfranken nach einem Maximum um 1560 und dem Niedergang während des Dreißigjährigen Krieges und in der Kleinen Eiszeit⁶ im 18. Jahrhundert wieder zu.

Die Rebe und vereinzelter Obstbau ermöglichten während des 18. Jahrhunderts im Maintal wenigstens einen bescheidenen Gelderlös. Der für den Weinbau ganzjährig hohe Arbeitsaufwand machte die Rebe zur sog. Leitkultur. Der saisonale Arbeitskalender be-

stimmte den Betriebsablauf, den sozialen Lebensrhythmus und die Beziehungen zwischen Winzern und Grundherren. Wegen des hohen Pflegebedarfs für die Rebe blieb kaum Zeit für den Anbau anderer Agrarprodukte. Getreide mußten die Winzer auf den lokalen Kornmärkten kaufen. Schlechte Rebernten hatten Bargeldmangel, Verschuldung und Hunger zur Folge. Hieran zeigt sich eine die Weinbauern besonders belastende „Verwundbarkeit“.⁸ Tierhaltung konnten die Winzer wegen

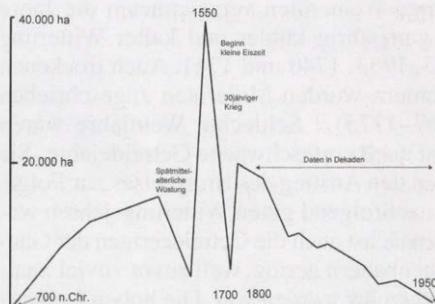


Abb. 4: Weinbaufläche in Franken 700 – 1950.⁷ Die Kurve der Rebflächenabnahme ist ab 1800 in vergrößertem Maßstab dargestellt.

Futterflächenmangels nur in geringem Umfang betreiben. Infolgedessen fehlte natürlicher Dünger und es gab kaum eine eigene Fleischversorgung. Den Winzern blieben auch der unmittelbare Einfluß auf Vermarktung des Weines und dessen Preisgestaltung verschlossen. Diese Funktion wurde von örtlichen und überregional tätigen Händlern wahrgenommen, die das Preisniveau bestimmten. Neben diesen sozio-ökonomischen Schwierigkeiten standen die klimageographischen Risiken: Zwar boten die steilen Muschelkalk- und am Untermain die Buntsandsteinhänge ein insgesamt günstiges Mikroklima. Aber Temperaturextreme, Frostlagen, Hagelschlag, Starkregen und Bodenerosion schmälerten den Ertrag. Hangabwärts abgespülter Boden mußte mühsam wieder nach oben getragen werden, um den ökologischen Standortwert zu erhalten. Die schwierige Lage der *kleinen* Weinbaubetriebe im Maintal des 18. Jahrhunderts wurde an der engen Risiko-Verflechtung von wirtschaftlichen, sozialen und natürlichen Faktoren sichtbar.

Aus Witterungsschwankungen ergaben sich große Ernteunterschiede von Jahr zu Jahr. Sie können an den Angaben zum Weinzehnt abgelesen werden: Das Beispiel von Frickehausen am Main bei Ochsenfurt zeigt mit den erheblichen jährlichen Unterschieden, daß es während des 18. Jahrhunderts keine längere Periode mit gleichmäßig guten Reberträgen gab (Abb. 5).

Aus kühlfeuchten Sommern, verkürzter Herbstzeit sowie aus langen, kalten Wintern¹⁰ resultierten niedrige Erntemengen. Besonders geringe Weinernten verzeichneten die Jahre mit ganzjährig kühler und kalter Witterung 1723, 1733, 1740 und 1741. Auch trockenen Sommern wurden Mißernten zugeschrieben (1767–1775).¹¹ Schlechte Weinjahre waren meist auch ernteschwache Getreidejahre. Sie hatten den Anstieg des Brotpreises zur Folge. Bei nachfolgend guten Witterungsjahren waren zunächst auch die Getreideernten der Gäuflächenbauern gering, weil zuvor zuviel Saatgut verzehrt worden war. Die hohen Lebensmittelpreise resultierten auch aus den Aufkäufen wucherischer Getreidehändler, die aus der Mißernte Profit zu schlagen versuchten.¹²

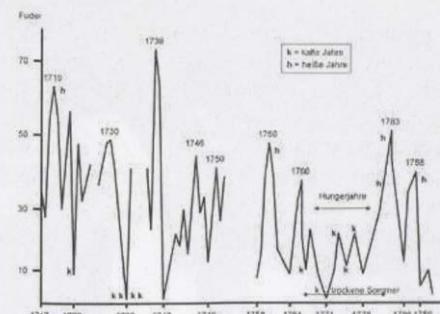


Abb. 5: Frickehausen/Main: Weinzehnt-Ertrag 1717–1791 als Indikator des jährlichen Ernteverlaufs der Rebernte.⁹

Diese *Risikokette* stellte die auf Zukauf von Grundnahrungsmitteln angewiesenen Winzer vor gravierende existenzielle Probleme und kennzeichnet ihre wirtschaftliche und soziale Schwäche. Nach mehrmaligen Mißernten gingen die Winzer in bisweilen generationenübergreifende Verschuldung. Sie stürzte die kleinen Winzerbetriebe in Armut und engte ihre sozialen Handlungsspielräume ein. Dadurch erlahmten auch eigenständige Initiativen zur Verbesserung der Lage.

Die Summe dieser Belastungen verhinderte letztlich den Übergang zum Qualitätsweinbau. Der einzige Ausweg war, maximale Roherträge aus dem Weinberg zu erwirtschaften. Deshalb bevorzugte man aus südlichen Ländern eingeführte Rebsorten mit möglichst hohen Ertragsmengen, auch wenn diese schlechten Wein ergaben.¹³ Aus gleicher Fehleinschätzung dehnte sich der Rebbauplatz auf den sonnenbegünstigten Talhängen auch auf wenig geeignete Nordhänge und Hochflächen aus. In einer Enquête der Regierung von 1801 heißt es kritisch, daß „*mehrere Bauernnorthe, die weder eine ordentliche Lage, noch weniger Grund und Boden zu Weinbergen haben*“, Rebbauplatz betrieben, obwohl „*diese Leuthe auch die Bauart und Behandlung der weinberge gar nichts wissen noch verstehen*“. Die Erträge würden dort selbst dann schlecht sein, „*wenn zwei Sonnen am Himmel wären*“.¹⁴ Es wird empfohlen, daß in solchen Orten „*die Weinberge wieder abgeschafft oder doch wenigstens verringert würden*“.¹⁵ Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die

Armut in den kleinen Winzerbetrieben vor allem auch aus dem Wirkungskomplex von Bevölkerungszunahme, Realerbteilung, Verkleinerung der Betriebe, Zersplitterung der Anbauflächen und Minderung der agraren Tragfähigkeit entstanden.¹⁶ Viele junge Menschen sahen nur in der Auswanderung einen Ausweg.¹⁷ So verlief das demographische Wachstum in den Maintalgemeinden nach der Mitte des 18. Jahrhunderts letztlich nur langsam.¹⁸

1.2. Hydrogeographische Probleme des Mains

Unter seiner Langsamkeit und der zunehmenden Flachheit des Flußprofils litt der Wassertransport zunehmend. Dennoch beschrieben wasserbauliche Quellen den Main als „*ein*en der wichtigsten Schiffahrtsflüsse Deutschlands“.¹⁹ Boller, königlicher Zollbeamter in Lohr, sah 1817²⁰ den Main als „*die Krone aller schiffbaren Flüsse*“ in Deutschland. Gleichwohl beklagten andere Stimmen große hydrogeographische Hemmnisse und den Mangel an Korrektionsmaßnahmen. Die vielfach bezeugte, bisweilen dreimonatige Eisdecke verhinderte die Schiffahrt besonders in den kalten Phasen der „Kleinen Eiszeit“ noch während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die alte Dreifelderwirtschaft mit erosionsfördernder Schwarzbrache auf einem Drittel der Ackerfläche im Einzugsgebiet des Mains und besonders die Denudation der steilen Rebhänge sorgten für stets hohe Sedimentfracht im Main. Sie lagerte sich im Auelehmkörper ab, der seinerseits die *Strömungsgeschwindigkeit* minderte und die Mäanderbildung förderte. Daraus folgten: Geringerer Tiefgang,²¹ schnell wechselnde Wasserstände, Stromstrichwechsel und Verzweigungen, wandernde Flachstellen, Versandung sowie Inselbildung. Damit blieb zwar die Flußdynamik bis ins 19. Jahrhundert weitgehend natürlich, das Auffinden der tiefsten Fahrinne wurde jedoch immer schwieriger. Größere Schiffe und Flöße beschädigten Ufer und Leinpfade. Wegen Holzbedarfs rodeten man die Auewälder und destabilisierte dadurch die Ufer noch mehr.²² Der Main verlor weiterhin an Tiefe, während seine Breite zunahm.²³ Die Treidelpfade (Tageszugleistung

ca. 30 Kilometer) befanden sich um 1800 überall in schlechtem Zustand, Reparaturen wurden kaum vorgenommen. Die Wassertiefe erreichte zwischen Würzburg und Bamberg im Sommer und Frühherbst vielfach kaum 10 bis 12 Zoll (30–35 cm). Schiffe konnten nur mit Viertelsladung passieren. Erst 1841 stellte anlässlich der beginnenden Main-Dampfschiffahrt die bayerische Regierung wasserbauliche Verbesserungen und Wassertiefen von 30 bis 36 Zoll (ca. 1 m) zwischen Bamberg und Aschaffenburg in Aussicht. Weiterhin behinderte Unrat die Schiffahrt. Gravierende Beeinträchtigung erfuhren nicht nur die Siedlungen, sondern auch der Mainverkehr durch immer wiederkehrende *Hochwasserereignisse*.²⁴ Ihre bekannten Höhenmarken zeigen, daß vor der modernen Flußregulierung die historischen Flutwellen deutlich größere Areale erfaßt haben als heute. Maßnahmen zur Hochwasserwarnung hatte die hochstiftische Regierung bereits im 18. Jahrhundert immer wieder befohlen.²⁵ Hochwässer lösten besonders in Verbindung mit niedrigen Rebernten anhaltende Armutphasen der Winzer aus, die durch Steuerermäßigung nur geringfügig gemildert werden konnten.²⁶ Erst langsam setzte sich das Bewußtsein von der *volkswirtschaftlichen*, dem Allgemeinwohl dienenden Bedeutung des Flusses durch, dem sich private Anliegerinteressen unterzuordnen hatten. Der bedeutende Wasserbauingenieur Pechmann urteilte deshalb: „*Ein schifbarer Fluß ist ein für den allgemeinen Wohlstand höchst wichtiges Landeseigentum...*“²⁷ Erste Maßnahmen zur Korrektur des Mains, also Abtrennung von Nebenarmen, Verringerung der Flußbreite und Stabilisierung der Ufer erfolgten erst nach 1836.²⁸

1.3. Das Maintal als Handels- und Verkehrsweg

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war der Export der Wirtschaft des Maintales noch gering. Wichtigste Ausfuhrgüter waren der Wein, ferner Bruchsteine und bereits behauene Blöcke (Muschelkalk und Buntsandstein als Baumaterial), ferner Getreide von den Lößlehm-Hochflächen der Gäulandschaften und Stammholz (Flöße). Der Main spielte als Verkehrsträger eine entscheidende

Rolle, in Schweinfurt, Marktstetf, Marktbreit, Wertheim und Aschaffenburg auch im Umschlag Wasser/Fernstraße. Trotz der grundherrschaftlichen Gemengelage mit widerstreitenden Interessen entwickelte sich jedoch auch innerhalb der einzelnen Herrschaftsgebiete eine beachtliche regional-wirtschaftliche Dynamik. Stets wurde der Austausch von Grundnahrungsgütern zwischen Überschuß- und Mangelgebieten gefördert, damit „*der an Getreidemangel leidende Häcker das nothdürftige Getreid einzukaufen*“²⁹ in der Lage sei. Zentren des Regionalhandels bildeten die Märkte der oft kleinen Städte, insbesondere die Jahrmarkte. Eine wichtige fiskalische Quelle sahen die Obrigkeiten in den allerdings als Handelshemmnis wirkenden³⁰ Binnenzöllen. Alle Flussanlieger versuchten – teilweise mit militärischen Mitteln – den Durchgangshandel an sich zu ziehen. Eine überregionale Handelspolitik konnte jedoch auf diese Weise kaum zustande kommen. Man hatte noch nicht erkannt, daß der Außenhandel rückwirkend im auch eigenen Territorium neue langfristige wirtschaftliche Aktivitäten hätte entstehen lassen können. Die stärksten Handelsaktivitäten gingen vom Hochstift Würzburg aus, geringere von den reichsritterschaftlichen Gebieten. Nicht unbedeutenden Einfluß hatte die (ab 1791 preußische) Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth, die bei Marktstetf mit eigenem (noch heute erhaltenen) Hafen Zugang zum Main hatte. Hier wurden auch durch die kurhannoversche Regierung angeworbene ansbachische Soldaten zum Transport nach Amerika eingeschifft.³¹

Der Transport auf dem Main zwischen Bamberg und Frankfurt/Main war schon im 16. Jahrhundert deutlich größer als auf den noch desolaten Landstraßen. Im 18. Jahrhundert kam dem Main wegen seiner Ost-West-Erstreckung und seiner zahlreichen Schnittpunkte mit Landwegen überregional größere Bedeutung für den *Fernhandel* zwischen Böhmen, Österreich über Regensburg zum Rhein und nach Holland zu. Zur Verbesserung des Fluss-Fernhandels verfügte Würzburg seit 1773 über eine, vom Sohn Balthasar Neumanns konstruierte große Krananlage für schwere Umschlaggüter. Entscheidend nachteilig wirkte immer wieder die Höhe der

Zölle. Mainabwärts waren im 18. Jahrhundert von Bamberg bis Frankfurt ca. 30 offizielle Zollstellen zu passieren. Hinzu kamen zahlreiche weitere Abgaben, die unter erfindungsreichen Vorwänden erhoben wurden und die Rendite des Wassertransports zeitweilig fast aufhoben.³² 1740 entbrannte zwischen Würzburg und Ansbach ein regelrechter Zollkrieg. Zwischen Kurmainz, der Reichsstadt Frankfurt, dem Hochstift Würzburg und der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth kam es immer wieder zu zollpolitischen Auseinandersetzungen um den Verkehr zum Messeort Frankfurt/Main. Infolgedessen stiegen die Transportkosten auf dem Main stark an, so daß die Umschlagfunktionen in manchen Häfen, z.B. in Schweinfurt zeitweilig fast zum Erliegen kamen.³³ Dieser kleinräumlich-territoriale Konkurrenzkampf um Handelsströme, Geleit- und Zolleinnahmen vornehmlich auf dem Main, aber auch auf den Landwegen, brachte zwar gewisse lokale wirtschaftliche Vorteile. Er vollzog sich aber in einer Zeit, in der Frankreich bereits einen großen Wirtschaftsraum bildete, England, Portugal, Spanien und Holland Versuche machten, den Welthandel unter sich aufzuteilen, als die „Globalisierung“ begann und Adam Smith (1723–1790) Theorien zur Freiheit des Handels und der regionalen Arbeitsteilung entwickelte. Am 6. September 1766 wurde zwischen Kurmainz, den Hochstiften Würzburg und Bamberg sowie der Markgrafschaft Ansbach ein Vertrag zur Zollreduzierung geschlossen. Darin kann man erstmals die Absicht sehen, im Maingebiet die territoriale Wirtschaftspolitik zugunsten größerer einheitlicher Wirtschaftsräume zu verlassen und die natürlichen verkehrsgeographischen Vorteile des sich ost-west-erstreckenden Mains ökonomisch besser zu nutzen. Der Main bis Aschaffenburg wurde 1814 bayrisch. Maintalstädte wie z.B. Kitzingen und Schweinfurt steigerten mit ihren Häfen den Güterumschlag Land-Wasser.³⁴ Die Mainzölle und Nebenabgaben wurden innerhalb Bayerns 1818 abgeschafft. Verträge zwischen Bayern, Frankfurt, dem Großherzogtum Hessen und Köln (1836, 1840, 1846) brachten zwar eine Abgabenverminderung, doch die Zölle am Untermain belasteten die Schiffahrt

mainaufwärts auch im Mittellauf des Mains weiterhin.

Den Handel auf dem Main konnte der Bau des Ludwigskanals zwischen Main und Donau (1836–1846) nicht stabilisieren. Trotz aller Schwierigkeiten blieb der Main auch nach Beginn des Eisenbahnbaus ein wichtiger Verkehrsträger für den Transport und *Export* regionaler Produkte (Getreide, Futtermittel, Steinerzeugnisse aus Muschelkalk und Buntsandstein, Holz mit Flößen aus dem Franken- und Steigerwald, Sand, Kies) sowie für den *Import* überregionaler Güter (Steinkohle, später Mineralöl, Futtermittel). Zahlreiche auch kleine Schifferorte, Hafenanlagen und Schiffswerften zeugen von dieser großen verkehrsgeographischen Bedeutung,³⁵ auch für den Personenverkehr.³⁶ Ab 1842 bis 1854 verkehrten Raddampfer auf dem Main. Seit 1892 brachte die dampfbetriebene Ketteneschleppschiffahrt³⁷ technologische Verbesserungen bis Miltenberg, 1895 bis Lohr, 1898 bis Würzburg, 1912 bis Bamberg. 1937 endete der Kettenbetrieb. Die schnellere Eisenbahn wurde wegen erheblicher Streckenverkürzung zur immer wirkungsvoller Konkurrenz. Die Zahl der Güterschiffe auf dem Main sank. Die neuen Bahntrassen ließen großräumlich neue Verkehrsleitlinien teilweise weit abseits des Maintales entstehen, hoben dadurch aber den Wirtschaftsraum Mainfranken insgesamt und damit auch das ökonomische Potential des Maintals auf eine deutlich höhere Rangstufe. Parallel dazu machten der seit 1870 von Gewerbe und Industrie geforderte (erste) Ausbau und die Vertiefung des Mains von Frankfurt aus Fortschritte. Viele kleine Häfen und Länden entstanden neu. Trotz der Eisenbahn-Konkurrenz verhalf diese erste Mainkanalisation zahlreichen Main-Hafenorten zum Erhalt ihrer Umschlagfunktion zwischen Wasser- und Landweg bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts, z.B. Wertheim, Kitzingen und besonders Marktbreit.³⁸ Mit der modernen Mainkanalisation (1940 bis Würzburg, ab 1953 oberhalb davon) begann eine neue Phase der Mainschiffahrt, die ihren Höhepunkt mit Eröffnung des Kanals zwischen Bamberg und Kelheim hätte erreichen sollen (Abb. 10). In einer aktuellen Untersuchung wird die Bedeutung der Main-Binnenschiffahrt durch Be-

fragung unterfränkischer Unternehmen analysiert.³⁹ Neben der Schiffahrt hatte auch die Fischerei im Main große regionale und lokale Bedeutung. Auf sie kann hier jedoch nur verwiesen werden.⁴⁰

1.4. Entwicklung der Wirtschaft im 19. Jahrhundert

Im Maintal und im übrigen Mainfranken gab es schon Ende des 18. Jahrhunderts Anzeichen für die schwieriger werdende Lage des Weinbaus als der wichtigsten Wirtschaftsbasis. Nicht nur Mißernten und das Schwanken der Verkaufspreise, sondern auch ungenügende Fachkenntnisse bei Winzern werden als Ursache beginnender Krisen genannt. Am stärksten betroffen waren die mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung, die in sozialer Abhängigkeit nur über geringe Möglichkeiten verfügten, ihre wirtschaftliche Basis, den Weinbau, zu stabilisieren. Sowohl außerhalb als auch innerhalb der Lebenswelt des Weinbaus sind die Ursachen seines Abwärtsrends zu suchen.

Von außerhalb wirkende Hemmnisse

Mainfranken wurde mit der *politischen Neuordnung* 1803 bis 1814 in das neue Königreich Bayern eingegliedert. Folge war eine gewisse wirtschaftsräumliche Abseitslage innerhalb des neuen Flächenstaates. Die in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Eisenbahntrassen schufen zwar Impulse für die Zunahme des überregionalen Verkehrs. Die positiven Möglichkeiten wurden jedoch in einigen Teillbereichen des Maintales nicht genutzt. Gleichzeitig litt die Mainschiffahrt trotz des modernen Dampf- und Kettenbetriebes unter dem ständigen Zögern bei der Flusskorrektur. So erwuchsen für einzelne Maintalstrecken verkehrsgeographische Nachteile. Ein wesentliches Hemmnis für die wirtschaftliche Stabilisierung war teilweise auch der noch schlechte Zustand der Landstraßen im Maintal im Gegensatz zu ehemals ansbach-brandenburgischen Gebieten südlich von Marktbreit.⁴¹ Die üblichen Erdstraßen erlaubten nur eine sehr geringe Reisegeschwindigkeit und waren witterungsbedingt immer wieder unbefahrbar. Der Bau moderner

Chausseen befand sich noch im Planungsstadium.

Das Absinken der bislang hohen Wertschätzung des fränkischen Weins in den Exportgebieten wurde zur folgenschwersten Beeinträchtigung des Wirtschaftsraumes Maintal. Dort bevorzugte man süßere Weine aus anderen Rebbauregionen, z.B. aus Rheinhessen. Selbst in Franken wurde das Bier zum Konkurrenten. Versuche, dieser neuen Geschmacksrichtung durch Weinfälschung, d.h., Zugabe von Süßstoffen unterschiedlichster Art entgegenzukommen, minderte das Renommée des Frankenweins weiter. Ende des 19. Jahrhunderts wurde konstatiert, daß infolge der Weinschönung „*der Frankenwein seinen Ruhm gänzlich verlieren und der ohnehin sehr darniederliegende Weinhandel noch mehr ins Abnehmen geraten müsse.*“⁴² Aus sozialgeographischer Sicht ist allerdings festzuhalten: So nachteilig die Weinfälschung insgesamt war, für viele Winzer erschien sie wohl als einziger Ausweg aus der Verschlechterung der Marktlage. Diese Fehleinschätzung zeigt die schwierige, oft an Armut grenzende Situation vieler der kleinen Weinbauern im 19. Jahrhundert.

Regionsinterne Entwicklungshemmnisse

Regionsinterne Hemmnisse der Wirtschaftsbasis Weinbau basierten zunächst auf der Überalterung der Rebbestände. Unverändert herrschte in den kleinen Winzerbetrieben Mischkultur statt Spezialkultur, während in den drei größeren Weingütern wie in anderen Weinbaugebieten Deutschlands bereits arbeitssparende Reinkulturen üblich geworden waren. Die Bodendegeneration durch Nährstofferschöpfung und Bodenerosion war beträchtlich, künstliche Düngung weitgehend noch ungebräuchlich oder zu teuer. In bayerischer Zeit dauerte die hohe *Steuerbelastung* fort. Weiterhin blieb den kleinen Winzerbetrieben die immer wieder durch schlechte Ernten verschärzte generationenübergreifende Verschuldungsfalle erhalten. Den kleinen Winzerbetrieben gelang es zunächst nicht ausreichend, weitere Ackerflächen für alternative Anbauprodukte mit höherer Rentabilität

(Getreide, Kartoffeln, Klee) zu erschließen. Dieser Fortschritt erfolgte erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Statt dessen versuchte man, mit hohertragshöfigen Rebsorten Massenweine zu erzeugen. Die Hinwendung zum Qualitätsweinbau fand in dieser Zeit noch wenig Resonanz. Unverändert herrschte Realerbteilung mit anhaltender *Betriebszersplitterung*. Infolge Zunahme der wirtschaftlichen Probleme sank das soziale Ansehen des Weinbaus. Rebkrankheiten waren zwar nicht die tiefere Ursache, wirkten aber als letzter Anstoß für den Niedergang des Weinbaus im Maintal. Von Frankreich hatten sie ab ca. 1880 auch auf Mainfranken übergegriffen: Pernospore (Pilzbefall), Mehltau, der Wurzelschimmelpilz und die Wurzelreblaus (Phylloxera). Alle Formen des Schädlingsbefalls gaben zusammen mit den schlechten Witterungsverhältnissen der 1890er Jahre einen entscheidenden Schub zum Rückgang des Rebbaus. Die soziale und wirtschaftliche Lage der kleinen Winzerbetriebe wurde von Ruppert für 1833 (im Vergleich mit der 120 Jahre späteren Situation des Weinbaus um 1955) am Beispiel der Volkacher Mainschleife und der Orte Albertshofen und Eibelstadt untersucht und dabei der Versuch dokumentiert, im expandierenden Obstbau eine gleichwertige Nachfolgekultur des Weinbaus zu finden.⁴³

1.5. Alternative Existenzmöglichkeiten und Rückgang des Rebbaus

Mit der Gründung von sogenannten „*Industrieschulen*“ versuchte man bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts neue Formen ergänzender Existenzabsicherung durch Gartenbau, Verarbeitung von heimischen Textilgrundstoffen oder Holzbearbeitung zu erreichen.

Der Weinbaupionier Sebastian Englert (1804–1880) lehrte von Randersacker aus ab 1836 Reformen in einer eigenen Rebschule. Seine wichtigsten Forderungen waren: Erneuerung durch Qualitäts-Reben, Aufgabe der Mischkultur, Meidung ökologisch ungeeigneter Flächen, Orientierung der Rebsortenwahl am Mikroklima, Ergänzung des Weinbaus durch andere landwirtschaftliche Pro-

dukte, Ende der betrieblichen Flächenzer-
splitterung, Minderung des Arbeitsaufwandes, Aufbau einer Absatzorganisation und hy-
gienische Kellerwirtschaft mit Sortentren-
nung. Die Ideen Sebastian Englerts fanden
jedoch zunächst wenig Reaktion. Sie erlangten
erst spät, teilweise erst nach dem Zweiten
Weltkrieg volle Verwirklichung. Entscheidend
war, daß die kleinen Weinbaubetriebe ökono-
misch nicht über die erforderlichen Fach-
kenntnisse, das notwendige Kapital und die
zusätzlich notwendigen Arbeitskräfte verfü-
gten, um empfohlene Neuerungen zu verwirk-
lichen.

Als Alternative und Risikoausgleich bot
sich ab ca. 1900 die Ausweitung des bereits
bekannten *Obstbaus* an. Er verlangte damals
den gleichen Arbeitsaufwand auf den kleinen
Betriebsflächen und erbrachte etwa den glei-
chen Ertrag wie die Rebe. Heute wird das
Obst im weiteren Nutzungswandel zu Obst-
bränden veredelt. Bis in die Gegenwart kann
man an vielen Hängen des Maintales im
Landschaftsbild die verschiedenen Phasen der
Veränderungen an Brachflächen und Verbus-
schungen ablesen. Schon die „Versammlung
deutscher Wein- und Obst-Produzenten zu
Würzburg“ (7.–10. Oktober 1841)⁴⁴ hatte dazu
aufgefordert, den Rebbau, wo er rendite-
schwach war, durch den Anbau der Kartoffel
zu ersetzen. Sie erbringe sichere Eigernäh-
rung, zusätzliche Verkaufserlöse und sei an-
gesichts der Bevölkerungszunahme nahrungs-
wirtschaftlich besonders wichtig. Dazu trat langsam auch die Einführung der Frucht-
wechselwirtschaft mit Kartoffeln, Klee oder
Rüben. Der Weinbau wurde immer unrentab-
ler. Die Rebfläche sank im Maintal (ver-
stärkt nach der kühlen Witterung 1905–1913)
zwischen Würzburg und Sulzfeld 1860 bis
1930 von ca. 1.800 ha auf 800 ha.⁴⁵ Davon be-
wirtschafteten die großen, fast ohne Verlust
gebliebenen Weingüter etwa zwei Drittel.

Die *Natursteingewinnung*⁴⁶ wurde zur ent-
scheidenden lokalen Alternative. Sie bildete
seit dem 17. Jahrhundert im Gesamtverlauf
des Maintales von Bamberg bis Aschaffen-
burg (Keupersandstein, Muschelkalk und Buntsandstein)
einen wichtigen Wirtschafts-
zweig. Muschelkalk fand auch zuvor schon

als Brennkalk sowie zur Düngung auf den
Buntsandsteinböden des Spessartrandes und
der Rhön Verwendung. Steinbrüche, meist im
oberen Teil der Hänge des Maintales, seiner
Nebentäler und auf der angrenzenden Hoch-
fläche prägten die Landschaftsentwicklung.
An der oberen Talkante konnte man relativ
leicht die Kalkblöcke aus dem horizontalen
Schichtenverband herauslösen. Der Abbau er-
folgte mit meist handwerklichen Verfahren
äußerst arbeitsintensiv. Einfache Kran-Kon-
struktionen erleichterten das Verladen der
schweren Quaderkalke (Abb. 6). Museal auf-
bereitete Derrik-Kräne sind am sog. „Schloß-
platz“ zwischen Randersacker und Lindel-
bach noch zu sehen. Verwendung fand der
Naturstein in der Alltagsarchitektur wie in
herausragenden kirchlichen und weltlichen
Gebäuden nicht nur in Unterfranken, sondern
auch über große Entfernung, z.B. im Rath-
aus von Leipzig. Der Übergang von der
Fachwerkbauweise zum Steinbau, teils wegen
Holzmangels, teils wegen Feuerschutzaufla-
gen, schließlich auch wegen des Stilwandels
steigerte das Interesse am regionalen Natur-
stein. Für viele bedeutende Bauten wie der bar-
ockzeitlichen Stadtmauer in Würzburg (obe-
rer Muschelkalk), dem Bau der Residenz in
Würzburg ab 1720 (Werksandstein des unteren
Keupers), legte man in möglichst geringer
Transportkostenentfernung neue Steinbrüche
an.⁴⁷ Auch etwas größere Distanzen überwand
man, wenn der rote Sandstein aus der Umge-
bung von Miltenberg für das Aschaffenburger
Schloß sowie aus Heigenbrücken (Spessart)
oder von Thüngersheim-Erlabrunn für Bauten
in Würzburg als attraktives Baumaterial und
architektonisches Gestaltungsmittel gewählt
wurde. Von Beginn an war der Naturstein aus
Mainfranken auch Exportgut.⁴⁸ Die Änderung
der Abbautechnik, Folgen verschiedener Kon-
junktur-Phasen und die Transportkostenstei-
gerung minderten jedoch schon ab 1914 den
Ertrag der Abbaubetriebe. Um 1878 gab es in
Unterfranken 1.100 Kleinbetriebe, 60 größere
Unternehmen, um 1920 dagegen nur noch ca.
300 kleinere und knapp 200 größere, insge-
samt aber leistungsfähigere Betriebe (Stein-
brüche mit ersten Verarbeitungsstufen). Die
Zahl der bei der Natursteingewinnung Be-
schäftigten sank von ca. 7.000 (1900) auf

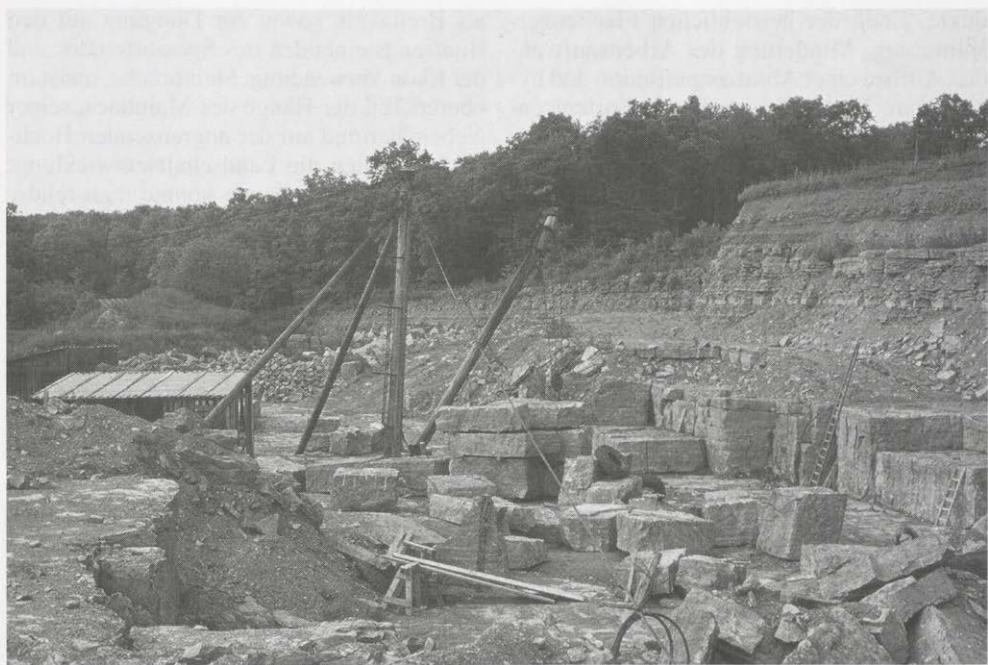


Abb. 6: Steinbruch bei Sommerhausen am Main mit traditionellem Abbau durch einen einfachen Holzkran 1980.
Photo: H.-G. Wagner.

4.000 um 1920.⁴⁹ Ab 1922 machte sich ein gewisser Niedergang der Natursteingewinnung wegen starken Transportkostenanstiegs, neuer Bautechniken, aber auch infolge Modetrends der Architekturleitbilder bemerkbar. Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg das Interesse am Naturstein als Baumaterial zunächst wieder an, sank schließlich wegen hohen Kostenlevels erneut ab. Steinverarbeitungsbetriebe existierten in den Maintalgemeinden bis in die 1970er Jahre. 1961 bestanden im Maintal zwischen Randersacker und Ochsenfurt noch 120 Steinbrüche. Davon waren 26 mit 450 Beschäftigten noch in Betrieb.⁵⁰ Heute konzentriert sich der Abbau von Muschelkalk als hochwertigem und sehr teurem Werkstein auf die Brüche um Kirchheim und Krensheim, etwas abseits des Maintales. Auch ist die Grenze der Rationalisierung und z.T. der Rentabilität erreicht. Der Import von Muschelkalkplatten aus dem Ausland ist heute preiswerter. Nach Ende des Steinabbaus überzog die ehemaligen Steinbrüche Steppenheidevegetation, die diesen Arealen den Habitus von sekundären Naturschutzgebieten verlieh.

1.6. Das Maintal südlich von Würzburg um 1930

Am 18. Oktober 1907 berichtete die Regierung von Unterfranken an das Ministerium in München: „Dafß die wirtschaftliche Lage der Winzerbevölkerung in Franken eine sehr gedrückte ist, läßt sich leider nicht bestreiten.“⁵¹ Weitz sah in den Maintaldörfern südlich von Würzburg in der Zeit um 1930 „Trostlosigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse“.⁵² Die Ertragssituation mündete nur dort in eine Stabilisierung, wo die Umstellung auf Nachfolgekulturen oder ein Überwechseln in außerlandwirtschaftlichen Erwerb gelungen war. Damit legte Weitz für die Mitte der 1930er Jahre eine Analyse vor, die speziell für den Wirtschaftsraum im Maintal südlich von Würzburg nur noch den Nachklang des einst blühenden Weinbaus und Handels sowie den Ansehensverlust der Winzerorte gegenüber den ackerbaulichen Hochflächen des Gäus dokumentiert. Wenn man das heute als romantisch empfundene Ortsbild der Maintaldörfer als touristische Attraktion anbietet,

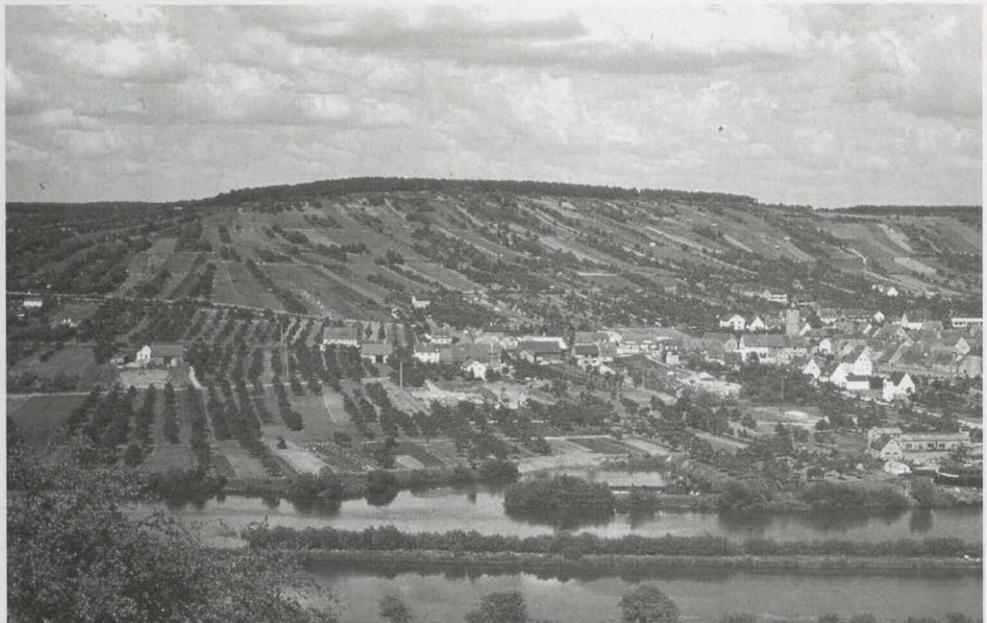


Abb. 7: Gemarkung Eibelstadt 1962. Vor der Flurbereinigung (um 1970) dienten die durch Realerbteilung zersplitterten Rebhänge nur noch vereinzelt dem Weinbau. Photo: H.-G. Wagner.

sollte man, um eine Fehleinschätzung zu vermeiden, die zeitweilige Notlage und Armut der Winzer nicht übersehen. Weitz beendete seine Studie mit der Feststellung: „Armes Volk in verarmtem Land, das ist die heutige Lage des Maintales zwischen Kitzingen und Würzburg ...“ und sah im südlichen Maindreieck „... das zweite fränkische Notstandsgebiet, das unmittelbar nach Spessart und Rhön einer umfassenden Hilfe bedürftig sei“.⁵³ Vergleichsweise war die wirtschaftliche und soziale Lage der ländlichen Bevölkerung der Maintalgemeinden in den Nahbereichen des industriellen Zentrums Schweinfurt oder am Untermain weniger dramatisch.⁵⁴

1.7. Nach dem Zweiten Weltkrieg: Schneller Aufschwung

Ebenso wie Impulse für den Niedergang des Wirtschaftsraumes Maintal außerhalb der Städte von außen gekommen waren, verursachten externe Kräfte auch seine Revitalisierung. Der Anstieg von Wohlstand und Kaufkraft nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnete dem Frankenwein einen Absatzmarkt, dessen Reichweite und Dichte bald die frü-

heren Exportziele weit überschritten. Veränderte Konsumwünsche wandten sich von den süßeren Weinen ab. Der deutlich „trockenere“ fränkische Wein fand einen breiter werdenden Zuspruch. Interne Grundvoraussetzung für die Wiederbelebung des Weinbaus im Maintal war die Flurbereinigung. Die Bereitschaft zur Neuordnung des realerbteilungsbedingten Rebflächenmosaiks ergab sich aus dem Generationswechsel und der Selbstorganisation der Winzergenossenschaften. Die Flurbereinigung der Rebflächen induzierte seit Beginn der 1960er Jahre einen schnellen und umfassenden Aufschwung (Abb. 7 u. 8). Parallel dazu gediehen auch der Obstbau und Beerenfrüchte in spezialisierten Kulturen und der auf bestimmte Gemarkungen konzentrierte Gemüsebau mit jeweils speziellen Produkten.

Vor allem brachte die Entwicklung von Gewerbe und Industrie am Rand der größeren urbanen Verdichtungsräume, später auch kleinerer Gemeinden eine schnelle Ausweitung des Arbeitsmarktes. Zunehmender Wohlstand führte – meist mit einem Generationswechsel – zu einer im gesamten Verlauf des Maintales



Abb. 8: Gemarkung Eibelstadt 2008. Der gleiche Hang wie in Abb. 7 bietet ein Bild der Monokultur.
Photo: H.-G. Wagner.

zwischen Bamberg und Aschaffenburg ausgreifenden Siedlungstätigkeit: Neubaugebiete, teilweise in von Hochwasser gefährdeten Bereichen, erlangten oft die doppelte Fläche wie die alten Ortskerne.

2. Gegenwärtige Gewerbe und Industrie im Maintal

Versucht man die Standortbedingungen von Gewerbe und Industrie im Maintal zwischen Bamberg und Aschaffenburg zu charakterisieren, so ergeben sich – generalisiert – vier Typen, die sich allerdings wegen ihres zeitlichen Bedeutungswandels und ihrer wechselseitigen Überschneidung nicht immer klar voneinander trennen lassen.

- Regionale Standortbedingungen (Rohstoffe, Verkehrslage) mit zunehmend externer Vernetzung
- Unternehmensgründungen in freier Standortsentscheidung
- Arbeits- und Organisationserfahrung (Impulse aus Handwerk und Gewerbe)
- Innovative Einbindung in weltweite Netze der Wissensgesellschaft und Kapitalverflechtung

Zu jeder dieser vier Entwicklungslinien werden nachfolgend einige ausgewählte Beispiele wichtiger regionaler gewerblich-industrieller Schwerpunkte im Maintal von Schweinfurt bis Aschaffenburg skizziert.

2.1. Industrien auf regionaler Grundlage

2.1.1. Verarbeitung von Naturstein

Im Maintal bei Karlstadt bildet der Muschelkalk seit 1887 die Grundlage industrieller Zementproduktion für die Herstellung von Beton und anderen Baustoffen. Seit 1937 gehört das Werk in Karlstadt zum Konzern Schwenk (gegründet 1847 in Almendingen, 20 km südwestlich von Ulm) und prägte den Arbeitsmarkt und die Kaufkraft eines dichten Pendlereinzugsgebietes um Karlstadt. Das heute hochautomatisierte Herstellungsverfahren basiert auf der räumlich nahe gelegenen Gewinnung von Muschelkalk westlich und östlich des Maintales in sich ausdehnenden Bruchanlagen. Die flächenmäßig große Bedeutung für die Landschaft des Maintales macht ein Blick auf eine Satellitenszene deutlich. Als Energiebasis verwendet man heute

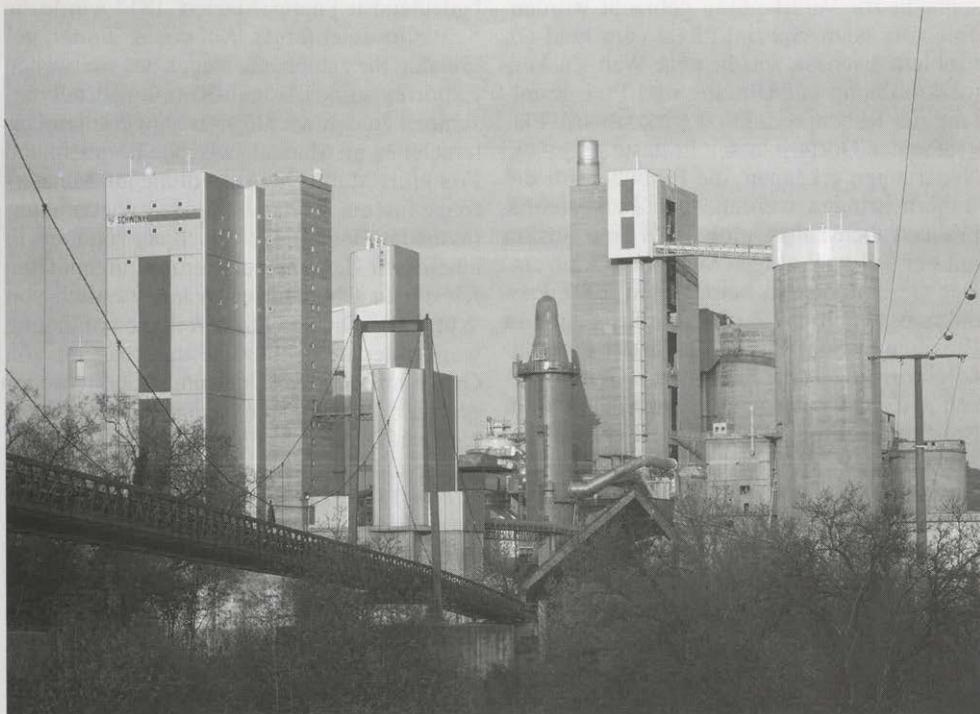


Abb. 9: Zementwerk Karlstadt 2008. Die früher starke Staubbelaustung der Rauchgase wird heute durch modernisierte Fertigungstechnologie vermieden.
Photo: H.-G. Wagner.

nicht mehr überwiegend Steinkohle, sondern Ersatzstoffe aus Abfällen und getrocknetem Klärschlamm. Die technologische Entwicklung gab dem Werk ein fast hypermodernes äußeres Gewand (Abb. 9), während noch vor 30 Jahren der den Schornsteinen entschwebende Staub einen grauweißen Belag auf alle Dächer Karlstadts breitete.

Etwas abseits des Maintales bei Kitzingen entwickelte sich in Iphofen an der Steigerwaldstufe ab 1950 auf der Grundlage von Gips-Horizonten im untersten Teil des mittleren Keupers die heute weltweit agierende Knauf Gips AG. Das ursprüngliche Familienunternehmen produziert heute in ca. 60 Staaten Bauelemente und Isolierstoffe für Trockenbauverfahren und hat mit der industriellen Verarbeitung einer natürlichen Ressource Teile der Bauwirtschaft revolutioniert. Die mainfränkischen Stammwerke bilden heute den Kern eines grenzübergreifenden Produktionsnetzes, dessen Standorte räumlich an Rohstofflagerstätten orientiert sind.

2.1.2. Lebensmittelindustrie auf Basis von Zuckerrüben

Als rohstofforientiert ist auch die Entwicklung der Rübenzuckerfabrik Franken in Ochsenfurt am Main, früher auch bei Zeil am Main östlich von Schweinfurt, zu sehen. 1951 entstand (nach ersten Anfängen nach dem Ersten Weltkrieg 1919) der erste Teil der heutigen Zuckerfabrik, mit einer damals zunächst noch geringen Kapazität. Heute werden (nach Firmenangaben) während einer Kampagne pro Tag ca. 10.000 t bzw. etwa 1,5 Mio. t Zuckerrüben pro Kampagne verarbeitet und daraus ca. 240.000 t Zucker hergestellt. Basis des Unternehmens ist der Anbau von Zuckerrüben auf ca. 22.000 ha landwirtschaftlicher Fläche überwiegend des „Ochsenfurter Gaus“ südwestlich des mittleren Maintales, aber auch auf Flächen bis zur Rhön und bis Ansbach. Hier erzeugen 4.300 Landwirte vertragsgebunden Zuckerrüben im Wechsel mit Weizen auf hochwertigen Lößlehm-Braunerden. Während die Rüben früher mit der Ei-

senbahn zur Verarbeitung gebracht wurden, holen sie heute Spezial-Lkws vom Feld ab. Problematisch ist, wie die neue Welt-Zuckermarktordnung auf Umfang und Preisgestaltung der Rübenproduktion wirken wird. Plakate in den Dörfern lassen Proteste gegen die Neuerungen erkennen, die Einbußen für die Bauern bringen werden. Die Zuckerfabrik Franken Ochsenfurt ging 1988 eine Fusion mit der weltweit tätigen Südzucker A.G. ein. Der Gesamtkonzern betreibt seit 2007 Produktionsstätten auf Zuckerrohrbasis auch in Brasilien und auf Mauritius. An der Bioethanolgewinnung ist die Südzucker AG. mit Werken in Zeitz/Thüringen, in Österreich und in Belgien beteiligt.⁵⁵ Das Beispiel der Rübenzuckerfabrik Ochsenfurt zeigt die Expansion eines zunächst singulären Standortes über Kapital- und Technologieverflechtung in ein weit gespanntes Netz.

Auf den regionalen Agrarprodukten Wein und Getreide basierte die Schiffahrt auf dem Main seit dem 18. Jahrhundert und damit die Anlage des Alten Hafens in Würzburg mit großen Lagerhäusern (heute „Kulturspeicher“). Nachdem der Mainausbau 1940 Würzburg erreicht hatte, errichtete die Stadt 1940 den *Neuen Hafen* ca. 5 km mainabwärts vom Würzburger Stadtkern. Seine Umschlagfunktion war bis in die Mitte der 1970er Jahre stark mit der regionalen Landwirtschaft verbunden: Getreide, Düngemittel, Kraftfutterproduktion. Daneben dominierte der Steinkohleimport und heute die Mineralöleinfuhr, die einen hohen Anteil der (auch mit der Bahn) angelieferten Güter bildet. Die traditionelle Bindung zum regionalen Agrarbereich nahm kontinuierlich ab, die Zahl der wasserunabhängigen Industrie- und Dienstleistungsbetriebe stieg an. Gleichzeitig sank die Umschlagsmenge Fluß/Landweg etwas ab, während Straße und Schiene gegenwärtig die wichtigeren Anbindungen des Hafens darstellen, gegenüber dem umweltschonenden Schiffsverkehr auf dem transkontinentalen Wasserweg zwischen Rhein, Donau und Schwarzwasser-Anrainern (vgl. Abb. 10)

2.2. Unternehmensgründungen in freier Standortentscheidung

Aus der umfangreichen Gruppe dieser Standorttypen im Maintal sei beispielhaft der

bedeutendste knapp skizziert. 1817 wurde die Schnellpressenfabrik *Koenig & Bauer* gegründet. Sie zählt heute wegen des weltweiten Exportes seiner Bogen-Rotationsdruckmaschinen zu den wichtigsten industriellen Unternehmen im Maintal zwischen Bamberg und Frankfurt/Main. Die Ansiedlung am Main erfolgte fast ein Vierteljahrhundert vor dem umfassenden Beginn des Maschinenzitalters in einem seit der Säkularisierung ungenutzten Kloster in Oberzell, ca. 6 km westlich von Würzburg. Die damalige Verkehrsanbindung war schlecht. Fachkräfte mußten erst von Grund auf herangebildet und ständig weiter geschult werden. Dann begann hier eine Weltkarriere. Die beiden Firmengründer, Andreas Bauer (1783–1860) und Friedrich Koenig (1774–1833) hatten zuvor in London von 1805 bis 1817 erfolgreich den Serienbau von Rotationsdruckmaschinen zur Herstellung von Zeitungen im Verlag der „Times“ vorangetrieben. Ihren Londoner Standort gaben sie auf, weil aus Konkurrenzgründen dem Vertrieb ihrer Druckmaschinen Grenzen gesetzt waren. Zwar durchlief das an den Main verlegte Unternehmen im Laufe seiner bis heute fast 200jährigen Entwicklung auch Krisenphasen, besitzt jedoch – zusammen mit seinen vier weiteren Firmen-Standorten in Frankenthal, Radebeul/Dresden und Mödling/Wien und ca. 7.800 Beschäftigten weltweit und 6.000 in Deutschland (2009) – Weltgeltung bei der Herstellung von Rotationsmaschinen im Bogen- und Rollenoffsetverfahren für den Druck von Zeitungen, Wertpapieren und Banknoten.⁵⁶ Das Unternehmen verfügt über die breiteste Produktpalette aller Druckmaschinenhersteller.

2.3. Industrie und Gewerbe auf der Grundlage von Arbeits- und Organisationserfahrung

2.3.1. Schweinfurt – solitäre Industriestadt

Die Entwicklung des Wirtschaftsraumes um die Industriestadt Schweinfurt am Main umfaßte *drei Phasen*, vergleichbar mit regionalen Produkt- und Lebenszyklen. Die *erste* dauerte von ca. 1780 bis etwa 1880. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erfolgte ein von außen ge-

kommener innovativer Anstoß. Auswärtige Kaufleute zogen nach Schweinfurt und gründeten zunächst Manufakturen. Unternehmergeist, Gründungswille und Risikobereitschaft waren die wichtigsten Standortvorteile und Auslöser für die weitere Entwicklung. Rohstoffe spielten keine Rolle, die Verkehrslage war eher ungünstig.⁵⁷ Damit vollzog sich in Schweinfurt ein grundsätzlich anderer *Pfad der Industrialisierung* als in den etwas älteren, klassischen Industrieregionen (z.B. Mittelengland, Ruhrgebiet). Die frühen Qualitätsprodukte der Farben-Chemie Schweinfurts (Bleiweiß 1783, Ultramarin 1845, das lichtechte Schweinfurter Grün 1880) erzielten große Exportreichweiten, teilweise mit Weltgeltung.⁵⁸ Die Versuche in der Lederbranche (1791), der Schuhproduktion (1881, 1887), in einer kurzen Textilphase mit Baumwollspinnerei (1846), aber auch im Nahrungsgüterbereich mit der ersten Zuckerfabrik in Süddeutschland (1826) wiesen bereits eine beachtliche Diversifizierung der frühen Industrie auf. Um 1870 existierten in Schweinfurt ca. 30 Fabriken mit breiter Erzeugnispalette im Bereich Chemie, Leder und Lebensmittelverarbeitung. Das Ende dieses ersten dominant chemiebestimmten Produktzyklus' in Schweinfurt wurde durch den Aufstieg von Kohlechemie und Anilinfarbenherstellung in anderen Wirtschaftsräumen Deutschlands verursacht.⁵⁹

Noch stärker fußte die *zweite Phase* etwa ab 1880 auf Erfindungsgeist, Arbeits- und Organisationserfahrung sowie zahlreichen technischen Innovationen, jetzt in der hochspezialisierten Metallbearbeitung. Die Erfindung und industrielle Herstellung von Präzisions-Kugellagern durch den 34jährigen Friedrich Fischer (Kugel-Fischer) vor 150 Jahren in großen Stückzahlen machte Schweinfurt ab 1883 zum zweiten Mal weltweit bekannt. Die Patentierung von Fahrradkugellagern mit verschiebbarer Kugellauffläche 1894 und Torpedo-Fahrradfreilaufnaben 1903 führte zum Motoren- und Maschinenbau. Diese Erfindungen wurden zu eigenaktiv wirksamen neuen Agglomerationskräften: Arbeiter wanderten zu und neue Baugebiete wuchsen um den alten Stadt kern. Später sorgte in allen Firmen eine umfassende Ausbildung für qualifi-

zierten Nachwuchs. Mit Arbeits- und Organisationserfahrung, in den Arbeiterfamilien generationenübergreifend verstärkt, entfaltete sich die industriegeprägte Stadtentwicklung.⁶⁰ Aus den zahlreichen frühen Firmengründungen schälten sich vier Großunternehmen heraus: FAG Kugelfischer Georg Schäfer & Co., SKF Kugellagerfabriken, Fichtel & Sachs AG, STAR Deutsche Star-Kugelhalter GmbH.

In einer *dritten Phase* wurde die Fähigkeit zur Krisenbewältigung aller an der Wirtschaft beteiligten Akteure wichtig. Sie sollte bis heute entscheidende Qualifikationsbasis bleiben, denn Industrie- und Stadtentwicklung Schweinfurts verliefen weiterhin nicht schwankungslos und gleichmäßig erfolgreich. Weltweite Fahrrad-Konkurrenz, steigende Rohstoffpreise und wachsende Lohnkosten lösten bereits 1890, 1897/98 und 1903 erste Krisen mit hoher Arbeitslosigkeit aus.⁶¹ Abwehr schaffte die Erfindung speziellerer Kugellagersysteme zur allgemeinen Verwendung im Maschinenbau. Firmenzusammenbrüche und Fusionen als Reaktion auf überhitztes Gründungsfieber folgten. Die Erfindung des Sachs-Motors 1930 beseitigte, wenn auch eine fahrzeug-orientierte Monostruktur begründend, in Schweinfurt die weltwirtschaftlich bedingte Krise. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg gelang den Schweinfurter Traditionunternehmen die Schaffung eines globalen Netzes von Zweigniederlassungen, Produktions- und Vertriebsstandorten. 1943 bis 1945 folgten fast totale Kriegsschäden und die Demontage der erhalten gebliebenen Anlagen. Jedoch schon um 1950 expandierte die Wälz- lager-, Motor- und Zuliefererindustrie für Kfz bis in die 1980er Jahre mit weltweitem Absatz.⁶² Allerdings war mit diesem Boom trotz der Existenz mehrerer neuer und voneinander unabhängiger Produktzyklen eine weitere Verstärkung der *Monostruktur* in Schweinfurt verbunden. Hinzu kam ab ca. 1980 die kostengünstigere ausländische Konkurrenz. Schweinfurt erfaßte 1993 eine tiefgreifende Industrie-Krise, weil zuvor nicht für Diversifizierung gesorgt worden war.⁶³ Andere Konzerne etablierten neue Produktsortimente und fügten sie in weltweite Vermarktungsfelder ein. Neue Gewerbegebiete wurden in einer konzertierten Aktion im Westen der Stadt er-

schlossen, die Verkehrsanbindung verbessert, ein Gründer-, Innovations- und Beratungszentrums (GRIBS) und eine überregionale Organisation für Regionalmarketing (Chancen-Region Mainfranken) errichtet. Ein wichtiger Entwicklungsfaktor blieb die Fähigkeit zu Bewältigung und Regulierung von Krisen.⁶⁴ Die Industrie in Schweinfurt umfaßt heute folgende in global tätige Konzerne eingebundene Firmen: Zahnradfabrik Friedrichshafen ZF-Sachs (mit dem Schweinfurter Traditionunternehmen Fichtel & Sachs Motorenfabrik, weltweit 17.000, in Deutschland 9.000 Beschäftigte 2009), SRAM Komponenten für Fahrräder (2009 weltweit 2.800, in Schweinfurt 270 Arbeitsplätze), SKF (weltweit 45.000, in Deutschland 7.000 Beschäftigte 2009⁶⁵) und FAG mit 6.000 Mitarbeitern in Schweinfurt und 45.000 weltweit in der hochspezialisierten Wälzlagerherstellung (für Kfz-Industrie, Maschinenbau und Weltraumtechnologie), Rexroth-Bosch-Hydraulik (Elektronische Steuerungssysteme), Schaeffler-FAG Kugelfischer-Conti (Kraftfahrzeugteile), Fresenius (Medizintechnik), ferner vielseitige Sparten des Spezial-Maschinenbaus sowie zahlreiche aus den alten Konzernen ausgegliederte, selbständig innovative Unternehmen und neuangesiedelte Zulieferer.

2.3.2. Aschaffenburg und sein Umland

Als zweites Beispiel der industriellen Schwerpunktbildung am Main, sei der Großraum Aschaffenburg skizziert.⁶⁶ Die ältere Stadtentwicklung Aschaffenburgs wurde städtebaulich, kulturell und wirtschaftlich durch die Herrschaft des Erzbistums Mainz und das Kollegiatstift St. Peter und Alexander bestimmt. Der Bürgerschaft blieb bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wenig Einfluß, obwohl Karl Theodor von Dalberg (1744–1814) ihre ökonomischen Aktivitäten vielfältig gefördert hatte. Nach dem Reichsdeputationshauptschluß 1803 setzte er seine liberalisierende Politik auch in den ländlichen Bereichen im Fürstentum Aschaffenburg fort. Allerdings begann ein Wandel Aschaffenburgs von „einer geistlich geprägten Behörden- und Ackerbürgerstadt zu einer beachtenswerten Industriestadt“⁶⁷ erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Seitdem sind Stadt- und Gewerbe-

entwicklung Aschaffenburgs und seines weiteren Umlandes, also der Untermainebene, der östlichen Peripherie des Rhein-Main-Gebietes und der westlichen Teile des Spessarts zunehmend eng verflochten. Die ins Umland ausstrahlenden wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen, insbesondere das regionale Wachstum der Industrie waren in dieser Zeit stärker als in Würzburg und Schweinfurt. Die politische Einordnung des Untermaingebietes nach Bayern führte ab 1814 zur administrativen Abhängigkeit vom Zentrum Würzburg, obwohl das Untermaingebiet seit Jahrhunderten kulturell und wirtschaftlich nach Westen, nach Frankfurt ausgerichtet war. Diese Orientierung blieb auch erhalten. Entscheidende Verbesserungen für die wirtschaftliche Lage brachten mit dem Zollverein 1834 der neue große Binnenmarkt und der Eisenbahnbau.

W. Pinkwart nennt folgende *Wirtschaftsbranchen*:⁶⁸ Die ältere manufakturartige Papierveredelung (Buntpapier) wurde in 1811, 1862, 1885 gegründeten Fabriken industriell betrieben. Die Produkte gingen z.T. in den Export, teilweise bis nach Dänemark, Schweden, Polen und Rußland. Kurz vor 1900 beschäftigte dieser Industriezweig in Aschaffenburg ca. 750 Arbeitskräfte. Da Rohpapier eingeführt werden mußte, versuchte man ab 1843 Papier preisgünstig selbst zu erzeugen und entwickelte hierfür maschinelle Verfahren. 1872 arbeitete die erste Papierfabrik auf der Basis von Natronzellstoff aus Fichtenholz. Wasserorientiert entstand 1897 in Stockstadt ein weiteres Werk. Firmenzukäufe weiteten das Unternehmen u.a. an den Niederrhein und nach Sachsen aus (Heidenau, Pirna, Freiberg). Ein weiterer Schwerpunkt auf höherer technologischer Ebene entstand 1883 mit einer größeren Zellulosefabrik in Aschaffenburg und mit Erweiterungen in Alzenau. Rohstoffgrundlage war die heimische Fichte. Trotz mancher Konjunkturkrisen sollte sich die Papier-Zellstoff-Branche mit angegliederten Zweigen der chemischen Industrie im 20. Jahrhundert in der Region Untermain weiterhin sehr erfolgreich entwickeln.

Am Anfang der im Raum Aschaffenburg zweiten wichtigen Branche, der Metallverar-

beitung, standen Hammerwerke in westlichen Spessartälern. Unabhängig davon entwickelte sich ab 1870 aus Handwerksbetrieben die maschinelle, von Beginn an sehr variantenreiche Fertigung von Eisengußgeräten in Herdfabriken (1877, 1890) und einer Gießerei 1892. Weitere Betriebsgründungen erweiterten die Metall-Produktpalette sehr schnell. Arbeits-teilung und Spezialisierung gaben den Anstoß zu Gründungen im Umland Aschaffenburgs. Auch einige der alten Hammerstandorte wurden mit neuem Produktionsziel in dieses werdende Standortnetz einbezogen und nutzten die nunmehr für Rohstoffbezug und Absatz günstiger gewordene Verkehrsinfrastruktur.

Die weiteren entscheidenden Wachstums-impulse gingen aber von der Industrieentwicklung und der Verstädterung zwischen Frankfurt, Offenbach und Hanau aus. Die ersten Erfolge der innovativen Dynamik im Aschaffenburger Raum zogen ihrerseits weitere Unternehmen an, z.B. die Kupfer- und Messingwerke, die 1903 von München nach Aschaffenburg verlegt wurden. Eine Motorenfabrik entstand 1903. Schon 1862 und 1878 hatten in den USA gewonnene Kenntnisse eines Remigranten zur Entwicklung der Feinmeßzeug-Industrie geführt. Bis 1922 umfaßte diese Branche 22 kleinere Unternehmern mit insgesamt ca. 600 Beschäftigten. Sie sind als Träger früher Stufen späterer Hightech-Verfahren anzusehen, die bald Weltgeltung erlangen und behalten sollten. Die Metallverarbeitung des 19. Jahrhunderts am Untermain läßt eine vielfältige Sequenz neuer Produktlebenszyklen erkennen, deren Verlauf im zeitlichen Längsschnitt der Metallindustrie und allen auf ihr aufbauenden Folgebranchen dieses Raumes eine hohe Kontinuität verlieh. Der Flächenbedarf dieser Zweige und die Errichtung von Wohnquartieren leiteten ein zunächst inselhaft gestreutes städtebauliches Wachstum Aschaffenburgs ein, dessen Lücken erst danach gefüllt wurden. Relativ schnell schob sich zwischen die nördliche Grenze der Altstadt und den Bahnhof eine kompakte Bebauung.

Die *dritte* wirtschaftliche Säule des Wirtschaftsraumes Aschaffenburg-Untermain

wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Bekleidungsindustrie.⁶⁹ Sie resultierte aus den wachsenden Absatzmärkten im Rhein-Main-Gebiet, später auch im Ruhrrevier. Der Schneider Johann Desch begründete die Herstellung von Fertigkleidung in größerer Stückzahl 1873 in Glattbach, ab 1874 in Aschaffenburg. Er leitete damit die Genese einer der wichtigsten Bekleidungsindustrie-Regionen in Deutschland ein. Dieser arbeitsintensive Produktionszweig wurde wie in anderen Textilgewerbelandschaften deutscher Mittelgebirge als Verlagssystem mit dezentraler Heimarbeit organisiert. Der Mangel an Existenzmöglichkeiten der Bevölkerung der Dörfer im südwestlichen Spessart bot bei niedrigem Lohnniveau ein ausreichendes Reservoir an Arbeitskräften. Andernfalls wären die Eigentümer oder Pächter der überwiegend sehr kleinen landwirtschaftlichen Betriebe ohne ausreichende Agrarbasis schon damals zur Abwanderung gezwungen gewesen. Die Unternehmer statteten die Heimarbeiter, ihre Familien und deren Hilfskräfte zur Erhöhung der Gesamtproduktivität mit Nähmaschinen aus. Die bereits zugeschnittenen Stoffe lieferten sie ihnen zu. In den einzelnen Dörfern bearbeitete man meist nur bestimmte Kleidungsteile. In der zentralen Fabrik wurden die Halbfertigprodukte zu ganzen Anzügen zusammengenäht. Weitere Bekleidungsfabriken wurden bis 1890 gegründet, überwiegend mit Handelskapital. 1908 bestanden bereits 17 Firmen in Aschaffenburg mit 2.500 Heimarbeitern, 1921 schon ca. 40 mit ca. 7.000 Heimarbeitsgruppen. Sie expandierten zunächst vornehmlich südlich von Aschaffenburg. Unter Reduzierung der Landwirtschaft wurden zahlreiche Spessart-Dörfer zu Heim-Arbeiter-Wohnsiedlungen. 1939 existierten ca. 120 Kleiderfabriken mit insgesamt etwa 10.000 stationären Arbeitsplätzen.⁷⁰

Mit der *Ausbreitung von Industriestandorten* setzte mit dieser frühen Änderung der Siedlungsstruktur Verstädterung ein. Sie erfaßte schrittweise den gesamten ländlichen Raum des Untermaingebietes. Heimarbeit und ihr Erfahrungserwerb waren stets die Vorstufe der in einer der nächsten Generationen zu Pendlern oder Migranten werdenden Industriearbeiterschaft. Um 1900 hatte Aschaf-

fenburg bereits 2.000 Einpendler mit bis zu 2,5 Stunden täglichem Arbeitsweg. Die Fertigstellung der Bahnlinie nach Miltenberg 1876 vergrößerte das Einzugsgebiet bis Obernburg und Großostheim. 1900 bestanden in Aschaffenburg 37 Firmen, bestehend aus 42 Fabrikanlagen mit 4.000 Arbeitskräften. Davon wohnte nur ein Drittel in der Stadt. Weitere Arbeitsstätten entstanden in Stockstadt, Alzenau und Obernburg. Die Einwohnerzahl des heutigen Landkreises Aschaffenburg stieg von 46.000 (1871) auf 52.000 (1900, 2008: 175.000). Die Entwicklung Aschaffenburgs zeigt bereits bis 1900 einen Gegensatz zu der mehr solitären Industriestadt Schweinfurt und der überwiegend tertiärwirtschaftlich geprägten, nur kurzfristig von Industriegründungen erfaßten Mainmetropole Würzburg. Aschaffenburg entwickelte wesentlich früher stärkere Verflechtungen mit seinem Umland, die weit ins hessische Rhein-Main-Gebiet reichten.

Nach dem Ersten Weltkrieg wuchs im Aschaffenburger Raum die Bekleidungsindustrie weiter, wobei der Anteil der Heimindustrie abnahm. Die ausländische Billigkonkurrenz reduzierte diesen Wirtschaftszweig ab ca. 1970 weiter. Erfolgreich entfaltete sich weiterhin die Meßgeräteherstellung. Die ältere Papierproduktion lief teilweise aus, die Zellulosefabrikation wurde jedoch Ansatzpunkt der sich 1923 aus Wuppertal in Obernburg südlich von Aschaffenburg ansiedelnden Glanzstoffwerke (Kunstfasern). 1938 arbeiteten hier ca. 3.000, 1966 etwa 6.000 Arbeitskräfte.⁷¹ Heute werden hier spezielle Viskoseprodukte und Industrietextilien erzeugt. Schrittweise änderte sich das Gesicht der Region südlich Aschaffenburgs: Die Industrie erlangte am Untermain ein flächenhaftes und fortschreitend noch vielseitigeres Standortgefüge. Zahlreiche vor- und nachgelagerte Produktionsketten ergänzten die älteren Standorte und wurden ihrerseits zu Agglomerationsvorteilen für weitere Ansiedlungsinteressenten. So ist heute das Maintal westlich des Spessarts ein den Fluß begleitendes Gebiet dichter Verstädterung mit Industriearälen und Gewerbegebieten bei hoher Bevölkerungsdichte mit fließendem Übergang in das Rhein-Main-Gebiet, von dem viele Impulse

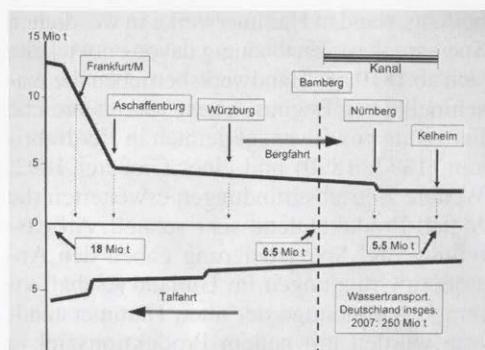


Abb. 10: Diese Graphik zeigt die Tonnage der auf dem Main in Berg- und Talfahrt transportierten Güter zwischen Frankfurt/Main und Kelheim/Donaus für das Jahr 2007. Quelle: Wasser- und Schifffahrtsdirektion Süd, Verkehrsbericht 2007, S. 25. Graphik: H.-G. Wagner 2009.

ausstrahlen. Dennoch bleibt der Raum Aschaffenburg eigenständig. Dies zeigt die moderne industrielle Entwicklung seit ca. 1990: Unternehmen des Maschinenbaus, der Chemie, der High-Tech-Automation-Automatica und der Unterhaltungselektronik siedelten sich an, vielseitige Kfz-Zulieferindustrien folgten (Airbags, Roboter für die Kfz-Herstellung). Die Produktion von Hebezeugen, Gabelstaplern und Lkw-Achsen sind nur einige des breit diversifizierten Gefüges industrieller Aktivitäten mittelständischer Unternehmen, die von zahlreichen Verkehrs- und Logistik-Unternehmen ergänzt werden. Neben Straße und Schiene hat auch der Main für den Aschaffenburger Raum große Bedeutung.⁷² Der Container-Hafen Aschaffenburg sorgt für erheblichen Umschlag, der weiter flussaufwärts fast abrupt abnimmt, wie das „Transportband“ für 2007 zeigt (Abb. 10).

2.4. Einbindung von Innovationen in weltweite Netze

Die jüngste Entwicklung von Gewerbe und Industrie ist in engem Zusammenhang mit den aktuellen demographischen Prozessen zu sehen. Einschlägige Vorausschätzungen gehen für Unterfranken bis 2025 von einer Verminderung der Zahl der unter 20jährigen Einwohner um -22,5 %, der 20-65jährigen um -5,5 % und einer Zunahme der über 65jährige

gen um + 23,3 % aus.⁷³ Auf weitere Schlußfolgerungen kann hier nur verwiesen werden.⁷⁴ Diese für die Bevölkerungsdynamik zunächst nicht positiv erscheinenden Perspektiven stehen in einem gewissen Kontrast zu den durchaus günstigen Entwicklungen moderner wirtschaftlicher Aktivitäten. Denn diese nachfolgend knapp skizzierten Entwicklungen basieren nicht mehr oder nur teilweise auf den traditionellen „harten“ Produktionsfaktoren Rohstoff, Arbeit und Kapital, sondern erwachsen aus der Kombination unterschiedlicher „weicher“ Standortkräfte, insbesondere vielfältiger Formen von *Wissen in weit gebietsübergreifender Vernetzung*.⁷⁵

Im Maintal zwischen Bamberg und Aschaffenburg existieren neben älteren Unternehmen zwei Gruppen industriell-gewerblicher Aktivitäten mit weltweiten Beziehungen. Sie erwachsen a) aus bodenständigen Wurzeln, entwickelten aber neue Produktlinien oder b) aus jungen Gründungen auf der Basis von Forschungsinitiativen. Ihre in beiden Fällen innovativen Wirkungen veränderten die wirtschaftsräumliche Struktur des Maintales.

Aus der *ersten* Gruppe seien zwei ausgewählte regionale Beispiele von Firmenbiographien beschrieben: Das Waldgebiet des Spessarts bot mit seinen Bächen schon im Mittelalter Energiestandorte für lokale Mühlen und die Bearbeitung von Metallen. Hierzu zählt in Lohr am Main ein 1795 entstandener Eisenhammer-Betrieb, der ursprünglich mit Wasserantrieb einfache Gebrauchsgegenstände aus Eisen, später Eisenhämmern produzierte. 1850 wurde eine Eisengießerei eröffnet, die bis 1930 ein Spezialgußverfahren entwickelte. Ab 1952 folgten Hydraulikkomponenten, später elektrische Steuerungssysteme und nach Zukauf anderer Firmen die Erzeugung von hydraulischen Steuerungssystemen. Über 200 Jahre folgten somit ansteigende *Produktlebenszyklen* aufeinander. Durch eigene Forschung und die Übernahme fremder Technologien im Zuge von Firmenkooperationen sowie durch Kapitalverflechtung expandierte der ursprünglich kleine Familienbetrieb Rexroth besonders nach Fusion mit anderen Technologie-Konzernen (Mannesmann) 2002 mit Bosch zu einem über Europa

hinausgehend weltweit in Amerika, Asien und Australien, in insgesamt 80 Staaten tätigen Unternehmen. Sein Hauptsitz liegt nach wie vor in Lohr am Main. Seine wichtigsten Fertigungsziele umfassen heute den weiten Bereich von Antrieben, Steuern und Bewegen, insbesondere von hydraulischen Steuerungssystemen und richten sich gegenwärtig auch auf Solarthermie in Groß-Sonnen-Kollektoren. Innerhalb Deutschlands beschäftigt das Unternehmen etwa 18.000 hochspezialisierte Fachkräfte, weltweit 35.000.⁷⁶ In enger Nachbarschaft erzeugt die Firma Hunger Hydraulikzylinder und Hebezeuge mit 400 Arbeitskräften. Die Firma war nach dem Zweiten Weltkrieg in Frankenberg/Sachsen aus einer Schmiede entstanden und 1958 aus der DDR an den Main übersiedelt.

Eine ähnlich lange betriebliche Entwicklung wie Bosch-Rexroth mit mehrfacher technologischer Neuorientierung durchlief die Firma Noell Mobile and Crane Systems im Gewerbegebiet Würzburg-Nordwest. Sie hatte 1824 in Würzburg (Neubastraße) als Schmiede begonnen, sich danach auf Postwagenbau spezialisiert, ging nach 1850 zum Eisenbahn-Waggonbau über, wurde dann über die Erzeugung von Eisenbahnzubehör und Stahlbau zu einem weltweit tätigen Unternehmen des Brückenbaus. Ab 1900 folgte die Konstruktion von Portalkränen. Hinzugefügt wurde der Stahlwasserbau für Schleusenanlagen. Ab 1967 beteiligte sich das Unternehmen an der Errichtung von Kernkraftwerken, spezialisierte sich auf Nukleartechnik, die Entschwefelung von Rauchgasen, den Bau von Müllverbrennungsanlagen und drang in weitere Bereiche der Umwelttechnologie vor. Nach Fusion mit deutschen (Borsig, Preussag-Salzgitter) holländischen, französischen, italienischen Unternehmen erfolgte 2000 eine Verflechtung mit dem Kraftwerksbauer Babcock-Wilcox (USA). Das Produktspektrum erweiterte sich auf supraleitende Magnetsysteme für die Hochenergietechnik und Kernfusion, die Nachrüstung und hochspezialisierte Dienstleistungen für Kernkraftwerke anbietet. 2005 wurden Serienmagnete für den neuen Teilchenbeschleuniger CERN bei Genf geliefert.

Zur zweiten Gruppe zählen im Maintal zwischen Bamberg und Aschaffenburg Unternehmen, die sich erst in jüngerer Zeit etabliert haben, z.T. auch ganz jung, aber dennoch sehr innovativ sind.⁷⁷ Besonders im Nahbereich Würzburgs konzentrieren sich auf technologisch hohem Standard in sehr unterschiedlichen Bereichen international tätige Firmen mit einem breiten Produktionsfeld: Elektronik, Chemie, Teillfertigung für Fahrzeugausrüstung, Medien-Business-Druck (Vogel, Krick), Bausysteme (Mero TSK mit Stahlkonstruktionen für große Hallen und Knauf Gips KG Gipsplatten für Trockenbau) sowie unterschiedliche Branchen der Softwareproduktion. Im Bereich der anwendungsorientierten Wissenschaft entstanden überregional bedeutende Aktivitäten, z.B. in experimenteller Biomedizin, Bio- und Nanotechnologie, Oberflächentechnik, in der Entwicklung von Funktionswerkstoffen, in der Kunststoffforschung (Süddeutsches Kunststoffzentrum SKZ) sowie in der Angewandten Energieforschung (ZAE Bayern, zukünftig auch im ehemaligen Leighton-Armeegeleände). Teilweise sind diese Einrichtungen im „Sciencepark“ Würzburg-Ost in enger Nachbarschaft organisiert. Ferner fördern die wirtschaftsräumliche Entwicklung weitere Einrichtungen, die bereits wichtige Kopplungseffekte ausgelöst haben: Zentrum für moderne Kommunikationstechnologien (ZmK), Innovationszentrum für Biotechnologie und Biomedizin (BioMed), Zentrum für Infektionsforschung, Diagnostikverfahren (Virion/Serion), Forschungszentrum Magnetresonanzen-Bayern, Forschung im Bereich der regenerativen Medizin (Fraunhofer Institut für Silikatforschung), Neue Materialien GmbH, Zentrum für Telematik, Institut für Angewandte Logistik, Technologie- und Gründerzentrum (IHK). Ein Teil dieser Einrichtungen ging aus der Universität Würzburg hervor und arbeitet mit ihr sowie mit den Fachhochschulen Würzburg/Schweinfurt und Aschaffenburg eng zusammen. Alle diese Institutionen sind untereinander und regional mit komplementären Unternehmen z.B. im Untermaingebiet Aschaffenburg-Hanau, dem Rhein-Main-Gebiet, also mit benachbarten Metropolregionen⁷⁸ und darüber hinausgehend mit zahl-

reichen weiteren Standorten in der EU verbunden. Insgesamt beherbergt damit das Maintal um Würzburg heute eine beachtliche Anzahl von Kompetenzkernen, die fachlich bereits aufeinander zugeordnet sind, aber noch weiter ausgreifender Vernetzung zustreben und damit neues eigenaktives regionales Wirtschaftswachstum bewirken.⁷⁹

Versucht man, die Entwicklungslinien von Gewerbe und Industrie im Maintal im *historischen Längsschnitt* zu sehen, so kristallisiert sich ein Übergang von lokalen Standorten und Rohstoffen (z.B. Weinbau und Werksteinverarbeitung) über Arbeits- und Organisationserfahrung mit Erfindertätigkeit (Schweinfurt) mit zunehmend weltweiter Kapitalverflechtung zu zunehmend wissenschaftsisierten Produktionskräften heraus.

3. Zusammenfassung

Aus dieser kurzen Darstellung der Genese der Maintallandschaft lassen sich für ihre heutige und zukünftige wirtschaftsräumliche Situation die folgenden vier Bewertungen ableiten:

1) Dem Siedlungs- und Wirtschaftsraum des mittleren Maintales verleihen die überregionalen Nord-Süd und West-Ost verlaufenden Transitlinien (3 Autobahn-, 4 Bundesstraßen, 3 Bahnstrecken) eine hohe Verkehrs-Zentralität, die derjenigen anderer mitteleuropäischer Verdichtungsräume nicht nachsteht.

2) Gesamtwirtschaftlich liegt das mittlere Maintal im Spannungsfeld zwischen den Metropolregionen Nürnberg-Erlangen-Fürth im Osten, Rhein-Main-Frankfurt im Westen und Heilbronn-Stuttgart-Mittlerer Neckar im Süden. Daraus ergaben sich einerseits seit etwa vier Jahrzehnten zu beobachtende Entzugseffekte und Abwanderungstendenzen. Andererseits ist jedoch nicht nur die regionalpolitische Konkurrenz zu sehen. Denn das Maintal und der Wirtschaftsraum Mainfranken verfügen über zahlreiche harte und weiche *Standortvorteile*, die denjenigen der angrenzenden Verdichtungsgebiete zumindest gleichwertig sind. *Überlegen* sind sie sogar, wenn man berücksichtigt, daß ihnen die für höchst ver-

dichtete große Städte-Agglomerationen typischen Nachteile fehlen: Reibungsverluste bei Verkehr und Kommunikation, hohe Bodenpreise, flächenhaft ökologische Belastungen, Konkurrenz und Konflikte um Nutzflächen sowie extreme gesellschaftliche Disparitäten und bisweilen schwerfällige Administration. *Im Gegenteil:* Die Städte und Siedlungen im Maintal bieten sozialräumliche Nähe, günstigere Lebenshaltungskosten, hohe und preiswerte Wohnqualität, schnell erreichbare Naherholung in höchster landschaftlicher Differenzierung und kultureller Vielfalt.

3) In Wahrnehmung dieser Vorteile agieren im Maintal heute zahlreiche innovative Wirtschaftsunternehmen und Forschungseinrichtungen mit *Multiplikatorwirkung* für die zukünftige ökonomische Entwicklung. Ihre erfolgreichen Anfänge sind bereits jetzt als Grundlage einer weiteren Aufwertung des Arbeitsmarktes und wachsender Anziehungskraft für weitere wirtschaftliche Aktivitäten evident. Die Lage des Maingebietes zwischen den Metropolen ist deshalb attraktiv und eigenständig.

4) Allerdings ist nicht zu übersehen, daß das Maintal ökologisch eine sehr *sensible Landschaft* besitzt, deren System örtlich durch Verdichtung von Verkehr, Siedlungswachstum und Flächenkonflikte bereits gefährdet ist. Die Entwicklung zukünftiger Nutzungen im Maintal muß sich deshalb vorrangig an kritischen Grenzwerten orientieren. Überlastung der Maintal-Ökosysteme ist zu vermeiden, um deren lebensräumliche Vorteile zu wahren.

Anmerkungen:

- 1 Geyer, G./Schmidt-Kahler, H.: Den Main entlang durch das Fränkische Stufenland. München 2009 (= Wanderungen in die Erdgeschichte, Bd. 23); Diese Profilbeschreibung von Maintal und fränkischem Schichtstufenland gibt zahlreiche regionale und örtliche Einblicke in den geologischen Untergrund.
- 2 Lorenz, J.: Spessartsteine. Marktheidenfeld 2010, mit eingehender Analyse des auch wirtschaftlich wichtigen Gesteinsspektrums im Spessart.
- 3 Deutscher Werkbund Bayern: Der Main – Gefährdung und Chancen einer europäischen Flußlandschaft. München 1980. Die Gefahr der zu-

nehmenden Nutzungsverdichtung für die ökologisch sensible Maintallandschaft wurde bereits vor mehr als drei Jahrzehnten eingehend diskutiert.

- 4 Lindemann, H.-E.: Historische Ortskerne in Mainfranken. München 1989 mit sehr anschaulichen kartographischen Grundlagen und Photodokumenten; Schliephake, K./Huthöfer, J.: Marktbreit. Historische und aktuelle Entwicklungsimpulse einer mainfränkischen Kleinstadt. Würzb. Geogr. Manuskr. 58 (2001); Bühn, K.: Kleinzentren in Mainfranken. Würzb. Geogr. Arb. 40 (1974) schildert den Übergang von nichtstädtischen zu städtischen Siedlungen.
- 5 Schneider, E.: „Schweinfurt, eine schöne, industriose und nahrhafte Stadt“ – Ein Streifzug durch zwei Jahrhunderte Schweinfurter Industriegeschichte, in: Frankenland, 57 Jg. (2005), S. 182-193, führt durch die wichtigsten Phasen der industriellen Entwicklung Schweinfurts im 19. Jh.
- 6 Glaser, R.: Klimarekonstruktion für Mainfranken, Bauland und Odenwald anhand direkter und indirekter Witterungsdaten seit 1500. Stuttgart, New York 1991, S. 113; ders.: Klimgeschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen. Darmstadt 2001. 2. Aufl. 2008, S. 176.
- 7 Quelle: Schenk, W.: 1200 Jahre Weinbau in Mainfranken – eine Zusammenschau aus geographischer Sicht. Würzb. Geogr. Arb. 89, 1994, S. 179-201, hier S. 181.
- 8 „Verwunbarkeit“ oder „vulnerability“ ist ein Begriff aus der jüngeren Entwicklungsländer- und Risikoforschung. Vgl. Bohle, H.-G.: Geographische Entwicklungsforschung, in: Gebhardt, H. et al. (Hrsg.): Geographie. Heidelberg 2006, S. 797-815.
- 9 Quelle: Staatsarchiv Würzburg (künftig: StAWü) Rechnungen für 1717-1752 Nr. 5936-5969; für 1758-1772 Nr. 6281-6291; für 1773-1791 Nr. 24716-24719. Witterungsklimatische Daten nach Glaser: Klimarekonstruktion (wie Anm. 6), S. 81; Glaser: Klimgeschichte (wie Anm. 6), S. 58f., S. 181.
- 10 Hinweise zum historischen Klima und Witterungsverlauf in Mainfranken: Glaser: Klimarekonstruktion (wie Anm. 6), S. 43, 45, 77 und Glaser: Klimgeschichte (wie Anm. 6) S. 176 u. 180.
- 11 Pfrenzinger, A.: Die mainfränkische Auswanderung nach Ungarn und den österreichischen Erbländern im 18. Jahrhundert. Gräfenhainichen-Wien 1941, S. 22.

¹² Bundschuh, F.K.: *Journal von und für Franken*. Nürnberg 1790–1793, hier 1791, Bd.1, Heft 2, S. 271.

¹³ StAWü, Gebrechenamt VII W 1552: Umfangreiche auf 60 Blätter gefasste Dokumentation einer Befragung der Weinbaugemeinden des Maindreiecks 1801 zu Art, Qualität, Arbeitsaufwand, Erfolg und Risiken des Weinbaus mit dem Ziel, eine Situationsverbesserung für die kleinen Weinbaubetriebe in die Wege zu leiten.

¹⁴ Ebd.: Bericht über die Enquête 31. Oktober 1801.

¹⁵ Ebd.: Gutachten aus Volkach 30. Dezember 1801.

¹⁶ Bereits „Der Fränkische Merkur“ (Hrsgg. von J.K. Bundschuh in vier Jg. 1794/97) 1795, 47. Stück, S. 810–814 fordert die Zusammenlegung („*Consolidation*“) der vielen über die Gemarkung verteilt kleinen Parzellen zu größeren Einheiten und propagiert zusätzlich (22. Stück, S. 393f.) Klee-, Luzerne- oder Esparsette-Anbau zur Verbesserung der Futterbasis.

¹⁷ Selig, R.: *Räudige Schafe und geizige Hirten. Studien zur Auswanderung aus dem Hochstift Würzburg im 18. Jahrhundert und ihre Ursachen*. Mainfr. Studien 43 (1988); Schubert, E.: *Arme Leute, Bettler, Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts*. Darst. aus d. fränk. Geschichte 26, 2. Aufl. 1990.

¹⁸ Hierzu ausführlich: Wagner, H.-G.: *Das Maintal südlich von Würzburg als Wirtschaftsraum seit der Mitte des 18. Jahrhunderts*, in: Mainfr. Jahrbuch 2008, S. 178–213, hier S. 182ff.; hier auch genaue Verweise auf die z.T. detailstarken Berichte über die soziale Lage der kleinen Winzerbetriebe. Ferner: Sammlung der hochfürstlich-würzburgischen Landesverordnungen. Bd. 1 für 1546–1728, Bd. 2 für 1729–1770; Bd. 3 für 1771–1800, Würzburg 1776–1801, bes. Bd. 2 und Bd. 3.

¹⁹ Pechmann, H.: *Der frühere und gegenwärtige Zustand des Wasserbaus im Königreich Bayern*. Jahrbücher für Baukunde 11 (1825), S. 1–57, hier: S. 22.

²⁰ StAWü, Regierungsabgabe 1943/45 Nr. 1572 (26. Oktober 1817): *Der Mainstrom in seinen kommerziellen Handels-, Floß-, Schiff- und Flussfahrtsverhältnissen* (ca. 250 Blätter).

²¹ Scharold, C. G.: *Würzburg und die umliegende Gegend, für Fremde und Einheimische kurz beschrieben*. Würzburg 1805, S. 147.

²² Gerlach, R.: *Flußdynamik des Mains unter dem Einfluß des Menschen seit dem Spätmittelalter*. Forsch. z. deutschen Landeskunde 234 (1990), S. 167 zur hydrogeographischen Situation und Veränderung des Mains.

²³ StAWü, Regierungsabgabe 1943/45, Nr. 1572, 1817, S. 193.

²⁴ Glaser, R.: *Historische Hochwässer im Maingebiet – Möglichkeiten und Perspektiven auf der Basis der historischen Klimadatenbank in Deutschland (HISKLD)*, in: Pörtge, K.-H. (Hrsg.): *Aktuelle und historische Hochwassereignisse. Beitr. zur Jahrestagung des Arbeitskreises Hydrologie*. Erfurter Geogr. Stud. 7 (1998), S. 109–128, hier S. 114.

²⁵ Sammlung der Landesverordnungen ... Bd. 3 (1801), 12. Januar 1789.

²⁶ Heffner, K.: *Leitfaden der Fränkisch-Würzburgerischen Geschichte*. Würzburg 1880, S. 13.

²⁷ Pechmann: *Wasserbau* (wie Anm. 19), S. 181.

²⁸ StAWü, Regierungsabgabe 1943/45 Nr. 2749.

²⁹ Sammlung der Landesverordnungen ... Bd. 2, 24. Juni 1746: die „*Getreidehandelschäften*“ ... treffend“, dazu sollten alle Straßen ausgebessert und für sechs Jahre kein Zoll erhoben werden.

³⁰ Bereits Kaiser Barbarossa ließ nach Klagen die zahlreichen Zollstellen zwischen Bamberg und Mainz überprüfen und hob sie 1157 bis auf wenige Ausnahmen mit jahreszeitlicher Begrenzung (Neustadt, Aschaffenburg, Frankfurt) auf: StAWü, Urkunden Inv.-Nr. Wü 25/27a.

³¹ StAWü, Gebrechenamt VII W 345; Wagner: *Maintal* (wie Anm. 18), S. 191.

³² Schaub, F.: *Vom Main zu Donau und Rhein. Geschichte der Mainschiffahrt*. Würzburg 1979, S. 18.

³³ StAWü, Gebrechenamt VII W 499: Ein Konvolut von ca. 100 Blättern enthält für 1751–1781 Konfliktanalysen, Fallstudien, Rechtskommentare und Rentabilitätsabwägungen zum Durchgangshandel auf dem Main.

³⁴ StAWü, Regierungsabgabe 1943/44 Nr. 1572. Am 26.10.1817, S. 163: In Kitzingen Transitumschlag von Gütern Fluß/Straße nach/von Nürnberg, Wien, Triest; in Schweinfurt von/nach Thüringen, Sachsen; in Bamberg von/nach Coburg, Vogtland, Egerland, Böhmen.

³⁵ Schaub: *Mainschiffahrt* (wie Anm. 32); Berninger, O.: *Die Mainschiffahrt und Flößerei zu Beginn des 19. Jahrhunderts*. Wörth a.Main (Mainschiffahrtsnachrichten 14) 1995: Er beschreibt Mainschiffahrt und Flößerei zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

³⁶ Hänle, S./von Spruner, K.: *Handbuch für Reisende auf dem Main*. Würzburg 1845 publiziert

ten ein umfangreiches Handbuch für Reisende auf dem Main mit Verkehrskarte.

³⁷ Berninger, O.: Die Kettenschiffahrt auf dem Main. Wörth a.M. (Mainschiffahrtsnachrichten 6) 1987; Haase, K.-H.: Auf dem Main an der Kette, in: Mainpost 25.2.2011, S. 34, betont: Die Gründung der „Königlich bayerischen Kettenschiffahrts-Gesellschaft (KBKS)“ 1898 als Tochter der Staatsbahn trug dazu bei, ruinösen Wettbewerb zwischen Bahn und Schiff zu vermeiden.

³⁸ Wagner : Maintal (wie Anm. 18), S. 191; Schliephake/Huthöfer: Marktbreit (wie Anm. 4).

³⁹ Ante, U.: Die Wiederentdeckung der Binnenschiffahrt beginnt im Kopf, in: Filippi, W./Schliephake, K.: Verkehrsrehscheibe Bayrischer Untermain. Würzb. Geogr. Manuskr. 66 (2005), S. 39–51, beschreibt die aktuelle Einschätzung der Binnenschiffahrt durch mainfränkische Unternehmer.

⁴⁰ Lindner, L.: Mainfischerei in Unterfranken. Eine wirtschaftliche Studie auf entwicklungs geschichtlicher Grundlage. Diss. Univ. Würzburg 1923, analysiert den noch weitgehend unveränderten biologischen und wirtschaftlichen Be stand der Fischereiwirtschaft im Main vor dem Ausbau der Staustufen, vor der Industriean siedlung und vor der Anhebungen des Main-Wasserspiegels. Er sieht S. 147 voraus: „Ein Berufsstand, der seit Jahrhunderten sein Gewerbe ausgeübt hat, ist in seiner wirtschaftlichen Existenz bedroht.“ Zur allgemeinen Geschichte der Mainfischerei: Brod, W.M./Wondrak, P.: 1010–2010. 1000 Jahre Fischerzunft Würzburg. Würzburg 2010.

⁴¹ StAWü Regierungsabgabe 1943/44 Nr. 2924, 2925 mit umfangreichen und detailstarken Be richten aus den Jahren 1813 – 1820 über den schlechten Zustand der Maintalstraße Würzburg–Ochsenfurt sowie Pläne zu deren Verbesserung bei unklaren Finanzierungsmöglichkeiten.

⁴² Göbl, S.: Aus der Geschichte des Weinbaues und Weinhandels in Franken, insbesondere im ehemaligen Fürstbistum Würzburg (1899), in: Festschrift zum 18. Deutschen Weinbaukongreß in Würzburg vom 16. bis 20. September 1899, S. 17–45.

⁴³ Ruppert, K.: Die Bedeutung des Weinbaus und seiner Nachfolgekulturen für die sozialgeographische der Agrarlandschaft in Bayern. Münchner Geogr. Hefte Nr. 19 (1960), mit parzellen scharfen Kartierungen von Nutzung und sozialem Status der Grundstückseigentümer für die Gemarkungen Escherndorf, Astheim, Albertshofen (Gemüseanbau) und Eibelstadt.

⁴⁴ Ungemach, P. (Hrsg.): Verhandlungen der Versammlung deutscher Wein- und Obst-Produzenten zu Würzburg vom 7. bis 10. Oktober 1841. Würzburg 1842.

⁴⁵ Göbl: Geschichte des Weinbaues (wie Anm. 42), S. 51; Weitz, O.: Siedlung, Wirtschaft und Volksstum im südlichen Maindreieck. Fränkische Studien. Mitt. d. Geogr. Ges. Würzburg, NF 1. 1937, S. 67; Wagner: Maintal (wie Anm. 18), S. 212.

⁴⁶ Arnold, A.: Das Maintal zwischen Haßfurt und Eltmann. Seine kultur- und wirtschaftsgeographische Entwicklung von 1850 bis zur Gegenwart. Hannover 1965 (= Jahrbuch der Geogr. Ges. zu Hannover für 1965), S. 135, gibt eine durch Fallstudien gut belegte Analyse dieser Alternativen für das Maintal bei Haßfurt.

⁴⁷ Ohrkrusch, M./Kelber, K.-P./Friedrich, V./Neubert, M.: Historische Steinbrüche im Würzburger Stadtgebiet im Wandel der Zeit. Mainfr. Hefte 105 (2006), S. 1–70, analysieren die ehemalige wirtschaftliche Bedeutung zahlreicher heute längst aufgelassener Steinbrüche im Umkreis von Würzburg.

⁴⁸ Drexler, P.: Der Quaderkalk im Hauptmuschelkalk Frankens. Eine geowirtschaftliche Studie. Diss. Würzburg 1964, S. 130, untersucht die geowirtschaftliche Bedeutung des Quaderkalks in Unterfranken bis in die erste Hälfte der 1960er Jahre.

⁴⁹ Söller, L.: Die unterfränkische Natursteinindustrie. Ein Beitrag zur Bedeutung der Wirtschaftslage und zur Erklärung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Deutschen Natursteinindustrie. Diss. Frankfurt 1925, S. 21f.

⁵⁰ Drexler: Quaderkalk (wie Anm. 48), S. 98.

⁵¹ Heß, K.: Der Weinbau Frankens in den letzten 50 Jahren. Sein Rückgang und Maßnahmen gegen seine Abnahme. Wirtschafts- und Verwaltungsstudien mit bes. Berücksichtigung Bayerns, Bd. 82. 1927, S. 18.

⁵² Weitz: Siedlung (wie Anm. 45), bes. S. 51–61 u. S. 67: In einer kleinräumlichen, empirischen Studie werden für die Zeit ca. 1930/1935 die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen der Gemeinden des südlichen Maindreiecks analysiert.

⁵³ Weitz: Siedlung (wie Anm. 45), S. 117.

⁵⁴ Pinkwart, W.: Die Kulturlandschaft des bayrischen Untermaingebietes. Unveröffentlichte Dissertation. Fakultät f. Geowiss. Würzburg 1970, beschreibt die Wirtschafts- und Sozialstruktur des Untermaingebietes für ca. 1880–1970.

⁵⁵ S. www.suedzucker.de.

⁵⁶ Schmitdt, K.: 175 Jahre Koenig & Bauer. Würzburg 1992; www.kba-print.de.

⁵⁷ Küspert, O.: Der Anteil des Mains an der Gestaltung der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse Schweinfurts. Wirtschafts- und Verwaltungsstudien mit bes. Berücksichtigung Bayerns. Leipzig 1929; Niedermeyer, M.: Schweinfurt – Entwicklungen und Strukturbrüche einer Industriestadt. Würzb. Geogr. Manuskripte 50 (1999), S. 341–360, S. 350, sieht im Main keinen konkreten Standortvorteil für die industrielle Entwicklung Schweinfurts.

⁵⁸ Saffert, E.: Aus der Wirtschaftsgeschichte Schweinfurts (1954), in: Müller, U.: Erich Saffert. Studien zur Geschichte der Stadt Schweinfurt. Veröff. d. Hist. Vereins Schweinfurt, NF 1. 1993, S. 367–386. Die frühen Produkte wurden nicht nur in Europa, sondern schon nach Amerika verkauft. Schneider: Schweinfurt (wie Anm. 5), S. 182f., beschreibt die ersten industrieorientierten Aktivitäten Schweinfurts schon für die Phase, als Schweinfurt noch Reichsstadt war.

⁵⁹ Müller, U.: Schweinfurt im 19. Jahrhundert. Schweinfurt 1991 (= Veröffentl. des Stadtarchivs Schweinfurt, Bd. 6).

⁶⁰ Krippendorf, W.: Die Region als Handlungsfeld arbeitsorientierter Industriepolitik. Eine Fallstudie über Schweinfurt in Unterfranken. Inst. f. Medienforschung und Urbanistik München 1995, analysiert die besondere Wirkung der Arbeits- und Organisationserfahrung bei der Überwindung der Strukturkrise infolge Monostruktur.

⁶¹ Niedermeyer: Schweinfurt (wie Anm. 57), S. 351, sieht die Ursachen der ersten Krisen und Arbeitslosigkeit Schweinfurts in weltweiter Konkurrenz.

⁶² Meidel, E.: Schweinfurt und sein Wirtschaftsraum. Geschichte und Gegenwart, Sonderreihe Heft 9, Veröff. d. Hist. Vereins Schweinfurt 1995, S. 265–277.

⁶³ Niedermeyer: Schweinfurt (wie Anm. 57), S. 345: unterbliebener Strukturwandel verhinderte die Modernisierung der Produktpalette.

⁶⁴ Kraft, S.: Strukturkrise und Strukturwandel in Schweinfurt. Akteure und Prozesse der post-industriellen Transformation. Würzb. Geogr. Manuskripte 56 (2001), analysiert die Leitbilder der zivilgesellschaftlichen und öffentlichen Akteure.

⁶⁵ Quelle der Beschäftigten-Daten: Erhebung Norbert Hohler, Mainpost, 23.2.2009, S. 6.

⁶⁶ In Anlehnung an Wagner, H.-G.: Die Entwicklung des Wirtschaftsraumes Unterfranken 1814–2000. Gewerbe, Industrie, Stadt, in: Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte Bd. 5/1. Würzburg 2002, S. 137–189, hier S. 158–161; Ferner: Filippi/Schliephake: Verkehrsreichscheibe (wie Anm. 39): In 12 Beiträgen wird die jüngere wirtschaftsräumliche Entwicklung des Untermaingebietes bis etwa 2002/2004 analysiert und dessen Potential bewertet.

⁶⁷ Pinkwart: Untermaingebiet (wie Anm. 54), S. 95.

⁶⁸ Die folgende knappe Zusammenfassung fußt teilweise auf der leider unveröffentlicht gebliebenen umfassenden und detailstarken Dissertation von Wolfgang Pinkwart: Untermaingebiet (wie Anm. 54).

⁶⁹ Vgl. Pinkwart: Untermaingebiet (wie Anm. 54), S. 96ff.; Barth, M./Filippi, W.: Güterverkehr am Bayerischen Untermain – der Hafen von Aschaffenburg als trimodaler Logistikknoten? Würzb. Geogr. Manuskripte 66 (2005), S. 53–73.

⁷⁰ Pinkwart: Untermaingebiet (wie Anm. 54), S. 107.

⁷¹ Pinkwart: Untermaingebiet (wie Anm. 54), S. 98.

⁷² Filippi/Schliephake: Verkehrsreichscheibe (wie Anm. 39).

⁷³ Rauh, J.: Der demographische Wandel in Unterfranken – Grundlagen, Herausforderungen, Handlungsfelder, in: ders. (Hrsg.), Facetten und Perspektiven der Regionalforschung in Unterfranken. Ber. d. Zentrums f. Regionalforschung Bd. 1 (2009), S. 127–143, hier S. 129 nach Daten des Bayerischen Landesamtes für Statistik und Datenverarbeitung 2008.

⁷⁴ Rauh: Facetten (wie Anm. 73), Aufsatzsammlung zur Regionalentwicklung in Unterfranken des Zentrums für Regionalforschung.

⁷⁵ Ante, U.: Anmerkungen zu Mainfranken als Wissenschaftsregion, in: Rauh: Facetten (wie Anm. 72), S. 53–73, bes. S. 57 u. 70.

⁷⁶ Quelle der Beschäftigten-Daten: Erhebung Norbert Hohler, Mainpost, 23.2.2009, S. 6.

⁷⁷ Walther, K.: Endogenes Potential und Kooperation – Die Grundlagen der wirtschaftlichen Zukunftsentwicklung des Wirtschafts- und Wissenschaftsraumes Würzburg, in: Ante, U. (Hrsg.): Würzburg und seine Region, Würzb. Geogr. Arb. Heft 100 (2007), S. 107–129.

⁷⁸ Holste, S.: Die Vernetzung der Region Mainfranken mit den benachbarten Metropolregionen. Ber. d. Zentrums f. Regionalforschung Bd. 2. 2010. Holste 2010 untersucht die Vernetzung mit den Metropolregionen Nürnberg und Frankfurt/M.

⁷⁹ Walther: Endogenes Potential (wie Anm. 77).

Salzhering, Süßholz, Stein, Wein, Holz – Handel am Untermain in der Frühen Neuzeit*

von
Wilhelm Otto Keller

In der hier gewählten Überschrift für das Thema „Handel am Untermain“ steht der Salzhering bildlich für den Fernhandel im allgemeinen. Das aus Bamberg herabkommende Süßholz, besser bekannt als Lakritze, repräsentiert den Mainhandel. Stein, Wein und Holz sind Produkte, die vom Untermain selbst in den Handel gebracht werden. Wobei ich das – wegen des knappen Rahmens – nicht in eigenen Kapiteln auseinander halten werde. Es soll auch keine „Blütenlese“ veranstaltet werden, bei der hauptsächlich ausgefallene Waren, wie z.B. Elefantenzähne präsentiert werden, die von Frankfurt am Main aufwärts gehen oder Quecksilberfässer aus Istrien, die mainabwärts schippern. Vielmehr soll es um den ganz alltäglichen Handel gehen.

Verkehr am Untermain

Zuerst müssen wir über den Verkehr sprechen! Bei der ersten Veranstaltung des Frankenbundes zum Thema „Handel am Main“ bewegen wir uns mit der MS „Astoria“ auf einem Abschnitt mit sehr hohem Verkehrsaufkommen. Mehr Schiffsverkehr als der Untermain hatte in der Frühen Neuzeit nur noch der Rhein zu bieten. Auf dem Wasserweg fuhr es sich – trotz aller Untiefen, Sandbänke und Mühlwehre – damals erheblich bequemer als auf den Straßen. Bis zu 900 Ztr. Last konnten Schiffe noch bis Bamberg hinauf bringen, getreidelt mit vier bis sechs Pferden und gelegentlicher Unterstützung durch ein Segel. Das entsprach einer Ladekapazität von rund 20 bis 25 Fuhrwerken, die auf der Straße 100 bis 150 Pferde benötigten.¹ Von Miltenberg abwärts waren noch größere Lasten möglich. Über den Main kamen nicht nur Waren aus Franken, sondern auch aus Sachsen, Böhmen und den angrenzenden Regionen. Bamberg war der Ein- und Ausfuhrhafen der Reichsstadt Nürnberg – einer der großen europäischen Wirtschaftsmetropolen. Die drei Nürnberger Ratsherrn Siegfried Fuerer, Endres Imhof und Martin Pfinzing rechneten 1532, daß

jährlich etwa 10.000 Ztr. Güter von Nürnberg nach Frankfurt und 20.000 Ztr. von Frankfurt nach Nürnberg transportiert wurden.² Frankfurt war durch die Jahrhunderte eine der großen Drehscheiben des europäischen Handels, die über den Main Waren erhielt und über den Main Waren verteilte.³

Parallel zum Fluß verlief ab Miltenberg die Geleitsstraße nach Aschaffenburg und von dort zur Reichsstadt Frankfurt, die mit ihren beiden Messen im Frühjahr und Herbst für die Spitzen des Verkehrs sorgte. Diese Straße wird in unserem Raum gern als „*A 3 des Mittelalters*“ tituliert, das heißt, sie war Teil der früheren Verbindung zwischen Nürnberg und Frankfurt, die heute als Autobahn durch den Spessart führt. Hier floß schon immer viel internationaler Handelsverkehr. Über Tauberbischofsheim erreichte die Straße von Nürnberg her das Miltenberger Mainknie. An der Tauber stieß noch die von Augsburg – einem weiteren Wirtschaftszentrum – über Donauwörth, Nördlingen, Crailsheim kommende sogenannte „*Italienische Straße*“ auf diese Geleitsstraße. Dieser Straßennamen weist auf die Herkunft aus der Städtedeutschland Norditaliens hin, einem der Kernräume der europäischen Wirtschaft. Am Ende dieser Welthandelsstraße quer durch Europa liegt mit den städtereichen Niederlanden ein weiterer starker Wirtschaftsraum.

Über Miltenberg und den Main verlief auch der kürzeste Weg vom Neckar nach Frankfurt. Ursprünglich wurde in Miltenberg der ganze Verkehr mit Fähren auf das rechte Mainufer gebracht. In Aschaffenburg ging es dann über die vom Mainzer Erzbischof Willigis erbaute Mainbrücke in Richtung Frankfurt. Später ersparte man sich das umständliche Übersetzen in Miltenberg und blieb auf der linken Mainseite. Die Zollstellen wurden von Klingenberg nach Trennfurt und von Aschaffenburg nach Stockstadt auf das linke Ufer verlegt.⁴ Das traditionelle Messegeleit mit der



Abb. 1: Schiffsverkehr vor Stadtprozelten.

Lithographie v. A. Schleich.

großen Geleitskutsche verkehrte allerdings bis 1785 auf der alten, rechtsmainischen Strecke. Dann brach man mit der Tradition und blieb ebenfalls am linken Ufer.⁵

Um 1700 setzte sich immer mehr die kürzere Route über den Spessart durch, die allerdings schon lange vorher von Nürnberger Messebesuchern benutzt wurde, die zu Fuß nach Frankfurt mußten. Die Hilfskräfte der Kauf- und Fuhrleute, auch kleine Handwerker, liefen über den Spessart. Vor Aschaffenburg mieteten sie Bauernpferde, auf denen sie zur Messe ritten.⁶ Um 1700 bewegte sich immer mehr Warenverkehr über diese um einen Tag kürzere Strecke. Zeit war damals schon Geld! Das wirkte sich natürlich negativ auf die Strecke Tauberbischofsheim – Aschaffenburg aus.

Waren: Fische und andere Lebensmittel

Zunächst zum Fisch und zum Handel mit Viktualien: Prüfen wir einmal, was der Frankfurter Kaufmann Heinrich Wickstetter seinem Geschäftspartner Andreas Brosamer, genannt Morder, schickte.⁷ Mitte August 1525 lieferte

ein Miltenberger Schiffer diesem Kaufmann in der Würzburger Judengasse einen großen Korb mit Platteysen, das sind Schollen, also Meeresfische. Diese mußten natürlich stark gesalzen sein, sonst wäre man im Hochsommer damit nicht weit gekommen. Unten im Korb lagen 40 „Zahl Mittelschollen“, das sind 8.800 Fische, denn ein „Zahl“ umfaßt 220 Stück.⁸ Obendrauf befinden sich 1.760 Stück besserer Qualität. Wickstetter schickte seinem Würzburger Partner innerhalb von vier Jahren, außer 36.500 Schollen, insgesamt 78 Faß Hering, 14 Faß Rheinfisch und 12 Faß Lachs und noch mehr. Kaufleute aus den Hansestädten ließen Hering und andere Seefische in Tausenden von Fässern nach Frankfurt schaffen, die von anderen Händlern weiterverkauft wurden. In den Würzburger Polizeisätzen und im Miltenberger Statutenbuch finden sie sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, waren aber sicher schon lange vorher auf den Märkten.⁹ Umgekehrt gingen von Würzburg allein im Jahr 1543 23 Faß mit Hechten aus fränkischen Gewässern an Wickstetter in Frankfurt. Die mainzische Hofhaltung in Aschaffenburg bezog am Anfang des 17. Jahrhunderts allerdings auch 40 Ztr.

Stockfisch und mehr als 16.000 Schollen von einem Händler aus Gotha, der über die Elbe versorgt wurde. Auch gesalzene Hechte wurden aus Thüringen geliefert.

Am ganzen Main, wie im übrigen Reich, gehörten Salzhering und Stockfisch zu den wichtigsten Nahrungsmitteln des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, nicht nur während der häufigen Fastenzeiten.¹⁰ Die Fänge aus heimischen Gewässern reichten für den Massenbedarf bei weitem nicht aus, obwohl ja fast in jedem Ort am Main Fischer arbeiteten. Im 16. Jahrhundert waren es in Miltenberg mindestens 15 bis 20, in Aschaffenburg gar über 40 Fischer. Dennoch mußte der lokale Handel durch den Fernhandel ergänzt werden.

Mit Hilfe zahlreicher Schelche lieferte der Bamberger Raum im Herbst vor allem Karpfen, die lebend in offenen Fässern oder Bottichen transportiert wurden, bis nach Frankfurt. Auch Setzlinge für die Aschaffenburger Schloßteiche und andere kurfürstliche Fischwasser bezog der Hoffischer aus Bamberg.

Ich ziehe hier den Fisch nicht etwa deshalb als Beispiel heran, weil ich passionierter Fischesser bin. Nein, vielmehr kann man an diesem Beispiel gut sehen, wie Ströme gleicher Waren aus unterschiedlichen Richtungen auf den Untermain treffen.

Bleiben wir bei den Lebensmitteln: Der Handel über große Entfernungen läßt sich ebenfalls am Beispiel von Butter bzw. Butterschmalz – auch „geläuterte“ oder „lautere Butter“ genannt – demonstrieren. Schon im 15. Jahrhundert bezog das Kloster Amorbach ebenso wie die dortige mainzische Kellerei Butter aus Nürnberg. Während die Aschaffenburger Hofhaltung im Jahr 1603 von drei Bamberger und einem Lichtenfelser Butterhändler an die 225 Ztr. Butterschmalz, die auf Flößen den Main herunter kamen, einkaufte, holte der kurfürstliche Küchenmeister in Frankfurt persönlich einen Zentner der erheblich teureren, gesalzenen holländischen Butter ab. Die Aschaffenburger Bürger fanden auf ihrem Markt um 1545 regelmäßig Butter und Käse aus dem Raum Rothenburg ob der Tauber, und in Miltenberg wurde viel Butter von der Hohenloher Ebene verzehrt und umgeschlagen. Am Untermain, im Odenwald

und Spessart gab es keine bedeutende Milchwirtschaft. Das Haupttier des Spessarts war das Schwein, das des Odenwaldes das Schaf.

Am Butter- und Käsehandel kann man gut erkennen, wie der Markt reagiert. Frankfurt bezog über den Rhein große Mengen Butter und Käse aus den Niederlanden. Der Fall des zentralen Wirtschaftsplatzes Antwerpen im Jahr 1585 und die Ereignisse des Krieges in den Niederlanden verringerten die Liefermengen. Innerhalb von zwei Jahren begannen sich die Butter- und Käsetransporte in Richtung Frankfurt an den Mainzöllen zu verdopeln und zu verdreifachen.

Gesalzen wurden die Speisen am Untermain nicht nur mit Salz aus der Saline Orb im Spessart, sondern auch mit thüringisch-sächsischem Salz aus Staßfurt, Halle und Frankenhausen, das die sogenannten Kärcher über den Thüringer Wald heranbrachten. Zurück fuhren sie meist mit Wein oder Nüssen. In Zeiten ohne Kühlschrank wurde Salz als Konservierungsmittel in ungeheuren Mengen gebraucht.¹¹ Allein in den Miltenberger Stadtrechnungen tauchen jährlich um die 150 Orber Salzkärcher auf.

Außer Süßholz und Karpfen lieferte der Bamberger Raum natürlich auch Zwiebeln, andere Gemüse und viel Saatgut. Aus dem fruchtbaren Schweinfurter Umland kamen Schelche mit Linsen, Bohnen, Erbsen und anderen Leguminosen an den Untermain.

Das Brotgetreide kam hier überwiegend mainaufwärts. Wegen der umfangreichen Rebflächen reichte der eigene Anbau nicht aus. Das Getreide bezog man im Gegenzug zum Wein überwiegend über Frankfurt aus der Wetterau. Sowohl in einem Miltenberger als auch in einem Wertheimer Statutenbuch finden sich Tabellen zur direkten Umrechnung vom Friedberger Achtel auf die Miltenberger oder Wertheimer Getreidemaße. Nur wenn die Wetterauer Ernte schlecht ausfiel, wandte man sich dem Ochsenfurter Gau zu. Der versorgte in normalen Jahren über Lohr den Ostteil des Spessarts mit Getreide und erhielt dafür Holz.¹²

Auch Viehhandel lief durch das enge Mainatal. So trieben Miltenberger Metzger im letz-

ten Quartal 1544 fast 700 Hammel durch den Aschaffenburger Zoll in Richtung Frankfurt. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts lassen sich regelmäßige Ochsentriebe mit insgesamt über 1.000 Tieren pro Jahr aus dem Hohenlohischen feststellen, die den Untermain passieren. Auch hier lagen die Spitzenzeiten vor und während der Messen, in denen sich Tausende von Menschen in Frankfurt aufhielten und ernährt werden wollten. Andere Großereignisse wie zum Beispiel die langwierigen Verhandlungen vor der Wahl König und Kaiser Leopolds I. im Jahr 1658, bei denen große Gesandtschaften aller europäischen Großmächte in Frankfurt vertreten waren, wirkten sich am Untermain aus. Alleine der habsburgische Hofmetzger schaffte innerhalb von vier Monaten über 600 Kälber, mehr als 100 Lämmer und 13 Ochsen von Wertheim per Schiff nach Frankfurt. Die Gesandtschaften erhielten Tausende Malter Hafer mainabwärts geliefert – alles zollfrei, versteht sich!

Man erkennt, der Handel mit Lebensmitteln, den Gütern des täglichen Bedarfs, war großräumiger angelegt als man zunächst glauben möchte. Zwar war dies vor allem dem weit verzweigten Netz des Mains und seiner Nebenflüsse und -bäche geschuldet, doch auch über Land wurden weite Strecken zurückgelegt, wenn ein Wagen mit Käse aus dem Raum südlich von Weißenburg in Miltenberg auf das Schiff verladen wird.

Das unentbehrliche Holz

Der Main wurde nicht nur von Schiffen befahren. Bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren gewaltige Holzflöße ein vertrautes Bild. Dann endete diese lange Tradition des Holztransports auf dem Main. In der Frühen Neuzeit schwammen viele hundert Flöße pro Jahr mainabwärts in die waldärmeren Regionen bis in die Niederlande. Die meisten Flöße kamen aus dem Frankenwald, viele aber auch aus dem Spessart.

Die Flöße, die ich in Miltenberg noch gesehen habe, waren alle ohne Oberlast. Ich kann mich nicht erinnern, daß außer der Flößerhütte noch etwas transportiert worden wäre. Nicht so die früheren Flöße! Die sogenannten „Güterflöße“ waren wie die Last-

schiffe bis zur Kapazitätsgrenze beladen. So beförderte Friedrich Gerling von Michelau in neun Floßstücken nicht nur 82 Böden Holz, sondern auch 180 Fässer Blech, 600 Kübel Pech und Kienruß im Gesamtgewicht von 330 Ztr. Er erschien bald darauf wieder mit einer vergleichbaren Ladung.

Auch leicht verderbliche Güter wie Getreide wurden auf Flöße verladen. Am Heiligabend 1651 – man benötigte einen entsprechend hohen Wasserstand – beförderte der Coburger Heinrich Häring auf seinem Floß nicht nur Bretter und zwei Sack Wolle, sondern in einem sogenannten „Fruchtkasten“ auch 180 Malter Getreide. Ein Malter entspricht ungefähr einem Doppelzentner.

Pech in Kübeln, Kienruß und Wagenschmiere in Fässern gehörten zu den sogenannten „Flößerwaren“. Zudem gingen Hunderte Fässer mit Holzlöffeln mainabwärts. Diese Löffel wurden im Frankenwald in Winterarbeit hergestellt.

In den Weinaugebieten an Main und Rhein bestand ein ungeheuerer Bedarf an Weinbergspfählen. Die oberfränkischen Wälder lieferten jährlich Hunderttausende auf Flößen und Schiffen. Darüber hinaus erscheinen noch viele Handelsgüter vom Glas bis zu Pottasche und Kupferwasser in den Zollregistern.

Die Flöße aus dem östlichen Spessart wurden überwiegend in Rothenfels zusammengestellt und waren nicht so schwer beladen wie die oberfränkischen. Sie transportierten als Oberlast vor allem Weinbergspfähle und Faßdauben, diese jedoch auch zu Abertausenden.

Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg begann der Handel mit dem sogenannten Holländerholz. In unserem Raum waren diese Holzhändler vor allem an Eichenstämmen interessiert und flößten diese jährlich zu Hunderten main- und rheinabwärts.

Kontinuierlich lässt sich der Handel mit Brennholz aus Odenwald und Spessart seit dem Spätmittelalter verfolgen. Die großen Kommunen im Rhein-Main-Gebiet benötigten ungeheuer viel Brennmaterial. Holz und etwas Holzkohle waren damals die einzigen Energieträger. Im 16. Jahrhundert wurde



Abb. 2: Holz am Miltenberger Mainufer um 1900.

schon geklagt, daß die flußnahen Wälder bereits verschwunden wären und das Holz über längere Strecken mit Eseln zum Ufer gebracht werden müßte.

Nach dem Getreidemangel war fehlendes Brennholz, also Energiemangel, für die Untertanen die häufigste Ursache zum Aufruhr. Fehlte Brennholz, konnte auch kein Brot gebacken werden. So hing beides oft zusammen. Im 18. Jahrhundert setzte der Mainzer Erzbischof sogar Prämien für denjenigen Schiffer aus, der nach Hochwasser oder Eisgang im Winter als erster mit einem Schiff Holz in der Residenzstadt anlandete. Dabei bestand immer die Gefahr, daß finanziertige Frankfurter den Schifferrn die kostbare Last zu überhöhten Preisen abkaufen, auch wenn der Erzbischof das natürlich strengstens verbot. Der Holzhandel wurde von den Schifferrn dominiert. Schon im 14. Jahrhundert galt der Schiffer als der Holzhändler schlechthin. Die Städte Wörth und Miltenberg beherrschten bis ins 18. Jahrhundert hinein das Holzgeschäft.

Im Brennholzhandel waren aber auch kleinere Orte wie Stadt- und Dorfprozelten, Boxthal, Freudenberg, Reistenhausen/Fechenbach

[heute: Collenberg] usw. engagiert. Von dort gingen jährlich in Hunderten Schelchen Brennholztransporte mainabwärts. Ende des 18. Jahrhundert wurde viel Holz in Form von sogenannten „Wellen“ verschifft. Das sind Bündel von Ästen und Reisig. Sie wurden nur im Spessart und Odenwald gebunden. Im Jahr 1792 passierten mehr als 1 ½ Millionen Wellenbündel Miltenberg. Aus den oberfränkischen Wäldern sind keine derartigen Lieferungen erwähnt.

Etwas Entlastung im Energiebereich im Rhein-Main-Gebiet mochte Ende des 18. Jahrhunderts Steinkohle aus Oberfranken bringen. Sie kam aus Stockheim im Landkreis Kronach, wo sie schon seit 1582 abgebaut wurde. Rund 1.900 Fässer Kohle wurden in einem Jahr in Miltenberg registriert. Die Transporteure saßen in Friesen, Höfles, Kronach, Küps, Steinwiesen, Unterrodach und Wallenfels, das heißt, die Kohle wurde als Oberlast auf großen Flößen befördert.

Zu den Waren, die aus allen durch den Main verbundenen Waldgebieten über den Untermain in die weniger waldreichen Gebiete gebracht wurden, gehörten die Schreiner- und Benderwaren. Kisten, Truhen, „Kübel und

Gelten“ (das sind offene Transportfässer) fanden offenbar viele Abnehmer. Besonders wichtig für die Weinbaugebiete waren die Faßdauben und Faßreifen. Dabei muß betont werden, daß das Faß damals der optimale Behälter für fast alle Transporte war – vom Buch über das Getreide bis zur Kohle. Das Faß war dicht, und die Ware deshalb vor Wasser geschützt. Was damals an Faßgrößen möglich war, sieht man an den Bestellungen des kurmainzischen Oberkellers von Aschaffenburg bei seinem Kollegen in Lohr. 1603 war da von 12-, 9- und 6-fudrigen Fässern die Rede. Ein Fuder faßte am Mainviereck im Durchschnitt rund 1.000 Liter. Zwölf Fuder entsprachen also 12.000 Litern. Das erste große Faß, das im Heidelberger Schloß um 1590 gebaut wurde, faßte allerdings das Zehnfache. Nur waren die Fässer für Aschaffenburg nicht für das Renommee des Fürsten, sondern als ganz normale Gebrauchsgegenstände vorgesehen. Der Mainzer Kurfürst verbot nach dem Dreißigjährigen Krieg sogar, Fässer mit mehr als einem Fuder herzustellen, da es schon mehrfach schwere Unfälle gegeben hätte.

Auch Zimmermannsarbeiten wie Dachstühle, Brücken und komplette Fachwerkgerüste wurden aus Orten des Mainvierecks meist auf einem Floß zu ihrem Bestimmungsort gebracht. So stammte das Fachwerk des Miltenberger Spitalgebäudes von 1543/44 aus der Hand eines Lohrer Zimmermanns. Der Dachstuhl der berühmten Bürgstadter Martinskapelle ist einem Marktheidenfelder Handwerksmeister zu verdanken. Bis nach Bingen schaffte man hölzerne Brückenkonstruktionen.

Die Schiffer waren nicht nur führend im Holzhandel, sondern auch beim Sandstein. Schon von der Last her ist klar, daß der Export von Steinen fast ausschließlich in Fließrichtung gehen mußte. Lieferungen nach Frankfurt, Mainz, Eltville und Bingen waren schon im Mittelalter nachweisbar. Der erste Miltenberger, der um 1335 als Frankfurter Bürger erscheint, war nicht zufällig ein Steinmetz. Von etwa 1440 bis 1520 wurde der Turmbau des Frankfurter St. Bartholomäusstifts, also des Frankfurter Doms, mit Miltenberger Sandsteinen beliefert. Ursprünglich schickten die

Frankfurter noch eigene Leute nach Miltenberg, die die Steine vor Ort bestellten. Nach einigen Jahren lief das Geschäft ausschließlich über einen Miltenberger Schiffer und dessen Sohn. Übrigens plündert man dabei auch das Römerkastell Miltenberg-Altstadt. Nach einem Brand des Domturmtes im Jahr 1867 tauchte das Fragment eines Weihaltars für Kaiser Commodus, der eindeutig der im Kastell Altstadt stationierten „cohors prima se-*quanorum et rauracorum*“ zuzuweisen ist, als Gesimsstein wieder auf. Er steht heute im Lapidarium des Museums am Miltenberger Marktplatz.

Auch aus Obernburger Brüchen kauften die Frankfurter ihr Baumaterial. Dasselbe galt für das Aschaffenburger Schloß und weitere repräsentative Bauten des Rhein-Main-Gebietes.

Mit einigen Bemerkungen zum Weinhandel am Untermain möchte ich schließen. Zunächst müssen wir uns vom heutigen Landschaftsbild lösen und uns das Maintal hier ungefähr so vorstellen wie am Maindreieck. Ich spreche jetzt über die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg. Ungefähr an dessen Beginn verfügten 1618 die beiden Weinorte Bürgstadt und Miltenberg zusammen über etwa 540 Hektar Weinberge bzw. Weingärten. Viel Wein wurde in der Ebene angebaut, was durch die spätere Landwirtschaft heute nicht mehr zu erkennen ist. Im Winter kann man hoch an den Hängen alte Weinbergsmauern erkennen. In Miltenberg reichten die Rebflächen bis an die Stadtmauern. Unser Dialektbegriff „*Wengert*“ kommt ja nicht von „Weinberg“, sondern von „Weingarten“. Man kann also von einer Wein-Monokultur am Untermain ausgehen. Der Weinbau war wegen der klimatischen Bedingungen möglich und wurde durch die hervorragende Verkehrslage begünstigt, denn Frankfurt und Nürnberg, mit denen enge Verbindungen bestanden, waren auch die beiden größten süddeutschen Weinmärkte. Fuhrleute, die mit nicht ganz ausgelasteten Fahrzeugen hier ankamen, kauften sich folglich ein passendes Faß bei einem der vielen Benden und ließen es mit Wein füllen, den sie an ihrem Ziel, sei es Frankfurt oder Nürnberg oder auch in der Heimat gut verkaufen konn-

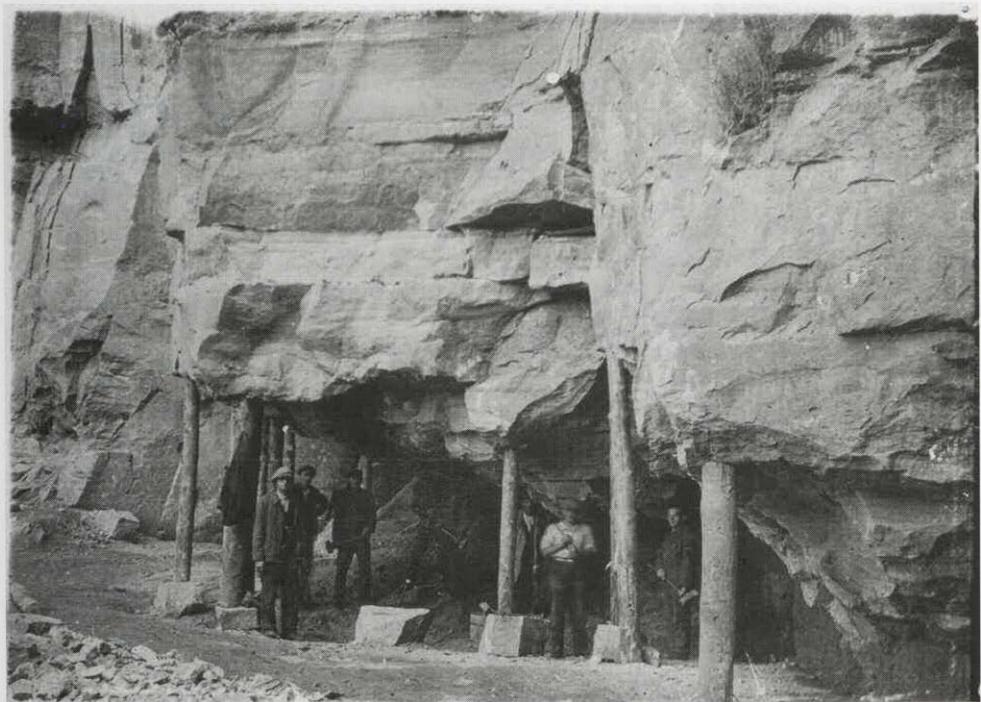


Abb. 3: Traditioneller Sandsteinabbau bei Reistenhausen.

ten. Der Fuhrmann galt am Untermain als der Weinaufkäufer schlechthin. Darüber hinaus wurden die Einheimischen aktiv und besuchten die großen Weinmärkte. In Frankfurt konnte ich an einem Tag etwa zehn Miltenberger Bürger – vom Taglöhner bis zum Kaufmann – auf dem Weinmarkt nachweisen. In den Herrenkeller von Nürnberg lieferte der Miltenberger Straußwirt im Jahr 1582 innerhalb weniger Monate etwa 140 Hektoliter Wein.

Was der Weinbau an Wohlstand bringen konnte, sieht man am Miltenberger Fachwerk, dessen Spitzenleistungen in die Zeit zwischen 1500 und 1630 gehören, als der Weinbau in voller Blüte stand. Jeder Bürger, der genügend Unternehmungsgeist und Startkapital besaß, engagierte sich im Weinhandel.

Als besonders gute Weine galten die von Klingenbergs, Großheubach, Miltenberg und Bürgstadt. Erzbischof Johann Schweickhard von Cronberg schickte dem Kurfürsten von Sachsen jährlich drei „Fässlein“ Klingen-

berger, während der Beschenkte sich mit sächsischem Bier bedankte.¹³

Natürlich passierten auch Weine vom Maindreieck den Untermain. Hiesige Weinhändler fuhren schon Mitte des 14. Jahrhunderts zum Weinkauf nach Würzburg, Dertingen und in andere Orte.¹⁴ Der Schultheiß von Kreuzwertheim kaufte um 1575 große Mengen im Raum Karlstadt und führte sie durch den Freudenberger Zoll. Der größte Weintransport, der mir auf dem Main begegnete, kam im 16. Jahrhundert aus dem Rheingau und war für Nürnberg bestimmt. 140 Fuder Wein, das waren etwa 1.400 Hektoliter, wurden in drei Schiffen von etwa 23 Pferden gezogen und waren von 32 Knechten begleitet.¹⁵ Vergleichbares ist mir in späteren Zollregistern nicht mehr begegnet. Der Wein für Nürnberg wurde in Bamberg umgeladen.

Die optimale Verkehrslage des Untermain schlug in Krisenzeiten ins Gegenteil um. Begannen kriegerische Handlungen blieben die Kauf- und Fuhrleute sowie Weinhändler zu-

SIC POCLIS PERDIDIT ANNOS.

zz

Klingenberg am
Main



Nil bibis, aut nimium bibis omni tempore, iustum Sic tibi difficile est rite tenere modum.

*„Du trinkst nichts, oder trinkst allzeit
Zu viel, heißtt auch kein unterscheit.“*

*„Im Trinckn. Dann es unmöglich dir,
Dass du dich haltest der Schürr.“*

Abb. 4: Klingenberg in Daniel Meissners Schatzkästlein 1624.

hause. Der Handel ist „ein scheues Reh“! Die ankommenden Soldaten brachten den Bürgern und Weinbauern nichts, sondern sie forderten sie meist aufs Äußerste. So auch im Dreißigjährigen Krieg. In vielen Orten des Untermais z.B. in Miltenberg, erholtete sich der Weinbau von diesem Krieg nicht mehr vollständig. Im Taubertal war das anders. Besonders auffällig ist hier der Aufschwung in Königheim im Brehmbachtal, das um 1700 zeitweilig mehr Einwohner hatte als Tauberbischofsheim. Königheimer Weinhändler verzollten am Miltenberger Land- und Wasserrzoll 1722 insgesamt über 300 Fuder Wein, also rund 3.000 Hektoliter. Davon entfielen fast 40 Prozent auf den Königheimer Händler Sebastian Brotzler, der auch in Bürgstadt einen Weinkeller besaß. Derselbe erschien drei Jahre später bereits als Frankfurter Bürger und war damit einer von 30 fränkischen Weinhändlern, die seit 1720 ihren Sitz nach Frankfurt verlegten. Acht davon stammten aus Königheim, vier aus Tauberbischofsheim.

Für den Weinbau am Untermain war das 18. Jahrhundert eine schlechte Zeit. In Milten-

berg, das Wilhelm Störmer und Andreas Otto Weber als „die Weinstadt des Spätmittelalters“¹⁶ am Mainviereck bezeichneten, wurde jetzt miserabler Wein angebaut, der sich kaum verkaufen ließ. So gab es um 1800 in der Stadt auch keine Weinhändler mehr.

Die Zeiten hatten sich geändert. Der Handel am Untermain ließ nach. Der Verkehr lief jetzt weitgehend durch den Spessart. Die Reichsstadt Nürnberg war nur noch ein Schatten früherer Tage und kein Wirtschaftsmotor mehr, der auch noch am Untermain seine Kraft entfaltete. Die napoleonischen Kriege nahmen den Untermain erheblich mit. Die politischen Veränderungen, die 1803 mit dem Reichsdeputationshauptschluß begannen und 1814 bzw. 1816 mit dem Übergang an das Königreich Bayern ihren Höhepunkt erreichten, verschlechterten die Verkehrslage erheblich, und die Regierung in München konnte sich nicht entschließen, Maßnahmen zur Verbesserung des Straßen- und Mainverkehrs zu ergreifen. Der einst blühende Untermain sank ab zur Provinz.

Anmerkungen:

* Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten. Die aus Zollrechnungen entnommenen Warenangaben werden aus Platzgründen nicht einzeln belegt. Die zitierten Rechnungen der Zölle Aschaffenburg, Miltenberg, Freudenberg und Wertheim liegen im Staatsarchiv Würzburg (künftig: StAWü), Fürstlich Leiningenschen Archiv Amorbach (künftig: FLAA), Staatsarchiv Wertheim/Bronnbach.

¹ Staatsarchiv Nürnberg (künftig: StAN), A-Laden-Akten S I, L 51, Nr. 10.

² StA N, A-Laden-Akten S I, L 51, Nr. 14.

³ Koch, Rainer (Hrsg.): Brücke zwischen den Völkern – Zur Geschichte der Frankfurter Messe. 3 Bde. Frankfurt/M. 1991.

⁴ Keller, Wilhelm Otto: „...bei Bayern viel verloren“. Die Stellung der Stadt Miltenberg im Erzstift Mainz und im Königreich Bayern, in: Kirchgässner, Bernhard/Keller, Wilhelm Otto (Hrsg.): Stadt an der Grenze. Sigmaringen 1990, S. 11ff.

⁵ StAWü, MRA-Handel K 152/52.

⁶ StAN, A-Laden-Akten S I, L 12, Fasc. 4.

⁷ Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Judicialia B 174.

⁸ FLAA, A3/40/6. Die Klosterämter und ihre Besetzung, Ordnung für den Keller, fol. 34f.

⁹ Hoffmann, Hermann: Würzburger Polizeisätze. Würzburg 1955, S. 95, Nr. 234; Pfarrarchiv St. Jakobus Miltenberg (künftig: PfAM), Statutenbuch der Stadt Miltenberg, fol. 23.

¹⁰ Schubert, Ernst: Essen und Trinken im Mittelalter. Darmstadt 2006, S. 131ff.

¹¹ Schubert: Essen und Trinken (wie Anm. 10), S. 45ff.

¹² Keller, Wilhelm Otto: „Sie furen jerlich vill tau sent malter den main hinab“. Anmerkungen zur Rolle der Stadt Lohr im Getreidehandel am Main vor dem Dreißigjährigen Krieg, in: Stadt Lohr (Hrsg.): Lohr am Main 1333–1983. 650 Jahre Stadtrecht. Lohr 1983, S. 271–280.

¹³ StAWü, Rechnung 27287, Aschaffenburger Keltereirechnung 1607. Der Erzbischof schickt 3 halbfudrige Fässlein mit 1607er Klingenberger Roten. Das sind gut 15 Hektoliter.

¹⁴ PfAM, Statutenbuch der Stadt Miltenberg I, fol. 51ff.

¹⁵ StAWü, MRA 151, Mainfluß 27, fol. 21ff.

¹⁶ Störmer, Wilhelm/Weber, Andreas Otto: Weinbau und Weinhandel in Städten und Märkten des Mainvierecks, in: Bräuer, Helmut/Schlenkrich, Elke (Hrsg.): Die Stadt als Kommunikationsraum. Festschrift für Karl Czok. Leipzig 2001, S. 754.

„Meister Niclas von Schaffhausen“, das Phantom der Haßfurter Stadtgeschichte

Ein Beitrag zur Baugeschichte der Ritterkapelle

von

Thomas Schindler

Die vor kurzem umfassend renovierte Ritterkapelle in Haßfurt gilt seit jeher als das Wahrzeichen der unterfränkischen Kreisstadt. Besonders der Chor mit seinen schlanken Maßwerkfenstern und dem darüber verlaufenden Fries mit 230 Adelswappen bietet auch heute noch dem sich von Osten der Altstadt nähernden Betrachter „einen für ganz Haßfurt bestimmenden, durch den Reichtum [seiner] Ornamentik unvergeßlichen Eindruck.“¹ Langjährige Einwohner von Haßfurt dürften den Namen des Nikolaus oder Niclas von Schaffhausen mit Sicherheit bereits einmal gehört oder gelesen haben, wenn ihnen nicht gar – wie dem Verfasser – im Heimatkundeunterricht beigebracht wurde, daß es sich bei diesem um den Erbauer des Ritterkapellenchores und der beiden unteren Geschosse des Nordturmes der Stadtpfarrkirche handelt. Touristen, die sich über die Sehenswürdigkeiten von Haßfurt informieren möchten, finden diesen Namen in den Prospekten des Fremdenverkehrsamts ebenso wie auf den offiziellen Internetseiten der Stadt und der Pfarrei St. Kilian.² Auch in zahlreichen Veröffentlichungen wie dem 1994 in vierter Auflage erschienenen Führer „Katholische Kirchen in Haßfurt“³ oder dem Kunst- und Kulturführer des Landkreises Haßberge aus dem Jahr 2003 wird „Niklas der Schaffhauser“ erwähnt.⁴ Die Schaffhauserstraße im Siedlungsgebiet am Rödersgraben ist nach ihm benannt.⁵

Jedoch ist ein Aufenthalt des „Schaffhausers“ in der Stadt alles andere als „gesichert“,⁶ sondern in Wirklichkeit weder der Name authentisch noch ein Zusammenhang mit der Ritterkapelle nachweisbar. Mit den folgenden Ausführungen soll kurz dargelegt werden, wie sich aus vagen Spekulationen

ein angeblich historisches Faktum entwickeln konnte.

Die vermeintliche Wiederentdeckung des Niclas von Schaffhausen geht auf die Forschungen des Haßfurter Stadtrates, Stadtarchivars, Chronisten und Ehrenbürgers Josef Kehl (1885–1967) zurück. Mit der Rettung des unersetzbaren Archivgutes der Stadt vor der drohenden Vernichtung im Jahr 1926, die ihm – ebenso wie die Arbeit an seiner Stadtchronik⁷ – außer der verdienten Anerkennung auch von mancher Seite Unverständnis und Spott einbrachte, hat er sich ein bleibendes Verdienst erworben. Daher entbehrt es nicht einer gewissen Tragik, wenn jetzt anhand einer dank der Bemühungen Kehls erhalten gebliebenen Quelle dessen Theorie zur Identität des Ritterkapellenbaumeisters widerlegt werden muß.

„Niclas von Schaffhausen“ – ein Abschreibebeehler bei Heideloff

In seiner ersten Veröffentlichung zur Baugeschichte der Ritterkapelle in „Werkblatt des Frankenbundes“, Heft 6/7 (Juni-Juli) 1929,⁸ berief sich Kehl auf Carl Alexander Heideloff (1789–1865). Bekanntlich hat dieser Architekt und Konservator seit 1856 in Haßfurt gewohnt, wo er sich während seiner letzten Lebensjahre der Restaurierung der damals stark baufälligen Ritterkapelle widmete. Schon Zeitgenossen Heideloffs haben kritisiert, daß er sich bei seinen Bemühungen zur Wiederherstellung des „reinen gotischen Stils“ kaum um historische Fakten kümmerte, ja selbst willkürliche Veränderungen an der Bausubstanz – etwa auch am Wappensries der Ritterkapelle – vornahm.⁹ So rief auch seine Datierung des Haßfurter Kapellenbaues auf das Jahr 1325 den Widerspruch des Würzburger

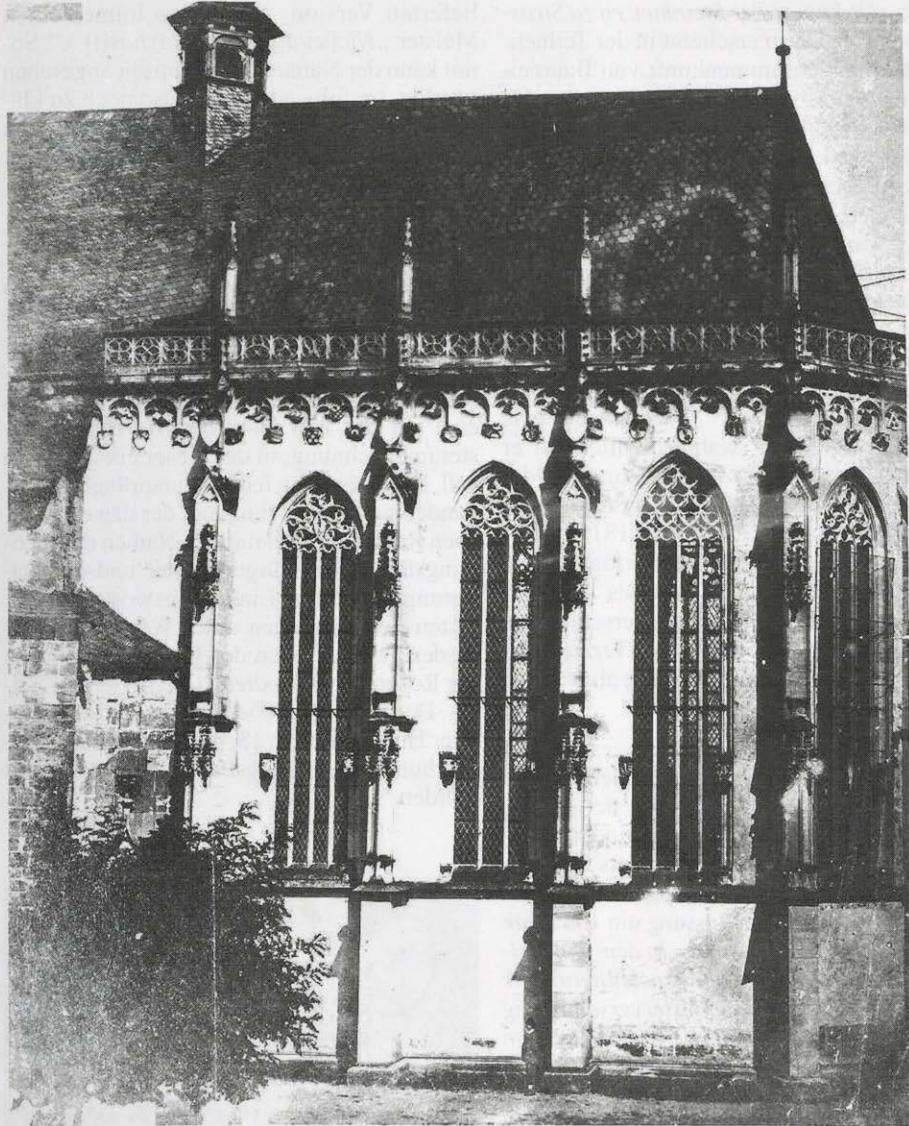


Abb. 1: Der von Carl Alexander Heideloff 1856/63 erneuerte Chor der Ritterkapelle; der hölzerne Dachreiter wurde erst im Zuge der vollständigen neugotischen Umgestaltung unter Bauamtmann Anton Dorner in den Jahren 1890/91 durch einen steinernen ersetzt.

Photo: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege.

Domvikars Nikolaus Reininger hervor; dessen aufgrund von archivalischen Quellen und Erkenntnissen der Heraldik getroffene Festlegung der Erbauungszeit auf die Mitte des 15. Jahrhunderts – zwischen 1431 und 1465 – bestätigen auch die in der jüngsten Zeit vorgenommenen dendrochronologischen Untersuchungen.¹⁰

Kehl, der ansonsten die Forschungsergebnisse Reiningers übernahm, bezog sich hinsichtlich des Baumeisternamens auf Heideloffs bereits 1844 erschienenes Buch „Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland“. Dieses enthält Abschriften historischer Dokumente zum Bau- und Steinmetzwesen, so unter anderem auch die in voller Länge abge-

druckte „*Ordnunge der Steinmetzen zu Strasburg 1459*“.¹¹ Darin erscheint in der Teilnehmerliste einer Zusammenkunft von Baumeistern in Regensburg im Jahr 1459 ein „*Niclaus von Haßfurt*“.¹² Einige Seiten weiter wird dieselbe Liste noch einmal in etwas veränderter Schreibweise wiederholt, wobei ihr noch der Satz vorangestellt ist: „*Die, zu Straßburg [...] aufgerichtete Steinhütte, ist im Jahr 1563 von dem Kayser Ferdinands [sic!] wieder bestätiget worden.*“ In dem danach folgenden, auf eine Abschrift aus dem genannten Jahr zurückgehenden Textabschnitt steht jedoch der Name „*Niclas von Schafhausen*“ anstelle des Haßfurters.¹³ Quellennachweise gibt Heideloff nicht; wahrscheinlich hat er den vollständigen Text der Ordnung mit der ersten Version der Liste von einer freimaurerischen Publikation aus dem Jahr 1819¹⁴ übernommen.¹⁵ Für die Namensvariante „*von Schafhausen*“ dürfte ihm eine als „*Bruderbuch*“ im Jahr 1563 im Druck erschienene, „*aber durchaus nicht fehlerfreie Vervielfältigung*“¹⁶ der Straßburger Ordnung als Vorlage gedient haben.

Ganz offensichtlich hat Kehl angesichts der verwirrenden Textwiedergabe Heideloffs zum einen nicht erkannt, daß es sich bei den zitierten Stellen um zwei verschiedene Abschriften des gleichen Dokuments handelt. Zum anderen hat er selbst irrtümlich die Jahreszahl der zweiten Textfassung um 100 Jahre „vorverlegt“, da er schreibt: „*In dem von Heideloff 1844 herausgegebenen Hüttenbuche wurde anlässlich der Baumeisterversammlung [...] zu Regensburg 1459 [...] Nikolaus von Haßfurt genannt. 4 Jahre später [...] wurde [...] der Meister Nikolaus wieder genannt, diesmal aber mit dem Zusatze „von Schafhausen“.*“¹⁷

Jahrzehnte nach dem Erscheinen von „*Die Bauhütte des Mittelalters*“ und nach dem Tod Heideloffs wurden mehrere im österreichischen Raum aufgefundene Abschriften der Straßburger Hüttenordnung von 1459 ediert, so etwa die relativ zeitnahen Kopien im Tiroler (1460; ed. 1896) und im Admonter Hüttenbuch (1480; ed. 1894). Die darin ebenfalls enthaltene Regensburger Namensliste entspricht jeweils der ersten von Heideloff über-

lieferten Version, nennt also immer einen Meister „*Nic[k]la[u]s von Hasfurt[1]*“.¹⁸ Somit kann der Name als authentisch angesehen werden. Im folgenden wird also noch zu klären sein, ob dieser Meister auch mit dem Bau der Ritterkapelle in Zusammenhang gebracht werden kann.

Ein folgenreicher Datierungsfehler

Mit einem Quellenfund in dem durch ihn ehrenamtlich betreuten Stadtarchiv glaubte Kehl jedoch, sogar den eindeutigen Beleg für die Anwesenheit des „*Schaffhausers*“ in Haßfurt in Händen zu haben: Es handelt sich um eine auf das Jahr 1440 datierte Bürgermeisteramtsrechnung, in der dieser erwähnt sein soll. Der Rechnung fehlt ihr ursprünglich vorhandener Einband, der den eigentlichen Rechnungstitel mit den Namen der rechnungsführenden Bürgermeister und der Datierung trägt. Die Einleitungsworte auf der ersten Seite sprechen unter Weglassung der beiden ersten Stellen der Jahreszahl nur von der Rechnung des „*xlten*“ (XL = vierzig) Jahres. Darüber ist am oberen Blattrand von späterer Hand (wohl im 18. oder beginnenden 19. Jahrhundert) die Jahreszahl „*1440*“ vermerkt worden.¹⁹

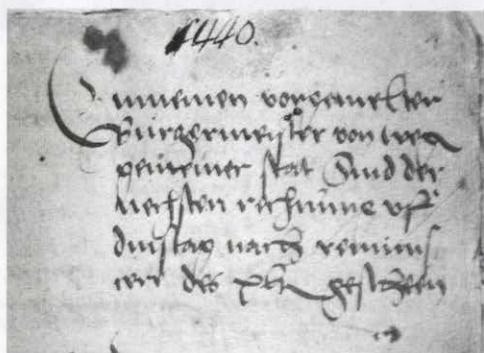


Abb. 2: Der „*Titel*“ der angeblichen Bürgermeisteramtsrechnung für das Jahr 1440: „*Einnemen vorgemelter Burgermeister von wegen gemeiner stat Sind der nechsten rechnung uff dinstag nach reminiscere des xltn. gescheen*“ (StadtAH, HAS, Rechnungen, 1200, fol. 1r). Die Namen der Bürgermeister sind auf dem bereits im 19. Jahrhundert abgelösten Titelblatt der Rechnung für 1540 genannt, das sich heute im Staatsarchiv Bamberg befindet (StABa, G 35 I, 334).

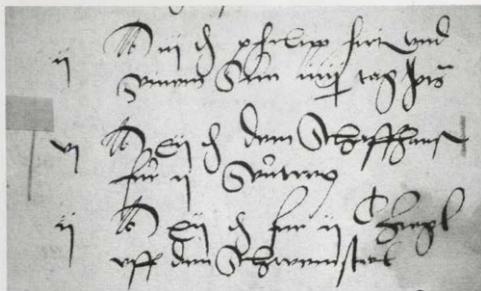


Abb. 3: Der Eintrag in der Bürgermeisteramtsrechnung für das Jahr 1540 mit der Nennung des angeblichen Schaffhausers (Mitte): „vij lb xij d dem Schaffhanß fur ij Seutreg“ (StadtAH, HAS, Rechnungen, 1200, fol. 20v).

Aber auch hinsichtlich dieses scheinbar authentischen Zeugnisses ist Kehl in Wahrheit einem großen Irrtum erlegen, der allerdings schon Generationen vor ihm verursacht wurde. Tatsächlich handelt es sich nämlich um die Rechnung des Jahres 1540 – deren abgelöster Schutzmuschlag, eine zu diesem Zweck verwendete Pergamenturkunde aus dem Jahr 1536, befindet sich heute übrigens im Staatsarchiv Bamberg.²⁰ Neben der für die Mitte des 16. Jahrhunderts typischen Schrift, die sich von gleicher Hand auch in den Haßfurter Baumeisteramts- und Gotteshausrechnungen der 1540er Jahre wiederfindet, gibt auch der Rechnungsinhalt bei genauem Lesen zahlreiche Hinweise auf seine wahre Entstehungszeit. So am deutlichsten durch Nennung der „vertigen“ (= vorjährigen) Bürgermeister Hans Ußlauber und Hans Heppel, die in dem sogenannten Alten Buch, das die Namen der Haßfurter Bürgermeister und neu aufgenommenen Bürger von 1454 bis 1667 enthält, als die Amtsinhaber des Jahres 1539 belegt sind.²¹

Der fragliche Rechnungseintrag lautet: „vij lb xij d dem Schaffhanß fur ij Seutreg“,²² wobei der Name sich mit etwas Phantasie durchaus als „Schaffhauf[er]“ lesen lässt. Der Zusammenhang, in dem er genannt wird, müßte den Leser jedoch mißtrauisch machen. Es handelt sich um Ausgaben für Ausbesserungsarbeiten an dem zum Spital gehörenden Schweinestall. Zwischen anderen Handwerkern, die mit Vor- und Familiennamen genannt und etwa für die Fertigung neuer Tür-

schwellen oder Dachziegel entlohnt werden, taucht der angebliche „Schaffhauser“ auf, der für die Herstellung zweier Sautröße sechs Pfund und zwölf Pfennige erhält. Die dem Vornamen Hans vorangestellte Bezeichnung „Schaff“ weist möglicherweise auf die Art der von ihm fertigten Waren hin, nämlich hölzerne Wannen und Tröge. Daß es sich um einen „Steinmetzmeister“ und um „Steintröge“²³ handelt, geht aus dem Rechnungstext jedenfalls nicht hervor, und selbst wenn dem so wäre, hätte der Schaffhans ja hundert Jahre zu spät gelebt, um am Bau der Ritterkapelle beteiligt gewesen sein zu können.

Bloße Vermutungen

Auch wenn man voraussetzen darf, daß es für Kehl außer Frage stand, mit der betreffenden Bürgermeisteramtsrechnung ein authentisches Dokument des Jahres 1440 zu besitzen, so müssen doch alle anderen Indizien, die er zur Person des „Schaffhausers“ und seiner Urheberschaft an den künstlerisch hervorragendsten Bauteilen der beiden Haßfurter Kirchen anführt, kaum als etwas anderes als phantasievolle Spekulation bezeichnet werden. Er hat auch selbst noch in seinem Aufsatz von 1929 deutlich zu erkennen gegeben, daß es sich dabei um bloße Vermutungen handelt:

„Der Name des Chorbaumeisters kann jetzt vermutet werden. [...] Mutmaßlich hat dieser Meister Nikolaus, dessen Bildnis [...] im Stiegenaufgang der Pfarrkirchsakristei angemeißelt ist, diese mit Obergeschoß unter Sigmund von Sachsen und dem damaligen Pfarrer Zollner von Rotenstein erbaut. In den Achtorten, in denen die Wappenschilder der Vorgenannten angebracht sind, ist das Steinmetzzeichen N. I. zu finden. Das gleiche Sigrum ist als Meisterzeichen am Ritterkapellenchor oft zu sehen. [...] Der Chorbaumeister, nennen wir ihn Nikolaus, hatte das Gewölbe mit den Schlüßsteinen konstruiert, und sein Steinmetzzeichen an verschiedenen Rippen und Konsolen eingemeißelt.“²⁴

Tatsächlich lassen sich weder das steinerne Porträt noch irgendein Steinmetzzeichen einer bestimmten Person zuordnen.²⁵ In späteren Veröffentlichungen geraten die Mutmaßungen Kehls dagegen immer mehr zur festen

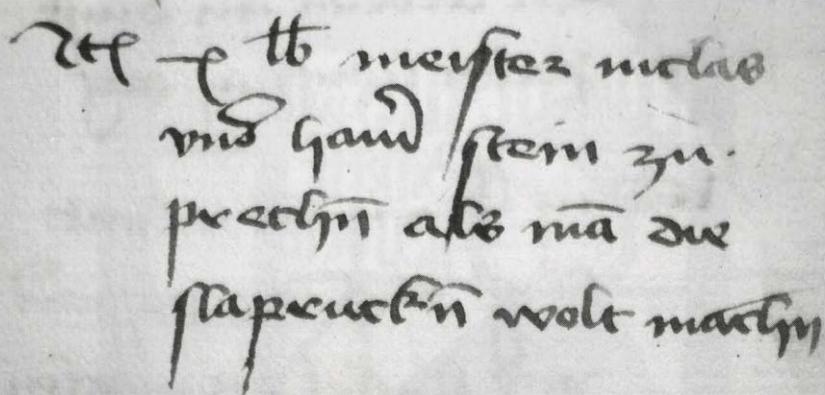


Abb. 4: Das angebliche Baumeisterporträt des Nikolaus von Schaffhausen im Nordturm der Stadtpfarrkirche. Das Kapitell mit dem Kopfbildnis stammt jedoch wohl von einem älteren Bau als der im Jahr 1390 begonnenen Kirche.

Photo: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege.

Gewißheit. So wurde etwa seine 1929 erstmals abgedruckte Zeichnung des Kopfbildes auch in die 1948 erschienene Chronik von Haßfurt übernommen. Während die Abbildung im „Frankenbund-Werkblatt“ noch die unbestimmte Unterschrift „Meister des Kapellen-Chors und der Pfarrkirch-Sakristei“²⁶ trägt, heißt es in der Chronik „Meister Niklaus, der Erbauer des Ritterkapellenchors und der Pfarrkirchensakristei“.²⁷

Der damalige katholische Stadtpfarrer und promovierte Kunsthistoriker Eugen Kainz (1883–1960), der seine Ausführungen zum „Kunstwert der Ritterkapelle“ im Anschluß an Kehls Aufsatz in der Zeitschrift des Frankenbundes publizierte,²⁸ dürfte diesen in seiner Annahme bestärkt haben, daß der „Schaffhauser“ sein Handwerk wohl in Italien und im Elsaß erlernt haben müsse. Kainz übernahm seinerseits in der von ihm verfaßten er-



Item x lb meister niclas
vnd gaud Stein zu
prechen als man die
slaprucken wolt machen

Abb. 5: Einer der Einträge in der Baumeisteramtsrechnung für die Jahre 1463 mit 1465, in denen ein Meister Niclas genannt wird: „Item x lb meister niclas viiC[?] hauer[?] Stein zu prechen als man die slaprucken wolt machen“ (StadtAH, HAS, Rechnungen, 724, o.S.).

sten Auflage (1940) des eingangs erwähnten Kirchenführers die angeblich „archivalisch unterbaute Annahme“ Kehls, daß „Niklas von Schaffhausen“ als „Planleger und Steinmetz“ der beiden Haßfurter Gotteshäuser anzusehen sei.²⁹ Das von Kehl dem Meister Niklas zugeschriebene Steinmetzzeichen entdeckte Kainz übrigens noch an der Pfarrkirche von Bad Königshofen.³⁰

Meister Niclas von Haßfurt

Obwohl Kehl sich nachweislich sehr intensiv mit dem Studium des von ihm betreuten Archivgutes beschäftigt hat, scheint es ihm seltsamerweise völlig entgangen zu sein, daß es wirklich authentische Belege für die Anwesenheit eines Meister Niclas in Haßfurt während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gibt. Sie finden sich sogar in einer für den Beruf des Steinmetzen und Bauhandwerkers recht naheliegenden Quelle, nämlich in den städtischen Baumeisteramtsrechnungen der Jahre 1463 mit 1465.³¹

So wird dieser Meister laut einem Rechnungseintrag 1463 mit zehn Pfund dafür entlohnt, „stein zu prechen als man die slaprucken wolt machen“. Gemeint ist wohl ein Neubau oder eine Reparatur der sogenannten Schleifbrücke in der Unteren Vorstadt, die seitdem noch ein halbes Jahrtausend lang über den dort aufgestauten Nassachsee führen sollte.³² Wahrscheinlich beziehen sich die im

folgenden Jahr verzeichneten Ausgaben „vom sehe“ ebenfalls auf den Nassachsee. Dabei werden unter anderem auch „meister niclaus auff sein arbayt am gueß bette“ acht Pfund verrechnet. 1465 schließlich finden wir ihn sowohl bei der Arbeit am Güßbett „vom großen sehe“, zusammen mit seinem Sohn beim Bau der „erlbrucken“ und beim Hauen von 60 „puchsenstein“, für die er pro Stück sechs Pfennige erhält, als auch beim Bezahlen einer Schuld von einem Pfund und acht Pfennigen für in der Mainmühle gemahlenes Getreide.

Zwar ist Meister Niclas offensichtlich als Steinhauer sowie wohl auch als Steinmetz und Maurer tätig, seine Beteiligung an den Haßfurter Kirchenbauten kann aber aufgrund der eben genannten Belege nicht nachgewiesen werden. Ebensowenig läßt sich daraus ersehen, ob dieser Meister Niclas mit dem in der Regensburger Teilnehmerliste von 1459 genannten identisch ist oder nicht – anders als im Falle von Kehls irrtümlicher Vermutung anhand der Namensnennungen in Heideloffs Bauhüttenbuch wäre dies ja aufgrund des nahen zeitlichen Abstandes der entsprechenden Quellen voneinander tatsächlich möglich.

In dem bereits erwähnten „Alten Buch“ läßt sich ein Träger des Namens Nikolaus während des fraglichen Zeitraumes feststellen (daneben findet sich allerdings häufiger die Kurzform „Clas“ bzw. „Claus“): Niclaus Kurbner (Kürschner) wird ausgerechnet am Nikolaus-



Abb. 6: Das 1948/49 von dem M ü n c h e n e r Künstler Max Lacher gestaltete Chormittelfenster der Ritterkapelle zeigt unter anderem auch das Phantasiewappen des Nikolaus von Schaffhausen mit dem diesem von Josef Kehl zugeschriebenen Steinmetzzeichen. Photo: Dr. Volker Grumbach, Haßfurt.

tag (6. Dezember) 1465 ohne weitere Angaben zu seiner Person als Bürger eingetragen.³³ Sollte mit dessen Nachnamen auch der von ihm ausgeübte Beruf bezeichnet werden, kann er nicht der oben genannte Meister Niclas sein. Natürlich ist es möglich, daß die Verleihung des Bürgerrechts an letzteren schon vor 1454 stattgefunden haben kann. Ebenso könnte der in den Rechnungen der Jahre 1463, 1464 und 1465 erwähnte Meister Niclas sich auch nur während dieser drei Jahre in Haßfurt aufgehalten haben; in den gleichfalls erhaltenen Rechnungen für 1466 und 1467³⁴ taucht sein Name zumindest nicht mehr auf.

Das undatierte Sterberegister der Mitglieder der Corporis-Christi-Bruderschaft,³⁵ dessen Laufzeit wahrscheinlich von etwa 1450 bis nach 1515 reicht, führt einen „meister niclaß kandlgisser“ auf. Zum Nachweis der Identität des Mannes mit dem Meister Niclas der Baumeisteramtsrechnungen fehlt uns freilich ebenso jeder Anhaltspunkt, wie für die Nennung des Handwerks, das er ausübt – sofern nicht auch hier der Nachname noch gleichbedeutend mit der Berufsangabe ist. Als Kanngießer (Zinngießer) wäre er ja ebenfalls nicht der „richtige“ Meister Niclas.

Fazit: die gesicherte Nennung eines Baumeisternamens ist nicht möglich

Aufgrund dieser anhand der Dokumente des Stadtarchivs vorgenommenen Untersuchung ließ sich nachweisen, daß die von Kehl vertretene Theorie als unhaltbar betrachtet werden muß, zumal die bisher als einziger quellenmäßiger Beleg für die Anwesenheit eines „Schaffhausers“ in Haßfurt angesehene Rechnung schon aufgrund ihrer falschen Datierung als Beweis völlig unbrauchbar ist. Auch ließ sich weder zu dem Namen Niklaus von Haßfurt³⁶ – von der Erwähnung in der Regensburger Meisterliste einmal abgesehen – bisher eine gesicherte biographische Angabe ermitteln, noch sind uns überhaupt im Zusammenhang mit den spätgotischen Kirchenbauten in Haßfurt tätige Personen namentlich überliefert.³⁷

Trotz alledem bleiben zwei Tatsachen unbestritten bestehen: Zum einen sind der Chor der Ritterkapelle sowie die Sakristei mit der

darüber befindlichen Turmkapelle der Stadtpfarrkirche, unabhängig davon, ob wir die Namen der an ihrer Errichtung beteiligten Handwerker und Künstler kennen oder nicht, Baudenkmäler von einzigartigem architektonischen und künstlerischen Rang. Zum anderen hat Josef Kehl sich um die Erhaltung des städtischen Archivgutes und die Überlieferung der Haßfurter Geschichte außerordentlich verdient gemacht. Diese Korrektur eines seiner Forschungsergebnisse dürfte angesichts seiner eigenen Bemühungen, die Vergangenheit seiner Heimatstadt so authentisch wie möglich darzustellen, sicher auch in seinem Sinne sein.

Anmerkungen:

- 1 Karlinger, Hans: Bezirksamt Haßfurt (Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, 3. Bd., Heft IV). München 1912, S. 71.
- 2 Verkehrsamt Stadt Haßfurt (Hrsg.): Stadt Haßfurt – attraktive Stadt am Main, S. 10; hassfurt.de => Stadt und Rathaus => Stadtchronik; pfarrreichhassfurt.de => Kirchen => Ritterkapelle (jeweils letzter Zugriff am 8. August 2011). – Bei Wikipedia, Artikel „Ritterkapelle Haßfurt“ (letzter Zugriff am 8. August 2011) heißt der angebliche Baumeister des Chores interesseranterweise „Hans von Schaffhausen“, der Link auf diesem Namen führt jedoch lediglich zu einem erst noch zu schreibenden Artikel.
- 3 Schmitt, Reinhold/Kehl, Hansmartin/Krug, Jörg Michael/Leuner, Herbert: Katholische Kirchen in Haßfurt (Schnell, Kunstmüller Nr. 417). 4., völlig überarbeitete Aufl. Regensburg 1994. – Für Ende 2011 ist vom Verlag Schnell & Steiner das Erscheinen eines speziellen Führers zur Ritterkapelle angekündigt; Autoren sind Hauptkonservatorin Dr. Annette Faber und Domkapitular Dr. Jürgen Lenssen, die jeweils auf Seiten des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege und der Diözese Würzburg federführend an der Restaurierung (2006–2010) beteiligt waren.
- 4 Landkreis Haßberge (Hrsg.): Haßberge. Ein Kunst- und Kulturführer durch den Landkreis. Haßfurt 2003, S. 226f.
- 5 O.Verf.: Straßen der Stadt und Deutung ihrer Namen, in: Haßfurt (Heimatbogen des Bezirkschulamts Haßfurt 5/1965), S. 4–21, hier: S. 15.
- 6 So bei Schmitt/Kehl/Krug/Leuner: Kirchen (wie Anm. 3), S. 14.
- 7 Kehl, Josef: Chronik von Haßfurt. Die Geschichte eines fränkischen Landstädtchens.

Würzburg 1948 (zu „Niclas von Schaffhausen“ siehe darin S. 226ff).

⁸ Ders.: Die Ritterkapelle zu Haßfurt, in: Werkblatt des Frankenbundes (1929), S.104–119.

⁹ Zu Heideloff allgemein siehe Knop, Andrea: Carl Alexander Heideloff und sein romantisches Architekturprogramm. Monographie und Werkkatalog (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 67). Nürnberg 2009; speziell zu seiner Arbeit an der Ritterkapelle: Baur, Christian: Die Marien- oder Ritterkapelle in Haßfurt. Heideloffs Ideen zu ihrer Restauration und deren Ausführung, in: Stadt Haßfurt (Hrsg.): 750 Jahre Stadt Haßfurt 1235–1985. Beiträge zur Heimatgeschichte. Haßfurt 1985, S. 57–70. – Hinsichtlich der immer noch oft zu lesenden Namensform „Ritter von Heideloff“ sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er offiziell nie nobilitiert wurde; siehe Müller, Kurt: Karl Alexander Heideloffs verwandschaftliches Umfeld in Nürnberg, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 77 (1990), S. 155–192, hier: S. 185–188.

¹⁰ Reininger, Nikolaus: Die Marien- oder Ritterkapelle zu Haßfurt. Ein Beitrag zur Baugeschichte derselben, in: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 15 (1860), S. 1–42; zu der Kontroverse mit Heideloff siehe Baur: Ritterkapelle (wie Anm. 9). – Faber, Annette: Die Ritterkapelle in Haßfurt. 10 Jahre vom Baufallbericht zur Einweihung, in: Denkmalpflege Informationen Nr. 148 (März 2011), S. 23–26.

¹¹ Heideloff, Carl: Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Eine kurzgefaßte geschichtliche Darstellung mit Urkunden und anderen Beilagen [...]. Nürnberg 1844, S. 34–46.

¹² Ebd., S. 42.

¹³ Ebd., S. 46.

¹⁴ Heldmann, Friedrich: Die drey aeltesten geschichtlichen Denkmale der teutschen Freymaurerbrüderschaft [...]. Aarau 5819 [= 1819], S. 235: „Niclaus von Hassfurt“.

¹⁵ Segers, Volker: Studien zur Geschichte der deutschen Steinmetzenbruderschaft. Mit besonderer Berücksichtigung der für das Straßburger Gebiet geltenden Ordnungen und Bestätigungsurkunden (15. bis 17. Jahrhundert). Diss. FU Berlin 1980, S. 127 (Anm. 20).

¹⁶ Ebd., S. 14. – Leider ist es dem Verfasser bisher nicht gelungen, ein Exemplar dieses „Bruderbuchs“ einzusehen.

¹⁷ Kehl: Ritterkapelle (wie Anm. 8), S. 111 (Hervorhebung auch im Original).

¹⁸ Luschin von Ebengreuth, Arnold: Das Admonter Hüttenbuch und die Regensburger Steinmetzordnung vom Jahr 1459, in: Mitteilungen der K. K. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale 20 (1894), S. 168–171 und 227–241, S. 236: „Niclas von Hasfurt“; Neuwirth, Joseph: Satzungen des Regensburger Steinmetzentages nach dem Tiroler Hüttenbuch von 1460, in: Zeitschrift für Bauwesen 46 (1896), Sp. 175–218, Sp. 208: „Nicklaus von Hasfurt“.

¹⁹ Stadtarchiv Haßfurt (künftig: StadtAH), HAS, Rechnungen, 1200, fol. 1r.

²⁰ Siehe hierzu: Kloos, Rudolf M. (Bearb.): Nachlaß Marschalk von Ostheim (Bayerische Archivinventare 38). Neustadt/Aisch 1974, S. 112 (Nr. U 334).

²¹ StadtAH, HAS, Rechnungen, 1200, fol. 5r, und StadtAH, HAS, Amtsbücher, 1, fol. 79r.

²² StadtAH, HAS, Rechnungen, 1200, fol. 20v.

²³ Kehl: Ritterkapelle (wie Anm. 8), S. 111.

²⁴ Ebd. (Hervorhebungen nicht im Original).

²⁵ Bei einer zusammen mit Dr. Annette Faber, Dipl.-Ing. Christian Schmidt M.A. (Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Schloß Seehof) und Dr.-Ing. Thomas Eißing (Universität Bamberg) am 22. August 2011 erfolgten Besichtigung der Pfarrkirchtürme wurden die Kapitelle im Erdgeschoß des Nordturmes als wiederverwendete Spolien aus dem 13./14. Jahrhundert (eventuell vom Vorgängerbau der Ritterkapelle) identifiziert; somit kann das Kopfbildnis an einem dieser Kapitelle auch nicht den Erbauer eines Teils der heutigen Kirche darstellen. Bei den Haßfurter Steinmetzzeichen handelt es sich laut Dr. Eißing zudem nicht um Meisterzeichen.

²⁶ Kehl: Ritterkapelle (wie Anm. 8), S. 117.

²⁷ Kehl: Chronik (wie Anm. 7), S. 282.

²⁸ Kainz, Georg [sic!]: Der Kunstwert der Ritterkapelle, in: Werkblatt des Frankenbundes 1929, S. 120–130.

²⁹ Kainz, Eugen: Pfarrkirche Haßfurth – Ritterkapelle Haßfurth [sic!] (Schnell, Kunstdführer Nr. S 417/418). München 1940, S. 5.

³⁰ Kehl: Ritterkapelle (wie Anm. 8), S. 112.

³¹ StadtAH, HAS, Rechnungen, 724 (umfaßt die Jahrgänge 1463, 1464, 1465 und 1466; die folgenden Angaben und Zitate finden sich in den jeweiligen unpaginierten Rechnungsfazikeln).

³² Nach Kehl: Chronik (wie Anm. 7), S. 285f., sei die Brücke anfangs eine reine Holzkonstruktion gewesen und erst 1582 seien steinerne Widerlager und 1617 die ganze Brücke als Steinbau er-

richtet worden. 1963 wurde die Schleifbrücke „wegen des zunehmenden Verkehrsaufkommens abgebrochen und durch einen breiteren Neubau ersetzt“; vgl. Diller, Stephan: Die Geschichte der Stadt Haßfurt 1871–2007 (Schriftenreihe des Historischen Vereins Landkreis Haßberge 6). Haßfurt 2008, S. 458f.

³³ StadtAH, HAS, Amtsbücher, 1, fol. 36v.

³⁴ StadtAH, HAS, Rechnungen, 726.

³⁵ StadtAH, HAS, Akten vor 1827, 173: Nomina mortuorum ex fraternitate corporis Christi in Hasfurt (unpaginiert).

³⁶ Für „Niclas von Schaffhausen“ kann es, wie wir nachgewiesen haben, ohnehin keinen historischen Beleg geben.

³⁷ Bei dem in einer Inschrift am Chor der Pfarrkirche genannten Johannes Salzmann handelt es sich nicht um den Baumeister (so etwa noch bei Maierhöfer, Isolde: Haßfurter Inschriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt, in: 750 Jahre Stadt Haßfurt, S. 153–175, hier: S. 154), sondern um einen der Heiligenmeister aus der Erbbauszeit. Als solcher wird er in einem Notariatsinstrument vom 24. Oktober 1402 (StadtAH, HAS, Urkunden, 35) mehrfach erwähnt.

Kaiserin Auguste Viktoria zur Kur in der Oberen Saline

von

Werner Eberth

1888 und 1889 kam Reichskanzler Bismarck nicht zur Kur in die Obere Saline; er war in Berlin 1888 politisch unabkömmlig, als sowohl Kaiser Wilhelm I. und auch noch sein Sohn Friedrich III. starben, wodurch der junge Kronprinz Wilhelm König von Preußen und damit kraft Reichsverfassung auch Deutscher Kaiser¹ wurde.

Die neue Deutsche Kaiserin Auguste Viktoria Friederike Luise (1858–1921) war eine Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, die älteste Tochter des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein. Dieser war jedoch kein regierender Fürst, denn das Herzogtum Schleswig war ein Lehen des Königreichs Dänemark. Die Herzogtümer Holstein und Lauenburg, die zum Deutschen Bund gehörten, wurden in Personalunion vom dänischen König verwaltet. Altona am Rand von Hamburg war so eine „dänische“ Stadt.

Nach der Thronbesteigung des dänischen Königs Christian IX. im Jahr 1863 erhob Herzog Friedrich VIII. Besitzansprüche auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Am 19. November 1863 erklärte er seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein mit Residenz in Kiel und wurde Ende Dezember als Landesherr beider Herzogtümer ausgerufen.

Den daraufhin von Bismarck inszenierten Deutsch-Dänischen Krieg 1864 gewannen die

preußisch-österreichischen Truppen. König Christian IX. wurde gezwungen sowohl das Herzogtum Schleswig als auch die Herzogtümer Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich abzutreten. Herzog Friedrich VIII. mußte auf Druck des Ministerpräsidenten Bismarck das Land wieder verlassen. Die Herzogtümer Schleswig und Holstein wurden dann 1867 nach dem Friedensvertrag von Bad Gastein als Provinz dem Königreich Preußen angegliedert.

Es ist nur zu verständlich, daß Auguste Viktoria Bismarck schon wegen der politischen Behandlung ihres Vaters nicht mochte. 1875 wurde sie nach England auf Verwandtenbesuch praktisch zur „Entwöhnung“ geschickt, weil sie sich in Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, Sohn des Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, verliebt hatte. Herzog Georg II. stand auch noch später in Opposition zu Kaiser Wilhelm II.

Bei ihrer Großtante Königin Victoria lernte sie auf Schloß Windsor den späteren Kaiser Wilhelm II. kennen. Die Verlobung 1880 in Gotha unmittelbar nach dem Tod ihres Vaters war ganz im Sinne der Familienpolitik des preußischen Kronprinzenpaars Friedrich und Victoria. Kaiser Wilhelm I. als Chef des Hauses Hohenzollern empfand die Wahl seines Enkels aber als unpassend, da die Familie der Prinzessin als nicht ebenbürtig galt (eine Urgrößmutter war bürgerlich und eine Groß-

mutter simple Gräfin). Bismarck soll die Prinzessin wenig galant die „*Kuh von Holstein*“ genannt haben, was ihr sicher zugetragen wurde.

Außerdem stammte sie nicht aus einem regierenden Fürstenhaus, was aber ja gerade Bismarcks Schuld war. Nach dem Tod ihres Vaters, der zugunsten der guten Partie seiner Tochter auf seine Ansprüche verzichtet hatte, genehmigte Kaiser Wilhelm I. jedoch die Verlobung und die Heirat 1881. Bismarck soll nach dem Verzicht von Herzog Friedrich VIII. Kaiser Wilhelm I. die Genehmigung der Hochzeit angeraten haben, weil er dies als Gelegenheit sah, die Schleswig-Holsteiner mit Preußen zu versöhnen, was letztlich auch eintrat.

Als Auguste Viktoria 1888 Kaiserin wurde, wollte sie wie Bismarck eine Kur in der Oberen Saline, was ihr dann 1889 gelang. Bismarck mußte deswegen zurücktreten, 1889 allerdings nur von seiner gewohnten Kur in – genauer bei – Bad Kissingen. Die Kuraufenthalte von Bismarck in Hausen waren ganz offensichtlich in „*Allerhöchsten Kreisen*“ eine unbezahlbare Werbung für das Bad Kissingen gewesen.

Der Sturz von Bismarck als Reichskanzler

Kaiserin Auguste Viktoria gelang in zwei Jahren, was die bisherigen Königinnen von Preußen nicht geschafft hatten, nämlich der Sturz von Bismarck. Königin Augusta, eine Prinzessin von Sachsen-Weimar, war ihrem Mann König Wilhelm I. geistig überlegen. Da er sie nur auf Drängen seines Vaters Friedrich Wilhelm III. geheiratet hatte, hatte sie wenig Einfluß auf ihn, so daß sie ihn erfolglos vor Bismarck warnte. Die 99-Tage-Kaiserin Victoria hatte keine Gelegenheit, ihre Abneigung gegen Bismarck bei ihrem todkranken Mann zu einem Erfolg zu bringen.

Da nach der Reichsverfassung nur der Kaiser das Recht hatte, einen Reichskanzler zu ernennen und zu entlassen, entließ Wilhelm II. Bismarck 1890 als Reichskanzler, was er bei Anhörung des Reichstags wohl nicht durchgebracht hätte. Eine Begründung brauchte er

nicht zu geben. Es ist zu vermuten, daß ihn u.a. seine Frau dazu mit allen einer Frau zur Verfügung stehenden Mitteln bewegt hat.

In seinem 1928 erschienenen Buch „*Bismarck in Kissingen*“ stellt der Verlag T. A. Schachenmayer unter 1890 fest, daß Bismarcks Sturz ihm eine Popularität gebracht habe, die er bei seinen weiteren Kurauftreffs halten ganz gezielt vertieft. Die Kaiserin kam nun nie mehr nach Bad Kissingen, vielleicht hätte sie es gern getan. Die Obere Saline war jedoch in den folgenden Jahren für den Reichskanzler a.D. „gebucht“. Ihn zu einem Verzicht auf eine Kur in der Oberen Saline zu bitten, war unter ihrer Würde. So wehte nur einen Sommer lang eine kaiserliche Standarte über der Oberen Saline.

Die Ankunft der Kaiserin mit großem Gefolge

Am 27. Juni 1889 berichtete die „*Kissinger Saale-Zeitung*“ über die bevorstehende Ankunft der Kaiserin wie folgt: „*Gestern Nachmittag 4 Uhr kamen von Berlin mit der zugehörigen Dienerschaft 10 Pferde und 5 Equipagen (2 Landauer, 1 Coupe, ein Viktoria-Wagen und ein Break²) Ihrer Majestät der Kaiserin hier ein. Die prächtigen 10 Trakehner-Rappen erregten allgemeine Bewunderung; die werthvollen Geschirre tragen überall die Kaiserkrone mit dem Namenszuge „A. V.“. In der gleichen Ausgabe schilderte die Heimatzeitung ausführlich alle Maßnahmen, die in der Oberen Saline für den Aufenthalt der Kaiserin getroffen worden waren.*

Die Kaiserin bewohnte die heutige Bismarck-Wohnung, ihr nächstes Gefolge die Obergeschoßräume links des Treppenaufgangs. Der Kronprinz und seine drei Brüder hatten ihre Zimmer im Hochparterre, den heutigen Ausstellungsräumen. Im großen Treibhaus, heute Orangerie genannt, war der Speisesaal für die Dienerschaft, die anschließenden Räume wurden als Küchen benutzt, sie waren mit dem Hauptgebäude durch einen überdeckten Gang verbunden.

Die wichtigste Information ist die über die ehemalige Salinenkirche, deren Altar ja bereits 1876 nach Trimberg verkauft worden

Kurliste von Bad Kissingen

1889.

Port- laufende Nr.	An- kunft.	Namen, Charakter und Wohnort der angekommenen Kurgäste.	Per- sonen- zahl.	Wohnung.
8798	28.29. Jun	Ihre Kaiserliche und Königliche Majestät die deutsche Kaiserin und Königin von Preussen, Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz des deutschen Reiches und von Preussen, Seine Königliche Hoheit Prinz Eitel Friedrich von Preussen, Seine Königliche Hoheit Prinz Adalbert von Preussen, Seine Königliche Hoheit Prinz August Wilhelm von Preussen.	5408	Übertrag

Abb. 1: Die Bad Kissinger Kurliste von 1889.

war. Carl Streit hatte den Altar, dessen Steinisch sicher noch vorhanden war, mit Heiligenfiguren von Tilman Riemenschneider aus seiner Sammlung zu einem Altar zusammengefügt, der nach damaligem Geschmack wohl als schöner empfunden wurde als der originale im längst verpönten sog. „Zopfstil“.

Die Heimatzeitung hat dann am 29. Juni ein Sonderblatt herausgegeben mit dem Titel: „Der Kaiserin zum Willkommen in Bad Kissingen am 28. Juni!“ Nach einem pathetischen, fast devoten Willkommenswunsch kommt die eigentliche Berichterstattung, zuerst über den Blumen- und Fahnenschmuck vom Bahnhof bis in die Salinenstraße.

Um 8.20 Uhr kam der Extrazug, bestehend aus 1 Salonwagen, 2 Personen- und 2 Güterwagen³ im Bahnhof an. Der Zug hatte 15 Minuten Verspätung, weil sich der Kaiser am Bahnhof Ebenhausen von seiner Frau verabschiedet hatte. Er selbst fuhr mit seinem Sonderzug in Richtung Leipzig–Berlin an die See weiter, um sich dort für eine Kreuzfahrt nach Norwegen auf seiner Jacht einzuschiffen. Die Zeitung hielt es sogar für bedeutsam, festzuhalten, daß der Kaiser die „Coupéethüre“ der

Kaiserin eigenhändig geschlossen habe.⁴

Auf dem Bahnsteig standen zum Empfang der Herzog von Edinburgh, der kgl. Oberstallmeister von Rauch, Regierungspräsident Graf Luxburg, Badekommissär Baron von Bechtolsheim, und für die Stadt rechtskundiger Bürgermeister Theobald Fuchs bereit. Graf Luxburg stellte das bayrische Empfangskomitee persönlich vor, nach Begrüßungsreden ging es dann durch die Stadt, wo überall die Vereine Spalier standen. An der Oberen Saline begrüßte als Hausherr Hofrat Carl Streit die Kaiserin. Im Salon war ein großes, von der Stadt bestelltes Blumenarrangement aufgebaut, wofür der Hof- und Kurgärtner Singer großes Lob erhielt.

Neben den in der in Abb. 1 genannten Personen sind namentlich die folgenden Damen und Herren in der Kurliste als Gäste aufgeführt: Hofdame Gräfin von Keller, Kammerherr und Cabinetsrath Freiherr von der Reck, Hauptmann und Militärgouverneur von Falkenhayn, Gouvernante Miss Atkinson sowie Candidat theol. Lehrer Kessler, dazu „Weiteres Gefolge und Dienerschaft“, insgesamt 30 Personen. Als Wohnung ist angegeben: „Obere Saline“.

Ankunft der Prinzen

Am 2. Juli veröffentlichte die Heimatzeitung ein Dankschreiben ihres Kammerherrn an Bürgermeister Fuchs für die freundliche Aufnahme. Die Kaiserin war am 28. Juni allein angekommen, die vier Prinzen aus nicht angegebenen Gründen erst am 1. Juli.

Bei der Einfahrt in den Bahnhof winkten die Prinzen, sicher von ihrer Gouvernante einstudiert, mit den Hüten. Zuerst stieg der Kronprinz aus, der jüngste Prinz August Wilhelm, der wie damals üblich noch ein Kleidchen trug, wurde aus dem Zug gehoben. Mit

einem „*Guten Morgen, Mutter!*“ begrüßten sie ihre auf dem Perron⁵ wartende Mutter und durften dann dieser einen Kuß geben. Die Familie fuhr anschließend in einem Landauer über die Stadt zur Saline. Aus dem angehängten Güterwagen wurden, wie schon in der Fußnote erwähnt, drei eiserne Bettstellen und Spielzeug für die Prinzen ausgeladen.

Der Willkomm von Klosterhausen

Die „*Kissinger Saale-Zeitung*“ berichtet darüber am 30. Juni 1889: „*Wie uns mitgetheilt wird, habe auch unsere Nachbargemeinde Klosterhausen, in deren Bezirk die obere Saline gelegen ist, Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin Augusta Viktoria einen zwar einfachen, aber herzlichen Willkommengruß geboten.*“

Es hatten die freiwillige Feuerwehr und die männliche Schuljugend mit ihrem Herrn Lehrer an der oberen Saline Aufstellung genommen und gaben in begeisterten Hochrufen ihrer Freude Ausdruck. Langsam fuhr die hohe Frau an den Anwesenden vorüber, freundlich dankend. Kurze Zeit darauf erschien Ihre Majestät für einige Augenblicke am Fenster. Auch die gestern angekommenen kaiserlichen Prinzen wurden von den obengenannten Vereinen, der Schuljugend und einem großen Theile der Ortseinwohner von Klosterhausen herzlichst begrüßt.

An anderer Stelle wurde berichtet: „*Einige kleine Mädchen von Hausen, die der hohen Frau Bouquets entgegenhielten, nahm Ihre Majestät sogar in den Wagen.*“ Die Kaiserin hat vermutlich die Kinder entweder von der Klosterbrücke oder der Steinhofbrücke auf der Rückfahrt von ihrem Ausflug zum Klaushof bis zur Saline mitgenommen.

Der Leibarzt der Prinzen und Dr. Alfred Sotier

Am Samstag traf lt. Heimatzeitung auch noch der Leibarzt der Prinzen ein und fuhr mit Dr. Alfred Sotier zur Saline. Der Arzt aus Berlin war vermutlich Kinderarzt; für Bad Kissingen bedeutsam war die Rolle von Dr. Sotier, der später auch Kaiserin Elisabeth (Sisi) 1898 bei ihrem letzten Kur-Aufenthalt betreut hat. Diese Stellung als „Fürstenarzt“

dürfte ihm einigen Neid bei seinen örtlichen Kollegen eingebracht haben. Vermutlich hat die Betreuung der Prinzen in Absprache mit dem bald wieder abgereisten Leibarzt 1889 dazu geführt, daß der Sohn des Kronprinzen Wilhelm, Louis Ferdinand, 1945 auf der Flucht vor den Russen mit seiner Familie bei dessen Enkelin Elisabeth Sotier (†) Unterkunft in Bad Kissingen gesucht hat.

Die Kaiserin beim „Shopping“ in der Stadt

Die Zeitung berichtet über einen Ausflug der Familie zur Ruine Bodenlauben und über einem Besuch im Kurpark mit Besichtigung des Konversationssaals. Die Kaiserin machte dann bei dem damals im Kurgarten noch vorhandenen Budenbasar⁶ einige Einkäufe. In einer weiteren Ausgabe sind die Einkäufe der Kaiserin in der Stadt mit werbewirksamer Angabe der besuchten Geschäfte genannt. Hervorgehoben sind die Einkäufe in dem Spielwarengeschäft Wahnschaffe aus Nürnberg auf der Brückenstraße (westliche Ludwigstraße) und beim (jüdischen) Juwelier Simon Rosenau, überall begleitet von Scharen von Zuschauern. Die Kaiserin erklärte sich beeindruckt, in Kissingen so bedeutende Geschäfte zu finden. Das Spielwarengeschäft Wahnschaffe, offenbar ein Filialist aus Nürnberg, scheint die Kaiserin tatsächlich beein-



Abb. 2: Kaiserin Auguste Viktoria rief mit dem Portrait der Hofphotographen Selle & Kuntze, Potsdam, am 6. August 1914 die deutschen Frauen und Jungfrauen zur Hilfe für den gerade begonnenen Krieg auf. Die Kaiserin war damals 56 Jahre alt.

drückt zu haben, denn die drei älteren Prinzen durften in Begleitung ihres Militärgouverneurs Herrn von Falkenhayn eine eigene Einkaufstour dorthin starten.

Geburtstagsfeier für Prinz Eitel Friedrich in der Oberen Saline

Nach einem Bericht der „Kissinger Saale-Zeitung“ vom 8. Juli 1889 wurde der 6. Geburtstag des am 7. Juli 1883 in Potsdam geborenen Prinzen am Morgen des 7. Juli groß gefeiert: „Auf der Oberen Saline, der Residenz der Kaiserin, wurde gestern der Geburtstag Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Eitel Friedrich [...] im kleinsten Familienkreis gefeiert.“

Der kleine Prinz, welcher durch die großen blauen Augen und langen blonden Locken unter seinen Brüdern besonders auffällt, erhielt den Namen Eitel Fritz nach seinem Taufpaten.⁷

Im Garten war der große Geburtstagstisch aufgebaut auf dem sich eine Torte mit sechs Lichtern befand, zahlreichere Geschenke, so das Bild des Kaisers, eine Pflanzenpresse, Bücher, Schreibzeug, [...] und ein zahlreicher Blumenflor. Se. Majestät der Kaiser sandte ein Glückwunsch-Telegramm aus Norwegen mit Nachricht seines Wohlbefindens. Das schönste Geschenk erhielt der Prinz von seinem kaiserlichen Vater: einen prächtigen Pony, welcher am Samstagabend hier eintraf und dessen Geschirr von Hofgärtner Singer mit Blumen geschmückt war.

Man kam nun auf den Gedanken, für den Kaiser, welcher nur im Geiste der Geburtstagsfeier anwohnte, ein Genrebild⁸ anfertigen zu lassen, welches ihm besondere Freude bereiten dürfte.

Zu diesem Zwecke wurde von Ihrer Majestät der Kaiserin der Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs Herr

Hofphotograph Pilartz auf 9 Uhr befohlen, welcher auch pünktlich in der mitgesandten Equipage eintraf.

Die Aufnahme der reizenden Gruppe erfolgte im Garten. Ein Stallmeister führte den Pony vor, welchen das Geburtstagskind, dessen Hut ein Kranz von Kornblumen schmückte,⁹ bestieg.

Ihre Majestät hielt das Pferd an der Trense, der Kronprinz stellte sich neben seine kaiserliche Mutter und die anderen Prinzen gruppierten sich um den Tisch; bei der zweiten Aufnahme hielt der Kronprinz das Pferd.

Beide Aufnahmen sind vermittelst eines Monumentapparates trotz des herrschenden Windes, wodurch die Kleider und Tücher sich stark bewegten, vorzüglich gelungen und wird Herr Hofphotograph Pilartz die Bilder schon am Donnerstag abliefern können. Um 9 Uhr 20 Minuten fuhr Hr. Pilartz wieder nach Hause.



Abb. 3: Auf dem Bild von Pilartz sitzt das Geburtstagskind „Eitel Fritz“ auf seinem Pony. Kronprinz Wilhelm (1882–1951), die „Daumen an der Hosennaht“ darf militärisch korrekt zusehen. Die Bilder wurden dem Kaiser geschickt. Das Bild ist von Pilartz unter Zeitdruck schlicht überbelichtet.

Die kaiserliche Familie begab sich nun mit Gefolge nach der Hauskapelle, woselbst durch Herrn Käßler, cand. theol. und Lehrer der Prinzen Gottesdienst abgehalten wurde.¹⁰

Um 11 Uhr empfing Ihre Majestät im Garten den rechtskundigen Bürgermeister der Stadt Kissingen Herrn Fuchs, welcher Ihrer Majestät und dem Prinzen Eitel Friedrich die Glückwünsche der Stadt, und als Angebinde dem Prinzen einen kleinen Schlitten, von Blumen hergestellt, welcher von zwei Täubchen gezogen wird, überbrachte.¹¹

Zur Mittagstafel wurde Se. Exzellenz Herr von Rauch befohlen.¹²

Kriegsopfer-Gedenken am 10. Juli

Gut beraten war die Kaiserin und Königin von Preußen, daß sie 23 Jahre nach der Eroberung von Kissingen durch die Preußen die damaligen Kriegstoten beider Seiten ehren ließ. Ihr Kammerherr Baron von der Reck legte am Denkmal „Trauernde Germania“ einen Lorbeerkrantz mit Schleife mit dem Aufdruck „A. V.“ nieder.

Politisch wäre es aus heutiger Sicht die große Geste gewesen, wenn die Kaiserin selbst zu dem Denkmal gegangen wäre. Politik und Krieg waren jedoch damals Männer- sache, auch der Kaiser hätte dies als Einmischung in seine Kompetenzen verstanden. Selbst die Frau eines Monarchen hatte sich auf den Besuch karitativer Einrichtungen zu beschränken.

Der Geburtstag des Prinzen Adalbert

Nach dem 6. Geburtstag des zweitgeborenen Bruders „Eitelfritz“ wurde am 14. Juli auch der 5. Geburtstag des Prinzen Adalbert gefeiert. Die Geburtstagsfeier verlief in etwa wie die eine Woche vorher, nur ein weiteres Pony gab es nicht.

Die Kaiserin schmückte im Garten mit ihren zwei ältesten Söhnen den Geburtstags- tisch unter einem großen Zelt, wobei die Heimatzeitung die Ausschmückung des Tisches und des Hofs durch Salinengärtner Weidinger lobte. Diesmal hatte man Geschenke seitens der Stadt im voraus dankend abgelehnt. Hofphotograph Pilartz durfte erneut ein Ge-

burtstagsbild für den Kaiser machen. Nach dem Frühstück besuchte man wie zuvor einen Gottesdienst in der Salinenkirche.

Eine Besonderheit war ein Standkonzert des Trompeter-Korps des 1. Ulanen-Regiments aus Bamberg, dessen Inhaber der Kaiser selbst war. Die Musiker wurden nach Zugaben mit Speis und Trank „regalirt“¹³ und in Gnaden entlassen. Bei dieser Gelegenheit hat die Zeitung die Lieferanten für die kaiserliche Küche aufgezählt: Metzgermeister Horn, Bäckermeister Karch, Konditor Messerschmitt und Fischer Streit.

Die Kaiserin lehnte einen Fackelzug zu ihren Ehren ab, die kaiserliche Familie war auch nicht anwesend bei der Kurgartenbeleuchtung mit Aufleuchten ihrer Initialen „A V“ am Arkadenbau.

Die Kaiserin zu Besuch im Mädchen-Fürsorgeerziehungsheim Hausen

Am 16. Juli 1889 besuchte die Kaiserin Auguste Victoria die „Rettungsanstalt Marienpflege“ Hausen. Bezirksamtmann und kgl. Badekommissär Herrmann Freiherr von Bechtolsheim sowie Stadtpfarrer Joseph Krug empfingen „ehrerbietigst“ die Kaiserin. „Hochdieselbe“ ließ sich das ganze Haus und die Nebengebäude zeigen und verabschiedete sich nach einstündiger Besichtigung „huldvollst“.

Vor ihrer Abreise aus Bad Kissingen spendete sie 300 Mark, was in heutige Kaufkraft hochgerechnet gut 5.000 Euro sind, ein stattliches Geschenk!

Galafeuerwerk an der Saline

Dafür nahm die Kaiserin an einem vom kgl. Badekommissariat veranstalteten Feuerwerk westlich der Oberen Saline am 22. Juli teil. Die Prinzen hatte man allerdings schon ins Bett geschickt. Es spielte die Kapelle des 9. Infanterieregiments aus Würzburg, die das Galafeuerwerk mit einem Zapfenstreich abschloß. Wie bei der Kurgartenbeleuchtung leuchtete am bengalisch beleuchteten Waldrand jenseits der Saale das Monogramm „A V“ auf.

Fahrraddrabietungen auf der Straße

Während die Prinzen am abendlichen Feuerwerk am 22. Juli nicht teilnehmen durften, konnten sie sich am Vormittag laut Zeitung „höchlichst ergötzen“ an der „Produktion der jugendlichen Radfahrerin Fräulein Weidenhammer“ auf der Straße vor der Oberen Saline. Die Kaiserin erschien während der halbstündigen Vorführung mehrmals am Fenster, während die Prinzen auf die Straße herunter kamen, um sich die „ungemein gewandten und eleganten Übungen“ anzuschauen.

Abschied mit Ordensverleihungen

Die Kaiserin verlieh – vermutlich im „Bismarck-Saal“, den man in ihrer Gegenwart tunlichst nie hätte so nennen dürfen – an die Honoratioren abgestuft Auszeichnungen. Der Bad Kissinger Bürgermeister Fuchs zum Beispiel erhielt den Roten Adlerorden IV. Klasse, Dr. Sotier einen „prächtigen“ Brillantring, sogar noch der Telegraphenassistent Schmidt eine goldene Uhr mit goldener Kette. Was Hausherr Carl Streit erhielt, ist nicht überliefert.

Seine Frau Elise erhielt von der Kaiserin eine Brosche mit dem Kaiserwappen in einer mit den Initialen „A V“ geschmückten Schatulle. Diese Brosche wurde am 9. Juni 2010 im Auftrag von Nachkommen von Elise Streit bei Nagel-Auktionen Stuttgart versteigert und ist auf diese Weise bekannt geworden. Bei den Nachkommen Streits kann es sich nur um die ihrer Schwester Anna Eva geb. Riegel handeln, denn ihre eigene Ehe war ja kinderlos.

Die Zeitung hat auch festgehalten, daß der Friseur Hein aus Kissingen den drei älteren Prinzen vor der Abfahrt noch die Haare schneiden durfte. Am Tag der Abreise versäumte die Kaiserin ihr Solebad im Salinenbad nicht, sie hat diese Bäder offenbar genossen. Am 25. Juli besichtigte die Kaiserin noch den Kinderhort an der Maxstraße. Für die Kinderheilanstalt an der Salinenstraße stiftete sie 200 Mark.

Auf Wunsch der Kaiserin wurden die Straßen zum Bahnhof bei ihrer Abreise am 27. Juli nicht offiziell geschmückt, auch die Aus-

schmückung des sog. Königssalons im Bahnhof hatte sie sich verbeten. Trotz allem versprach die Kaiserin keine weitere Kur in Bad Kissingen, was sicher mit dem immer stärker werdenden Bismarck-Kult zusammenhing, der fast untrennbar mit der Oberen Saline verbunden war. Bismarck um einen Kurverzicht zu bitten, wäre unter ihrer Würde gewesen.

Hausen wie nach Kissingen eingemeindet behandelt

Es lag sicher nicht an der Zeitung, daß nie vom damaligen Hausener Bürgermeister Michael Götz die Rede ist. Dafür hat der Bad Kissinger Bürgermeister Fuchs Hausen wie eingemeindetes Gebiet behandelt, obwohl die Saline in der selbständigen Gemeinde Hausen lag. Kissingen war damals zwar schon Bad, aber wie Hausen (nur) eine bezirksangehörige Gemeinde. Auftritte in der Oberen Saline standen ihm eigentlich nicht zu, zumindest hätte er den örtlichen Bürgermeister beteiligen müssen.



Abb. 4: Das war die Standarte der Kaiserin, die 1889 auf dem Dach der Oberen Saline wehte. Obwohl die Frau des Kaisers nach der Reichsverfassung keinerlei Funktion hatte, stand ihr eine eigene Standarte zu. Dies entsprach den Bräuchen in Großbritannien, wo alle Mitglieder der königlichen Familie noch heute eine eigene Fahne führen.



Die obere Saline in Bad Kissingen (Hofansicht),
derzeitige Wohnung der deutschen Kaiserin und der kaiserlichen Prinzen.*

Abb. 5: Der kolorierte Zeitungsausschnitt zeigt das Medienecho der Kur der Kaiserin mit ihren vier Söhnen in der Oberen Saline 1889 (Sammlung Peter Maessen).

Was wurde aus der kaiserlichen Familie?¹⁵

Kaiserin Auguste Viktoria begleitete 1918 ihren Mann in das niederländische Exil und bezog mit ihm 1920 das „Haus Doorn“ in der Provinz Utrecht. Sie starb dort mit 63 Jahren am 11. April 1921. Der Kaiser heiratete dann 1922 die verwitwete Fürstin Hermine Reuß Ältere Linie, die 1927 als Kurgast in Bad Kissingen weilte und 1947 in Frankfurt starb.

Kronprinz Wilhelm (*1882 im Marmorpalais Potsdam; †1951 in Hechingen), der auf dem Geburtstagphoto das Pony halten durfte, war der letzte Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen sowie nach dem Tode seines Vaters von 1941 bis 1951 Chef des Hauses Hohenzollern. Er hat 1905 in einer „Traumhochzeit“ die Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin Cecilie (1886–1954) geheiratet und sich im Dritten Reich als möglicher Thronfolger bedeckt gehalten. Vor den Russen fliehend fand 1945 seine Frau mit Kindern im „Fürstenhof“ Bad Kissingen bei Frau Elisabeth Sotier eine Unterkunft (2 Zimmer). Bei

einem Besuch bei Frau Sotier ist die Kronprinzessin 1954 dann überraschend im Fürstenhof verstorben. Sie war wie auch ihr Sohn Louis Ferdinand, der mit dem ersten US-Stadtkommandanten Captain Potter den ersten deutsch-amerikanischen Club in der US-Zone gegründet hatte, Bad Kissingen bis zuletzt verbunden.

Prinz „Eitelfritz“ (1883–1942) ging als erster nachgeborener Prinz zum Militär und brachte es im Ersten Weltkrieg zum General-

major. In der Weimarer Republik schloß er sich dem deutschnationalen „Stahlhelm“ an und stand im Gegensatz zu seinem Bruder „Auwi“ Hitler ablehnend gegenüber. Aus der Zeit um 1938 gibt es ein Photo von ihm in der proletenhaft wirkenden Stahlhelm-Kluft mit mächtigem Bierbauch: Keine Spur mehr von dem blondgelockten Knaben. Nach seinem Tod 1942 durfte niemand in Uniform an der Beisetzung teilnehmen.

Prinz Adalbert (1884–1948) wurde als dritter Sohn für die Marinelaufbahn bestimmt und war im Ersten Weltkrieg Kommandant eines Kreuzers. In der Weimarer Republik hielt er sich politisch völlig zurück und wanderte sogar 1928 unter dem Namen eines „Grafen von Lingen“ in die Schweiz aus. Dort starb er 1948.

Eine Schande für die Familie war der vierte Sohn August Wilhelm (1887–1949), kurz „Auwi“ genannt. Er war ein Verehrer Hitlers und glaubte insgeheim, auf diesem Weg als Nachfolger Hitlers wieder als Kaiser eingesetzt zu werden. Er saß für die NSDAP im



Abb. 6: Das Lederetui der Brosche ist mit den li-
gierten (verschlungenen) Initialen der Kaiserin
„A“ und „V“ geziert. Die Brosche war im Katalog
beschrieben mit „18 Karat Gelbgold mit Achatca-
bochons¹⁴ und kleinen Orientperlen zeigt einen
kaiserlichen Adler, der besetzt ist mit kleinen Dia-
manten und einem Rubin“. Der Erlös waren 2.400
€ netto. Photo: Nagel-Auktionen.

Reichstag und brachte es als „nützlicher Idiot“ 1939 zum SA-Obergruppenführer. 1945 festgenommen, wurde er zu zweieinhalb Jahren Arbeitslager verurteilt. Die Strafe galt durch seine bisherige Haft als verbüßt. Er starb 1949 in Stuttgart und wurde nicht in der Familiengruft beigesetzt, was eine bewußte Ausgrenzung bedeutet.

Anmerkungen:

- 2 Ein Break ist lt. Wikipedia ein schwerer Wagentyp zum Einfahren junger Pferde. Vielleicht wurde der Wagen für die Gepäckbeförderung gebraucht, die Kaiserin reiste ja mit 2 Güterwaggons Gepäck an. Man traute offenbar den Kissinger Fuhrleuten nicht.
- 3 Die Tatsache, daß die Kaiserin zwei Güterwagen mit Hausrat mitgeführt hat, läßt die Vermutung zu, daß man sich vom Komfort in dem Kurort nicht viel erwartet hat. Für die Prinzen wurden sogar 3 eiserne Bettstellen und, was verständlich erscheint, Spielsachen aus Berlin mitgebracht.
- 4 Das Schließen von Abteiltüren war eigentlich Sache des Zugschaffners, die Tatsache, daß diese Dieneraufgabe der Kaiser übernommen hatte, wurde offenbar als besondere Auszeichnung empfunden.
- 5 Dieses Wort für „Bahnsteig“ ist heute kaum noch geläufig.
- 6 Für den Bau der Wandelhalle 1911 abgebrochen.
- 7 Die Heimatzeitung hat sich damals selbst in einer Fußnote bemüht, den eigenartigen und mißverständlichen Vornamen zu erklären. Er kam von seinem Taufpaten, dem König Karl von Rumänien (Carol I., 1839–1914) aus der Nebenlinie Hohenzollern-Sigmaringen, in der der Name häufig benutzt wurde. „Eitel“ bedeutet danach so viel wie „rein“ (eitel Freude: nur Freude!) oder auch „nur“, also ein „Friedrich ohne Beinamen“.
- 8 Ein Genre- (franz. Art, Gattung, Wesen) Bild ist ein Stimmungsbild, das ein Geschehen zeigen soll. Auch hier wurde ein Geschehen in Szene gesetzt.
- 9 Der für einen Buben ungewöhnliche Geburtstagskranz ist auf dem Photo nicht zu erkennen. Er hat jedoch familiengeschichtlich einen hohen Stellenwert. Als Königin Luise 1806 auf der Flucht vor den Franzosen nach Ostpreußen durch einen Radbruch auf freier Flur festgehalten wurde, hat sie zur Beschäftigung der Kinder auf den Feldern Kornblumen gepflückt und ihnen Kränze geflochten. Wenn also bei der Geburtstagsfeier ihr Urenkel einen solchen Kranz erhielt, hat man ganz bewußt Familientradition gepflegt. Nicht nur ihren Untertanen war Preußens Luise eine „Königin der Herzen“, sondern auch ihren Nachkommen. Der mütterliche Trost der Königin Luise wurde geradewegs zum Gründungssymbol des deutschen Kaiserreichs, der Luisenkult zum verläßlichen Instrument nationaler Propaganda. Im Dritten Reich konnte man allerdings mit einer Kornblume im Knopfloch

als Bekenntnis zu den Hohenzollern Ärger bekommen.

¹⁰ In der Zeitung sind die Choräle einzeln genannt, ebenso die Bibelstellen für die Predigt des Religionslehrers. Gesungen haben dabei Kinder der ev. Volksschule Bad Kissingen. Aus der Erwähnung eines Harmoniums kann man schließen, daß auch die im Inventarium der Salinenkirche aufgelistete Orgel bereits verkauft war. Nach einem weiteren Bericht hatte die Kaiserin an einem evangelischen Gottesdienst in der heutigen Erlöser-Kirche teilgenommen und zwar in der dortigen Fürstenloge.

¹¹ Nach einem Bericht in „*Neueste Mittheilungen*“ vom 9. Juli 1889 haben die Damen (welche?) von Kissingen durch den Badearzt der

Kaiserin (Dr. Sotier) einen mit Zuckerwerk gefüllten Hampelmann übersandt.

¹² Damals war es üblich, rangniedrigere Personen zur Tafel zu „ziehen“ oder zu „befehlen“, was man heute als unübliche Ausdrucksweise empfindet. Heute würde man schlicht „einladen“ sagen. Der kgl. Oberstallmeister galt wohl als persönlicher Vertreter des bayerischen Prinzenregenten.

¹³ Franz. Regaler: beschenken.

¹⁴ Unter einem Cabochon (französisch: Nagelkopf) versteht man lt. Wikipedia eine unfacettierte, runde oder ovale Schliffform von Schmucksteinen, bei der die Unterseite flach und die Oberseite nach außen gewölbt ist.

¹⁵ Alle Angaben nach Wikipedia.

Alles schön und sauber im Spessart?

von

Leonhard Tomczyk

Vom 2. Dezember 2011 bis 11. November 2012 findet im Spessartmuseum in Lohr a. Main eine Sonderausstellung unter dem Titel „Alles schön und sauber? Körper-, Haus- und Ortshygiene im Spessart“ statt.¹ „Hier dreht sich alles um die Reinlichkeit aus kulturhistorischer Sicht und um das Wasser nicht nur als Lebenselixier: Der Badelust im Mittelalter folgte die verordnete Wasserscheu bis ins 20. Jahrhundert. Die Wasserbeschaffung war aufwendig und die Entsorgung von Abwasser, Abfall und Fäkalien problematisch. Vom Abtritt auf dem Mist bis zum Wassertank war ein langer Weg, ebenso wie vom Wäschewaschen am Bach zur Hightech-Waschmaschine. Flohei, Zinkbadewanne und offene Unterhosen schaffen ebenso Einblicke in eine vergessene Welt wie Nachttopf, Waschbrett und Wäschestampfer.“²

Während öffentliche Bedürfnisanstalten im antiken Rom eine Selbstverständlichkeit waren, werden sie im Mittelalter in Mitteleuropa nur selten erwähnt und scheinen bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert stark vernachlässigt worden bzw. „Mangelware“ gewesen

zu sein.³ Erst mit der Industrialisierung und der rasanten Zunahme der Bevölkerung in den Städten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Abwasser- und Fäkalienbeseitigung zum ernsthaften Problem und die Beschwerden der Bevölkerung über die unerträglichen Zustände immer lauter wurden, widmete man sich verstärkt auch diesem Bereich und errichtete nun vielerorts öffentliche Bedürfnisanstalten. Bis dahin verrichtete man die Notdurft außerhalb der eigenen vier Wände meistens in erkerartigen Toiletten an der Stadtmauer oder über einem Gewässer (Fluß, See),⁴ in den Straßenwinkeln oder einfach im Freien, vor allem dort, wo sich gerade die Gelegenheit dazu bot und man sich einigermaßen dabei unbeobachtet fühlen konnte: Hinter dem nächsten Baum oder Busch, in Hinterhöfen, auf dem Friedhof, am Fluss, in großen öffentlichen Gebäuden in einer „abgelegenen“ Ecke oder direkt auf Straßen oder Plätzen, vor allem von Frauen vom Land, die mit gespreizten Beinen stehend ihre Harnblasen entleerten.⁵ Mehrere Holzschnitte aus dem 15. und 16. Jahrhunderts zeigen, daß manche der damaligen Zeitgenossen sich nicht ge-

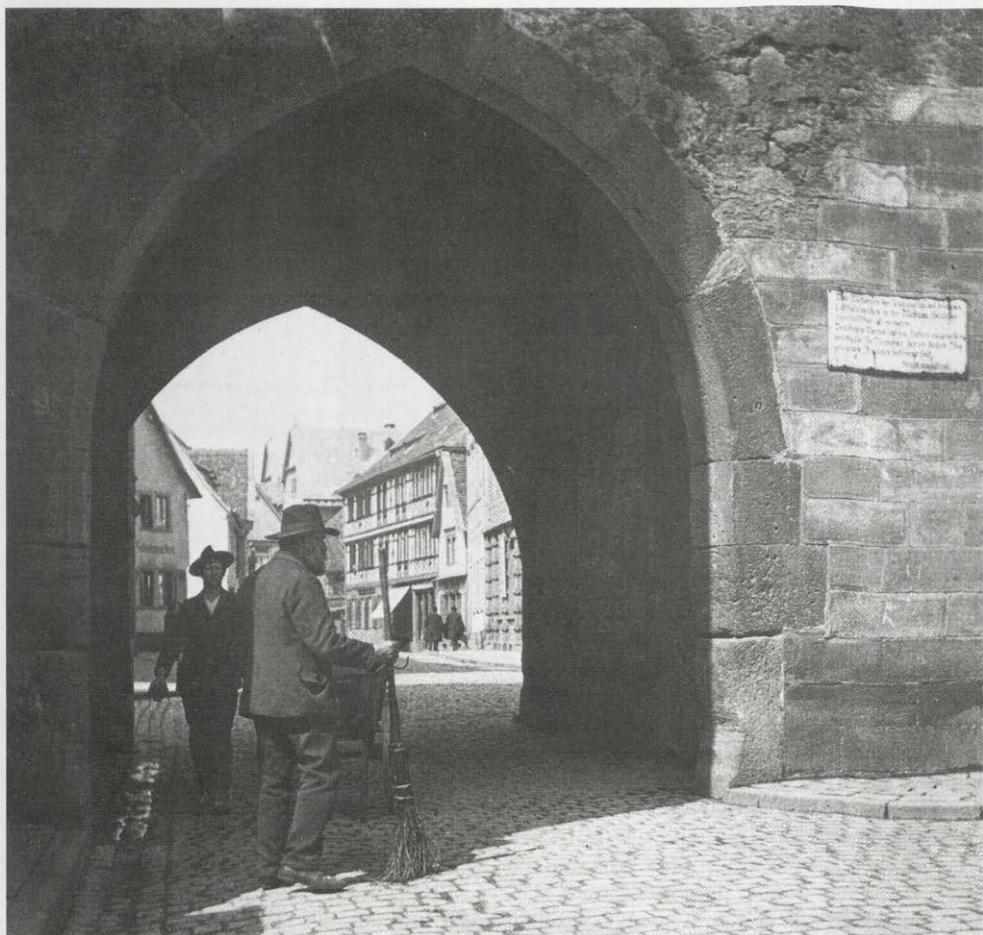


Abb. 1: Straßenkehrer in Aschaffenburg um 1900.

Quelle: F. Schaub: Erinnerung an Alt-Aschaffenburg. Würzburg 1978.

nierten, auch auf der Straße oder am Tisch im Beisein von anderen Menschen zu defäkieren. Man schreckte auch nicht davor zurück, dies in einer Kirche zu tun, manchmal sogar während des Gottesdienstes. Zu diesem Zweck wurde um 1700 sogar ein spezielles Gefäß aus Fayence (später auch aus Porzellan) in Form einer Saucièr, Bourdalou⁶ genannt, entwickelt. Entsprechend gehalten unter dem breiten Rock ermöglichte es der Dame, beinahe unbemerkt ihre Blase zu entleeren und anschließend den Urin „in der oder um die Ecke“ entweder selbst auszugießen oder von der Dienerin ausgießen zu lassen. Eine Abhilfe in den Städten boten männliche und

weibliche „mobile Abtrittanbieter“. Sie waren mit einem Holzkübel mit Deckel und einem großen Tuch bzw. breiten Mantel ausgestattet, mit dem sie den Defäkierenden umhüllen konnten. Als „Toilettenpapier“ verwendete man ein Stück Textilstoff, Moos oder Heu.

Die öffentlichen Bedürfnisanstalten lassen sich bis weit in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts allgemein unterscheiden in Pissoirs (Pißanstalten⁷), die fast ausschließlich Männern vorbehalten waren, ausgestattet mit Urinalrinnen oder mit Urinalbecken,⁸ und Abortanlagen mit Kabinen für Männer und/oder Frauen, ausgestattet mit Klosettbecken oder



Abb. 2: Öffentliche Toilette in Bad Orb.

Photo: L. Tomczyk, Spessartmuseum.

speziell für die Frau ausgeformten Urinalbecken. Sie konnten unterirdisch und oberirdisch untergebracht werden. Oberirdisch hatten sie die Form eines runden oder mehreckigen Häuschens (eigentlich eines Gartenhäuschens oder antiken Tempels, das teilweise Vornehmheit ausdrücken sollte)⁹ oder einfach eines Paravents, wobei man hier darauf achtete, daß der Benutzer nicht von oben gesehen werden konnte. Die Exkremeante wurden entweder permanent mit Wasser bespült oder mit chemischen und anderen Zusatzmitteln neutralisiert bzw. „mumifiziert“.¹⁰ In deren unmittelbarer Nähe befanden sich Laufbrunnen, in denen man anschließend die Hände reinigen konnte. Um 1883 wurde in Aschaffenburg am Herstalltor ein öffentliches Pissoir aufgestellt, das jedoch aufgrund von mehreren Beschwerden der Nachbarn 1889 entfernt werden mußte.¹¹ Ungeachtet dessen folgten weitere Bedürfnishäuschen an wenig „spektakulären“ Plätzen. Die modernen öffentlichen Toilettenhäuser sind meistens gemauert oder haben die Form eines teilweise vollautomatisierten Edelstahlkastens, bei dem nicht nur die Tür per Handbewegung auf- und zugeschlossen werden kann, sondern der nach dem Verlassen der Kabine auch den Innenraum

und die darin befindlichen Kloschüssel und Urinal selbständig in bestimmten Zeitintervallen mit Wasserstrahlen reinigt. Die in manchen öffentlichen Toiletten montierten speziellen Urinale für Damen, die ein kostenloses Urinieren im Stehen ermöglichen, fanden bisher wenig Interesse, wie ein Test an der S- und U-Bahnstation Hauptwache in Frankfurt im Mai und August 2011 gezeigt hat. Von den 7.800 Frauen, die in den ersten vier Wochen die Toilette nutzten, probierten nur 622 das Urinal aus.¹²

Eine ziemlich primitive, jedoch nicht minder effektive Möglichkeit der Entleerung im Freien boten die sog. „Donnerbalken“, ein über zwei in den Boden gerammten Stangen befestigter Querbalken, unter dem sich eine Grube bzw. ein Graben für das „Geschäftsergebnis“ befand. Sie wurden meistens an wenig besuchten Plätzen (z.B. Wald- oder Parkrand) errichtet, gehörten bzw. gehören aber auch zur festen Einrichtung von militärischen Feldlagern. Im frühen 20. Jahrhundert entwickelte sich der Fäkalienhandel zum lukrativen Geschäft. Die öffentlichen (teilweise auch privaten) Plumpstoiletten waren im unteren Bereich mit großen einschiebbaren Be-

hältnissen ausgestattet, die man, wenn sie voll waren, gegen leere austauschte. Deren Inhalt konnte von den Toilettenbetreibern an spezielle Fabriken zur Düngemittel-Aufarbeitung profitabel verkauft werden. Ähnlich funktionieren heute auch die mobilen Toiletten. Sie werden vor allem an Baustellen und diversen Veranstaltungen im Freien, wie z.B. Volksfesten, Trödelmärkten, Musikkonzerten aufgestellt.

In den Städten landeten die Exkreme, teilweise auch das Abwasser, in Sickergruben. Die meisten von ihnen waren bis zum 18. Jahrhundert innen nicht fest gemauert, sondern nur mit lose gestapelten Bruchsteinen, Holzbalken oder mit Rutengeflecht verkleidet. Auch im 19. Jahrhundert, wie manche Physiatsberichte belegen, gab es noch vielerorts nur innen ausgeholzte oder einfach in den Boden gegrabene Dunggruben.¹³ Mit der Entleerung der Sickergruben wurden spezielle Reinigungskräfte beauftragt, die man u.a. „Goldgräber“ (Köln), „Wachtmeister“, „Goldgrübler“ (München), „Pappenheimer“ (Nürnberg) oder „heymelichkeit-fegere“ (Frankfurt) nannte, die unter Aufsicht des Stadtrates standen.¹⁴ Sie erfolgte in Zeitabständen von mehreren Monaten, manchmal auch Jahren, in der Regel am späten Nachmittag oder nachts und zu kalten Jahresmonaten, um die Belästigung der Anwohner durch den Gestank möglichst niedrig zu halten.¹⁵ Der Inhalt der Sickergruben wurde entweder komplett entsorgt oder nur die Flüssigkeit mit Eimern (ab dem 19. Jahrhundert mit sog. Pfuhl- bzw. Jauchepumpen) abgeschöpft, in zisternenartige Holzgefäße umgefüllt und dann entweder in einen Fluß gekippt oder in der Landwirtschaft als Dünger verwendet. Den restlichen Inhalt der Grube hat man mit einer Schicht Erde zugeschüttet.

An dieser Praxis hat sich bis in die 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts wenig geändert. Eine Bekanntmachung des Stadtmagistrats von Lohr a. Main umschrieb diese 1890 folgendermaßen: „Nach § 1 der distriktspolizeilichen Vorschriften vom 5. Juni 1875 [...] müssen alle Abritte und Abtrittsgruben in Wohngebäuden oder in unmittelbarer Nähe von Wohngebäuden, Brunnen oder Brunnenquel-

len jährlich mindestens einmal, nämlich in den Monaten März oder April in der angeordneten Weise gründlich gereinigt werden: 1) die Entleerung der Abritte und Abtrittsgruben muß stets in der Zwischenzeit von 11 Uhr Nachts bis 5 Uhr Morgens vorgenommen, 2) die entleerten Stoffe in gut schließenden, das Durchdringen von Flüssigkeit verhindernden Behältnissen sofort außerhalb der Stadt auf das freie Feld, oder sonst geeignete Plätze verbracht werden.“¹⁶ 1893 wurde die Zeit von 11 Uhr Nachts bis 4 Uhr Morgens und 1900 „von November mit Februar zweimal in angemessenen Zwischenräumen von 11 Uhr Nachts bis 4 Uhr Morgens“ neu bestimmt.¹⁷ Im Nachtrag zu diesen Vorschriften wurde (um 1900) auch auf die richtige Art des Bauens von Abtrittsgruben hingewiesen: „Bei jeder neuen Auflage oder umfassenden Reparatur von Abritten in Wohngebäuden oder in unmittelbarer Nähe von Wohnungen, Brunnen oder Brunnenquellen sind stets Versitzgruben einzurichten. Diese Versitzgruben sind zu überwölben, und ist die zum Zwecke der Grubenräumung angebrachte Öffnung mit einer Steinplatte gut abzuschließen. Die Abtrittsrohre sind von den Hauptmauern zu isolieren und Wasserdicht aus einem Material herzustellen, welches bei Fäulnis widersteht, weshalb Holz zu diesem Zweck nicht verwendet werden darf.“¹⁸ Mit der rasanten Entwicklung von Städten im Zuge der Industrialisierung, und damit auch deren wachsenden Bevölkerungszahl, wurde auch das Jauche- und Fäkalienproblem immer größer. Im ausgehenden 19. Jahrhundert bildeten sich langsam Organisationen bzw. Unternehmen, die sich um diese und andere „stinkende“ Angelegenheiten kümmerten, wie z.B. Latrinen- und Kanalreinigung.

Bei Kanalisationsarbeiten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stellte man vielerorts, wie z.B. in Nürnberg, fest, daß sie, je nach Fassungsvermögen, manchmal auch Jahrzehntelang nicht geräumt wurden und oft direkte Abflüsse zu Trinkwasserbrunnen hatten.¹⁹ Aufgrund der Bauart der Sickergruben, deren Böden nicht gemauert war, konnten die Exkreme bzw. das Abwasser durch die Erde ins Grundwasser durchsickern und es verunreinigen. Das dadurch verunreinigte Was-

ser im Brunnen enthielt zahlreiche Bakterien und Keime und konnte bei der Bevölkerung zu schweren Massenerkrankungen führen. Diese bezeichnete man im Mittelalter und in der Neuzeit meistens mit dem Sammelbegriff „Pest“, und man sprach auch von Brunnenvergiftungen.²⁰ Nicht selten schrieb man diese Hexen oder Juden zu, vor allem dann, wenn diese von den Krankheiten unberührt blieben, weil sie z.B. auf Anweisung der Rabbiner das Wasser vor dem Genuß abgekocht hatten. Die Folge dieser für den Rest der Bevölkerung unerklärlichen Hexerei waren blutige Pogrome, Verbrennungen auf dem Scheiterhaufen oder Vertreibungen aus der Stadt.

Der Zusammenhang zwischen der Verseuchung des Trinkwassers durch Abwasser und Jauche und den Massenerkrankungen wurde jedoch, wie es scheint, entweder nicht gesehen oder stark unterschätzt, wahrscheinlich aber auch gewollt, wenn man dabei bedenkt, daß die Entleerung der Gruben eine ziemlich kostspielige und gefährliche Angelegenheit war. Hinzu kommt noch die auf der bis ca. 1860 vorherrschenden Miasma-Lehre²¹ basierende Überzeugung, daß Krankheiten durch verdorbene Luft übertragen würden, „weswegen auch die Abfallbeseitigung in Grund- und Oberflächenwasser guten Gewissens empfohlen werden durfte.“²² Einen Hinweis auf diese „Überzeugung“ und die Theorie Max von Pettenkofer (1818–1901) von der Beteiligung des sog. Faktor-X des Bodens und des Grundwassers an der Entstehung von Krankheiten, findet man im Physikatsbericht für die Stadt Aschaffenburg von 1861. Dessen Verfasser, der Arzt Josef Oegg (1798–1865), schrieb dazu u. a.: „Zu diesen günstigen Verhältnissen (niedrige Sterberate, Anm. d. Verf.) trägt aber nicht minder die Lage der Stadt selbst viel bei, da ja Urgebirg die Hauptunterlage bildet, die hügelige Beschaffenheit des Bodens das Stagniren von Flüssigkeiten nicht nur nicht begünstigt, sondern den Abfluß aller Unreinigkeiten befördert, ferner die sehr gut angelegten Abzugskanäle diese Aufgabe unterstützen u. endlich der Einfluß der herrschenden Winde aus dem Spessart eine sehr rasche Lufterneuerung in hohem Grade zu Wege bringt.“²³ Auf der Basis dieser neuen Erkenntnisse wurden schärfere Kontrollen und

Vorschriften eingeführt, die sich u.a. mit dem Bau von Abritten und Kanalisationen sowie der Abfallbeseitigung befaßten und von verschiedenen Kommissionen überwacht waren.²⁴

Für den Abfluß diverser Flüssigkeiten, auch Fäkalien, sorgten in den Städten und vielen Dörfern Straßenrinnen, vor allem in den engen Gassen zwischen den Häuserreihen (bis zum 18. Jahrhundert), „Ehgraben“ oder „Reule“ genannt,²⁵ über denen sich gemauerte oder hölzerne Abtritterker befanden. Die städtischen Ehgräben wurden in unregelmäßigen Abständen gereinigt, die privaten eher selten. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts deckte man die meisten von ihnen mit Platten zu und stattete die Abtritterker mit Holzbretter- oder Rohrschächten aus. Trotzdem kam es immer wieder zu Mißständen bei deren Reinhaltung und Instandhaltung. 1862 hat sich das Königliche Landgericht beim Magistrat der Stadt Lohr a. Main über folgendes beschwert: „Es besteht bei vielen Häusern in Lohr der auffallende und höchst widerliche Mißstand, daß die Abritte derselben in den zwischen den Gebäuden befindlichen Winkeln, an den Außenwänden die Abtrittschläuche nur eine geringe Strecke von oben herabgeführt sind, der Unrat aber unten massenhaft sich aufhäuft, weder in Versitzgruben noch Abzugskanälen sich versenkt und wie es scheint, jahrelang liegen bleibt, bis man ihn hinwegschafft. Solcher Übelstand kann in Rücksicht auf die sanitätspolizeilichen Vorschriften und Verhältnisse unmöglich länger geduldet und muß unbedingt so bald als möglich beseitigt werden.“²⁶ Ein Jahr später machte der Bautechniker Stadelmann in seinem Brief an den Lohrer Stadtmagistrat darauf aufmerksam, daß neben den bereits oben beschriebenen Mißständen, sich vor allem in den Sommermonaten ein Gestank entwickele, der in die zu den Winkeln offenen Fenstern hinabsteige und somit für die Menschen eine Gefahr für ihre Gesundheit darstelle.²⁷

Offene oder mit Brettern bzw. Steinplatten zugedeckte Kanäle, die Regenwasser, Abwasser aus den Privathäusern und Werkstätten, Fäkalien und andere Stoffe beförderten, gab es auch in oder neben den Straßen. Zu



Abb. 3: Miltenberg, Marktplatz am Schnatterloch. Die zum Main führende Straßenrinne ist teilweise mit Platten zugedeckt.
Photo: L. Tomczyk, Spessartmuseum.

diesen Stoffen gehörte u.a. Jauche, die sich von den vor oder seitlich am Haus befindlichen Misthaufen in einem Jaucheloch an- sammelte, aber beim starken Regen entweder auf eine natürlich Weise durch Überlaufen herausgespült oder absichtlich, bei sich bietender Gelegenheit durch Abschöpfen ent- sorgt wurde.²⁸ Manche gepflasterte Straßen- rinnen waren ziemlich breit und leicht keil- förmig, „dass das wasser fort schiessen kann“,²⁹ wie z.B. in Miltenberg auf dem Marktplatz am Schnatterloch (teilweise durch Platten zugedeckt und somit dem Marktplatzbodenniveau angepaßt) oder in Frammersbach, wo durch den im Hinterdorf be- findlichen gepflasterten und befahrbaren Graben, genannt Welzbach, noch in den 1930er Jahren „sich auch die Abwässer im wahrsten Sinne des Wortes entlang zum nahen Lohrbach wälzten.“³⁰

In vielen Orten fehlte es jedoch noch im 19. Jahrhundert an Jauchelöchern, wie z.B. im Landgerichtsbezirk Aschaffenburg um 1860:

„Ordentliche, regelrecht eingerichtete Dunggruben sind in hiesiger Gegend noch selten zu finden; in den meisten Fällen mangeln die Jauchebehälter, & es entstehen, namentlich bei Regenwetter, große Pfuhlpützen um diese Dunghaufen herum, welche durch Haustiere aller Art stets aufgewühlt werden, & einen üblichen Geruch verbreiten.“³¹ Ähnliche Vor- fälle sind auch aus anderen Orten im Spessart bekannt. 1905 beschwerte sich ein Bewohner von Stockstadt a. Main beim Bezirksamt Aschaffenburg darüber, daß er mehrmals die Gemeinde vergebens um Abhilfe gebeten habe, obwohl auf seinem Hof, der tiefer als die Straße liege, beim starken Regenwetter katastrophale Zustände herrschten. Infolge dessen „vermischt sich das Regenwasser mit Jauche vom Misthaufen, es bilden sich dabei große stinkende Pfützen, die nicht schnell genug versickern und deswegen auch noch den Sockel des Hauses völlig durchnäßt.“³²

In Lohr waren um 1859/60, laut Physikats- bericht des Arztes Dr. Josef Goy, die Dung-

stätten aus der Stadt größtenteils entfernt und ausnahmsweise noch einige in den Seitenstraßen vorhanden. In den Landgemeinden gab es jedoch nicht zu duldende Mißstände: „*wegen Mangels gehöriger Naßung der Dungstätten und Güllelöcher die Jauche besonders bei regnerischer Jahreszeit und Witterung auf die Straßen abfließt, wodurch an vielen Stellen der Gemeinden mehrere Kloaken entstanden, wird nunmehr in Folge Einschreitens Königl. Landgerichtes möglichst entgegengetreten.*“³³ In vielen Ortschaften waren Dungstätten an der Straßenseite der Häuser jedoch noch im frühen 20. Jahrhundert völlig „normal“. In Aschaffenburg hat man bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Versuche unternommen, das Abwasser auf den Straßen mit Abdeckung fortzuführen. Die Kanäle waren mit Brettern bzw. nicht bruchsicheren Steinplatten zugedeckt und manchmal verstopft, weil in sie auch Abfälle geworfen wurden. Überdies froren sie im Winter bei Minus-Temperaturen zu. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde das städtische Kanalnetz in Aschaffenburg ausgebaut und diesem die einzelnen Häuser angeschlossen.³⁴

Den sich vor allem in den warmen Monaten ausbreitenden Gestank des Abwassers in den Rinnen und Kanälen versuchte man durch konzentrierte Spülungen, zumindest für eine gewisse Zeit einzudämmen. Offene und entlang der Straßen verlaufende Grabenkanäle gab es vielerorts im Spessart noch in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, z.B. in Hösbach. Die meisten von ihnen wurden im Laufe der Zeit mit Betonröhren ausgelegt und zugeschüttet. Bei einem nicht vorhandenen oder ungeregelten Kanalisationsanschluß wurden noch nach 1945 mancherorts keine Baugenehmigungen erteilt, weil man eine illegale Beseitigung des Abwassers aus Bad und Toilette befürchtete.

1873 beschwerte sich der Gendarm Georg Friedmann von der Gendarmerie-Brigade Aschaffenburg über die seiner Meinung nach unerträgliche Situation in den Straßen von Obernau, insbesondere über einen Graben, in dem sich das Wasser aus verschiedenen Rinnen ansammelte und keinen Ablauf hatte: „.... das Wasser ohnehin schon schmutzig und fast

stinkend aus den Hofräumen und auslaufen den Mistjauchen in denselben kommt, so daß derselbe bald in Fäulnis übergeht, indem es oft wochenlang ansteht bis es nach und nach versickert und vertrocknet.“³⁵ Etwa um die gleiche Zeit entwarf der „Culturtechniker“ Adam Braun ein Projekt zur Entwässerung der Obernauer Hauptstraße, der einen unterirdischen gemauerten Kanalschacht mit mehreren Zuflusskanälen vorsah. Er wurde leider nicht realisiert und man behaftete sich bis in die 1950er Jahre weiterhin mit diversen provisorischen Lösungen, bis neue Wasserleitungen und Straßenkanäle verlegt und anschließend am Mainufer Klärbauwerke errichtet wurden (1954). Ähnlich verhielt es sich in Großwallstadt, wo das Abwasser bis in den 1960er Jahren in den gepflasterten Straßenrinnen und anschließend im Main landete. Eine unterirdische Kanalisation mit einer vollbiologischen Kläranlage wurde erst 1966 eingeweiht.³⁶ Der Bau einer neuen und größeren Kläranlage erfolgte in Obernau 1964/66.³⁷

1957 wurde auch in Wiesen mit dem Bau der Kanalisation begonnen, nach langen Querelen und ablehnender Haltung der Ortsbevölkerung gegen diese notwendige Maßnahme. Aufgrund des hohen Grundwasserspiegels standen nach starken Niederschlägen die meisten Ställe, Scheunen und Keller unter Wasser. Aufgrund dessen bildete sich Schlamm, der zusammen mit den dort aufbewahrten Lebensmitteln, wie z.B. Kartoffeln, Rüben, aber auch mit verschiedenen Abfällen, Exkrementen und Jauche durch die Straßen bzw. Straßenrinnen floß und, vor allem in den wärmeren Monaten, penetranten Geruch verbreitete.³⁸ 1983 wurde in Wiesen eine aus drei Becken bestehende Kläranlage errichtet. Auch der Bau der Kanalisation in Dorfprozelten 1957 bis 1959 wurde nicht von allen Bürgern positiv aufgenommen. „*Den Bürgern wurde zur Auflage gemacht, pro Anwesen eine Klärgrube mit zwei Kammern zu erstellen, damit die Abwässer vorgeklärt in die Kanalisation laufen konnten und danach ungeklärt in den Main.*“³⁹ 1977 schlossen sich Faulbach, Stadtprozelten, Dorfprozelten und Collenberg zum Abwasserzweckverband „Südspessart“ zusammen (1986 trat auch Altenbuch bei) und



Abb. 4: Lohr a. Main. Der ehem. Mühlbach in der Färbergasse und Gerbergasse ist mit Platten zudeckt.
Photo: L. Tomczyk, Spessartmuseum.

1980 wurde in Dorfprozelten ein Klärwerk errichtet.

Ein weiteres Problem stellte das stark verunreinigte Abwasser aus diversen Werkstätten, Manufakturen und anderen Betrieben dar, teilweise mit großem Wasserverbrauch, wie z.B. in Papierfabriken, Färbereien, Gerbereien und Metzgereien, das ebenfalls im Fluß landete oder im Boden versickerte und ne-

benbei auch noch einen „ungesunden“ Geruch verbreitete. Laut Vorschriften sollte das Abwasser nur in jene Flüsse und Bäche entsorgt werden, die nicht zur Trinkwassergewinnung dienten. Aus diesem Grund wurde vor allem den oben genannten Berufsgruppen oft nicht gestattet, sich an derartigen Flüssen zu betätigen. Durch manche Städte führten mehrere Bäche, die in einem Fluß mündeten, oder es wurden für einen Fluß mehrere künst-

liche Wasserarme angelegt, die die Häuser und Werkstätten bzw. Mensch und Tier mit frischem Wasser versorgten, aber auch gleichzeitig als Abwasserkanal dienten.

In Lohr a. Main verlief der Kanal, der sog. Mühlbach, im südlichen Teil der Stadt entlang der Färbergasse und der Gerbergasse mit angeschlossenen gleichnamigen Betrieben, am Schlachthaus (ab 1835, vorher Badehaus), der öffentlichen Miststätte und der Stadtmühle vorbei und dann entlang der Hinterseite der Häuser an der Muschelgasse und mündete schließlich im Main. Er beförderte aggressives Gerberlohe- und Farbenabwasser, Fäkalien und Abwasser von anliegenden Wohnhäusern sowie tierische Flüssigkeiten aus dem Schlachthaus. 1902 schrieb der kgl. Bezirkssarzt Dr. Preisendorfer an den Lohrer Stadtmagistrat u.a.: „Das Schlachthaus war bei verschiedenen Besichtigungen [...] stets ungenügend gereinigt. Die Zustände im Brunnenkrog, in dem die Gedärme des Kleinviehs gewaschen werden, waren geradezu Ekel erregend. Bessere Lüftung ist gleichfalls nötig. Die Dunggrube im Schlachthause ist nicht vorschriftsmäßig gedeckt. Für Abfluß der Mistjauche aus dem Stalle in geschlossenem Rohre wäre Sorge zu tragen.“⁴⁰ Vier Jahre später, 1906, wurde das Schlachthaus an die Kanalisation angeschlossen, was die Bevölkerung mit großem Wohlwollen aufnahm, weil dadurch die Fäkalien nicht mehr durch diesen Weg befördert werden mußten.⁴¹ In Gelnhausen waren in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts an einem Arm-Kanal der Kinzig sieben Gerbereien ansässig.⁴²

Als Ablagestätte für diversen Unrat, Fäkalien, Leichen von Selbstmörtern (bis zum 18. Jahrhundert, weil sie in geweihter Erde nicht begraben werden durften) und Industrieabwasser dienten lange Zeit auch die Flüsse.⁴³ Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Entdeckung, daß die Verunreinigung des Trinkwassers durch Abwässer, die Fäkalien enthalten, auch Cholera und Typhus, die zu diesem Zeitpunkt fast überall in Europa mit zahlreichen Toten wüteten, verursacht, widmete man sich verstärkt dem Ausbau der Kanalisation. Gemauerte unterirdische Kanalisationen begann man in Deutschland im grö-

ßen Umfang in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts anzulegen. Das Abwasser und alles was dazu gehörte, inklusive Fäkalien, wurde durch regelmäßige Wasserspülungen oder permanenten Wasserfluß weggespült bzw. weggeschwemmt. Diese Neuerung war jedoch letztendlich nur eine Zwischenlösung, weil das Abwasser, inklusive der Fäkalien, weiterhin in einem dafür errichteten, nicht gemauerten Graben oder Becken oder direkt in einem Fluß oder Bach endete.

Erst im 20. Jahrhundert richtete man vielerorts Trennkanalisationen für Niederschlagswasser, das in den Gewässern landet, und für das restliche Abwasser, das in die Kläranlagen geleitet wird, ein. Letztere brachten auch eine wirkliche Entlastung bei der Abwasserbeseitigung. Die erste chemische und mechanische Kläranlage auf dem europäischen Festland errichtete man 1883 bis 1887 in Frankfurt am Main. In Gelnhausen wurde die erste Kläranlage mit zwei Absatzbecken zusammen mit der Neukanalisation der gesamten Stadt 1905/06 errichtet, 1951/52 die zweite und 1979 in der Gemarkung Lieblos das erste Gruppenklärwerk des Abwasserbandes Gelnhausen,⁴⁴ das aus einem mechanischen und biologischen Teil und einer Schlammtennwässerung besteht. In den Jahren 1992 sowie 1994 bis 1997 fanden an der Anlage zusätzliche umfangreiche Bau- bzw. Modernisierungsmaßnahmen statt.⁴⁵

Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist eine Untersuchung des Flusses Kinzig auf besondere Keimgruppen, die 1972 von zwei Schülern der Grimmelshausen-Schule in Gelnhausen durchgeführt wurde. Die Auswertung ihrer mehrere Monate andauernden Untersuchung brachte ein teilweise sehr überraschendes Ergebnis zu Tage. Die Anzahl der Bakterien, insbesondere jener, die im menschlichen Darm leben und mit dem Kot ausgeschieden werden, ist im kälteren Wasser größer als im wärmeren. Dies hängt mit dem Sauerstoffgehalt zusammen, der im kälteren Wasser abnimmt und im wärmeren steigt. Dieser befördert biochemische Prozesse im Wasser, bei denen giftige Stoffe entstehen, die das Leben der Bakterien vernichten.⁴⁶

Die Abwasserbeseitigung stellt heute viele Kommunen, insbesondere jene mit wenigen Einnahmen aufgrund der sich veränderten Arbeits- und Materialkosten und auch wegen schärferer Auflagen, finanziell vor kaum zu bewältigende Probleme. Das jüngste Beispiel sind die 2011 geplanten Modernisierungsmaßnahmen der maroden Kläranlage und des Kanalisationsnetzes in Ruppertshütten. Die Kostenschätzungen für die Erneuerung der Kläranlage reichten von ca. 1,7 Millionen bis ca. 2,5 Millionen Euro. Es wurden auch Vorschläge gemacht, Ruppertshütten an die Kläranlage von Gemünden anzuschließen oder das in einem speziellen Becken gesammelte Abwasser vorzuklären und dann täglich mehrmals mit Lastwagen abzutransportieren.⁴⁷

Anmerkungen:

- 1 Die Ausstellung wird finanziell unterstützt von der Unterfränkischen Kulturstiftung des Bezirks Unterfranken, der Stadt Lohr a. Main und der Dr. Woehrnitz-Stiftung Lohr am Main. Das Konzept der Ausstellung wurde erarbeitet von den wissenschaftlichen Mitarbeitern des Spessartmuseums Herbert Bald M.A. (Museumsleiter), Barbara Grimm M.A. und Dr. Leonhard Tomczyk. Technik: Reinhold Scherg.
- 2 Text des Werbefaltblatts zur Sonderausstellung von H. Bald.
- 3 Fährmann, Sigrid: Öffentliche Bedürfnisanstalten. Zur Durchsetzung öffentlicher Reinheitsvorstellung. Göttingen 2000, S. 31.
- 4 Besonders große derartige Anlagen bezeichnete man auch als „Danziger“. Sie befanden sich meistens an der Stadtmauer oder an der Mauer eines Klosters.
- 5 Fährmann: Bedürfnisanstalten (wie Anm. 3), S. 118.
- 6 Louis Bourdaloue (1632–1704), berühmter Jesuitenpater, der vor allem für seine manchmal mehrere Stunden dauernden Predigten bekannt war.
- 7 Meyers Konversationslexikon. Leipzig–Wien 1885–1892, Bd. 13, S. 91.
- 8 Die Urinalrinnen wurden den Urinalbecken meistens vorgezogen, weil sie billiger, einfacher zu reinigen und resistenter gegen Beschädigungen waren.
- 9 Illi, Martin: Von der Schissgroub zur modernen Stadtentwässerung, Zürich 1992, S. 107.
- 10 Im 20. Jahrhundert wird das Gebiet der Exkrementbeseitigung von sog. Trenntoiletten und von Kompost-Toiletten erobert. Letztere funktionieren auf der Basis von geregelter Luftzufuhr, Verdunsten der Feuchtigkeit und Zersetzung der Fäkalien durch Mikroorganismen, wodurch ein Umwandlungsprozeß zum Humus stattfindet. Eine andere Variante ist die Behandlung der Fäkalien mit Spänen statt mit Wasser und deren anschließende Kompostierung. Vgl. dazu: Weidner, Ingrid: Sie sind super und riechen überhaupt nicht, in: Lohrer Echo, 7.6.2011.
- 11 Ebert, Monika: Aschaffenburger Häuserbuch Bd. VI. Aschaffenburg 2009, S. 445.
- 12 N.N.: „Damenwahl“ durchgefallen – Frauen mögen's nicht gratis, in: Main-Echo, 4.8.2011.
- 13 Speckle, Birgit: Vom Nachtopf zum Laserklo, in: Lobenhofer-Hirschbold, Franziska/Weidlich, Ariane (Hrsg.): Sauber! Hygiene früher in Oberbayern. Großweil 1995, S. 62.
- 14 Dirlmeier, Ulf: Die kommunalpolitischen Zuständigkeiten und Leistungen süddeutscher Städte im Spätmittelalter, in: Sydow, Jürgen (Hrsg.): Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte. Sigmaringen 1981, S. 141. Mit der Entleerung der Sickergruben wurden manchmal, u.a. im 18. Jahrhundert, auch Abdecker oder Totengräber beauftragt.
- 15 Schels, Peter: Kleine Enzyklopädie des deutschen Mittelalters. Abfallbeseitigung. www.u.01151612502.user.hosting-agency.de/malex-wiki/index.php/Abfallbeseitigung.
- 16 Stadtarchiv Lohr a. Main (künftig: StadtAL), Akte V.40.2., Bekanntmachung vom 4.3.1890.
- 17 StadtAL, Akte V.40.2.
- 18 Ebd.
- 19 Leinert, Walter: Entsorgungsprobleme der Reichsstadt Nürnberg, in: Sydow: Versorgung und Entsorgung (wie Anm. 14), S. 153.
- 20 Winkle, Stefan: Die Verseuchung der mittelalterlichen Städte, in: Hamburger Ärzteblatt, H. 5, 1982.
- 21 Eine von Hippokrates von Kos (460–375 v.Chr.) begründete Lehre, nach der die giftigen Ausdünstungen des Bodens (Miasmen) von der Luft fortgetragen werden und zur Verbreitung von Krankheiten beitragen sollen. Sie galt bis ca. 1860, als sich die Bakteriologie in der Medizin und Wissenschaft langsam durchsetzen konnte.
- 22 Dirlmeier, Ulf: Zu den Lebensbedingungen in der mittelalterlichen Stadt: Trinkwasser und Abfallbeseitigung, in: Herrmann, Bernd (Hrsg.): Mensch und Umwelt im Mittelalter. Wiesbaden 1996, S. 158.

²³ Reder, Klaus: Der Physikatsbericht für die Stadt Aschaffenburg, in: Aschaffenburger Jahrbuch Bd. 21. Aschaffenburg 2001, S. 233.

²⁴ Speckle: Nachtopf (wie Anm. 13), S. 62.

²⁵ Strell, Martin: Die Abwasserfrage in ihrer geschichtlichen Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig 1913, Nachdruck Bonn 1988, S. 158. Ehgräben waren im Eigentum der Stadt, Reulen waren im Privatbesitz.

²⁶ StadtAL, Akte V.40.1, Brief vom 10.06.1862.

²⁷ StadtAL, Akte V.40.1, Brief vom 26.05.1863.

²⁸ Hartung, Frieda/Schwab, Helmut: Rechtenbach von 1900 bis heute, in: 300 Jahre Rechtenbach im Spessart. Rechtenbach 1988, S. 110.

²⁹ Bezogen auf die Beschreibung einer Straßenrinne in Frickenhausen 1604, in: Kramer, Karl-Sigismund: Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. Würzburg 1957, S. 32.

³⁰ Anderlohr, Gottfried/Steigerwald, Karl/Weigand, Ludwig/Zänsler, Bernd: So war es bei uns – der Markt Frammersbach und sein Ortsteil Habichtthal in alten Bildern. Frammersbach 1989, S. 90. In den 1930er Jahren wurden im „Wälzgraben“ unterirdisch Kanal-Zementrohre verlegt.

³¹ Hecht, Julia/Reder, Klaus: Die Landgerichte Aschaffenburg und Rothenbuch um 1860. Würzburg 2002, S. 65.

³² Schneider, Werner: Stockstadt im 20. Jahrhundert, in: Miltenberger, Karl (Red.): Chronik Stockstadt a. Main. Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung. Stockstadt a. Main, 1982, S. 325.

³³ Goy, Josef: Medizinische Topographie des Physikatsbezirkes Lohr 1859/60. Handschriftliches Manuskript, S. 90.

³⁴ Ebert: Aschaffenburger Häuserbuch (wie Anm. 11), S. 314.

³⁵ Spies, Hans-Bernd/Welsch, Renate: Obernau 1191–1991. Aschaffenburg 1991, S. 510.

³⁶ Kroth, Alois/Schuck, Josef: Großwallstadt. Großwallstadt 1982, S. 187.

³⁷ Bereits in den 1960er Jahren stellte sich heraus, daß aufgrund des niedrigen natürlichen Gefälles, die Kanalisation nicht richtig funktionierte und in den 1980er Jahren saniert werden mußte.

³⁸ Büdel, Rainer: Wiesen, ein Dorf im Schatten der Spessarteichen. Wiesen 1991, S. 118f.

³⁹ Arnold, Walter: Dorfprozelten nach dem 2. Weltkrieg, in: Arnold, Walter u.a.: Dorfprozelten am Main. Dorfprozelten 1995, S. 112.

⁴⁰ StadtAL, Akte V.34.1., Schreiben vom 24.09.1902.

⁴¹ Anderlohr, Karl: Parken, wo früher gebadet wurde, in: Main-Post, 18.01.2007.

⁴² Seibig, Adolf: Von Löhern und Gärbern, in: Zwischen Vogelsberg und Spessart 1986, S. 37.

⁴³ In Orten, die nicht an einem Fluß lagen, wurden die Leichen von Selbstmördern meistens verbrannt oder von Wasenmeistern an ausgesonderten Plätzen begraben. Die Verwandtschaft mußte eine Buße bezahlen, um zu den „Ehrlichen“ wieder gerechnet zu werden. Vgl.: Kramer: Bauern und Bürger (wie Anm. 29), S. 49.

⁴⁴ Kaiser, Elfriede: Die Abwasserversorgung in Gelnhausen, in: Zwischen Vogelsberg und Spessart 1994, S. 68f.

⁴⁵ Weismantel, Norbert: Abwasserverband Gelnhausen, in: ebd., S. 69f.

⁴⁶ Rösch, Georg: Untersuchung der Kinzig auf besondere Keimgruppen, in: Zwischen Vogelsberg und Spessart 1973, S. 86f.

⁴⁷ Möhler, Thomas Josef: Kompliziert und teuer, in: Lohrer Echo, 26.01.2011.

Wissenschaftliches Symposium
„300 Jahre Schloß Weißenstein ob Pommersfelden“
Gesellschaft für fränkische Geschichte,
15. und 16. September 2011, Gartensaal Schloß Weißenstein

von

Erich Schneider und Dieter Weiß

„Das Schloß zu Pommersfelden [...] ist eines der bedeutendsten und markantesten Kunstdenkmäler des Barock.“ Mit diesen heute noch gültigen Worten leitete Heinrich Kreisel 1953 seine, wie er es nannte, „*kunsthistorische Studie*“ über Schloß Weißenstein ein. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Bauwerk bedarf keiner besonderen Begründung. Im Jahr 2011 waren es genau 300 Jahre, daß Kurfürst Lothar Franz von Schönborn den Entschluß gefaßt hatte, dieses Schloß zu erbauen. Der Anregung von S.E. Paul Graf von Schönborn, diesem Jubiläum ein wissenschaftliches Symposium zu widmen, ist die Gesellschaft für fränkische Geschichte sehr gerne gefolgt, da die 1904 gegründete Vereinigung und das Haus Schönborn seit Jahrzehnten eng verbunden sind. Eine große Zahl von in der Erforschung von Kunst und Kultur des Barock bestens ausgewiesenen Wissenschaftlern und weiteren Gästen kamen auf Einladung von Dr. Erich Schneider und Prof. Dr. Dieter Weiß im stimmungsvollen Ambiente des Gartensaals von Schloß Weißenstein zusammen. Die Veranstalter danken Graf Schönborn, der Oberfrankenstiftung sowie der Bayerischen Einiung e.V., Bayerische Volksstiftung und nicht zuletzt Herrn Dr. Gerhard Rechter aus Nürnberg sehr herzlich für die Förderung der Tagung.

Im Anschluß an die Begrüßung durch den Gastgeber Graf Schönborn sowie den Vorsitzenden der Gesellschaft für fränkische Geschichte Eyring Frhr. von Rotenhan führte Erich Schneider in das Thema ein. In der von Prof. Dr. Alfred Wendehorst (Erlangen) moderierten ersten Sektion behandelten zwei Vorträge das historische Umfeld. Dr. Klaus Rupprecht (Bamberg) sprach über „Das Aus-

sterben der Truchseß von Pommersfelden und deren Besitzübergang an die Grafen von Schönborn“. Am 21. April 1710 starb mit Friedrich Ernst Truchseß von Pommersfelden das letzte männliche Mitglied einer traditionsreichen reichsritterschaftlichen Familie in Franken. Der Referent ging zunächst auf die äußeren Umstände des Aussterbens der Adelsfamilie ein, die über viele Jahrhunderte mit dem Hochstift Bamberg und anderen fränkischen Territorien in intensiven Dienst- und Lehenverbindungen gestanden war. Die zuletzt mißliche Situation der Truchseß von Pommersfelden machten sich die in diesen Jahrzehnten um Besitzererb der gerade in Franken bemühten Grafen von Schönborn, insbesondere der Kurfürst von Mainz und Bischof zu Bamberg Lothar Franz von Schönborn, zu Nutze. Nach intensiven Verhandlungen erreichte dieser, daß der letzte Truchseß die Grafenfamilie testamentarisch als Universalerben einsetzte. In seinem Hauptteil spürte er den komplexen und auf unterschiedlichen Handlungsebenen laufenden Verhandlungen um die Übernahme der alodialien wie der Lehenbesitzungen der Truchseß durch die Schönborn, deren Risiken wie deren Ergebnissen nach. Im Mittelpunkt standen dabei die Ereignisse um die tatsächliche Besitzergrifung unmittelbar nach dem Tod des Friedrich Ernst Truchseß von Pommersfelden.

Dieter Weiß (München) widmete sich dem Thema „*Die Schönborn – Inszenierung einer Familie*“. Als Ausgangspunkt seines Vortrags stellte er zwei herausragende Monuments der Selbstdarstellung des Hauses vor: das Hochaltarbild der Pfarrkirche Gaibach mit Porträts von drei Generationen der männlichen Angehörigen der Familie Schönborn als geistlichen und weltlichen Amtsträgern



Abb. 1: Treppenhauspavillon von Schloß Weissenstein.

Photo: Erich Schneider.

sowie die Schönborn-Kapelle am Würzburger Dom als Grablege. Im Anschluß an die überblicksartige Darstellung des Aufstiegs eines

westerwäldischen Ministerialengeschlechts bis zur mehrfachen Reichsfürstenwürde in der Reichskirche behandelte er symbolische



Abb. 2: Der Gartensaal von Schloß Weissenstein erwies sich als anregender Ort für die Vorträge des Symposiums.
Photo: Erich Schneider.

Bilder der Dynastie wie den Schön-Born. Abschließend untersuchte er die „*Pietas Schönborniana*“ als zeittypische Ausformung der Frömmigkeit, des barocken Herrschaftsides als und der Inszenierung der Dynastie.

Der abendliche Festvortrag in der Sala terrena wurde von Erich Schneider moderiert. Prof. Dr. Bernhard Schütz (München) sprach über „*Pommersfelden und der deutsche Schloßbau des Barock*“. Bei den Barockschlössern der weltlichen Regenten und der Kirchenfürsten bildeten sich baulich drei Grundtypen heraus: der quergelagerte Trakt – der Vier-Flügel-Bau mit Innenhof und Eckpavillons (bzw. als Kastelltypus mit Ecktürmen) – der Drei-Flügel-Bau mit Ehrenhof. Der höchste Rang kam der Residenz als Staatsbau für Repräsentation und Verwaltung zu. Neben der Stadtresidenz gab es die Sommerresidenz auf dem Lande. Von den Residenzen zu unterscheiden sind das Privatschloß, das Jagdschloß und das Lustschloß,

entweder ein Gartencasino italienischer Provenienz oder eine französische „*maison de plaisir*“. Zum vollen Programm gehörten ferner die Kavaliershäuser und Wachgebäude, der Marstall samt Wagenremisen sowie die Orangerie im Park. Die Folge des sprichwörtlich gewordenen barocken „*Bauwurms*“ waren nicht selten hohe Verschuldungen bis an den Rand des Bankrotts.

Die erste Sektion des zweiten Tages wurde von Prof. Dr. Werner Schiedermaier (München) geleitet. Prof. Dr. Thomas Korth (Bamberg) hatte als Thema „*Dientzenhofer, Hildebrandt und der Bauherr – Probleme der Planungsgeschichte Pommersfeldens*“ gewählt. Er konnte für seine Darstellung der Planungsgeschichte, an der außer Johann Dientzenhofer, dem Baumeister des Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn, auch der von Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn favorisierte Wiener Architekt Johann Lukas von Hildebrandt beteiligt war, die von

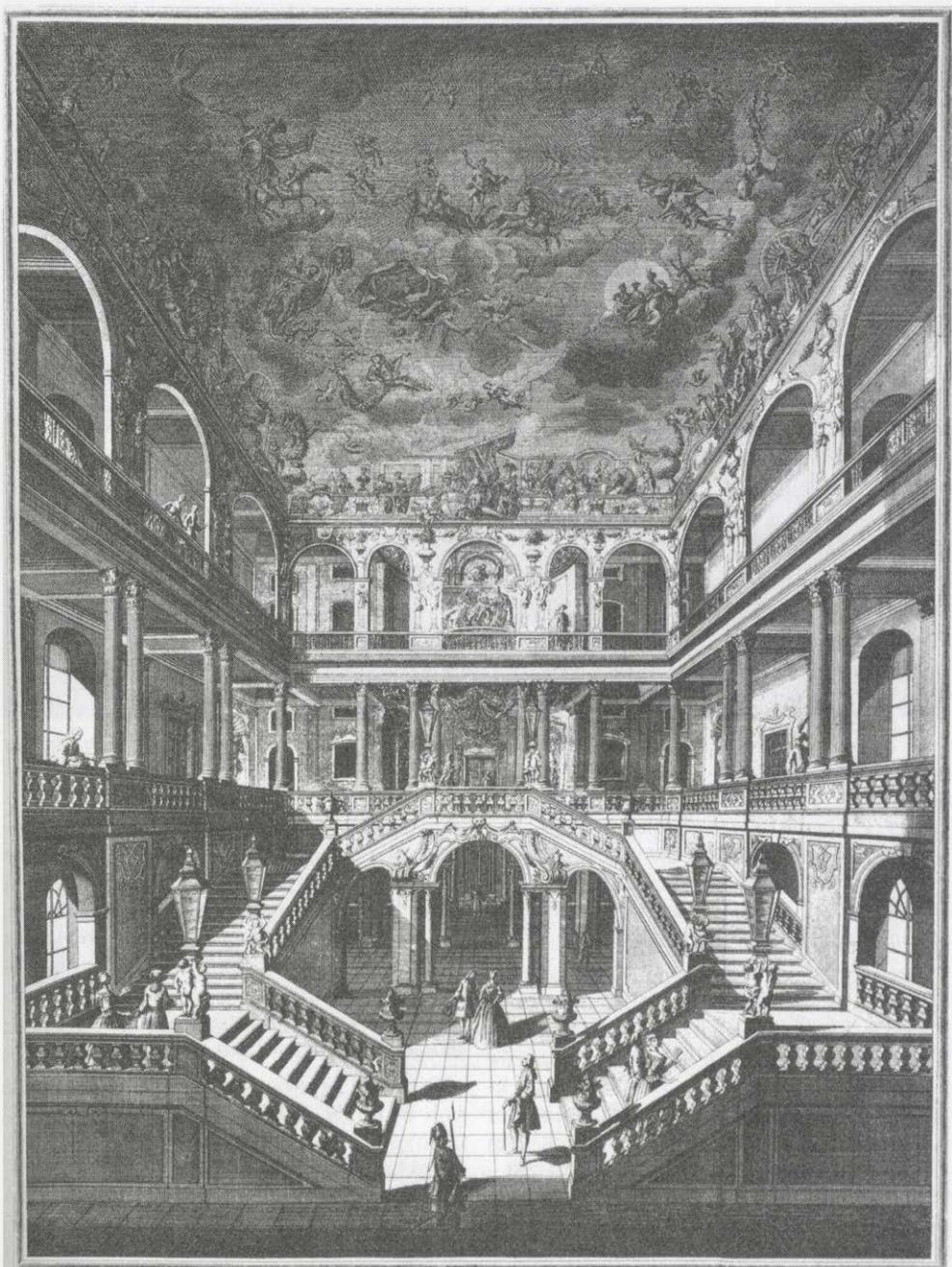


Abb. 3: Das Treppenhaus nach dem Stich von Salomon Kleiner.

Photo: Archiv.

ihm wiedergefundenen Baukontrakte des Würzburger Schönbornarchivs auswerten. Der Referent legte auch einen nach den schriftlichen Quellen rekonstruierten Grundriß der Planung Hildebrandts für den Mittelbau des Schlosses vor. Von Hildebrandt wur-

den jedoch nur die Kolonnaden und Loggienarkaden im Inneren des Treppenhauses übernommen, die dieser als Aufstockung für den im „*piano nobile*“ bereits vorgesehenen, aber nur von Balustraden gesäumten Umgang vorgeschlagen hatte. Schließlich wies Korth nach, daß Dientzenhofers Schloßprojekt seinen Ausgang von einem Entwurf des schwedischen Architekten Nicodemus Tessin d.J. für das französische Schloß Roissy-en-France nahm, wobei die ganz ähnliche Grundrißgestalt insbesondere durch die Hinzufügung der Treppenhausumgänge im Erdgeschoß und im „*piano nobile*“ bereichert und vergrößert wurde. In dieser Idee sah Korth auch das, was der Bauherr bezüglich des Treppenhauses als seine „*Invention*“ und sein „*Meisterstück*“ in Anspruch nahm und zäh verteidigte.

PD Dr. Ulrike Seeger (Stuttgart) referierte über „*Friedrich Karl von Schönborn als Bauherr in Österreich*“. Sie untersuchte, auf welche Art und Weise Friedrich Karl von Schönborn in seiner Position als Reichsvizekanzler seit 1705 mit seinen Bauten in Wien und Niederösterreich hervortrat und inwiefern sich sein bauherrliches Auftreten nach der Aufgabe dieses Amtes im Jahre 1734 veränderte. Gemessen an den gleichzeitigen Bauten des österreichischen erbländischen Adels begnügte sich Friedrich Karl sowohl in seiner Wiener Vorstadtanlage als auch in Schloß Schönborn bei Göllersdorf mit relativ kleinen, architektonisch zurückhaltenden Anlagen. Da er mit Johann Lukas von Hildebrandt einen der damals gefragtesten Architekten verpflichtete und sich zudem die Innenausstattung insbesondere des Wiener Gartenpalais durch Reichtum und Raffinement auszeichnete (Mobilieninventar von 1744), darf man dies als diplomatisch überlegten Gestus der Bescheidenheit und des Maßhaltens interpretieren, der Friedrich Karl in Österreich in Anbetracht seines Ministeramtes offenbar angemessen erschien. Als Bischof von Bamberg und Würzburg trat er seit 1729 in seiner Göllersdorfer Herrschaft mit sakralen Zeremonien in Erscheinung. Erst nach Niederlegung der Reichsvizekanzlerwürde nahm er in ungewohnt großen Dimensionen den barocken Umbau der gotischen Göllersdorfer Pfarrkirche St. Martin in Angriff.

Die weiteren Vorträge des Vormittags, in deren Mittelpunkt Überlegungen zur Architekturgeschichte standen, wurden von Ulrike Seeger moderiert. Erich Schneider (Schweinfurt) referierte zunächst über „*Die Entstehung von Pommersfelden in der Korrespondenz zwischen Lothar Franz und Friedrich Karl von Schönborn*“. Der am 21. April 1710 an „*Herzensschwindsucht*“ verstorbene letzte Truchseß von Pommersfelden Friedrich Ernst war „*Schulden halber*“ gezwungen gewesen, Lothar Franz von Schönborn als Generalerben einzusetzen. Unmittelbar nach Antritt des Erbes setzte eine intensive Korrespondenz zwischen Lothar Franz und seinem Neffen Friedrich Karl ein. In Schneiders Vortrag stand nicht die Geschichte der Planung von Pommersfelden im Mittelpunkt, sondern der Tenor dieses Briefwechsels. Darin tauschten sich zwei selbstbewußte Bauherren über ihre Gedanken und Ideen aus. Der eine verstand sich als Reichsfürst und der andere als Exponent der „imperialen Sphäre“ in Wien. Bei allem Interesse an der Architektur in der kaiserlichen Hauptstadt behielt Lothar Franz jedoch stets das Gesetz des Handelns in der Hand. Mit Schloß Weißenstein setzte deshalb jene Eigenständigkeit der mainfränkischen Barockarchitektur ein, wie sie für die nächste Generation bis zur Vollendung der Würzburger Residenz Gültigkeit behalten sollte.

Mag. Manuel Weinberger (Wien) stellte in seinem Vortrag „*Ein neuer Planfund zu Pommersfelden*“ eine unbekannte Planung vor. Im Rahmen seiner Forschungen zum „*Hofburgprojekt*“ der Kommission für Kunstgeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften war der Referent in den Beständen der Kartensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek neben Plänen aus dem Baubüro Balthasar Neumanns auch auf zwei Zeichnungen zu Schloß Weißenstein in einer mit „*Plans de Pommersfelden*“ beschrifteten Mappe gestoßen (Sign: Alb *Port 16,6 Kar). Während der Grundriß der Gesamtanlage sehr der entsprechenden Darstellung Salomon Kleiners gleicht, bietet der Grundriß des Hauptgeschosses eine bisher unbekannte, grundlegend andere Lösung für den Treppenhaus- beziehungsweise Hauptsaalpavillon.

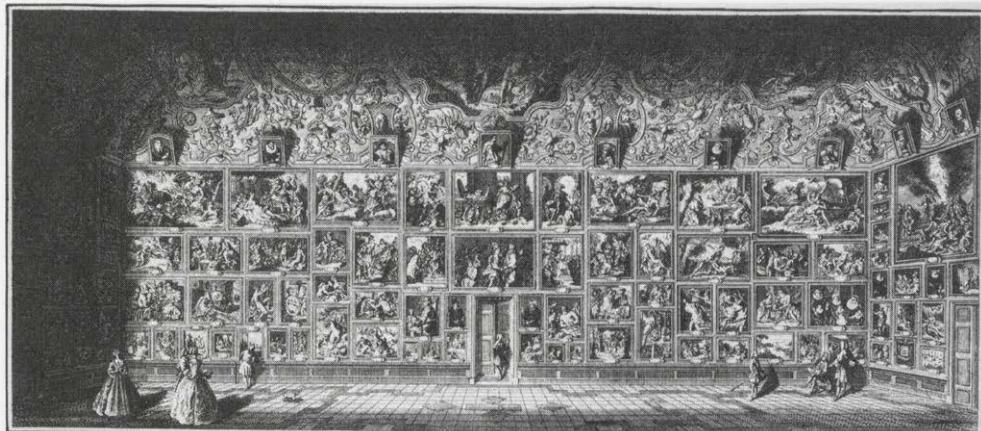


Abb. 4: Die Galerie von Schloß Weißenstein nach dem Stich von Salomon Kleiner. Photo: Archiv.

Die Nachmittagssektion leitete Manuel Weinberger. Prof. Dr. Johannes Süßmann (Paderborn) lenkte den Blick auf die Rezeptionsgeschichte: „*Herrschaft durch Blicksteuerung. Salomon Kleiners Vedutenfolge über Schloß Pommersfelden*“. Fast von Anfang an existierte Schloß Pommersfelden nicht nur als Bauwerk, sondern auch als Gegenstand einer Kupferstichserie. Die zwanzig aufsehenerregenden Darstellungen nach Zeichnungen von Salomon Kleiner prägten das Schloß ins europäische Bildgedächtnis ein. Zunächst übte Süßmann äußere und innere Quellenkritik an den Bildern. Dabei zeigte er, daß ihr Gegenstand nicht das wirkliche Bauwerk, sondern dessen architektonische Idee ist. Zudem gehen Kleiners Veduten weit über nüchterne Bauzeichnungen hinaus. Die Bilder setzen die Architektur in Szene. Dabei folgen sie zwar den Regeln der darstellenden Geometrie, doch erzeugen sie Ansichten, die in Wirklichkeit nicht möglich sind. Man kann von einer darstellerischen Überbietung sprechen: sowohl hinsichtlich des Bauwerks als auch bei der natürlichen Wahrnehmung. Zuletzt fragte der Referent, welchen Sinn diese virtuose Architektur-Darbietung für ihre Auftraggeber hatte. Seine These lautete, daß die Schönborn damit eine architektonisch-künstlerische Kompetenz unter Beweis stellten, die zugleich als Ausweis für ihre Befähigung zur Herrschaft diente.

Im Anschluß referierte Dr. Hildegard Bauereisen-Kersting (München) über „*Die Pommersfeldener Galerie*“. Lothar Franz begann seit 1705, intensiv Gemälde zu erwerben, wie sein Briefwechsel insbesondere mit Friedrich Karl in Wien belegt. In den zehn Jahren bis zur Einrichtung der eigens als Bildergalerie geplanten Räume in Pommersfelden umfaßte die Sammlung fast 1.000 Gemälde, die etwa zu gleichen Teilen in den Schlössern Pommersfelden und Gaibach hingen. Der Bestand an niederländischen Künstlern, darunter Werken von Rubens, Rembrandt und van Dyck, war der zahlenmäßig größte und spiegelte den zeitgenössischen Kunstgeschmack wider. Ähnliches gilt für die Werke deutscher Künstler. Dagegen war die Sammlung an italienischen Malern – wenn auch zahlenmäßig kleiner – außergewöhnlich, da Lothar Franz im direkten Kontakt mit den Malern in Rom, Venedig, Bologna und Neapel, allen voran bei Francesco Trevisani, Bilder bestellte und damit sowohl auf Themen, Ausführung und auch Größe der Bilder Einfluß nehmen konnte. Im September 1715 war die Galerie fertig gestellt. Sie bestand aus einem großen Raum über zwei Geschosse, dessen Wände mit einer „Bildertapete“ überzogen waren. Daran schließt sich das kleine Kabinett für die kleinformatigen Bilder an. Auch die Privaträume des Kurfürsten waren üppig ausgestattet. 1719 erstellte Rudolph Byss ein Verzeichnis aller Werke, das eine Rekonstruk-



Abb. 5: Blick auf die Gesamtanlage vom Ehrenhof aus nach dem Stich von Salomon Kleiner. Photo: Archiv.

tion des Bestandes ermöglicht. Erhebliche Verluste entstanden 1867, als bei einer Versteigerung in Paris etwa 200 Bilder verkauft wurden, darunter Werke von Dürer und Rembrandt. Dennoch ist die Pommersfeldener Galerie ein Kleinod barocker Sammelleidenschaft geblieben.

Der von Klaus Rupprecht eingeleitete letzte Vortrag des Nachmittags war der Musikgeschichte gewidmet. Prof. Dr. Josef Johannes Schmid (Mainz) sprach zur „*Musik an den Höfen der Schönborn – Überlegungen zu Vorbildern, Bedeutung und Internationalität einer barocken Hofinstanz*“. Nach seinen Ausführungen konnten Residenzen- und Hofmusikforschung in den letzten Jahren erstaunliche neue Erkenntnisse zur allgemeinen Kultur-, Dynastie- und Zeremonialgeschichtsforschung beisteuern. Aufbauend auf diesen thematischen und methodischen Ansätzen versuchte er, Struktur, Bedeutung und Relevanz einer überregionalen Musikpflege zu erörtern. Ausgehend von den immer wieder als Vergleichs- und Referenzparametern herangezogenen „großen“ Höfen wie Versailles, London und München konnte er zeigen, daß die Schönbornsche Hofmusik keineswegs in

einem vermeintlich megalomanen Bemühen bestrebt war, an diese „absolutistischen Ideale“ anzuknüpfen, sondern vielmehr versuchte, im Rahmen ihrer durchaus oft bescheidenen Möglichkeiten vor Ort ein Maximum an Niveau, Internationalität und Professionalismus zu erzielen. Dabei spielten die innerfamiliären Beziehungen sowie europäische Verbindungen – wie anhand von erhaltenen Korrespondenzen gezeigt werden konnte – eine entscheidende Rolle. Die in ihrem Ergebnis durchaus respektable Schönbornsche Hofmusik erscheint von daher weniger als Ausdruck „absolutistischer Selbstdarstellung“ denn als Produkt eines steten, durch den musikalischen Enthusiasmus der einzelnen Vertreter des Hauses getragenen Versuchs, einem stilistischen und formalen Kunstideal zu entsprechen.

Der abendliche Festvortrag wurde von Dieter Weiß moderiert. Prof. Dr. Peter Stephan (Freiburg, Potsdam) sprach über „*Die Architektur und Ikonographie von Pommersfelden im Weltstreit mit anderen Fürstenhöfen*“. Dabei ging er von der These aus, daß die Architektur und Ikonographie von Schloß Pommersfelden (v.a. des Mittelpavillons) für einen

Schönbornschen Reichsstil stehe, mit dem Lothar Franz einerseits auf die Imperialstile anderer Residenzen antwortete, insbesondere auf den französischen und den preußischen Königsstil (Gesandtstreppe in Versailles, Berliner Schloß). Zugleich ergab sich eine wechselseitige Auseinandersetzung mit dem sächsischen Reichsstil (Dresdner Zwinger, Wallpavillon) und dem polnischen Königsstil (Dresdner Zwinger, Kronentor), der seinerseits eine Replik auf den preußischen Königsstil enthielt. Andererseits fand der Schönbornsche Reichsstil eine Erwiderung in Projekten, die einem pfälzischen Reichsstil verpflichtet waren (Entwürfe für das Heidelberger Schloß, Herkulesbrunnen in Heidelberg, Mannheimer Schloß). Bei dieser Auseinandersetzung ging es Lothar Franz darum, seine Stellung als ranghöchster Reichsfürst nach dem Kaiser („secundus a Caesare“) gegenüber jenen Kollegen im Kurkolleg baupolitisch zu untermauern, die ihre Stellung durch Ausübung des Reichsvikariats (Kursachsen und Kurpfalz) oder durch den Erwerb reichs-externer Königskronen (Preußen, Sachsen) aufwerteten.

Der Vortrag von Peter Stephan und der vorangegangene Empfang von Graf Schönborn in der Gemäldegalerie von Schloß Weißenstein bildeten am Abend des 16. September 2011 zugleich den Übergang in die sich unmittelbar anschließende 101. Jahreshauptversammlung der Gesellschaft für fränkische Geschichte. Abgesehen von den dabei üblichen Formalitäten wurde Dr. Klaus Weschenfelder (Coburg) als Wahlmitglied kooptiert. Am Samstag, 17. September 2011, fanden parallel zur Sitzung des Gesamtausschusses zu-

nächst Führungen durch Schloß Weißenstein statt. Danach schloß sich eine Exkursion an, die auch die Ausstrahlung von Pommersfelden auf die Baukunst der Umgebung im Blick hatte. Der Weg führte zunächst in das gegen 1720 errichtete, ehemalige Ebracher Amtsschloß in Burgwindheim. Am Nachmittag folgten Führungen durch Kirche, Kloster und Museum von Ebrach, die von P. Dr. Franziskus Büll OSB (Münsterschwarzach), Vorsitzender des Forschungskreises Ebrach, eingeleitet wurden.

Den Abschluß der Tagung bildete ein Lichtbildvortrag von Dr. Johannes Mack (Happertshausen) über Leben und Werk des aus Vorarlberg stammenden Barockbaumeisters Joseph Greissing. Die ab 1715 datierende Ebracher Architektur Greissings und des vermutlich in die Planungen mit einbezogenen Georg Hennicke stehen nach seinen Ausführungen in enger Beziehung zu dem nur vier Jahre früher begonnenen Schloßbau zu Pommersfelden. Hierbei dürfte der bereits in Pommersfelden engagierte Hennicke eine Vermittlerfunktion übernommen haben, wenngleich grundsätzliche architektonische Neuerungen wie die offene Dreiflügelanlage oder ein weit über die Funktion einer reinen Erschließung von Geschossen reichendes repräsentatives Stiegenhaus in jenen Jahren überall in Deutschland Fuß faßten. Der Referent wies deshalb auch auf die Bezüge zur zeitgenössischen Wiener Architektur hin, die neben den offensichtlichen Zitaten aus Pommersfelden ebenso an den Ebracher Bauten abzulesen sei und die Einbindung derselben in einen größeren Kontext verdeutliche.

Lothar Mayer: „HEIMAT RHÖN – Naturhistorische Wanderbilder aus der Hohen Rhön“. Fulda (Parzellers Buchverlag), 2. Aufl., 2008, ISBN 978-3-7900-0364-2.

Vor einiger Zeit erschien im Parzellers Buchverlag in Fulda in zweiter Auflage ein Werk des in Wüstensachsen in der Rhön geborenen Buchautors, in dem dieser in außerordentlich eindrucksvoller Form die Hohe Rhön vorstellt. Nach einem Vorwort zur 1. und der 2. Auflage werden in zehn Kapiteln markante Punkte und Landschaften in der bayrischen, hessischen und thüringischen Rhön in Wort und auch im Bild äußerst eindrucksvoll und sehr anschaulich beschrieben.

Während im 1. Kapitel mit der Überschrift „Hölle, Teufel, Himmeldunk“ das Gebiet des Himmeldunkberges, des Teufelsberges, des Rockensteins und der Hohen Hölle in einer Wanderung durchquert und viele interessante Details berichtet werden, kann man dem 2. Absatz „Zum Kasparbaum an der Morgenseite der Rhön“ der beschriebenen Wanderstrecke viele äußerst wichtige Hinweise über das Naturschutzgebiet „Lange Rhön“, das Herzstück der Rhön an der Grenze zu Thüringen sowie auch Hinweise über die Flora und Fauna des Gebietes entnehmen. Im 3. Abschnitt „Über das Hohe Polster“ wird dann ein Fußmarsch von der Thüringer Hütte in der Hohen Rhön beiderseits der Hochrhönstraße beschrieben, in dessen Verlauf mehrere wichtige Punkte der Gegend besucht werden, u.a. auch der Heidelstein und die Gedenkstätte Schwabenhimmel. In den beiden sich anschließenden Kapiteln – „Durch das Naturwaldreservat Eisgraben“ und „Durch das Schwarze Moor“ – werden Flora und Fauna beider Rhöngebiete in Wort und Bild außerordentlich anschaulich dem Leser und Betrachter nahe gebracht, während im nächsten Abschnitt „Zur Blauen Blume der Rhön – eine Frühlingswanderung“ die Gegend rund um den Arzberg in der thüringischen Rhön unweit von Bad Salzungen sehr eindrucksvoll erläutert wird. Im Absatz „Milseburg: die Perle

der Rhön“ wird die herrliche Aussicht von Kapelle und Schutzhütte her beschrieben, in der „Geologisch-botanischen Wanderung zum Schafstein“ in der Nähe der Wasserkuppe im Herzen der Rhön stellt der Autor dem Leser die Landschaft zwischen Wüstensachsen und der Wasserkuppe anschaulich dar. In den beiden sich anschließenden Kapiteln „Die Abenseite der Rhön: Wasserkuppe und Pferdkopf“ und „Kreuz, Krug, Kilian und Apollo – der Kreuzberg“ kann der Leser und Betrachter viele interessante Einzelheiten über die beiden wichtigsten Berge der Rhön – die Wasserkuppe in Hessen und den „heiligen Berg“, den Kreuzberg in Bayern entnehmen. Ein letzter Abschnitt „Dorfheimat – eine kritische Betrachtung“, ein Literaturverzeichnis, eine Danksagung und eine ganz knappe Vorstellung der Autors runden dieses in der Tat einmalige Werk harmonisch ab.

Lothar Mayer hat mit der Herausgabe des vorliegenden Werkes nicht nur eine ganz hervorragende Dokumentation geschaffen, die weit über eine illustrierte Wanderempfehlung bzw. -beschreibung hinausgeht. Durch seine sehr anschaulichen und gut verständlichen Texte und durch die zahlreichen äußerst professionellen und geradezu exzellenten Photos aus allen Bereichen der Rhön hat er es geschafft, seiner Heimatregion eigentlich eine Liebeserklärung zu bereiten, die jeden, der das Werk betrachtet, stark beeindrucken muß. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung aller, denen die Beschäftigung mit den Landschaften unserer Heimat ein Herzensanliegen ist. Daher ist das Buch auch wärmstens zu empfehlen.

Israel Schwierz

Wolfgang Schöberl: Feuerwerk Kapitalismus. Die zweite Vertreibung aus dem Paradies. Würzburg (Verlag Königshausen & Neumann) 2011, ISBN 978-3-8260-4468-7, 156 Seiten, 16,80 Euro.

Mit seinen Franconica, den kleinen Werken, Bildbänden und Romanen aus der fränkischen Heimat, bietet der Würzburger Verlag Königshausen & Neumann der fränkischen Region häufig eine Plattform. Das ist eine ausgeprägte Linie des Verlages, dessen Hauptsegment indes bei wissenschaftlichen Werken liegt, und der daher vorwiegend international agiert. Manchen Werken mit nicht nur fachspezifischer sondern auch gesellschaftlicher Bedeutung möchte man freilich breite Aufmerksamkeit gerade in der eigenen Heimat wünschen, wie z.B. diesem Anfang 2011 veröffentlichten Buch eines Würzburger Schriftstellers: eine brillante Abrechnung mit dem weltweit dominierenden Kapitalismus, dessen Handlungsmaximen und Auswirkungen prägnant beschrieben und erklärt werden. Das Buch besticht durch seine inhaltliche Bandbreite, seine nachvollziehbare Gedankenführung und seine klare Sprache, die u.a. mit sehr vielen treffenden Wortspielen arbeitet. Das beginnt bereits mit dem sehr sinnbildlichen Titel, der sozusagen „mit einem Wort“ sowohl den ‚roten Faden‘ der Studie als auch ihr Gesamtergebnis andeutet.

Der Autor analysiert das herrschende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem philosophisch-historisch. Seine Position ist nicht einfach die der Ablehnung. Vielmehr arbeitet er die Zwiespältigkeiten des Kapitalismus deutlich heraus. Er argumentiert, ermöglicht dem Leser selbst zu urteilen, um dann als Autor eindeutig Position zu beziehen. Dazu behandelt er im ersten Teil des Buches die Leitideen des Systems, die Handlungsprinzipien und die vielfältigen Auswirkungen, die er als „zweite Vertreibung aus dem Paradies“ charakterisiert. Stichworte sind Ausbeutung, Zukunftsunfähigkeit, Geld und Moral sowie Wettbewerb und Globalisierung. Immer wieder kann er, erkenntnistheoretisch denkend, nachweisen, wie das Theoriegebäude des Kapitalismus von der Wirklichkeit widerlegt

(„falsifiziert“) wird, weil dieser gerade das Gegenteil des von ihm erhofften Allgemeinwohls (Adam Smith) bewirke. Die Ausbeutung des Menschen erreiche im Spätkapitalismus den Höhepunkt in der Menschheitsgeschichte und steigere sich zur hemmungslosen Ausplünderung von Mensch, Natur, Weltmeeren, Regenwäldern – der ganzen Zukunft unserer Erde.

„Mit seinem Hauptziel Geld-Akkumulation macht der Kapitalismus das Geld zum Selbstzweck, zum Fetisch. Mit seinen Spekulationsblasen entzieht er den Staaten, Kommunen und Konsumenten jenes Geld, das für wichtige Investitionen gebraucht wird. Im Kapitalismus wird deshalb das Geld nie seine optimale Wirkung erreichen.“ Statt des in der Theorie versprochenen, Wohlstands für alle wachsenden weltweit Armut und Elend: „Ein Siebtel der Menschheit hungert. Weitere Milliarden führen ein menschenunwürdiges Leben. Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich immer weiter. Verarmung, Verödung und Verschuldung der Welt schreiten immer weiter fort.“

Der zweite Teil des Buches analysiert die Auswirkungen auf den Menschen, das „Menschsein im Kapitalismus“. Wo das Geld, die Geld-Akkumulation und der Profit die höchsten Werte sind, muß der Mensch entsprechend umgeformt, auf materielle Ziele gepolt werden. Ausgeklügelte Werbung erhebt Geld, Konsum und Vergnügungen zu Lebensmittelpunkten. Der zum Konsument reduzierte Mensch glaubt sich als Mitspieler, als Herr des Verfahrens. Tatsächlich aber wird „der Mensch im Kapitalismus in vielfältiger Weise instrumentalisiert“. Die Menschewürde wird durch „Interessen“, die Kultur durch „Lifestyle“ ersetzt. Im Wertekanon verlagert sich der Schwerpunkt von den „hohen“ Werten der Ethik und Moral zu den materiellen („fundamentalen“) Werten. Höhere Werte interessieren, soweit sie kommerzialisiert werden können. Symptomatisch steht dafür Weihnachten, das vom Fest der Familie und der hohen Werte zu einem Konsumfest mutiert ist.

Mit vielen Beispielen weist der Autor auf die Absurditäten und „Teufelskreise“ des Kapitalismus hin. Er begnügt sich nicht damit,

die Probleme zu benennen, sondern zeigt auch, wo die Ursachen liegen und warum dieses System nicht zukunfts-fähig ist. Nicht zuletzt machen ja gerade die aktuellen weltweiten Krisen deutlich, daß der Kapitalismus nicht das erhoffte Heilmittel für die wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Gegenwart, sondern die Krankheit selbst ist. Die Geldakkumulation, d.h., die finanzielle Ausbeutung, nennt er das „*Krebsgeschwür unserer Zeit*“. Darum kann der Kapitalismus auch wenig beitragen zur Lösung der Zukunftsprobleme unserer Welt, weil sein Denken und Handeln nicht zukunfts-fähig ist, weil er auf Kosten seiner eigenen Zukunft lebt und seine Folgen als gefährlicher und zerstörender Bumerang auf die Menschheit zurückkommen. Die weitere Entwicklung vergleicht der Autor mit dem Schicksal des Römischen Reiches. Wie dieses damals herrscht nun der Kapitalismus seit sechs Jahrhunderten, mit vergleichbaren Folgen für Wirtschaft und Menschen. Wie seinerzeit das Römische Reich zu Ende ging, sieht er auch den Kapitalismus abwärts gehen, zusammenbrechen, den nachfolgenden Generationen ein schweres Erbe hinterlassend.

Zu Ende bringt den Kapitalismus paradoxe-weise gerade die Entwicklung, in der er

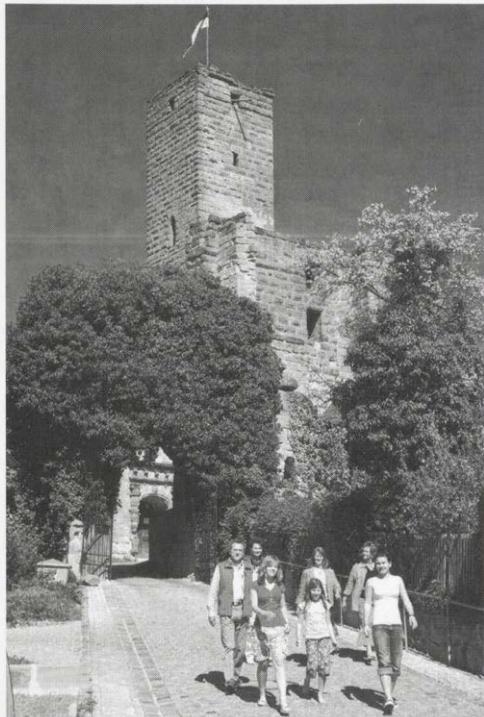
heute seinen einem Feuerwerk ähnlichen Höhepunkt erreicht: die Globalisierung. Denn „*diese verlangt eine völlig neue Art des Denkens und Handelns.*“ So sieht der Autor ein „*globales Menschheitsbewußtsein als Silberstreifen am Horizont der heutigen Welt.*“ Denn der Fortgang der Globalisierung wird zu einer Weltgemeinschaft führen, zur „*Menschheit*“, in der lokal gehandelt und global gedacht wird, und die deshalb organisiert ist als „*Weltstaat*“, über den schon Kant nachgedacht hat. Während der Kapitalismus zwischen den Menschen immer mehr unüberbrückbare Grenzen aufbaut (z.B. die Schere zwischen Arm und Reich), den darwinistischen Kampf „*Konkurrent gegen Konkurrent*“ auf die Spitze treibt, werde in der kommenden Weltkultur der Kampf gegen-einander, der „*Wettbewerb*“ von Systemen und Kulturen unnötig und sinnlos. Die „*Menschheit*“ als eine weltweite Gemeinsamkeit könne, ähnlich einem Organismus, das Gegeneinander überwinden, ihre Kräfte optimieren und ihre Weiterentwicklung mit kleinstmöglichem Aufwand und minimalen Schäden voranbringen.

Alexander von Papp

Vorankündigung

Zum diesjährigen **83. Bundestag am 12. Mai 2012**

laden Sie die Gruppen Nürnberg und Schwabach nach **Hilpoltstein** (Mittelfranken) ein.



Burgruine Hilpoltstein;

Photo: Oliver Frank/Hilpoltstein.

Gefeiert und getagt wird rund um die Burgruine Butiglerstein in Hilpoltstein. Nach einem Begrüßungsfrühstück im ehemaligen Traidkasten (heute: Haus des Gastes) ab 9.00 Uhr geht es in den Freyers-Keller am Burganger, der um 1170 als Untergeschoß eines Wehrbaus im Vorfeld der Burg erbaut und später auch als Bierkeller genutzt wurde. Dort beginnt um 10.00 Uhr der Festakt mit einem

bunten – auch musikalischen – Programm. Den Festvortrag hält Herr Dr. Martin Ruf über „Die Siedlungsgeschichte des Schwarzen Rosses in Hilpoltstein vom Frühmittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg“.

Das Mittagessen kann im Gasthaus „Zum Schwarzen Roß“ eingenommen werden, das in einem Gebäudekomplex liegt, welches aus Fachwerkbauten des 16. Jahrhunderts, einem romanischen Kellergewölbe der hochmittelalterlichen Stadtbefestigung und Bauresten einer Brauerei aus der Renaissancezeit besteht. Anschließend gibt es bei einer Stadtührung durch Hilpoltstein ab 14.00 Uhr ausreichend Möglichkeit, dieses Kleinod näher kennenzulernen. Während die Delegierten ab 15.00 Uhr im Gasthaus „Zum Schwarzen Roß“ tagen, haben die Nicht-Delegierten die Gelegenheit, das Städtische Museum im Rückgebäude des Gasthauses bei freiem Eintritt zu besichtigen. Hier finden Sie Informationen zur Stadtgeschichte, zum alten Handwerk am Bau sowie zur historischen Braustätte. Auf Wunsch kann auch das mittelalterliche Kellergewölbe besichtigt werden. Ferner gibt es die Gelegenheit, am 3 km entfernt liegenden Roth-See spazieren zu gehen.

Auf Ihr Kommen freut sich die Bundesleitung!

Hinweis: Wer in Hilpoltstein im „Schwarzen Roß“ übernachten möchte, kann unter der Tel.-Nummer 09174/47950 oder unter der E-Mail: info@hotelschwarzesross.de Zimmer vorbestellen.

Aufsätze**Hilpoltstein und Umgebung***Hans Trögl*

Der Karlsgraben 79

Robert Unterburger

Der Landeck bei Thalmässing 87

*Bernhard Wickl*Mühlen am Rothfluß –
Geschichte und Gegenwart mittelfränkischer Mühlen und Hammerwerke 90*Irmgard Prommersberger*Flächendeckende Kleindenkmäler-Inventarisierung im Landkreis Roth/Mittelfranken –
Grenzen, Streitigkeiten, Verträge und Grenzsteine 105**Geschichte Bad Neustadt/Saale***Ludwig Benkert*

Bad Neustadt an der Saale – ein Gang durch seine Geschichte (2. Teil) 113

Bücher zu fränkischen Themen

146

Frankenbund intern*Anton Gruber*Frankenbundgruppe Augsburg besteht 25 Jahre! –
Warum gibt es die Frankenbundgruppe Augsburg? 149*Reinhold Schweda*

Der Vorsitzende der Baunacher FRANKENBUND-Gruppe Franz Götz wurde 60... 150

Glückwunsch an Bundesfreundin Hedwig Barthel 151

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Hilpoltstein zum 83. Bundestag
des Frankenbundes am 12. Mai 2012 152Grußwort des Landrats des Landkreises Roth zum 83. Bundestag
des Frankenbundes am 12. Mai 2012 153

Einladung des 1. Bundesvorsitzenden zum 83. Bundestag am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein 154

Weitere Hinweise zum Programm des Bundestages 155

Schiffsausflug + Tagung = Regionaltagung (*Burgen-)*Landschaft am Main am 1. Juni 2012 156**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Ludwig Benkert	Gymnasiallehrer Schreiberstraße 16, 97616 Bad Neustadt an der Saale
Anton Gruber	1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Augsburg Wiedemannstraße 2 ½, 86343 Königsbrunn
Dr. Hubert Kolling	Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein
Irmgard Prommersberger	Haus des Gastes Hilpoltstein Maria-Dorothea-Straße 8, 91161 Hilpoltstein
Theresia Prommersberger	2. Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe Augsburg Am Sonnenhang 33, 86199 Augsburg
Reinhold Schweda	Schriftführer der FRANKENBUND-Gruppe Baunach Bahnhofstraße 4, 96148 Baunach
Hans Trögl	Holzgasse 37, 91781 Weißenburg
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger Landkreis Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Der Karlsgraben

von
Hans Trögl

Etwa 70 km südlich von Nürnberg, zwischen den Städten Treuchtlingen und Weißenburg, wurde im Juni 1993 das 1200jährige Jubiläum des „Karlsgrabens“, der „Fossa Carolina“, begangen. Zwischen den Gewässern Altmühl und Schwäbische Rezat liegt im Dorf Graben eines der größten technischen Kulturdenkmale des frühen Mittelalters.

Ausstellung Fossa Carolina

Das Jubiläum gab Anlaß, über die Notwendigkeit des Karlsgrabens und über dessen Erbauer kontrovers zu diskutieren. Im November 1988 schlug Landtagsvizepräsident a.D. Ernst Lechner den beiden Abgeordneten aus dem Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen vor „...über eine parlamentarische Initiative zu erreichen, daß ein Forschungsvorhaben ‚Karlsgraben‘ zur Durchführung kommt. Bei diesem Vorhaben sollten insbesondere Sinn und Zweck des für damalige Verhältnisse einmaligen Bauwerkes erforscht werden [...] Eine Vertiefung der Erkenntnisse aus früheren Untersuchungen und Veröffentlichungen mit heutigen Methoden und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ist deshalb notwendig.“ Als Ergebnis verwies im August 1991 das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (LfD) nur auf die vorhandene Literatur und schlug Bohrungen im Bereich des Karlsgrabens vor, die vom Talsperren-Neubauamt Nürnberg (TNA) durchgeführt wurden.¹ Da der Karlsgraben als Wasserbau- denkmal schon seit 1988 in der Unterhaltslast des Freistaates Bayern war, regte die Regierung von Mittelfranken eine Ausstellung an. Das Ziel sollte sein, alle Aspekte politischer, technischer, wirtschaftlicher und naturräumlicher Art darzustellen. Einmalig und ungewöhnlich war die Zusammenarbeit der Spezialisten aus den verschiedensten Fachbehörden, und deshalb kann sich die in sechs Abteilungen gegliederte Ausstellung auch wirklich sehen lassen.²

Forschungsergebnisse von 1992

Otto Laufer schrieb schon 1903 in seiner Betrachtung über den Bau des Karlsgrabens: „...es werden sich wohl nur dann neue Gesichtspunkte ergeben, wenn man drangehen wollte, mit dem Spaten die Baureste des Kanals zu untersuchen.“³ Im Vorfeld der Vorbereitungen zum Jubiläum wurden 1992 leider nicht mit dem Spaten, aber mit dem Kernbohrgerät Untersuchungen im Bereich der wahrscheinlichen Trassenführung durchgeführt. Sie ergänzten die kartographischen und luftbildarchäologischen Auswertungen.

Die neueste topographische Aufnahme des LfD von 1992/93 sollte als Grund- und Standardkarte für künftige Forschungen und Untersuchungen eine archäologisch-topographische Übersichtskarte im Maßstab 1:2.500 ergeben.⁴ Unter Einbeziehung der bisherigen Gelände- und Luftbildaufnahmen zeigte sich, daß im Nordteil der Riedwiesen in Richtung Bundesbahnhlinie zwei Ringwälle noch gut erhalten waren. Sie ragten ca. 70 cm über die Flächen der Umgebung heraus. Deutlich sind sie allerdings nur im Winter oder nach der



Abb. 1: Nordteil des Karlsgrabens mit Erdwällen, Luftbild 1992.
Photo: LfD.

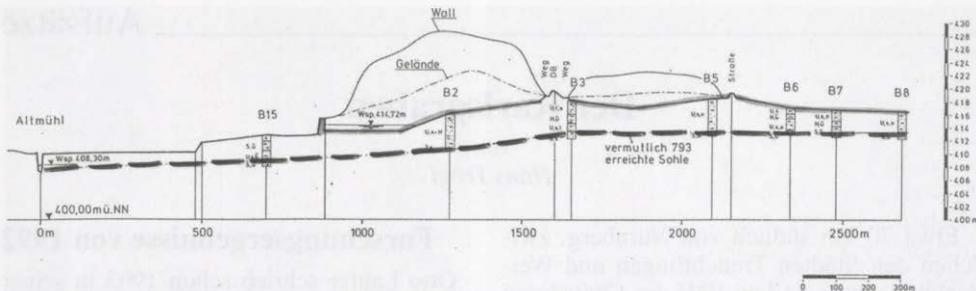


Abb. 2: Längsschnitt durch den Karlsgraben.

Entwurf: TNA.

Heuernte zu erkennen. Damit wurde letztendlich klar, daß die bisherige Deutung der Kanallänge nicht richtig war. Die in den Reichsannalen enthaltene Angabe „duum milium passuum longitudo“ wurde offensichtlich als Übersetzungsfehler von Emanuel Seyler⁵ in die einschlägige Literatur eingebbracht, seitdem kritiklos mitgeschleppt und immer mit „2000 Schritt Länge“ (also ca. 1,5 km) übersetzt, was zufällig mit der oberirdisch nachweisbaren Kanallänge übereinstimmte. Nach Konrad Spindler muß die Angabe aber mit „zwei Meilen Länge“ übersetzt werden.⁶ Dies entspricht in karolingischer Zeit einer Entfernung von zweimal 1,66 km, also rund 3,3 km und paßt sehr genau mit den Ergebnissen der neuesten Geländeauswertung zusammen.⁷

Vom TNA wurden unter Betreuung des LfD, Außenstelle Nürnberg, 15 Kernbohrungen niedergebracht und ausgewertet. Diese dienten der Erkundung der im Jahre 793 eventuell erreichten Sohle des Karlsgrabens. Von besonderer Bedeutung sind die Torf- und Moorschichten, die an mehreren Bohrstellen in der Achse angetroffen wurden und die darunter gelagerten sandigen Schichten. Diese Sande dürften von den Wallböschungen abgeflossen sein und sich verfestigt haben, bevor eine Moorbildung einsetzte. Die südlichste Bohrung B15 zeigt auf Höhe 408,80 m üNN den Übergang zum anstehenden feinsandigen Boden knapp über dem Wasserspiegel der Altmühl. In Bohrung B2 liegt die Aushubsohle bei etwa 410,60 m üNN, darüber sind ca. 5 m locker gelagerte Auffüllungen einschließlich einer Torfschicht. Bohrung B3 an der Bahnstrecke zeigt die Sohle etwa bei 413,50 m üNN; dies wird von den Erkundun-

gen B5 mit B8 bestätigt. Die Bohrungen erbrachten in ihrem tieferen Teil unterschiedlich dicke Torfbildungen. Daraus schloß man, daß der Kanal in nachkarolingischer Zeit durchweg ein stehendes Gewässer bildete. Um das Bild abzurunden wurden pollenanalytische Untersuchungen der Bohrkerne durchgeführt. Als Ergebnis sind Pollen von Seerosen festgestellt worden, die auf ehemals größere offene Wasserflächen hinweisen.

War der Karlsgraben ein Schiffahrtsweg und wie funktionierte er?

Verkehrswege waren und sind die „Schlagadern“ des Lebens. Schon in vorgeschichtlicher Zeit waren in Europa die Flüsse bis weit in den Oberlauf hinein schiffbar. Der kurze Verbindungsweg über eine Wasserscheide zum nächsten schiffbaren Fluß wurde mit Fuhrwerken überwunden. Flüsse wurden benutzt, um zu reisen und um Waren zu befördern und hatten den großen Vorteil, daß das Wasser die Last übernimmt, die auf dem Land getragen oder gefahren werden muß. Daher war und ist auch noch heute der Transport auf dem Wasser besonders wirtschaftlich. Naturwege waren wenig attraktiv, sie verliefen in der Regel auf den Höhen, um den sumpfigen, siedlungsfeindlichen Talniederungen auszuweichen. Es bedurfte großer Anstrengungen von Mensch und Tier um auf den unbefestigten Wegen Waren zu transportieren. „Die Belege über die Benutzung auch sehr kleiner Flüsse zu Schiffstransporten und -reisen stammen alle aus dem frühen Mittelalter. Gegen 1000 hörte das auf. Ein Grund für die auffällige Wandlung ist die verminderte Wasserführung, die das hochmittelalterliche Klimaoptimum (900–1200 n.Chr.) mit sich

brachte.“⁸ Die kleinen Flüsse lagen alle in mehr oder weniger breiten mit Auwald bestückten Talauen. Sie haben stark mäandriert und waren weniger tief in den Talboden eingeschnitten als heute. Früher gab es auch weite versumpfte Landstriche. Deshalb war die Wasserführung ausgeglichener, weil diese Flächen selbst bei langer Trockenheit noch Wasser abgeben konnten.⁹

1992 wurde bei Dietfurt/Altmühl ein um 1939 gebauter Kahn geborgen. Es handelt sich vielleicht um das letzte vorhandene Exemplar eines Altmühlbootes von 6 m Länge, 1,5 m Breite und mit einem minimalen Tiefgang von 40 bis 50 cm. Die Unterseite ist flach ohne Kiel und besteht nur aus 5 Brettern (Seitenbretter aus Eiche, Boden aus Kiefer). Es konnte rund eine Tonne tragen. So ähnlich dürften die Boote in der Karolingerzeit gewesen sein.

Zu Tal fuhren die Schiffe mit der Strömung, zu Berge wurde dort, wo die Strömung gering war, gerudert, sonst wurde gestakt oder getreidelt. Das Treideln von Booten (also das Ziehen des Schiffes) mit Menschen- oder Ochsenkraft auf beidseitigen Leinpfaden oder Treidelwegen war schon früher üblich. Dazu waren meist Laufstege bzw. Ufersicherungen notwendig. Holzreste wurden aber nur bei Bohrung 5 gefunden. Treideln mit Pferden war in karolingischer Zeit sicher nicht gebräuchlich; man benutzte das Pferd, sofern man eines hatte, vielmehr nur als Reitpferd.¹⁰ Das Kopfjoch (Stirn- oder Nackenjoch) ist die älteste Form der Anspannung von großen Zugtieren; als solche wurden meist kastrierte Ochsen verwendet. Das damals auch übliche Brustgeschirr war ein Hindernis für die At-

mung. Erst mit der Einführung des Kummets (es war zwar schon um 800 bekannt, verbreitete sich aber erst im 11. bzw. 12. Jahrhundert) wurde die Last auf die Schultern verteilt und der Ochse als Zugtier vom Pferd verdrängt.

Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen darf man also davon ausgehen, daß die Entfernung zwischen der damals bereits schiffbaren Altmühl¹¹ bei Graben und der schiffbaren Schwäbischen Rezat bei Weißenburg mit mehreren Weihern und Rampen überwunden wurde (Stauschleusen oder Kammerorschleusen entstanden erst um 1391). Von einer „*tolosen Weiherkette*“ kann man schon bei Josef Röder lesen.¹² Noch heute zeigt die Geländesituation zwischen den Resten des Karlsgrabens und dem besiedelten Gebiet um Weißenburg das Vorhandensein von größeren Feuchtfächern (Riedwiesen) im Tal. Dies dürften mehrere Weiher gewesen sein, deren Wasserversorgung auch über die zahlreichen seitlichen Quellbäche erfolgte. Für diese Weiherlösung spricht ebenfalls das Auffinden von bis zu 1,5 m mächtigen, tief anstehenden Torfschichten im heutigen Querschnitt des Karlsgrabens. Mehrere um 1700 entstandene Karten zeigen drei bzw. vier Weiher oder eine größere Fläche mit der Bezeichnung „*See*“ bei der Ortschaft Graben.

Sinnvoll realisierbar war nach heutiger Beurteilung nur ein Scheitelkanal. Von der Altmühl kommend fuhren die Lastkähne eine kleine Strecke in den südwestlichen Teil des Karlsgrabens ein. Ab hier mußte bis zur höchsten Stelle eine Steigung von 3 bis 5 % auf etwa 1.300 m Länge durch einzelne Rampen überwunden werden. Der Höhenunterschied im Gelände beträgt hier rund 12 m. Nach ei-

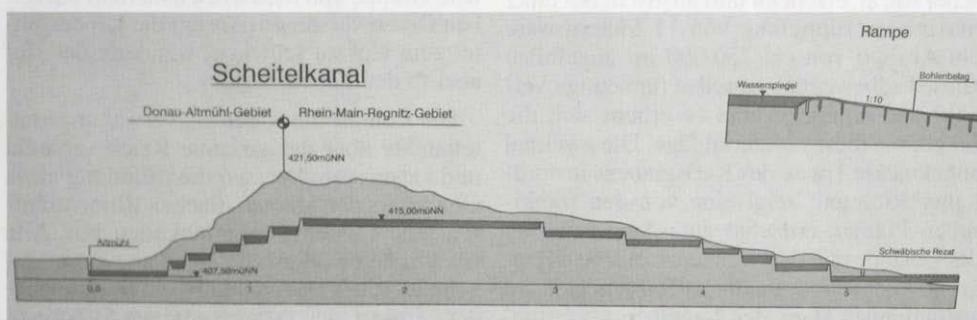


Abb. 3: Scheitelkanal mit Rampe.

Photo: Hans Trögl.

ner Scheitelhaltung von rund 1.500 m führte diese „Treppe“ flussabwärts im „Ried“ über eine Strecke von etwa 4 km mit ca. 3 m Breite bis nach Weißenburg. Ab dort war die Schwäbische Rezat mit etwa 5 bis 8 m Breite schon gut schiffbar. Für diese Lösung hätten rund 170.000 m³ Erde bewegt werden müssen.

Das Ziehen der Lastkähne dürfte durch quer auf den Erdrampen liegende Holzstämme, die durch von oberhalb fließendes Wasser eine glitschige und damit glattere Oberfläche erhielten, erleichtert worden sein. Eine bequeme Durchfahrt war dieses kilometerlange Schleppen aber bestimmt nicht. Mechanische Schiffshebewerke gab es in karolingischer Zeit noch nicht.

Ungeklärt erschien bisher die ausreichende Versorgung des Karlsgrabens mit Wasser. Das heutige Gerinne der Schwäbischen Rezat folgt nicht dem natürlichen Gefälle und ist künstlich neben einer Straße angelegt. Geländebeobachtungen ergaben 1998, daß die Straße auf einem älteren ca. 30 m breiten Damm verläuft.¹³ An der Basis ist er mindestens 50 bis 60 m breit und sperrt über eine Länge von etwa 400 m einen natürlichen Talkopf ab. Dadurch konnte ein 450 bis 500 m langer See (Seeäcker) aufgestaut werden. Dieser hatte bei einer Stauhöhe von einem Meter ein Fassungsvermögen von ca. 50.000 m³. Das Wasser wurde also vom Stausee mit ausreichendem Gefälle zum Scheitelpunkt des Karlsgrabens geleitet und ermöglichte einen reibungslosen Schifffahrtsbetrieb.

Der oft diskutierte sechs Kilometer lange Ableitungskanal, also eine durchgehend ebene Verbindung zwischen Altmühl und Schwäbischer Rezat, erscheint unrealistisch. Bei einer maximalen Eintiefung von 15 Metern wäre ein Aushub von ca. 750.000 m³ angefallen. Diese Erdbewegung ist selbst für heutige Verhältnisse sehr groß und es erhebt sich die Frage, wo dieses Material läge. Die zweimal abgeknickte Trasse des Karlsgrabens in nördlicher Richtung zeigt eine von den fränkischen Planern erdachte gute Anpassung an das Gelände und den vorhandenen festen Baugrund (dichte und standfeste Tonschichten am auslaufenden Hang des Nagelberges; festgestellt in Bohrung 4).

Wer baute den Karlsgraben?

Früheste schriftliche Grundlagen weisen die Entstehung der „*Fossa Carolina*“ durch Karl den Großen (748–814) nach. Kaum eine Gestalt der Geschichte wird in den politischen Debatten über die Einheit Europas so oft beschworen wie Karl der Große. Karls Leistung erschöpft sich jedoch nicht nur darin, eine Expansionspolitik betrieben zu haben oder ein für mittelalterliche Verhältnisse außerordentlich großes Reich geschaffen zu haben, er hat vielmehr in seiner 47jährigen Herrschaft auch alles daran gesetzt, diesem Reich trotz seiner vielfältigen Zusammensetzung zu einer Einheit zu verhelfen.

Karl war nachweislich ein Reiseherrscher, der die meiste Zeit seines Lebens auf den Verkehrsadern seiner Zeit unterwegs war und dazu eine schnelle Verbindung zwischen den einzelnen Teilen seines großen Reiches brauchte. Von der fränkischen Zeit bis in das Spätmittelalter hinein war das Reisekönigtum die übliche Form der Herrschaftsausübung und diente einerseits dem besseren Überblick, gleichzeitig ermöglichte es aber auch die Kontrolle über lokale Fürsten. Das Reich wurde von wechselnden Orten aus regiert. Dies waren meist auf Krongut errichtete Pfalzen, die in erster Linie aus großen Guts Höfen bestanden, welche Verpflegung und Unterkunft für den König und sein zahlreiches Gefolge boten. Sie lagen meist in verkehrsgünstigen und fruchtbaren Gebieten, die von Königshöfen umgeben waren. Nur durch die Reisetätigkeit war es möglich, die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Hofes zu stillen, da es damals aufgrund der unzureichenden Verkehrswege noch nicht möglich war, eine größere Gruppe von Menschen dauerhaft am selben Ort zu versorgen. Anstatt die Lebensmittel zum Hof zu schicken, wanderte der Hof also zu den Lebensmitteln.

Die Königshöfe waren als Verwaltungsmittelpunkte über das gesamte Reich verstreut und entstanden dort, wo die Mündung eines Gewässers den kleinen, flachen Binnenschiffen gute Landungsmöglichkeiten bot. Alle fränkischen Königshöfe lagen an einem Verkehrsweg, der Donau und Rhein so miteinander verband, daß fast die gesamte Strecke zu Schiff befahren werden konnte. In der karo-

lingischen Zeit war das Schiff im Gegensatz zur Römerzeit das Hauptverkehrsmittel im Güter- und Personenverkehr.¹⁴ Deshalb entsprach der Abstand der einzelnen Königshöfe einer Strecke von 25 bis 30 km, dies war etwa die tägliche Treidelleistung für die Bergfahrt.

Um die Zeit von 790 lag der Schwerpunkt des Karolingerreichs noch in der Pfalz in Regensburg, wo Karl zwischen 791 und 793 residierte. Der Vorschlag, eine Verbindung von der Donau zum Rhein zu schaffen, war für ihn infolge der damaligen politischen Situation sicherlich überlegenswert. Nicht nur Kriegsvorbereitungen gegen die Awaren im Donauraum, sondern auch die Befriedung des aufsässigen bairischen Raumes waren wohl der akute Anlaß, den Vorschlag einer Wasserstraßenverbindung zu bedenken und umzusetzen. Dabei dürfen wir jedoch nicht die Erleichterung des Handels zwischen den einzelnen Reichsteilen, die zu einer beständigen Einheit zusammengeführt werden sollten, vergessen.

Der Königshof Weißenburg war im 8. Jahrhundert ein Endpunkt der damals wichtigen Schifffahrtsverbindungen in der Regnitz-Rezat-Linie, und sein Umland war bereits in der Römerzeit ein bedeutendes und gut erschlossenes Siedlungsgebiet. Die in Weißenburg angesiedelten Güter mußten hier auf Fuhrwerke umgeladen und über die Reste der alten Römerstraßen bis zur Altmühl im Raum Treuchtlingen gefahren werden, wo die Waren wieder in Schiffe verladen werden konnten. Der königliche Hofverwalter mußte nicht nur mit allen Gegebenheiten seines landwirtschaftlichen Gutsbetriebes, sondern zusätzlich mit den Verkehrsverhältnissen auf dem Wasserweg und dem Verbindungsweg über die Wasserscheide zur Altmühl aufs engste vertraut sein. Bei ihm kam also der Sachverstand zusammen, der hinsichtlich Verkehrssituation, Geländeeignung und Wasserbau nötig war, um einen Wasserweg zu konzipieren. Er war es, der mit seinen Fachleuten die Stelle der geeigneten Verbindung zweier schiffbarer Flüsse auswählen konnte. Er konnte auch auf Fachleute des Königreiches zurückgreifen. Er war es also auch, der – aus welchem Grunde auch immer – König Karl von der Notwendigkeit des Projektes einer Verbindung zwis-

schen Rhein und Donau überzeugen konnte. Hier war also das logistische Zentrum des Projektes „*fossa*“.

Die Historiker streiten darüber deshalb schon seit mehr als hundert Jahren, ob der Karlsgraben aus militärischen Gründen oder zur Förderung des friedlichen Handels erstellt wurde. Karls Interesse für einen Kanalbau könnte möglicherweise auch mit dem Argument geweckt worden sein, daß diese Wasserstraße intensivere, häufigere und weitreichendere Kontakte zwischen den Menschen der beiden Flußgebiete ermöglichte und damit wesentlich einem der Hauptziele des Königs, nämlich dem Zusammenwachsen der Reichsteile an Rhein und Donau, dienlich sein könnte.¹⁵

Wann wurde der Karlsgraben gebaut und mit welchem Aufwand?

Ob der Karlsgraben schon vor 793 n.Chr. begonnen oder der Hauptanteil der Bauarbeiten erst 793 durchgeführt wurde, das müßten noch weitere intensivere Forschungen beantworten. Nachdem wir heute wissen, daß das Gewässer mindestens 3.000 m lang war, muß man meiner Meinung nach in jedem Fall von einer mehrjährigen Bauzeit ausgehen. Dies auch deshalb, weil sehr viele Menschen für eine kurze Bauphase aus dem Weißenburg-Treuchtlinger Raum nicht ernährt werden konnten.

Die *Annales Mosellani*, die *Annales Alamanici* und die *Annales Weingartenses* berichten übereinstimmend, daß der König bereits 792 die Baustelle der „*fossa*“ im Herbst besucht hätte. Nimmt man die Quellen wörtlich, dann muß man feststellen, daß die Arbeiten im Herbst 792 bereits im Gange waren. „*Angesichts der Quellenlage darf man wohl davon ausgehen, daß zumindest im Jahre 792 der Kanalbau befohlen und begonnen wurde.*“¹⁶ Der König benutzte dann im Herbst 793 den Kanal zur Schiffspassage von Regensburg nach Würzburg bzw. Frankfurt.

Die Bemerkung für den Zeitraum der Bauarbeiten in den nach Ansicht der Historiker erst nach dem Tode Karls geschriebenen Einhardsannalen „*totum autumni tempus*“, also die „*ganze Herbstzeit*“, führte für die Be-

rechnung der notwendigen Arbeiter zu unrealistischen Annahmen. Die Zahlenangaben von Hanns Hubert Hofmann¹⁷ mit etwa 6.000 bis 7.000 Arbeitern auf der Baustelle beziehen sich auf eine Arbeitsperiode im Herbst 793 (etwa 55 Arbeitstage) und legen die Heeresdruckschrift 316 für den Pionierdienst aller Waffen vom 11. Februar 1935 zugrunde. Unter Voraussetzung der Verpflegungsnormen des 17. und 18. Jahrhunderts für die Mannschaften der Reichsarmee berechnet er pro Tag auch einen Bedarf von 14.400 Pfund Brot, 7.200 Pfund Fleisch und etwa 10.000 Liter Bier. Merkwürdig ist, daß niemand diese zweifelhaften Feststellungen bisher ernsthaft überprüft hat. „Sie geistern noch heute alenthalben in der Literatur umher.“¹⁸

Legt man einen Aushub von 170.000 m³ zugrunde und berücksichtigt auch das Jahr 792 als Arbeitszeit, dann dürfte man auf maximal 800 Arbeiter kommen. Bei einem 8-Stunden-Tag und einer Arbeitsleistung von etwa 0,5 m³/Stunde, 20 Arbeitstagen pro Monat und einer Bauzeit von höchstens 6 Monaten

würden rund 400 Arbeiter benötigt. Dazu kommt noch das Hilfspersonal in etwa gleichem Umfang.

Friedrich Eigler weist in einem Aufsatz auf das Siedlungsgefüge im Umland des Weibenburger Königshofes und die Orte im Umkreis von drei Wegstunden entfernt von Graben hin: „Zur Zeit des angenommenen Kanalbaus bestanden in einem Umkreis von knapp drei Stunden Fußmarsch etwa 50 Dörfer. Nehmen wir im Durchschnitt pro Dorf etwa fünf Bauernhöfe an, ergibt dies 250 Höfe. Bei dem damaligen hohen Arbeitskräfteeinsatz hätte jeder Hof vielleicht acht Arbeitskräfte zur Baustelle entsenden können, die nach zehnständigem Arbeitseinsatz täglich hätten zurückkehren können. Für diese 2.000 Arbeiter wäre auch das Problem der Nahrungsmittelversorgung nicht relevant gewesen. Diese Annahme scheint schlüssig, weil man bisher archäologisch noch kein Arbeitslager nachgewiesen hat. Außerdem hätte der Königshof selbst eine größere Anzahl von Arbeitern aufnehmen können.“¹⁹



Abb. 4: Ortsmitte Graben vor 1964.

Photo: Maurer.

Scheiterte das Projekt eines Kanals?

Ich behaupte, daß der Bau nicht scheiterte, sondern der Kanal vollendet wurde und eine spätere Benutzung möglich war. Spindler geht exakter darauf ein und schreibt: „*Faßt man mithin diese Quellenbestände zusammen, so ergeben sich keinerlei berechtigte Zweifel daran, daß der Kanalbau nach mindestens einjähriger Bauzeit erfolgreich abgeschlossen werden konnte.*“

Warum berichten die Reichsannalen der Karolingerzeit aber von einem blamablen Ausgang des Unternehmens? Die um 800 n.Chr. entstandenen Reichsannalen haben einen unverkennbar offiziösen Charakter; man muß sie als ein Instrument der damaligen Herrscher interpretieren, um ihre Vorgehensweisen politischer als auch militärischer Natur zu rechtfertigen.

Karl der Große hatte seinem Nachfolger ein Reich hinterlassen, das von Wirren beunruhigt war und in dem Unordnung und Miß-

brauch herrschten; das Reich litt auch unter den großen Entfernungen. Selbst in der Familie herrschte schon kurz nach dem Tod innere Zwietracht. Karls Sohn Ludwig der Fromme verabscheute offen den lebensfrohen Hof zu Aachen und machte bei seinem Herrschaftsantritt 814 dem losen Treiben mit einer Palastsäuberung, politisch wiederholt 816, ein jähes Ende.

Nach dem erfolgreichen Abschluß des Unternehmens mußten Unterhaltsarbeiten die Funktion der Schiffahrtsstraße gewährleisten. Der Name des Treuchtlinger Ortsteiles Graben deutet sicher darauf hin, daß diese Siedlung im Zuge des Kanalbaues entstanden ist. Die heutigen Einwohner sind also Nachkommen der Transportunternehmer und Transportarbeiter, vielleicht auch der Kontrolleure des Schiffahrtsweges, aber auch der Unterhaltsarbeiter. Als das Wartungssystem aus bisher noch unbekannten Gründen nicht mehr einwandfrei funktionierte, verfiel die Trasse des Kanals. Das brachte natürlich Beschwer-



Abb. 5: Der Karlsgraben heute.

Photo: Hans Trögl.

den der Handelsleute mit sich, die nun wieder die Lasten des abschnittsweisen Landtransports wie in früheren Zeiten auf sich nehmen mußten. Ludwig der Fromme hatte aber kein Interesse am Kanal, da auch in seiner Regierungszeit militärische Belange keine große Rolle spielten, und kümmerte sich deshalb auch nicht um die Betriebsfähigkeit des Karlsgrabens. Sein Desinteresse mußte er aber irgendwie rechtfertigen. Hat er deshalb vielleicht die negative Darstellung des Endes des Kanalbaues veranlaßt? War dies die Reaktion des Sohnes gegen eine übermächtige Vaterfigur? Hier haben die Historiker noch einen großen Berg an Aufklärungsarbeit zu überwinden.

In den Einhardsannalen wird angemerkt, daß ungünstige Bodenverhältnisse zusammen mit starken Regenfällen den Aushub des Tages in der Nacht wieder abrutschen ließen. Spindler schreibt in seiner Veröffentlichung von 1997: „Tatsächlich zeigt aber der Jahr-*ringkalender des letzten Viertels des 8. Jahrhunderts für das Jahr 793* keinerlei auffällige Amplitude...“

Die Feststellung, daß die Römer den Karlsgraben gebaut hätten, kann man guten Gewissens zurückweisen.²⁰ Sie hatten zwar eine sehr hohe Fähigkeit im Straßenbau und in der Wasserbaukunst, aber sicher kein Interesse an einem Kanal in unmittelbarer Nähe des Limes (Entfernung ca. 12 km). Im übrigen sind im Gebiet des späteren Karolingerreiches nur drei Kanalprojekte der Römer in Schriftquellen bekannt. Wohin sollte denn diese Wasserstraße an der Grenze zu den feindlichen Germanen führen?

Heute gibt es auch Publizisten, die eine sog. Chronologiekritik vertreten. Diese besagt, daß es den Zeitraum von 614 bis 911 nicht gegeben habe (Erfundenes Mittelalter). Die Geschichtswissenschaft ignoriert weitestgehend diese ziemlich haltlosen Theorien.

Der Karlsgraben war eine Schiffahrtsstraße

Alle Indizien weisen darauf hin, daß mit der „*Fossa Carolina*“ eine Wasserstraßenverbindung zwischen der Altmühl und der Schwäbischen Rezat in der Regierungszeit Karls des

Großen in einer Bauzeit von knapp zwei Bauperioden geschaffen wurde. Spindler schreibt auch: „*Des weiteren geben die mittelalterlichen Quellen zur Frage der Benutzbarkeit des Kanals recht einheitliche und überdies unmißverständliche Auskünfte.*“ Das Projekt des Karlsgrabens ist also nicht gescheitert. Trotz dieser berechtigten Annahmen fehlt es an weiterer Aufklärung. Gerade in unserem Raum haben Archäologen und Historiker die Pflicht, endlich auch die Zeit der Karolinger intensiver zu erforschen und offen zu legen.

Anmerkungen:

- 1 Zuständig für den Bau und Betrieb des „Fränkischen Seenlandes“.
- 2 Ausstellung in der Hüttinger-Scheune, Karlsgrabenstraße 7a, Graben; geöffnet täglich außer Dienstag von 13.00 bis 17.00 Uhr.
- 3 Laufer, Otto: Neue Feststellungen über den gescheiterten Donau-Main-Kanal Karls des Großen, in: Archiv für Kulturgeschichte 1903.
- 4 Koch, Robert: *Fossa Carolina – 1200 Jahre Karlsgraben*, in: Denkmalpflege Informationen Nr. 19/1993.
- 5 Die Mönchsfaß von der *Fossa Carolina*. Nürnberg 1907.
- 6 Spindler, Konrad: Karlsgraben, in: Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen. Denkmäler und Fundstätten Bd. 15. 1987.
- 7 „*passus*“ ist das durch Spreizen der Arme gewonnene römische Längenmaß (Klafter). Die an sich falsche, aber meist übliche Wiedergabe als „*Doppelschritt*“ beruht auf der sich durch die militärische Praxis des Abschreitens (mit dem linken und dem rechten Fuß) ergebende Umrechnung: ein „*passus*“ sind fünf Fuß und damit 1,6645 m (Aus „Langenscheidts Großes Schulwörterbuch“. 1983).
- 8 Eckoldt, Martin: Flüsse und Kanäle. Hamburg 1998, S. 12.
- 9 Ders.: Schiffahrt auf kleinen Flüssen Mitteleuropas in Römerzeit und Mittelalter, in: Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums Bd. 14. 1980.
- 10 In einem Vortrag am 25.06.1993 wies Kreisheimatpfleger Gustav Mödl darauf hin, daß nach einer Beschreibung aus dem Jahr 800 n.Chr. der Wirtschaftshof Staffelsee, zu dem 23 Bauernhöfe gehörten, nur ein Pferd, aber 26 Zugochsen besaß.

¹¹ In der Vita des hl. Sola wird die Altmühl als „*navalique mercimonio aptum*“, d.h., „*für Handelsschiffe geeignet*“, bezeichnet.

¹² Röder, Josef: Der Kanal Karls des Großen, in: Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 1974/75.

¹³ Koch, Robert: Karlsgraben, in: Denkmäler in Bayern. Bd. V. 70/2. Stadt Weißenburg i.Bay. 2001.

¹⁴ Ellmers, Detlev: Die Verkehrssituation zwischen Obermain und Altmühl in der Zeit Karls des Großen, in: bauintern. Sonderheft 1993.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Spindler, Konrad: Der Kanalbau Karls des Großen, in: Schriftenreihe der Akademie Friesach. Bd. 4. 1997.

¹⁷ Hofmann, H. H.: Kaiser Karls Kanalbau. Sigmaringen 1969.

¹⁸ Wie Anm. 16.

¹⁹ Eigler, Friedrich: Weißenburg und sein Umland im Jahr 793, in: villa nostra 2/1993.

²⁰ Pecher, Wolf: Der Karlsgraben – wer grub ihn wirklich? Treuchtlingen 1993.

Der Landeck bei Thalmässing

von
Robert Unterburger

Thalmässing liegt am Rande des Naturparks Altmühltaal und an der Grenze zum Neuen Fränkischen Seenland. Das Vorland der Südlichen Frankenalb mit zahlreichen Anhöhen und der Steilanstieg zur Hochfläche prägen das Gemeindegebiet des Marktes Thalmässing. Eingebettet zwischen Ausläufern des Juramassivs und dem Berg Landeck erstreckt sich am Lauf der Thalach der Ort Thalmässing.

Wer sich das Wappen des Marktes Thalmässing anschaut, erkennt darauf zwei charakteristische Bilder: Auf der heraldisch rechten Hälfte sieht man den brandenburgischen Adler in vereinfachter Form dargestellt. Der

silberne Turm auf der linken Seite steht auf einer Anhöhe, dem Landeck. Der Turm ist mit einer Mauer umgeben. Er stellt die Burg Landeck dar. Sie war Sitz des Landgerichts, das immer in Thalmässing getagt hat.

Wenn man das alte Wappen oder Gerichtssiegel vom Jahre 1541 mit dem heutigen Thalmässinger Wappen vergleicht, dann sieht man die Ähnlichkeit deutlich. Denn auch auf dem alten Siegel steht auf grünem Plan der silberne Turm mit den Schießscharten, und auf der rechten Seite sieht man den roten Adler des Hauses Brandenburg. Der Markt übernahm das Wappen und das Siegel. In der Literatur steht bis Anfang des 20. Jahrhunderts der halbe Adler schwarz in Gold (schwarzer Reichsadler), die Burg im silbernen Feld.

Die alten Bilder weisen uns den Weg in die Geschichte des uralten Dorfes Thalmässing und der Gegend rund um den Landeck. Vielen ist heute gar nicht mehr bewußt, daß auf dem Berg Landeck einmal eine stattliche Burg stand. Den Herren von Thalmässing gehörte das Reichslehen Landeck. Die Burg stand östlich des Ortes auf einer Höhe von etwa 500 Metern. 1372 erhielt der Nürnberger Burggraf das Reichslehen Thalmässing. Er vereinigte den Besitz mit dem Amt Stauf. Genau wie die Staufer Burg wurde auch die Burg Landeck schon im Jahre 1460 zerstört und nie wieder aufgebaut. Erhalten hat sich nur der einstige Burggraben. Am ehemaligen Burgstall stehen heute zwölf Linden als Naturdenkmal unter Naturschutz.



Abb. 1: Das Wappen von Thalmässing.

Die Darstellung des Turmes der Burg Landeck auf dem Thalmässinger Wappen führt zurück in die Zeit der einsamen Wehrtürme, der sogenannten Turmhügel, also bis ins zehnte und elfte Jahrhundert. Sie gibt damit indirekt Hinweise auf das Alter der Burg Landeck.

Auch über die Namensforschung sind Hinweise möglich. So findet sich der Name „eck“, der im übrigen Franken nicht sehr häufig ist, gerade in der Gegend zwischen Altmühl und Hinterer Schwarzach nicht selten im Zusammenhang mit mittelalterlichen Burgen. Wir können ihn nachweisen als Benennung für längst abgegangene Burgställe und Veste wie beispielsweise Vieleck, Liebeneck, Waldeck (frühere Bezeichnung für Bechthal bei Titting), Brunneck, Wieseck, Reicheneck oder Hauseck.

Beachtenswert ist die Benennung der Neugründung des Hadebrand aus dem Edelgeschlecht derer von Arnsberg-Erlingshofen. Er hatte sich um 1180 bei Altenheideck eine Burg erbaut und Heideck benannt. Größere Anlagen – und Landeck war zweifellos eine größere Anlage – gehen sicher ins 12. Jahrhundert zurück. Kleinere Burgen kann man meist auf eine spätere Zeit datieren (13. Jahrhundert).

Der Name „Landeck“ bedeutet „Burg zum Schutz des Landes“. Das Land, um dessen Schutz es sich handelte, ist die Gegend um Thalmässing, speziell der Bezirk, den später das Amt Thalmässing-Landeck umfaßte und zu dem die Orte Alfershausen, Betzenhofen, Landersdorf, Ruttmannsberg, Reichersdorf, Dannhausen, Reinwarzhofen, Stetten, Hagenbach, Gebersdorf, Eckmannshofen und teilweise auch Aue gehörten.

In diesem Bezirk gebot und verbot die Herrschaft und richtete über alles, „was an den Hals ging“. Zu dieser Halsgerichtsbarkeit zählten Diebstahl, Totschlag und Mord, „fleißende Wunden“, Notzucht und andere Straftaten. Jährlich einmal tagte das sogenannte Ehaftgericht. Dort wurden die Hochgerichtsfälle und andere Dinge verhandelt. Jeder mußte unter Eid die ihm zur Kenntnis gekommenen Straftaten anzeigen. Bei Rügen, die nicht von zwei ehrbaren Leuten auch per

Eid als wahr erwiesen werden konnten, wurde der Kläger selbst straffällig, sonst der Täter.

So richtete man schon in den ältesten Zeiten, als noch keine Burg auf dem Landeck stand. Das Land ringsum gehörte zum bayrischen Nordgau, während in der westlichen Nachbarschaft – Richtung Weißenburg – der fränkische Sualafeldgau folgte. Der Graf, zu dessen Amtsbereich das Gebiet von der Donau herauf bis zur Schwarzach und Altdorf gehörte, war der Graf von Hirschberg. Drüben an der Altmühl und im Gebiet von Neuburg bis nach Feuchtwangen und Schwabach zu mußte der Graf von Lechsgmünd-Graisbach auf den Lechschrannen mit den freien Bauern und den Rittern um Erbe und Eigentum sowie alle Hochgerichtsfälle richten.

Jedoch, wie schon der Adler im Siegel andeutet, war der Inhaber des meisten Landes und vor allem des Rechts, über die Bevölkerung zu richten und sie zu schützen, also die Vogtei auszuüben und sich davon gewisse Einnahmen zu verschaffen, der deutsche König oder das Reich. Soweit der König hier in der Gegend zuständig war, mußte das Recht des Grafen ruhen. Als man das Land im 6. und 7. Jahrhundert eroberte, gab der König zunächst den großen, vornehmen Herren weite Strecken als Besitz. Solche großen Herren waren zum Beispiel die Herren von Höbing, von Ettenstatt, von Stirn, und auch in Thalmässing fand man noch im 12. Jahrhundert edelfreie Familien. Die weit größere Zahl der mit Land ausgestatteten Krieger aber waren Bauern, die ein Königsgut „zu freiem Erbe“ erhalten hatten. Sie erhielten Land mit der Verpflichtung, im Falle der Not und wenn sie der König rief, mit Waffen unter dem Grafen oder dem königlichen Beamten zu kämpfen.

Solche Leute lebten in kleinen Orten, einzellen Höfen, wie in Eckmannshofen, Feinschluck, Gebersburg (oder auch Gebersdorf genannt), in Reinwarzhofen, Aue und Hagenbach. Man findet ihre Namen als Zeugen in den großen Schenkungsurkunden an das Kloster Berchtesgaden, das hier um 1140 oder 1150 reiche Güter von den Herren von Klein- und Großhöbing, aber auch von den Edelherren von Thalmässing geschenkt erhielt.

Da tauchen in den Dokumenten Namen auf wie der Edle Karol, Regilo, Herbord von Hebing, Hartunch von Titting, Winther von Berge, Nitker von Pfaunfeld, Tuto und Heinrich von Reuth, Ulrich und Engilman und Rapot von Haduwartesdorf, Chonrat und Bernhard von Aue, ein Konrad von Landersdorf, Gottfried von Obermässing, Wicpot von Pfaunfeld (ein Dienstmann des Klosters Regensburg), Konrad von Stauf (ebenfalls ein Dienstmann des Bischofs von Regensburg), die Edelfreien Pillinc und Wolfram von Thalmässing (vermutlich Verwandte derer von Höbing).

Von den Ministerialen und Rittern, die in Thalmässing lebten, kennen wir ein paar Namen: 1166 ein Herolt de Talmässingen, ebenso ein Pucco de Talmässing, 1194 ein Albert de Awe und 1223 ein Ulrich Cherne (Kern) von Thalmässing. 1253 finden wir einen miles (Ritter) Gunzelinus von Thalmässing und 1321 einen Heinrich von Thalmässing und seine Frau Chunigund, ebenfalls die Frau eines Ritters. All diese Namen können zu der Annahme führen, daß auf der Höhe Landeck schon um 1160 eine Burg stand, zu deren Schutz diese Ritter hier im Ort und in der Umgebung abgestellt worden waren. Man findet sie später zwar nicht mehr als Ritter, wohl aber als Schöffen im Gericht Landeck – Thalmässing und als Räuber und Raubritter, wie beispielsweise 1382 der „Egkemannshofer“, unter „Landegk“ gesessen, dabei gewesen ist, als man die von Prag und die von Köln in der Nähe von „Rot“ ausgeraubt hat.

Um die Straße zu sichern, die seit Urzeiten unter dem Landeck von Ellingen und Weißenburg nach Osten, genauer gesagt zum Königshof Greding führte, erbaute der König auf Reichsboden im 12. Jahrhundert die Burg Landeck. Die Freiung, die als Flurname noch unterhalb des Berges erhalten ist, erlaubte es, daß jeder, der für die Burg Landeck diente, auf dem Espan seine Pferde weiden oder ruhen lassen durfte, bis sich die Pferde abgekühlt hatten. Aber auch jeder Gast, der Vieh trieb und übernachten mußte, durfte dort ruhen und seine Tiere grasen lassen, damit er am nächsten Morgen wieder weiter reisen konnte. Im Falle, daß er am Morgen ankam, konnte er sein Vieh dort bis zum Abend hüten. Wer we-

gen einer Fehde – egal woher er auch kam – sich in die Burg Landeck flüchtete, dem mußte die Gemeinde Thalmässing beistehen, damit er unbeschadet wieder heimkam.

Die Burg Landeck hatte also eine Freiung als Reichsburg. Wer sich hierher flüchtete, unterstand dem Schutz des Königs – ähnlich, wie es auf der Neuburger Burg schon um 1200 festgelegt wurde und wie es auch für Nürnberg, Schönberg, Roth und Pappenheim galt. Das Recht von Fremden, auf der Wanderung zu grasen, „so weit der Arm reicht“ oder „drei Schritt“ ins Getreide oder in die Wiese, ist schon sehr alt und bereits in den Gesetzen des Kaisers Friedrich Rotbart 1152 niedergeschrieben.

Auf der Burg wohnte der Vogt des Königs. Er bekam für seinen Schutz Einnahmen, die er an den König ablieferte. Durch die Belehnung von Grafen und Herren oder von Ministerialen, wie zum Beispiel der Pappenheimer (sie hatten um 1200 nachweislich Güter in Aue, Fiegenstall, Titting, Schwimbach, Hundsdorf, Stetten, Rohrbach), der Reichsministerialen von Hilpoltstein, die 1354 einen Vogt auf dem Landeck hielten und namens des Kaisers dort amtierten, dann der Gundelfinger, denen der Kaiser das Amt Landeck verpfändet hatte, kamen die Bewohner oft in Bedrängnis, weil diese Pfandherren meist nur ihren Vorteil im Auge hatten.

1372 übernahm der Burggraf von Nürnberg die Pfandschaft gegen Zahlung von 3.000 Pfund Heller. Auf diese Weise besaß der Burggraf von da an die Vogtei und später die Landesherrschaft über das Gebiet um Landeck, weil die Pfandsumme vom Kaiser und vom Reich nie mehr eingelöst wurde.

Seit 1464 war Landeck mit dem benachbarten „Ämtlein Stauff“ zusammengelegt. Ein besonders gefürchteter Verwalter auf dem Landeck war um 1450 der Ritter Ott von Aue, genannt Ott Auer. Er war vom Markgrafen von Ansbach (Burggraf) eingesetzt worden. Noch 30 Jahre später berichteten die Schöffen von Thalmässing von seinen Übergriffen und Schikanen, ohne daß der Markgraf ihnen half.

Doch Selbstjustiz war auch nicht gut. So berichtet eine Chronik aus jener Zeit von Vorkommnissen aus dem Jahre 1453: „Und des selben Jahrs an St. Kathreintag, da erhing



Abb. 2: Thalmässing und der Landeck.

Photo: Robert Unterburger.

man fünfzehn Mann auf dem Gericht zu Landeck, die hatten den Ott Awer ausgepucht [ausgeplündert] und hatten ihm genommen, was er hatte, und man fing sie und einer wurde im Feld gleich erstochen oder erschossen. Den hingen sie, obgleich er tot war, auch auf. Auch war ein Edelmann unter ihnen, der hieß der Irsinger, der war ihr Hauptmann gewesen, der wurde als erster erhenkt. Nur einer ward abgebeten von der Anklägerin, das war die Frau des Auer, darum, daß er die Frau bei ihren Kleinoden ließ und sie darvorschützte, als man ihr die abnehmen wollte, und als man sie schlagen wollte, das nicht duldet. Der allein behielt das Leben. Und die Messer von Nürnberg, die draußen waren, übersiebneten sie.“

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie auf dem Platz in der Nähe der Kirche St. Gotthard, wo immer das Gericht im Freien tagte, die Frau als Klägerin auftrat und die Untat beschwore, daß die 15 „ihre Landsdiebe“ seien und daß sie ihnen das „auf den Kopf“ zusagte, und die gerade anwesenden Getreideaufkäufer aus Nürnberg erhoben zu sechst die Hand und schworen, daß ihr Eid „rein“ und nicht „mein“ sei, und so wurden sie „übersiebent“ und dann eben gehängt.

Kurz darauf in dem schweren Krieg, den der Burggraf/Markgraf Albrecht von Nürnberg 1460 gegen den Herzog von Bayern führte, griff der Herzog, nachdem er Eichstätt erobert, die Dörfer nördlich von Eichstätt gebrandschatzt und auch den Fredhof zu Nennslingen eingenommen hatte, am 23. April 1460 die beiden Burgen Landeck und Stauf an und ließ sie stürmen, anzünden und abbrennen, so daß heute vom Landeck so gut wie nichts mehr erhalten ist.

Seitdem liegt die alte Reichsfeste Landeck in Trümmern, und niemand weiß so recht, was hier einst war und was sich alles hier im Laufe der Jahrhunderte abgespielt hat. Nur das Wappen und das Siegel erinnern noch daran – und das mit Recht: Denn wer den Turm auf dem Landeck inne hatte, der durfte die Urkunden des Gerichts in Thalmässing von Rechts wegen siegeln.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat man einmal versucht, durch heitere Veranstaltungen auf dem Berg die alten Erinnerungen aufzufrischen und neue Beziehungen zum alten Landeck zu knüpfen. Die hohen Bäume, die heute den Berg zieren, wurden damals angepflanzt.

Mühlen am Rothfluß – Geschichte und Gegenwart mittelfränkischer Mühlen und Hammerwerke

von
Bernhard Wickl

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!

Vom Bache haben wir's gelernt,
Vom Bache!
Der hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Auf Wanderschaft!

Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder!

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine!

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

Lieder und Texte wie das Gedicht „Wanderlust“ von Wilhelm Müller sind in der deutschen Literatur reichlich vertreten und verfügen auch noch über einen vergleichsweise hohen Bekanntheitsgrad, obwohl das zugrunde liegende Phänomen, die Mühle, langsam aus unserem Dasein verschwindet. In dem mit vielen schönen Photographien von Helmut Dollhopf und Herbert Liedel versehenen Buch „Alte Mühlen – Bilder eines Abschieds“ finden sich zahlreiche Belege für die besondere Rolle, die Mühlen und ihre Betreiber viele Jahrhunderte lang spielten. So tief hat sich die Mühle in unser Bewußtsein ein-

gegraben, daß wir sie sogar jetzt noch – wo sie in unserem Alltag kaum noch präsent ist – als Sinnbild für das menschliche Leben wahrnehmen können: Gleicht der wandernde Müllergeselle aus Wilhelm Müllers Liedtext nicht einem Jedermann auf seinem Weg durch das Leben? Freilich ahmt der Wanderer nur das Vorbild der Mühle nach: Der Mühlbach, die Mühlräder und sogar die schweren Mühlsteine befinden sich in dauernder lebendiger Bewegung, die der Wanderer nur abzuschauen braucht: „Vom Bache haben wir's gelernt, ...“

Im einleitenden Essay zu dem gerade erwähnten Bildband schreibt Hermann Glaser: „Wer heute alten Mühlen nachspürt, sucht ‚Bilder‘ – in einer Zeit, die in ihrer Bilderfülle bilderarm geworden ist. Der Mensch, der in Gefahr ist, gänzlich verkabelt zu werden, braucht eben, um Romano Guardini zu zitieren, Bilder, die nicht Teil einer Reizüberflutung sind, sondern das Dasein zu erhellen vermögen. Solche Bilder werden die Realität eine Zeitlang überdauern; sie werden aber verblasen und schließlich dahinschwinden, wenn die Wirklichkeit kein Erinnern mehr ermöglicht. Ohne Denkmale (und ihre Pflege) keine Vor-Bilder! [...] Spurensuche [ist] nicht vergeblich; wir sind reicher, als wir in unserer Gleichgültigkeit oft meinen; wir sind freilich nicht so reich, daß wir nicht die Anstrengung der Spurensicherung auf uns nehmen müßten.“

Auf eine solche Spurensuche und -sicherung wollen wir uns an der Roth, einem mit Mühlen reich gesegneten Flußlauf in Mittelfranken, begeben. Dessen Ursprünge liegen in den Wäldern und Wiesen südwestlich von Liebenstadt, unmittelbar an bzw. knapp jenseits der Landkreisgrenze an der Straße nach Mannholz sowie am Fuß des Heidecker Schloßberges. Kurz vor Liebenstadt vereinigen sich die Quellbäche und das doch unscheinbare Bächlein – hier noch die Kleine

Roth genannt – beginnt seinen nur ca. 20 Kilometer langen Lauf zur Kreisstadt, wo es in die Rednitz mündet, durch Liebenstadt, Heideck, vorbei an Hilpoltstein, durch Eckersmühlen und Hofstetten.

Bei Eysölden, in der Waldabteilung „Maria“, entspringt ein weiterer Quellbach, der von den Einheimischen ebenfalls „Kleine Roth“ genannt wird. Der Bach, der sich bei der Gärtnerei Bischof mit dem Längenbach vereinigt, um kurz darauf die Neumühle zu passieren, fließt weiter durch Zell und trifft bei Oberrödel auf die Kleine Roth, die dann später zum Rothfluß anwächst und unseren Hauptuntersuchungsgegenstand darstellt. Der Name des Flusses und der Siedlung an seiner Mündung in die Rednitz geht sehr wahrscheinlich zurück auf die vor allem bei Hochwasser auftretende Rotfärbung, die wiederum von den rotbraunen Juraböden im Quellgebiet der Roth und ihrer Zuflüsse herrührt.

Irmgard Prommersberger vom Haus des Gastes in Hilpoltstein erläutert nun, warum gerade am Rothfluß das Thema Mühlen besondere Aktualität besitzt: „Eine umfassende historische Untersuchung über Wassermühlen im Landkreis Roth, in Mittelfranken, in Bayern, ja in ganz Deutschland gibt es nicht. Es wäre allerdings nötig, eine Dokumentation darüber anzulegen, denn es ist fünf Minuten vor zwölf. Wassermühlen gelten als die ersten Maschinenanlagen der Menschheit. Sie prägten Regionen entscheidend und führten außerdem zur Industrialisierung. Auch als Bauwerke haben Mühlen überörtliche Bedeutung. Im Landkreis Roth haben wir das Glück, durch den Eisenhammerschmied und passionierten Heimatforscher Fritz Schäff eine reichhaltige Materialsammlung über das Gewässer Roth und die entlang dieses Flusslaufes im Abstand von wenigen Kilometern gelegenen ca. 30 Wassermühlen und Wasserwerke zu besitzen. Über Fritz Schäff hören wir später noch Genauereres im Zusammenhang mit dem Museum Eisenhammer in Eckersmühlen bei Roth.“

Wandert man von Liebenstadt aus mit dem Fahrrad an der Kleinen Roth entlang, so stößt man bald auf Mühlen. Den Anfang machen hinter Heideck die Nächst- und die Seiboldsmühle, wo auch die hier scharf nach Osten ab-

biegende ehemalige Trasse der „Gredlbahn“ überquert wird; es folgen die Fichtenmühle, die Ortschaft Oberrödel mit der Köglersmühle, die Loch- und die Weihermühle, Unterrödel und die Rothenmühle. Kurz danach quert man zum zweiten Mal die Gleise der Gredlbahn, die – weil inzwischen zum Radweg umfunktioniert – für nostalgische Dampfzugfahrten nach Thalmässing leider nicht mehr genutzt werden können, und nähert sich der Fuchsmühle. Hier lädt ein schöner Biergarten zu Rast und Brotzeit ein.

Die erste urkundliche Erwähnung der Fuchs- oder Nußhakenmühle stammt aus dem Jahr 1350, als ein Konrad Weit seinen Anteil an der Mühle, die aber wohl schon vorher bestand, an Konrad I. von Heideck verkaufte. In den folgenden Jahrhunderten diente die Mühle vielen verschiedenen Herren: Bayern-Landshut, Pfalz-Neuburg, der Reichsstadt Nürnberg und im 18. Jahrhundert dann wieder den Heideckern. 1806 kam sie an das Königreich Bayern und 1973 wurde die Mühle zusammen mit der Gemeinde Hofstetten nach Hilpoltstein eingemeindet.

Der Name „Fuchsmühle“, der sich bis heute erhalten hat, findet sich in einem Grundbuch des Almosenamtes der Reichsstadt Nürnberg aus dem Jahre 1544. Namenswechsel waren bei Mühlen nicht unüblich; häufig brachte ein neuer Besitzer auch einen neuen Namen mit. Greifbar und auch für den heutigen Besucher nachvollziehbar wird die Geschichte der Fuchsmühle Mitte des 18. Jahrhunderts, als eine Familie Wurm vier Generationen lang auf dem Anwesen saß. In dieser Zeit dürfte die Mühle am größten und prachtvollsten gewesen sein. Sie besaß damals vier Gänge, zwei Mahlgänge mit je zwei Steinen zur Herstellung von Mehl, eine Sägemühle und eine Zerrennmühle. Diese Bezeichnung geht zurück auf das mittelhochdeutsche Wort „zerrennen“, das in Lexers „Mittelhochdeutschem Taschenwörterbuch“ mit „beenden“ oder „trennen“ übersetzt wird. Möglicherweise wurde in einer Zerrennmühle also gröberes Mahlgut zerkleinert oder in seine Bestandteile zerlegt.

Der Fuchsmüller hatte auch Fisch-, Wasser-, Forst- und Weiderechte, wofür zum Teil noch Abgaben entrichtet werden mußten. So war die Roth damals wahrscheinlich deutlich was-



Abb. 1: Die Fuchsmühle bei Unterrödel/Hilpoltstein.

ser- und fischreicher, als sie es heute ist, und man konnte Aale, Aalruppen, Barsche, Ellen, Hasel, Hechte, gelegentlich Karpfen, Krebse, Rotaugen und Weißfische fangen.

Aus der Zeit der Familie Wurm sind wir auch über die Abgaben informiert, die der Fuchsmüller an die Herrschaft in Heideck zu entrichten hatte: An Walburgis (1. Mai) waren acht Schillinge und zehn Pfennige fällig; an Michaelis (29. September) drei Fastnachtshennen, vier Gulden, drei Pfund und 22 Pfennige an Geld oder 16 Metzen Korn. Normalerweise mußte ein Haushalt lediglich eine Henne oder sieben Pfennige abliefern; deshalb waren die drei Fastnachtshennen, die der Fuchsmüller zu entrichten hatte, ungewöhnlich hohe Abgaben. Sie deuten aber wohl darauf hin, daß die Fuchsmühle ursprünglich einmal aus drei Anwesen bestand.

Am 27. August 1811 verkaufte Franz Josef Wurm die Mühle sowie die dazugehörigen Besitzungen und Rechte, insgesamt einen Grundbesitz von 191,05 Tagwerk, was mehr als 63 Hektar entspricht. Mühlen in Franken

wiesen zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine durchschnittliche Größe von fünf bis zehn Hektar auf; somit handelte es sich bei der Fuchsmühle um ein besonders großes Anwesen.

Da Mühlen für die Versorgung der Bevölkerung bis in die Neuzeit hinein von ganz grundlegender Bedeutung waren, genossen sie auch besonderen Schutz. Daher war ihr rechtlicher Status genau und streng geregelt, wie Irmgard Prommersberger darstellt: „*Unter dem dauernden Königsfrieden standen der Bauer mit dem Pflug, die Mühlen mit ihren Bewohnern, die Kirchen und ihre Besucher, die Kirchhöfe mit besonderen Marktcrechten, die Bewohner innerhalb des Dorfzaunes sowie Reisende auf den Straßen des Königs zu Wasser und zu Land. In der Heidelberger Handschrift des Sachenspiegels von 1330 war dieses festgelegt. Wer dagegen verstieß, mußte sich vor dem König, also vor dem Reich, bei Todesstrafe verantworten.*

Wer Rechte hat, hat auch Pflichten. Und wer hohe Rechte hat, hat auch hohe Pflichten.

Dieses waren die Mühlenauflagen. Es waren die ständigen Sonderabgaben der Mühlen an die Stadt oder grundherrlichen Kassen. Sie bestanden aus dem sogenannten Mühlensold, dem Mahlpfennig, der Naturalquote aus dem Anteil des Mahlkorns, dem Mühlenhandlohn, der bei Besitzveränderungen wie dem Erbfall in festgesetzter Höhe an Geld erhoben wurde.“

Der Schutz, unter dem die Mühlen standen, ist die eine Seite der Medaille; die Kehrseite ist der häufig schlechte Ruf, den Müller und Müllerinnen hatten. Der Vorwurf, die Müller seien diebisch veranlagt, findet sich in vielen Geschichten wie in der folgenden:

„Ein Müller macht einen Advokaten schamrot
Es war einstmais eine Gesellschaft beieinander, unter welcher ein Advokat und ein Müller waren. Der Advokat war lustig, redete ein Histori auf die Müller, folgender Gestalt: Es ist geschehen, daß ein Müller starb. Da er nun an der Pforten des Himmels sich angemeldet, hat ihn St. Peter nicht wollen hineinlassen, weil die Müller insgemein Dieb wären. Dieser Müller protestierte darwider: Obwohl von den Müllern insgemein davon geredet würde, so gebe es doch noch fromme, wie dann der selbige auch gewesen; deswegen er dann einen Prozeß mit Petro wollen anfangen, hat auch begehrt, man solle ihm einen Advokaten aus dem Himmel kommen lassen, der ihm seine gute Sach verfechte. Ist ihm aber über etliche Zeit geantwortet worden, es wäre nicht ein einziger Advokat im Himmel.“

Natürlich lässt sich das nicht immer sehr hohe Ansehen der Müller nicht nur literarisch, sondern auch durch harte Fakten belegen. Bei der Versorgung der Truppen des Fränkischen Reichskreises zum Beispiel erhielt derjenige Händler den Zuschlag, der die günstigsten Lieferbedingungen und Preise anbot. Allerdings kam es häufig zu Unregelmäßigkeiten. Darüber schreibt Rudolf Endres im Band 29 der „Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur“: „Unterschleif und Lieferung von schlechtem Mehl und Hafer kamen oft vor und sie konnten, da der schuldige Lieferant meistens nicht zu ermitteln war, niemandem angekreidet werden. Ein bequemes Mittel zur Erzielung größerer Gewinne war das An-

feuchten des Lieferguts, um das Gewicht zu erhöhen. Beim Mehl mischten die Müller oder Lieferanten oft Kalk, Gips, Bohnen- und Gerstenmehl, Kleie und Ähnliches unter.“

Eine weitere Überschrift in dem bereits mehrfach erwähnten Bild- und Textband über Mühlen lautet: „Von liederlichen und hexischen Müllerinnen“. Demnach und gemäß den im Anschluß abgedruckten Gedichten und Geschichten standen auch die Müllerinnen nicht immer in bestem Ansehen. Angeblich nahmen sie es mit der ehelichen Treue nicht so genau und wurden manchmal gar der Hexerei bezichtigt. Eichendorffs berühmtes Lied „Das zerbrochene Ringlein“ stellt einen solchen Treubruch dar und zeigt, wie das lyrische Ich darauf reagiert:

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Hör ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will –
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wärs auf einmal still!“

1811 hatte Franz Josef Wurm die Fuchsmühle an Mathias Sixt verkauft, dem wiederum Johann Georg Joerg als Müller folgte. Nach dessen Tod heiratete Simon Fleischmann dessen Witwe Anna Maria Joerg, geborene Gerngroß, und wurde so 1861 Müller auf der Fuchsmühle, die sich seit dieser Zeit im Besitz der Familie Fleischmann befindet. Seit der Übernahme der Fuchsmühle durch die Familie Fleischmann haben sich im Mühlergewerbe dramatische Veränderungen vollzogen, die durch einige Zahlen dokumentiert werden sollen:

Mitte der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts gab es in Mittelfranken noch mehr als 1.100 Getreide- und 378 Sägemühlen, wobei eine Getreidemühle damals im Durchschnitt etwa 500 Menschen zu versorgen hatte. Um das



Abb. 2: Mühle in Hilpoltstein-Hofstetten.

Jahr 1900 zählte man im Deutschen Reich noch mehr als 40.000 Mühlenbetriebe, wovon im Jahr 1983 nur noch ca. 700 übrig waren. In den 30 Jahren, die seitdem vergangen sind, ist diese Zahl noch einmal geschrumpft, so daß von der alten Mühlenherrlichkeit wirklich nur noch kümmerliche Reste übrig sind. Um so wichtiger ist es, diese Reste wenigstens noch zu dokumentieren und so vor dem Vergessen zu bewahren.

Der Niedergang des Mühlenwesens im allgemeinen und der Fuchsmühle im besonderen erfolgte im 20. Jahrhundert. Davon und von der schwierigen Anpassung des Mühlenbetriebs an die modernen Zeiten erzählt nun kurz Dieter Fleischmann, der mit seiner Frau Karoline auf der Fuchsmühle heute eine Gaststätte betreibt: „Im Jahre 1952 wurde das Mühlengebäude bei uns erstmals als Sommerfrische umgebaut und vom Großvater Johann Fleischmann betrieben. Es trafen damals schon viele Gäste aus Nürnberg und Umgebung ein. Dies dauerte so ungefähr bis

in das Jahr 1962/1963. Dann wurde abermals umgebaut und das Haus als Speisegaststätte geführt bis etwa in das Jahr 1980. Der Vater betrieb bis ca. 1994 die Landwirtschaft. 1995 entschlossen wir uns, das Mühlengebäude zu renovieren und unsere Gäste mit ländlichen Produkten wie Karpfen, Weidevieh, Damwild aus eigenem Gehege zu verköstigen. Die idyllisch gelegene Mühle im Rothgrund, wo das Mühlenrad seit ca. 1960 stillsteht, ist ein beliebtes Ausflugsziel geworden.“

Folgt man von der Fuchsmühle aus dem Waldweg, der annähernd parallel zur Roth verläuft, so erreicht man nach ungefähr einem Kilometer Hofstetten, wo am südlichen Ortsrand der aus südöstlicher Richtung heranfließende Minbach in die Roth mündet. Nicht weit vor dieser Stelle – in etwa dort, wo die ehemalige Trasse der Gredlbahn den Minbach quert – liegt knapp außerhalb unseres Untersuchungsgebietes die Schweizermühle, die aber dennoch kurz erwähnt werden sollte,

weil sie die einzige Mühle in der Gegend ist, in der auch heute noch Mehl gemahlen wird. Sie hat ihren Namen von einem Barthel Schweizer, der zwischen 1540 und 1580 auf ihr Müller war. Zwar betreiben die heutigen Besitzer, Friedrich und Ludwig Angermeier, die Mühle nur noch im Nebenerwerb; jedoch wollen sie dem angestammten Beruf die Treue halten. Die Grabstätte der Familie Angermeier findet sich auf dem kleinen Friedhof unmittelbar neben dem Hofstettener Kirchlein.

Dieser Ort, eine sehr alte Siedlung, wurde wohl zur Zeit Karls des Großen zusammen mit dem unteren Hofstetten bei Eckersmühlen als Außenstelle des Königshofes Roth gegründet und lag sehr wahrscheinlich an einer im Mittelalter wichtigen Straße. Ernst Wurdak, ehemaliger Heimatpfleger des Landkreises Roth, stellt nun die Mühle des Ortes und ihre Ursprünge dar: „*Die Hofstetter Mühle an der Kleinen Roth bietet äußerlich schon ein großartiges Bild. Es ist ein Haus aus dem 18. Jahrhundert, also eigentlich ein Barockbau, mit einem großen Walmdach. Die Mühle könnte eigentlich noch mahlen, aber wenn man hineingeht, dann trifft man den früheren Müller, den Konrad Reichel. Der hält sich zwar jeden Tag in seiner Mühle auch noch ein paar Stunden auf, aber sie mahlt seit 1976 nicht mehr, wie es fast allen Mühlen in dieser Gegend geht.*

Die Hofstetter Mühle hat eine sehr, sehr alte Geschichte. Mit großer Sicherheit kann man sagen, daß sie im 12. Jahrhundert schon bestanden hat. Damals waren die Grafen von Abenberg hier die Besitzer und eine Tochter des Grafen, Sophia, hat damals den Burggrafen von Regensburg, Otto I., geheiratet. Der hat kurz vor seinem Tod, 1142, für sein Seelenheil eine Stiftung gemacht. Daraus ist entstanden das Zisterzienserkloster in Walderbach bei Roding, also sehr weit entfernt von hier. Und bei dieser Stiftung tritt dann der Name ‚Hofesteten‘ in der Stiftungsurkunde zum ersten Mal auf, 1142, und dazu haben gehört 15 Häuser, 15 Güter, und drei Mühlen, eben diese Hofstetter Mühle, die Paulusmühle und die Schweizermühle.“

Johann Leonhard Ehrenbrand und seine Frau Margarethe, die Großeltern des jetzigen Besitzers Konrad Reichel, kauften die Mühle

im Jahre 1895. Das Ehepaar Ehrenbrand hatte fünf Kinder; das jüngste, die 1906 geborene Bertha, erbte die Mühle und heiratete 1929 den aus Oberfranken stammenden Andreas Reichel. Als dieser die Mühle übernahm, gehörte zu ihr auch noch ein Sägewerk, das – ebenso wie die Mühle – von einem Wasserrad angetrieben wurde. Schon 1934 gab Andreas Reichel das Sägewerk auf, modernisierte nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch seine Mühle durch den Einbau einer Turbine und zweier Doppelwalzenstühle, welche die Mühlsteine ablösten. Für 20 Zentner Getreide dauerte ein Mahldurchgang, wovon je nach Feinheit des Mahlgutes bis zu 20 nötig waren, ca. zwei Stunden.

Im Jahre 1970 übergab Andreas Reichel die Mühle an seinen oben erwähnten Sohn Konrad, der bereits fünf Jahre später den Müllerberuf aufgeben mußte; denn die Zeiten der Kundenmüllerei gingen auch für die Hofstettener Mühle zu Ende. Über Jahrhunderte hatten die Bauern aus der Umgebung ihr Getreide zur Mühle gebracht und Mehl, Kleie und Schrot mit nach Hause genommen. Nach und nach hörten die Bauern dann auf, ihr Brot selbst zu backen, und kauften Maschinen, mit denen sie für ihr Vieh selbst schrotten konnten. So verloren die Mühlen mit der Zeit ihre Existenzgrundlage. Dieses mit seinem eigenen Leben ganz eng verknüpfte Mühlenschicksal faßt Konrad Reichel mit eigenen Worten noch einmal in sehr knapper Form zusammen: „*Mein Vater war vom Steigerwald, er ist 1929 hierher gekommen. 1930 bin ich geboren. Und wann habe ich das übernommen? Vor 40 Jahren ungefähr. 1976 habe ich aufgehört, weil die Bauern fast nichts mehr mahlen haben lassen.“*

Neben der Schweizer- und der Hofstettener Mühle ging auch die ein wenig weiter flußabwärts gelegene Paulusmühle 1142 an das Kloster Walderbach am Regen. Wie andere Mühlen wechselte auch sie mehrmals Besitzer und Namen. Die Bezeichnung Paulusmühle geht möglicherweise zurück auf Paul Rühl, der im frühen 16. Jahrhundert auf der Mühle saß, oder auf Paulus Pöbel, der Ende des 16. Jahrhunderts Müller war. Familien, die länger auf der Paulusmühle saßen, waren im 15. und 16. Jahrhundert die Wenger – die Bezeich-

nung Wengersmühle hielt sich sehr lange – und in den beiden darauffolgenden Jahrhunderten die Angermeier. Träger dieses Namens finden wir heute als Besitzer und Betreiber der Schweizermühle am Minbach. Auch der Name Wurm, den wir von der Fuchsmühle bereits kennen, begegnet uns hier wieder. Georg Wurm, der die Mühle um das Ende des Ersten Weltkrieges herum übernommen hatte, ließ 1946 eine Turbine einbauen; doch auch diese konnte – ähnlich wie im Fall Hofstetten – den Niedergang nicht aufhalten, der für die Paulusmühle in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam.

Die Paulusmühle liegt im Mühlengrund, der sich von Oberrödel bis Eckermühlen hinzieht und in dem wir noch auf die Knaben-, Stephans- und Lösmühle stoßen. Die erste dieser drei Mühlen wird in einem Salbuch der Freien Reichsstadt Nürnberg aus dem Jahr 1544 genannt, nachdem Pfalzgraf Ottheinrich I. zwei Jahre zuvor seine drei Ämter Hilpoltstein, Heideck und Allersberg auf 36 Jahre an die Stadt Nürnberg verpfändet hatte. 1547 wurde dann als Betreiber ein Johannes Knabmüller erwähnt, auf den der Name der Mühle ganz offensichtlich zurückgeht. Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Knabmühle drei Mahlgänge und eine Säge und mußte Abgaben an die Herrschaft zum Stein, also Hilpoltstein, entrichten. Zur Mühle gehörten neben 76 Tagwerk landwirtschaftlichem Grund noch der flußabwärts gelegene Kauflweiher und das Fischrecht in der Roth. Trotz dieses stattlichen Besitzes geriet die Müllerfamilie in wirtschaftliche Bedrängnis, nachdem im Jahre 1900 das Fachwerkhaus abgebrannt war. Diese Gelegenheit nutzte 1915 Heinrich Port aus Altenhofen und kaufte die Knabenmühle für seinen gleichnamigen Sohn, der 1959 das Anwesen wiederum an seinen Sohn Friedrich übergab. Obwohl die Familie Port die Mühle immer wieder modernisierte, mußte auch hier aus wirtschaftlichen Gründen 1978 der Mahlbetrieb eingestellt und 1990 das Sägewerk stillgelegt werden.

Nach einem Spaziergang von nur wenigen Minuten ist von der idyllisch am Talrand gelegenen Knabenmühle aus die Stephansmühle erreicht, wo man den Mahl- und Sägebetrieb schon vor fast hundert Jahren aufgegeben hat.

Im Mittelalter gehörte die Mühle eine Zeitlang dem Spital in Schwabach, Ende des 15. Jahrhunderts dann einem Hans Steffel, der ihr seinen Namen gab. Die Nürnberger Patrizierfamilie Imhoff kaufte nach dem Schloß in Mörslach die Mühle im Jahre 1625, und ein Mitglied dieser Familie erbaute neben der Mühle ein Schloßlein, das in einer Landkarte aus dem Jahr 1660 mit einem spitzen Turm abgebildet ist. Dieses Schloßlein diente Georg Hieronymus von Imhoff, der sich mit dem Namenszusatz „zu Mörslach, Solar und Stephansmühlen“ benannte, und seiner Frau, Maria Elisabetha Muffel von Eschenau, von 1685 bis zu ihrem Tod im Jahre 1729 als Wohnsitz. Beide wurden in der Imhoff-Gruft auf dem Nürnberger Rochusfriedhof bestattet.

Ein Vierteljahrhundert später gelangte das städtische Anwesen in den Besitz der Nürnberger Patrizierfamilie Haller von Hallerstein, die bis in das 19. Jahrhundert auf der Mühle saß. Danach wechselten die Pächter der Mühle häufig, und es kam zum stückweisen Verkauf von zur Mühle gehörenden Wäldern und Äckern; das Schloßlein verfiel.

Vor 30 Jahren zog neues Leben in die Stephansmühle ein: Der Schwabacher Karl Nahr kaufte das Anwesen, richtete einen Reitstall ein und treibt erfolgreich Pferdezucht. Die weitläufigen Außenanlagen eröffnen dem Pferdesport viele Möglichkeiten. Ein besonderes Verdienst des Eigentümers liegt in der vorbildlichen Restaurierung des Mühlengebäudes, das aus dem frühen 19. Jahrhundert stammt.

Der ursprüngliche Name der kurz vor Eckermühlen liegenden Lösmühle war „Reyssenleithenmühl“ oder „Mühle zur reißenden Leithen“. Wegen ihres hohen Durchschnittsgefälles von vier Metern pro Kilometer und ihres großen Einzugsgebietes führt die Roth bei Hochwasser stark reißende Wassermenagen, welche die Flusskrümmungen immer weiter ausreißen. Dieser Vorgang war unter anderem auch oberhalb der Lösmühle zu beobachten, und so kam die Mühle zu ihrem Namen, der vom 15. bis zum 17. Jahrhundert auch als Familienname in Schwabach, Nürnberg, Spalt und Windsbach verbreitet war.



Abb. 3: Die Lösmühle bei Eckersmühlen.

Die Änderung des Namens zu Lösmühle deutet sich bereits in einer Urkunde aus dem Jahr 1459 an, in der es um folgenden Sachverhalt geht: Ein gewisser Cunz Rohrer aus Eckersmühlen besaß unterhalb der Reysenleithenmühle Wiesen, die er mit Hilfe eines Wehres bewässern konnte. Cunz Rohrer berief sich auf einen von Heinrich vom Stein um das Jahr 1300 gesiegelten Wässerbrief. Der Müller Cunz Leßmeister von der Reysenleithenmühle, der auch Leßmüller genannt wurde, wollte nun aber die Hochstemmung dieses Wässerwehres unterhalb seiner Mühle nicht dulden, weil es dadurch zu einem Rückstau und zu einer starken Behinderung seiner Wasserräder kam. Um den Streit zu schlichten, lud der Pfleger des bayerischen Herzogs Georg in Landshut, Ritter Wilhelm von Wolfstein, beide Parteien vor und setzte ein Schiedsgericht ein, dessen Spruch sich sowohl Rohrer als auch der Leßmüller fügen sollten. Beide durften je drei Männer als Vertreter ihrer Interessen bestimmen. In der Urkunde von 1459 wird dann festgelegt, daß Cunz Rohrer im

Sommerhalbjahr zwischen Ostern und Michaelis jeweils von Samstagabend bis Sonntag nach dem Gottesdienst sein Wässerwehr hochstemmen durfte.

Wer gegen diese Regelung verstieß, mußte an Herzog Georg in Landshut fünf rheinische Gulden Strafe zahlen, wie in der Urkunde festgelegt wurde. So mußte der Leßmüller in dieser Angelegenheit einen für ihn vielleicht etwas schmerzhaften Kompromiß eingehen, aber vielleicht hat diese Urkunde dazu beigetragen, daß sein Name der Mühle bis heute geblieben ist; denn die außerordentliche Bedeutsamkeit des gerade erwähnten Schriftstücks zeigt sich zum einen darin, daß es 40 Jahre später, also 1499, erneuert und bestätigt wurde, da Cunz Leßmüller offenbar immer noch keine Ruhe gab, und zum andern, daß noch im Jahre 1707 bei der Stadt Hilpoltstein eine beglaubigte Abschrift der Urkunde erstellt wurde und daß beim Erwerb der betreffenden Wiese durch einen Christoph Bergmann aus Wallesau im Jahre 1790 auch der

Wässerbrief von 1499 mit in seinen Besitz überging.

Die lange Auseinandersetzung um diese Urkunde und ihre Bedeutung über Jahrhunderte hinweg sind ein Hinweis darauf, daß die Ob rigkeit über das gesamte Mühlenwesen eine strenge Aufsicht führte und daß hier eine umfassende gesetzliche Reglementierung herrschte, wie Irmgard Prommersberger im folgenden darlegt: „*Die Mahlgäste hatte der Müller nach der Reihenfolge des Eintreffens zu bedienen und nicht zu übervorteilen. Der Spruch ‚Wer zuerst kommt, mahlt zuerst‘ ist primär ein Rechtssprichwort, das im Sachenspiegel seinen Ursprung hat. Es ist damit die mittelalterliche Kundenmühle gemeint. Danach sollte das Korn nach dem Mühlenzwang, in dem der Bauer an die grundherrliche Mühle gebunden war, in der Reihenfolge des Eintreffens der Kunden gemahlen werden. Die Gegenleistung der Mahlkunden war die ‚Mahlmetze‘. Diese bestand in einem an den Müller fallenden Bruchteil von jedem ihm zum Mahlen übergebenen Scheffel Getreide, außerdem aus dem Mahl-, Schwing-, Roll- oder Beutelgeld, das in der Regel vor dem Mahlgang zwischen Müller und Kunde auf freier Verabredung beruhte. Ebenfalls aus dem Mühlenbereich stammt der Spruch ‚Es geht viel Mehl in den Kasten‘. Dieser bedeutet, daß mancher Müller für Geschenke empfänglich und bestechlich war. Wer somit mehr Mehl als Bezahlung gab, wurde vom Müller bei der Abfertigung bevorzugt. Machte sich der Müller eines Vergehens gegen die Mühlenordnung schuldig und wurde er dabei überführt, erhielt er von seinem Grund- oder Landesherrn schwere Strafen.“*

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts war eine unruhige und bewegte Zeit, die auch die Lösmühle zu spüren bekam. 1505 – nach dem Landshuter Erbfolgekrieg – fiel sie mit den drei Ämtern Allersberg, Hilpoltstein, zu dem sie ja auch gehörte, und Heideck an das Fürstentum Pfalz-Neuburg. Wie im Zusammenhang mit der Knabenmühle bereits erwähnt, verpfändete Pfalzgraf Ottheinrich diese drei Ämter im Jahre 1542 für die Dauer von 36 Jahren an die Freie Reichsstadt Nürnberg, die dann die Reformation einführte. Die Lösmühle lag direkt an der Grenze zwischen

Pfalz-Neuburg und dem Markgrafentum Brandenburg-Ansbach, zu dem die Brückleinsmühle und Haimpfarrich gehörten. In diese Zeit fällt auch der Bauernkrieg von 1525, der weite Teile Frankens heimsuchte.

In den Jahren 1552 und 1553 erstrebte Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach die Schaffung eines von ihm selbst beherrschten Herzogtums Franken, wobei er auf die Zerstörung der wirtschaftlichen Vormachtstellung Nürnbergs und die Säkularisierung der Hochstifte abzielte. Dem auf beiden Seiten mit bisher beispieloser Grausamkeit geführten zweiten Markgräflerkrieg, unter dem vor allem das Hochstift Bamberg und die Landgebiete der Stadt Nürnberg zu leiden hatten, fielen 1553 mehr als 90 Schlösser und 170 Dörfer zum Opfer. Das Amt Hilpoltstein und mit ihm die Lösmühle waren damals ja an die Reichsstadt Nürnberg verpfändet.

Gerade einmal 80 Jahre später – während des 30jährigen Krieges – wurden die Lösmühle und die Brückleinsmühle schwer in Mitleidenschaft gezogen, so daß über Jahrzehnte nur unter primitiven Verhältnissen gewirtschaftet werden konnte und häufiger Besitzwechsel stattfand. Außerdem führte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg im Verlauf des 30jährigen Krieges die drei Ämter Allersberg, Heideck und Hilpoltstein gewaltsam zum katholischen Glauben zurück, wodurch die Lösmühle an einer Konfessionsgrenze zu liegen kam, was natürlich wiederum Anlaß zu mannigfachen Auseinandersetzungen gab.

Einem besonderen Verwendungszweck diente die Lösmühle in der Mitte des 18. Jahrhunderts; denn der Eisenhändler Conrad Steinberger aus Roth hatte 1739 den unteren Eisenhammer in Eckersmühlen erworben, dabei jedoch nicht beachtet, daß dieser stark verfallen und zum Betrieb ungeeignet war. Deshalb richtete er gegen Pacht auf der Lösmühle einen einfachen, mit einem Wasserrad betriebenen Zainhammer ein und nutzte diesen etwa zehn Jahre lang.

Was hat man sich unter einem Zainhammer vorzustellen? Dort werden Zaineisen, dünne Metallstangen, zu Nägeln geschmiedet. Das mittelhochdeutsche Wort „zein“ bedeutet Me-

tallstäbchen oder Metallspange; das dazugehörige Verb hieß „zeinen“ (das Metall zu solchen Stäbchen oder eben Nägeln zu schmieden).

Ungefähr hundert Jahre später, Mitte des 19. Jahrhunderts, lieferten die Mühlen an der Roth große Mengen 10 bis 12 Millimeter dicker Bretter an die Spiegel-Industrie in Fürth. Dabei fuhr man jeweils am Freitagnachmittag mit Ochsen- oder Pferdegespannen bis nach Wolkersdorf, wo übernachtet wurde. Nach der Lieferung der Bretter kehrten die Fuhrwerke am Samstagnachmittag wieder zurück. Bei einer dieser Fahrten verunglückte der Lösmüller Mathias Egerer im Jahre 1853 tödlich. Seine Witwe Anna Maria, eine geborene Wittmann aus Walting, heiratete noch im gleichen Jahr den 29-jährigen Franz Anton Dirsch von der Seiboldsmühle. Die Familie Dirsch ist weit verbreitet und besonders im Müllerhandwerk häufig vertreten. In Zusammenhang mit der Mühle in Ober-Hofstetten zum Beispiel haben wir bereits von einem Linhard Dürsch gehört; auch in Pleinfeld, Spalt oder auf der Lochmühle bei Hilpoltstein lässt sich der Name nachweisen.

Als Franz Anton Dirsch in die Lösmühle einheiratete, hatte diese drei Mahlgänge, eine Sägmühle und einen Leinölschlag. Zur Mühle gehörte ein Grundbesitz von ca. 70 Tagwerk und ein Fischwasserrecht, das von der Flurgrenze der Stephansmühle bis zum Brückleinswehr reichte. Zwischen 1874 und 1877 besaß Franz Anton Dirsch auch das Wirtshaus in Haimpfarrich und 1880 die Lochmühle vor Hilpoltstein.

Als seine Frau Anna Maria 1860 mit noch nicht einmal 30 Jahren starb, heiratete Franz Anton Dirsch die 1830 in Liebenstadt geborene Anna Maria Ramsenthaler, die sieben Kindern das Leben schenkte. Ihr zweiter Sohn Josef, 1862 auf der Lösmühle geboren, heiratete 1889 die 20jährige Theresia Baumann und übernahm die Mühle. Josef und Theresia wurden die Eltern der dritten Generation der Familie Dirsch auf der Lösmühle. Das erste ihrer neun Kinder, der 1890 geborene Alois, folgte seinem Vater als Lösmüller nach. Im April 1918 wurde ihm der Königlich-Bayerische Militär Verdienst-Orden mit folgender Urkunde verliehen:

„Seine Majestät der König
haben Sich am 15. April 1918 Allergnädigst
bewogen gefunden, dem
Vizefeldwebel der Husaren von einer Pionier-
Kompagnie
ALOIS DIRSCH
das Militär-Verdienstkreuz 2. Klasse mit
Schwertern
zu verleihen.
Zur Bestätigung wird diese Verleihungs-Urkunde
ausgestellt.
München, 29. April 1918
Der Ordens-Großkanzler“

Max, dem vierten Kind, war ein solches Glück nicht beschieden; denn er fiel 1917 in Flandern. Sein um ein Jahr jüngerer Bruder Richard starb bereits im Alter von zwei Monaten.

Besonderes gibt es noch von der jüngsten Vertreterin dieser dritten Generation zu berichten: Die 1903 geborene Anna wurde Maria-Ward-Schwester und erhielt den Ordensnamen Alveria. Während der letzten Monate des Zweiten Weltkriegs hielt sie sich in Rom auf. Im dortigen Generalat der Englischen Fräulein herrschte wie überall Hunger und Entbehrung. Doch im nahen Castel Gandolfo besaßen die Schwestern ein Ferienheim mit einer kleinen Landwirtschaft. Um die ärgsten Nöte der römischen Schwestern zu lindern, übernahmen es Alveria Dirsch und eine Mitschwester, ihre beste Milchkuh in die von deutschen Soldaten besetzte Stadt zum Generalat zu treiben, ein allgemein als aussichtslos erachtetes Unterfangen. Es mußten Straßen sperren überwunden werden, was man für undurchführbar hielt, und auch der Kuh erschien das Unternehmen bedrohlich. Doch mit einer riesigen Portion Mut, Energie und Entschlossenheit brachte Schwester Alveria das Vorhaben zu einem glücklichen Ende, so daß die Not der römischen Mitschwestern behoben war. Die Kuh lieferte täglich 20 Liter Milch und die mutige Tat der Alveria Dirsch ging in die Annalen des Klosters ein.

Später half Schwester Alveria beim Neubau einer Niederlassung der Maria Ward Schwestern in Chile. Wann immer sie ihren Urlaub zu Hause auf der Lösmühle verbrachte, bereitete man ihr einen großen Emp-

fang, so zum Beispiel 1960, als man ihr ein langes Willkommensgedicht widmete, aus dem zwei Strophen zitiert seien, weil sie auf die Lösmühle anspielen:

*„Heimaterde, Heimat Du,
hier findet jeder Rast und Ruh,
wenn man den Vogelstimmen lauscht
und wenn der alte Mühlbach rauscht.“*

*Wenn abends dann die Sonne glüht
und am Morgen der Nebel zieht,
ertönt ein wenig schräge
das alte Lied der Säge.“*

Im Oktober 1975 starb Schwester Alveria nach schwerer Krankheit in Chillan in Chile, wo sie auch begraben liegt. Anna-Alverias ältester Bruder Alois, der 1925 Rosa Betz aus Erlingshofen geheiratet hatte, modernisierte 1949 für etwa 15.000 Mark Haus und Mühle und ließ drei Jahre später eine Turbine einbauen, wie alle anderen Müller an der Roth in jener Zeit. 1959 entstand eine neue Sägehalle für ungefähr 20.000 Mark. Damit war der Weg für die vierte – und mittlerweile auch fünfte – Generation der Familie Dirsch auf der Lösmühle bereitet: Der 1926 geborene Georg und seine Frau Anna Wittmann aus Hilpoltstein nahmen die Geschicke der Mühle in die Hand. Daß dies kein einfacher Weg war, können wir erahnen, aber immerhin ist die Säge noch in Betrieb, wie die vor den Gebäuden aufgeschlichteten Stämme und Bretter bezeugen.

Bewegen wir uns nun, dem Lauf der Roth folgend, auf Eckersmühlen zu, so stoßen wir auf folgende Mühlen bzw. Hämmer: Auf die bereits mehrfach erwähnte Brückleinsmühle folgt die Leonhardsmühle, dann – im Zentrum des Dorfes – der Messinghammer, schließlich der Kupfer- oder obere Hammer und zuletzt – bereits unterhalb der Ortschaft gelegen – der Eisen- bzw. untere Hammer. Da dieser heute als Museum dient, ist es sicherlich gerechtfertigt, auf den unteren Hammer noch genauer einzugehen.

Die Ursprünge von Eckersmühlen liegen wohl in einer Turmburg der Oegger südlich der Kirche. In einer 1957 durchgeföhrten Grabung konnte der Hammerwerksbesitzer und Heimatforscher Fritz Schäff diese Turmburg

nachweisen. Dort entstand an einer felsigen Gefällstrecke des Rothflusses um das Jahr 1100 ein Wehr mit Mühle. Aus der Verbindung des Familiennamens Oegger und dem Wort Mühle ergab sich im Laufe der Zeit der Ortsname Öckers- bzw. Eckersmühlen, ein Vorgang, wie wir ihn nun schon an vielen Mühlen beobachten konnten.

Die erste urkundliche Erwähnung der Ortschaft datiert aus dem Jahr 1340, als die inzwischen verfallene Burg der Ortsherren verkauft wurde. Etwa 20 Jahre später erbaute die Nürnberger Patrizierfamilie Holzschuher etwas unterhalb des Dorfes ein Stauwehr mit Mühle und richtete dort einen Eisenerz-Schmelzhammer ein, der später dann die Bezeichnung oberer Hammer erhielt. Die Errichtung eines Schmelzhammers ist wohl damit in Verbindung zu bringen, daß Conrad und Friedrich von Heideck in jenen Jahren begannen, an den Jurahängen bei Laibstadt Eiserz abzubauen, das dann in dem Schmelzhammer der mit den Heideckern befreundeten Holzschuher zu Eisen verschmolzen wurde. Mit Fuhrwerken brachte man das Erz auf einer 1384 und 1544 so bezeichneten Eisenstraße von Laibstadt durch das Tal der Roth und über Wallesau nach Eckersmühlen. Da ein Schmelzhammer natürlich Energie einsetzen mußte, ist davon auszugehen, daß um Eckersmühlen herum das Köhlerhandwerk blühte und Holzkohle hergestellt wurde.

Im 15. Jahrhundert kam es mehrfach zu kriegerischen Handlungen, unter denen auch Eckersmühlen zu leiden hatte. Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach wandte sich gegen die verhaftete, aufstrebende Reichsstadt Nürnberg und gegen den in Nürnberger Diensten stehenden Konrad II. von Heideck. Stein des Anstoßes war das gerade erwähnte Bergwerk bei Laibstadt, das laut Konrad auf reichsunmittelbarem Gebiet lag und in dem Nürnberger arbeiteten. Diesen Status der Reichsunmittelbarkeit bestritt nun aber der Markgraf, so daß der erste Markgräflerkrieg ausbrach, in dem keine Entscheidungsschlacht zu verzeichnen war, sondern Plünderungsaktionen sowie das Niederbrennen von Dörfern, Kirchen, Mühlen und der Ernte das Bild bestimmten. Auch das Laibstadter Bergwerk wurde 1449 zerstört.



Abb. 4: Museum Eisenhammer und Herrenhaus in Eckersmühlen.

Einer weiteren Auseinandersetzung zwischen dem Markgrafen und Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut fiel im April 1460 Eckersmühlen zum Opfer, als plündерnde und brandschatzende Soldatenhaufen in Richtung Roth zogen, das beschossen, eingenommen und geplündert wurde.

Nach diesem Krieg durfte, wie man aus späteren Mitteilungen schließen kann, die Gründung des unteren Hammers erfolgt sein, allerdings als Ölmühle, in der Samen zerstampft und so Lampen- bzw. Speiseöl gewonnen wurden. Lange hatte diese Produktionsstätte aber wohl nicht Bestand, weil mehrfache Hochwasser und zum Teil Eisgang den tiefer gelegenen Betrieben schwer zusetzten. Bei einem offenbar notwendig gewordenen Neubau unter markgräflicher Regie entstand keine Ölmühle mehr, sondern ein Kupfer-Zainhammer, der Drahtzugbetrieben zuarbeitete.

Schlimme Hochwasser waren ein regelmäßig auftretendes Phänomen, und nach dem von 1530 dürfte ein Neubau des unteren Hammers, besonders der Wasseranlagen, dringend notwendig geworden sein. Mit dem Neubau einher ging auch wieder eine Produktionsumstellung, diesmal zum Messinghammer. Die problematische Hochwassersituation und vor allem im zweiten Markgräflerkrieg erlittene Kriegsschäden führten zum Ruin des unteren Hammers, so daß der Hammermeister Hans Müller in den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts den Betrieb aufgab, was zum weitgehenden Verfall des Hammers führte. Zwar wurde das Werk nach wenigen Jahren als Messing-, Draht- oder Zainhammer wieder aufgebaut; doch kam der untere Hammer nie wieder richtig auf die Beine: häufige Besitzwechsel, die Beeinträchtigung des Betriebs durch Hochwasser, die Anhäufung hoher Schulden, verheerende Schäden im 30jährigen Krieg, vor allem in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts, machten die Arbeit im unteren

Hammer zu einem ständigen Ankämpfen gegen den Verfall, der dann doch meist nicht aufzuhalten war.

Die Situation besserte sich erst wieder, als der vom Markgrafen beauftragte Münzmeister und Kammerrat Georg Benedict Eyermann aus Schwabach in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts den Wiederaufbau in die Hand nahm. Unter seiner Leitung und Aufsicht entstand ein Eisen- und Zainhammer zur Fertigung landwirtschaftlicher Bedarfsartikel aller Art. Sowohl ein Hammerschlößlein als auch das erste einfache Wohnhaus dürften auf Eyermanns Betreiben gebaut worden sein. An die „Hebung“ des Hammergebäudes am 30. Oktober 1686 erinnert eine eichene Inschrifttafel, auf der Folgendes zu lesen ist:

*„1686. An Gottes Segen ist alles gelegen.
Den 30. Oktober ist der Hammer howen und
von Six Gerstl, Zimmermeister, von Grund
erbaut worden.“*

Der in der Inschrift erwähnte Zimmermeister Sixtus Gerstl erhielt, wie aus einer Quittungsabschrift hervorgeht, 144 Gulden und 40 Kreuzer als Lohn für seine Arbeit. Bald jedoch ging es mit dem unteren Hammer wieder bergab. Mehrere Besitzwechsel, eine Erweiterung der Produktpalette auf Eisen- und Kupfergegenstände sowie auf Pfannen und selbst mehrfach getätigte Investitionen konnten die Anhäufung von Schulden und den immer weiter fortschreitenden Verfall der Anlage nicht aufhalten.

Einen weiteren Versuch der Instandsetzung startete der junge Gottfried Hirschmann, dessen Vater den Hammer in Penzendorf betrieb. Finanzielle und praktische Hilfe erhielt er dabei wohl auch von seinem Schwiegervater Eckert aus Katzwang. 1749 kaufte er den Pfannenhammer und durfte ihn nach langwierigen Verhandlungen mit der markgräflichen Regierung in einen Waffenhammer umwandeln. Im gleichen Jahr erteilte die Regierung Anton Burger vom oberen Hammer das Privileg, daß er künftig nur mehr Kupferschmieden dürfe. Die für die beiden Anlagen bis heute gültigen Bezeichnungen, Eisen- und Kupferhammer, wurden also im Jahre 1749 festgelegt. Obwohl Hirschmann gute Arbeit lieferte, geriet auch er im Laufe der Jahre aus

verschiedenen Gründen immer tiefer in Schulden, so daß er, als er am 4. August 1775 im Alter von 50 Jahren starb, seiner 32jährigen Witwe Anna Rosina sowie den noch lebenden acht Kindern aus erster und zweiter Ehe einen Schuldenberg von nahezu 2.000 Gulden hinterließ.

Brachte ein Fachmann den Mut auf, eine Witwe mit acht Kindern sowie ein verschuldetes Anwesen zu übernehmen, so boten sich ihm hier zweifellos Möglichkeiten. Ein solcher war Johann Michael Schäff, ältester Sohn des Georg Schäff vom Hammer Kreutmühle bei Dambach in der Nähe des Hesselbergs. Er ging das Risiko ein, den Eckermühlener Eisenhammer in bessere Zeiten zu führen und gründete die Eckermühlener Linie der Hammerschmiedsfamilie Schäff. Insgesamt wurden zeitweise über zwanzig Betriebe im fränkischen und schwäbischen Raum von Hammerschmieden geleitet, die den Namen Schäff trugen. Diese alle stammen von dem 1593 geborenen Huf- und Waffenschmied Johann Leonhard Schef aus Weidenbach und dessen sechstem Kind, Matthes Schef, der 1650 das Licht der Welt erblickte, ab. Bis zu dem 1998 kinderlos verstorbenen Fritz Schäff erlebte der Eisenhammer von Eckermühlen fünf Generationen der Familie Schäff, die wir kurz Revue passieren lassen wollen.

Im Jahre 1775 übernahm der 25jährige Johann Michael Schäff I. den Eisenhammer und kaufte 1800 15 Hektar Fischwasser und Äcker zu. Sein zehntes Kind, der 1797 geborene Johann Michael Schäff II., trat 1820 die Nachfolge seines Vaters an und erweiterte den Hammer um ein Sägewerk. Der Vertreter der Folgegeneration, Johann Stephan Michael Schäff III., baute das Hammerwerk 1864 um und errichtete zwei Essen und zwei Kamine. Erhebliche bauliche Veränderungen und Modernisierungen erfuhr das Hammerwerk zwischen 1895 und 1933 unter Johann Daniel Schäff IV., genannt Hans Schäff. Zum Beispiel wurden drei Wasserräder durch Turbinen oder die hölzernen Wehrbauten durch eine Eisenbetonkonstruktion ersetzt.

Über das älteste Kind des Hans Schäff, den am 21. Februar 1900 geborenen Fritz, kann man nicht in ein oder zwei Sätzen hinwegge-

Hier ruhen in Gott:

Herr J M. Schäff.

EisenhämmerwerKbesitzer u. Landrat.v.h.

geb. d. 9. Septbr. 1837. gest. d. 14. Okbr. 1892.

Frau Lisette Schäff geb. Meck

Eisenhämmerbesitzerswitwe

geb. 27. 5. 1854, gest. 21. 4. 1942.

Hans Schäff

16. 1. 1870 — 4. 3. 1949

Margarete Schäff

geb. Hacker, Greimersdorf

6. 8. 1871 — 24. 1. 1956

Elise Marie Schäff

geb. d. 21. Aug. 1882, gest. d. 22. Novbr. 1882.

Hans Schäff geb. d. 18. Juli 1902.
gest. d. 13. Okt. 1908.

Käthe Schäff

geb. Stender, Steinhagen W.

18. 3. 1906 — 29. 10. 1955

Fritz Schäff

EisenhämmerwerKbesitzer

1900 + 28. 7. 1991

Abb. 5: Das Grabmal der Familie Schäff auf dem Friedhof in Eckersmühlen.

hen; sein Lebenswerk verdient eine ausführlichere Würdigung. Ganz selbstverständlich wuchs er in seinen Beruf als Hammerschmied

hinein und übernahm den Betrieb 1935, zu einer Zeit, als ihm nur noch eine kurze Blüte gegeben war. Zwar modernisierte er zwischen

1951 und 1955 noch einmal die Gebäude und den Maschinenpark, konnte aber den Niedergang seines Betriebes damit nicht aufhalten: 1954 mußte die Landwirtschaft aufgegeben, 1960 das Sägewerk und 1974 der Hammer als gewerblicher Betrieb stillgelegt werden. Das große Verdienst des Fritz Schäff bestand nun aber darin, daß er die Anlagen in betriebsfähigem Zustand erhielt, so daß sie 1985 vom Landkreis und der Stadt Roth übernommen und ein Jahr später als Museum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten, was Fritz Schäff noch miterleben durfte. Sicher wäre es ihm eine weitere Genugtuung gewesen, wenn er die Renovierung und schließlich am 28. Mai 2004 die Eröffnung des Herrenhauses als Museum, in dem seine Wohnräume besichtigt werden können, auch noch hätte erleben können.

Josef Bucher, der von Fritz Schäff selbst noch zum Hammerschmied ausgebildet wurde und den Museumsgästen das Schmieden vorführt, stellt nun das Museum vor: „Es wurde hier sehr viel hergestellt für den Bereich Landwirtschaft – das ist die klassische Hammerschmiede. Die großen Produktpaletten in der Erzeugung waren natürlich Pflugscharen, Schaufeln, dann Hauen, Pickel und

natürlich alles ums Fuhrwerk. Die Schmiede war früher für die Gegend natürlich noch eine Fabrik und man muß sagen, die beste Zeit hier war zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg. Man hatte eine jährliche Erzeugung von ca. 20.000 Werkzeugen für den Verkauf. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es dann natürlich sehr schnell bergab. Warum? Die Maschine im Zeitalter der Industrie hat sehr schnell begonnen, die Werkzeuge viel schneller und viel billiger zu machen. Herr Schäff konnte da preislich nicht mithalten. So ging es im Jahre 1974 auch hier zu Ende.“

Das Museum vermittelt einen hervorragenden Einblick in die Arbeitsabläufe in einer Hammerschmiede, wie sie Fritz Schäff noch bis vor 40 Jahren betrieben hat. Wie von Irmgard Prommersberger bereits angedeutet, erschöpft sich die Bedeutung Fritz Schäffs keineswegs in seinem Wirken als Hammerschmied. Vor allem nach dem frühen Tod seiner Frau im Jahr 1955 widmete er sich intensiv der Familien- und Heimatforschung und trug eine derart überwältigende Fülle von Material zusammen, daß dessen Aufarbeitung bestimmt noch viele Jahre in Anspruch nehmen wird.

Flächendeckende Kleindenkmäler-Inventarisierung im Landkreis Roth/Mittelfranken – Grenzen, Streitigkeiten, Verträge und Grenzsteine

von
Irmgard Prommersberger

Kleindenkmäler-Erfassung im Landkreis Roth

Im Landkreis Roth, in Mittelfranken, wurde im April 2011 durch den früheren stellvertretenden Landrat sowie Altbürgermeister von Greding, Herrn Otto Heiß, mit der Unterstützung von Herrn Landrat Herbert Eckstein sowie dem Sachgebiet 61, Kultur und Tourismus beim Landratsamt, eine Inventarisierung von Flur-, Klein- und Kunstdenkmälern initiiert. In einem Arbeitskreis von über dreißig ehrenamtlichen, geschichtlich versierten Mitar-

beitern aus allen sechzehn Landkreiskommunen, wird nun eine landkreisweite flächendeckende Dokumentation angelegt, mit dem Ziel einer komprimierten Buchherausgabe. Nach fast einem Jahr und bereits über 1.600 Erfassungsseiten mit mindestens so vielen noch vorhandenen Flur-, Klein- und Kunstdenkmälern kann eine kleine Zwischenbilanz gezogen werden. Eine wichtige Kleindenkmäler-Art sind die „Gemerke, welche im Feld durch Menschenhand aufgerichtet werden“, damit sind die Grenz- und Marksteine gemeint.

Grenzen

Die „Chinesische Mauer“ ist wohl eines der ältesten Grenzbauwerke auf der Erde und hat seinen Ursprung 600 Jahre vor Christi Geburt. Bei den Römern standen die Grenzen unter dem Schutz von Gottheiten. Die Göttin Freya, die „Erdenmutter“, wurde durch das Symbol des Pfluges dargestellt. Die Germanen stellten ihre Grenzen unter den Schutz ihres Gottes Donar, dessen Symbol der Hammer war. Auch das christliche Symbol des Kreuzes sollte Grenzfrevel abhalten. Hammer, Pflug und Kreuz findet man daher bis heute auf alten Grenzmarken. Im Mittelalter wurden Grenzen an natürlichen Landschaftsmarken wie Bächen, Flüssen, Bäumen (sogenannten Grenz- oder Lochbäumen), Gräben und Berg- bzw. Hügelkanten festgemacht. Fehlende natürliche Grenzen und die zunehmende Bevölkerungsdichte erforderten beständigere, deutlichere „Piktogramme“, die Grenzen anzeigen, da der mittelalterliche Mensch ja meist nicht lesen konnte. Denn wer eine Grenze überschritt, verstand immer der Gewalt des betreffenden Landesherrn und somit dessen Rechtsprechung. Als im späten Mittelalter der Landesherr die Religion seiner Untertanen bestimmte, wurden Landsgrenzen auch Religionsgrenzen. Natürliche Grenzzeichen und Grenzzeichen aus Eichenholz wurden durch beständigere, nämlich durch Grenzsteine abgelöst. Solche waren früher meist aus einheimischem Stein (Jura- oder Sandstein). Sie sind Zeichen, die alte und neue Herrschafts-, Besitz- und Rechtsgrenzen in der Landschaft deutlich machen und machen. Streitigkeiten um Grenzen waren vom Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert nichts Außergewöhnliches. Die ersten Landkarten entstanden meist, um Grenzstreitigkeiten darzustellen bzw. solche zu klären. In der Frühen Neuzeit um 1500 war die Abmarkung bereits größtenteils durch in die Erde gesetzte, zugehauene Grenzsteine, sogenannte Mark-, March- oder Malsteine, erfolgt. So mancher von ihnen steht noch heute an Eckpunkten, Knickpunkten oder Knotenpunkten von einstigen Grenzlinien. Neben Landschafts- und Herrschaftsgrenzen gab es Blut- und Hochgerichtsgrenzen, Gemarkungsgrenzen, Zehntgrenzen adeliger oder kirchlicher

Grundbesitzer, Grenzen des Geleitschutzes, Jagdgrenzen, Waldgrenzen, Weidegrenzen, Bergbaugrenzen und Fischereigrenzen sowie kommunale Grenzen.

Der Landkreis Roth liegt heute im Südosten des bayerischen Regierungsbezirks Mittelfranken. Nachbarkreise sind im Norden der Landkreis Fürth, die kreisfreien Städte Schwabach und Nürnberg sowie der Landkreis Nürnberger Land. Im Osten grenzt der Landkreis Neumarkt (Oberpfalz) an ihn. Die Landkreise Eichstätt (Oberbayern) und Weißenburg-Gunzenhausen (Mittelfranken) stoßen im Süden an. Im Westen liegt der Nachbarlandkreis Ansbach (Mittelfranken). Sechzehn Kommunen mit ihren Grenzen gibt es im Landkreis Roth; dies sind die Städte Abenberg, Grebing, Heideck, Hilpoltstein, Roth und Spalt; die Märkte Allersberg, Schwandorf, Thalmässing, Wendelstein sowie die Gemeinden Büchenbach, Georgensgmünd, Kammerstein, Rednitzhembach, Röttenbach und Rohr.

Alte Grenzstreitigkeiten und Verträge

Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und danach ein paar Jahre deren Verwandte und Rechtsnachfolger, die Könige von Preußen aus dem Haus Hohenzollern, waren einst die mächtigsten Landesherren im heutigen Gebiet des Landkreises Roth. Sie waren aber nicht die alleinigen Landes- und Grundherren. Vielmehr standen die Wittelsbacher, die Fürstbischöfe des Hochstiftes Eichstätt sowie weitere adelige Familien wie die Reichsfreiherren von Stauff-Ehrenfels, die Reichsgrafen von Wolfstein, die Schlüsselfelder und kirchliche Herrschaftsträger wie die Frauen des Klosters Marienburg bei Abenberg in Konkurrenz zu ihnen. Zu Recht hieß es „Herrschafs Flekerlteppich Franken“. Die sogenannten Bischofssteine der Abenberger Fraisch sind Zeugen längst vergangener Zeiten. Sie standen an der Grenze, die einst das Hoheitsgebiet zwischen dem Bischof von Eichstätt und dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach kennzeichnete. Ein Staatsvertrag zwischen der Krone Preußen und dem Kurfürsten von Pfalz-Bayern, der Grenzstreitigkeiten und sonstige Irrungen zwischen den preußischen Provinzen in Franken und den pfalz-bayeri-



Abb. 1: Gemeindegrenzstein Thalmassing Nr. 118.
Photo: Ernst Wurdak.

schen Staaten (bes. das Fürstentum Neuburg) betraf, wurde zum Beispiel am 30. Juni 1803 in Ansbach geschlossen. Mit diesem Vertrag wurden nach dem von den beiderseitigen Räten Lang und Pflieger abgefaßten „Concertations-Protokoll vom 21. November 1802“ nachstehende Grenz-Districts-Linie zum Fürstentum Neuburg verabredet. Es wurde folgende Vereinbarung getroffen:

„A. Beim Amte Allersberg soll sich beim Straß-Weiher, wo die Oberpfälzische Grenz aufhört, die Neuburgische Grenze, nach der bisherigen Pfälzischen Behauptung, längs dem Finsterbache nach Harlach ziehen, dort vom Bache abgehen und auch die Brandenburgischen Häuser daselbst nebst dem ganzen Flur ins Pfälzische Gebiet scheiden, von dannen wieder am Finsterbach fürt zur Finstermühle sich ziehen, diese ebenfalls im Pfälzi-

schen belassen, von der Finstermühle ferner am Bachefort, bis wo sich der Meckenloher Flur anfängt, welcher nebst dem ganzen Ort Meckenlohe in die Preussische Gebiet-Linie fällt. Vom Meckenloher Flur soll sich die grenzlinie über den Pfaffenhofer Weg durch das Pfaffenhofer Holz bis an den Brumbach, so dann am Brumbach fort bis an das Brücklein ziehen, und dann der alten Grenze nach bis an den Flur von Hampfarrich gehen, welcher Flur mit dem ganzen Dorfe auf der Preußischen Seite bleibt. Am Haimpfarricher Flur geht es hinum nach der Hasenbrucker Mühl, so daß diese nebst den Orten Ober- und Unter-Birkach, Apelhof und Doggenmühl Pfälzisch verbleibt. Durch diese hienach gezogene Linie werden also alle bisherigen strittigen Orte: Harlach, dies- und jenseits des Wassers, Finstermühle, Preußisch Brunnau, Pfälzisch Brunnau, Wagnersmühl, Guckemühl, Kleehof [abgegangen], Eichelburg, Altenfelden, Fäßleinsberg [ab-

gegangen], Hasenbruck [geflutet im Rothsee], Ober- und Unter-Birkach [heute Birkach], Ein- oder Fischhof, Apelhof, Doggenmühl [abgegangen], unstrittig Pfälzisch, ganz Meckenlohe und ganz Haimpfarrich aber Preußisch; das prätendirte Territorium über die Kronmühl und Kronhof oberhalb Haimpfarrich an der Hilpoltsteiner Amts-Grenze wird, da es einen sehr unnatürlichen Einschnitt macht, Brandenburgischer Seits nachgelassen, und somit dieser Fleck auch an Pfalz überwiesen.

B. Die Grenze des Amtes Hilpoltstein mit dem Königlichen Amte Stauf, ist durch die vertragsmäßig gesetzten Marksteine, welche sich mit Nr. 1 bis 32 von der Stämpfer Wiese anfangend, an den – im Preußischen verbleibenden Orten Offenbau, Eisölden, Pyras nach der Pfälzischen Hofmark Zell ziehen, wo der

32ste Stein an der Henkelwiese stehet, gänzlich unstreitig und berichtigt.

C. Die Grenze des Amtes Heydeck mit dem Königlichen Amt Stauf geht vom 32sten Grenzstein, wo das Amt Hilpoltstein aufhört, in fortgesetzten numerierten Marksteinen von 33 bis 39 an den Preußischen Orten Staindl [Steindl, heute Markt Thalmässing] und Alvershausen [Alfershausen, Markt Thalmässing] fort. Sodann fangen an den Preußischen Orten Dannahusen und Thalmannsfelden vorbey bis zu den Syburg und Geyrer Hölzern am Krummensteig, neue unstrittige Marksteine von Nr. 1 bis 17 an. Vom 17ten Marksstein an ist die bisherige Grenz-Irrung also zu beseitigen, ...

D. In Absicht der Heydecker Grenze gegen das Amt Roth wird solche in der bisherigen Art, als richtig angenommen, das Maukel im Pfälzischen, Mauk aber im Preußischen verbleibt. Von Mauk an soll sie in der bisherigen Art im Furth, hinauf gegen den Steinbühl, dann herunter an die Bauernhölzer, an den Diebsteig, hinunter an Wallisau [Wellesau, Stadt Roth] und um Wallisau hinumgehen, so daß Wallisau mit seinem ganzen Flur ins Preußische Gebiet des Amtes Roth fällt. Längs dem Wallersbach zieht sich sodann die Grenze an den Rothfluß, wo das Amt Hilpoltstein wieder anfängt ...“

Dieser Änderungsvertrag hatte aber nur wenige Jahre Bestand. Das beschriebene Gebiet kam 1806 ganz zu Bayern und die Kleinstaaterei hatte ein Ende gefunden.

Grenzsteine

Grenzsteine sind meist quadratisch oder rechteckig, wenige mehreckig. Dreieckige Steine, auch Dreimärker genannt, stehen am Treffpunkt dreier Grenzen. Seltener sind

Steine, an denen noch mehr Grenzen aneinanderstoßen; sie haben dann je Grenze eine Kante. Nicht alle Grenzsteine sind gleichwertig. Eck- oder Knickpunkte, abgewinkelte Linien zeigen den Grenzverlauf an. Die „Ecksteine“ stehen somit an wichtigen Grenzpunkten, während dazwischen, die einfacheren Steine, die sogenannten „Läufer“, die Linie kennzeichnen. Grenzsteine haben einen Fuß, mit dem sie fest im Boden eingegraben sind. Auf Grenzsteinen findet man Ortszeichen oder Ortsnamen, Wappen, Symbole oder die Anfangsbuchstaben ihrer „Herrschaft“. Oft tragen die Steine auch eine Jahreszahl, die auf die Setzung des Steines bzw. Grenzrestaurierungen hinweisen. Manchmal kann man noch ihre Numerierung entziffern, die in alten herrschaftlichen oder staatlichen Grenzbeschreibungen mit dazugehörigen Karten-



Abb. 2: „Dreimärker“ bei Eichelburg am „Judenweg“ mit Jahreszahl 1676, Pfalz-Bayern Wappen und Jagdhorn.

Photo: Hans Luft, Meckenhausen.

werken, wie der sehr schönen sogenannten „Vogelkarte“ von 1604 für das Pflegamt Hilpoltstein, zu finden sind. In amtlichen Grenzprotokollen findet man die genaue Beschreibung der Standorte von Stein zu Stein und man kann einstige Grenzverläufe gut nachvollziehen. Die ältesten erhaltenen Grenzsteine im heutigen Landkreis Roth sind mit dem Jahr 1524 datiert, wobei diese allerdings älter sein können. Bei einer „Grenzrenovierung“ wurden oft auch bereits bestehende Steine überarbeitet. Überraschend ist die Vielfalt der Formen und Ausführungen von Grenzsteinen, die selbst in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht normiert waren. Sogar Kreuzsteine, Steinkreuze oder Martersäulen konnten als Grenzmarken fungieren. Auch Grenzsteinköpfe waren verschieden. Auf ihrer Platte oder dem Scheitel findet man meist eine oder mehrere Krinnen (Rillen) oder Weiser genannt. Wird ein alter Grenzstein außerhalb seiner ursprünglichen Grenzlinie versetzt, hat er nicht mehr die Bedeutung als Rechtsdenkmal. Er kann nichts mehr erzählen, er ist ein toter Zeuge vergangenen Rechts. Manche „Gemerke“ haben eine abenteuerliche Geschichte hinter sich und wurden wiederholt versetzt. Das nachfolgende alte Gedicht erinnert daran:

„Stein auf Stein, Fels auf Holz,
Macht die Markung steif und stolz.
Tief und Breit hält lange Zeit,
Doch nicht so lang als Ewigkeit!
Merks Märker!“

Die zwölf Geschlechter der Grenzsteine und welche man davon im Landkreis Roth noch findet

Bereits im 17. Jahrhundert schrieb man sogar von den „zwölf Geschlechtern“ der Grenzsteine, die nachfolgend beleuchtet werden:

1. Die Bann- und Obrigkeitsteine (Fraischsteine, Hochgerichtssteine, auch Landsteine und Landmarken genannt) sind mit den Wappen der Landesherrschaft oder des Gerichtsherren und der Jahreszahl ihrer Aufrichtung oder Restaurierung versehen. Wie die soge-

nannten Bischofsteine (Hochstift Eichstätt), die im Bereich von Abenberg, Spalt und Wernfels von Frau Marianne Schröder aus Wernfels, in akribischer Kleinarbeit hervorragend erfaßt, erforscht und dokumentiert wurden. Eine Besonderheit findet man in der Stadt Abenberg, am Anwesen Stillaplatz Hausnr. 13. Dort wurden anscheinend nach 1806 drei alte Fraisch-Grenzsteine vermauert. Der Fraischstein Nr. 25 dieser alten Grenze befindet sich im Zusammenhang mit einer Grenzsteinzeugen-Sammlung sogar im Stadtmuseum Schwabach. Man kann in jüngster Zeit allerdings auch Erfreuliches berichten: so wurde im Januar 2012 der Stein Nr. 70 der alten Grenze von Mitgliedern des Abenberger Heimatvereins wieder gesetzt. Leider nicht an seinem alten Standplatz, jedoch in dessen Nähe. Eine Besonderheit gibt es auch im Bereich des Marktes Thalmässing: einen ausgeschilderten Grenzwanderweg und dazu eine Karte mit Erklärungen. An der Erarbeitung dieses Wanderweges waren der frühere Kreisheimatpfleger Roth-Süd, Herr Ernst Wurdak, Hilpoltstein, und Gerhard Schieferdecker, Mitglied der Deutschen Steinkreuzforschung, Thalmässing, maßgeblich beteiligt.

Im Marktgemeindebereich von Thalmässing begann im Osten laut Vermarkungsprotokoll von 1529, mit Stein Nr. 1 (einem Dreimärker) an der Stempferwiese bei der Kammlühle beginnend die Grenzlinie über den Auer Berg nach Dixenhausen, weiter auf die Schwimbacher Gemarkung, hinüber zum Grund zwischen Offenbau und Lohen. Weiter verlief die Linie auf die Obermässinger Flur Richtung Tandl über die Felder zur „Hohen Straße“, die sie kreuzte. Über den Eichelberg auf die Weinsfelder Flur zum Kuhberg, weiter nach Pyras, Heindlhof, den Minbach entlang, zurück über die Eysöldener Flur wieder Richtung Pyras; von dort weiter Richtung Zell, hinauf nach Tiefenbach, Steindl, Richtung Alfershausen. Mehrere Dreimärker waren entlang dieser Linie gesetzt worden. Nach Alfershausen endete eine Grenzbeschreibung und begann eine neue Linie, die Richtung Westen weiterging, für die es ebenfalls ein Vermarkungsprotokoll gibt, das wiederum eine Stein-Numerierung hat. Pyras und Eysölden gehörten damals zum ansbachisch-brandenburgischen Oberamt Stauf-Landeck. Tie-

fenbach und Zell gehörten zu dieser Zeit in das pfälzbayerische Pflegamt Heideck, dem nördlich von Pyras das pfälzbayerische Pflegamt Hilpoltstein folgte, in dem die Weihermühle, der Löffelhof und der Heindlhof lagen. Ab Zell bildeten die Kleine Roth und nach der Weihermühle die Obere Roth die Grenze zwischen den Pflegämtern Heideck und Hilpoltstein. Daß die hohe Gerichtsbarkeit meist nicht mit der niederen zusammenfiel, zeigt dieser Bereich deutlich. So unterstand Zell mit dem Niedergericht den jeweiligen Hofmarksbesitzern, wie denen von Preyßing. Die Orte Schwimbach und Eckmannshofen gehörten mit dem Niedergericht dem Spital Heilig-Geist der Reichstadt Nürnberg; für diese Orte findet man deshalb die Niedergerichtsakten noch heute im Stadtarchiv Nürnberg. Der Erforschung der Oberamtsgrenze Stauf-Landeck sowie der Pflege der Grenzsteine hatte sich besonders Fritz Seitz (†) von der Deutschen Steinkreuzforschung angenommen. Gerhard Schieferdecker, ebenfalls Mitglied der Deutschen Steinkreuzforschung, hat dessen Erbe angetreten und kümmert sich bis heute um die verbliebenen alten „Gemerke“ im Landkreis-Süden. Eine neuere Grenzbeschreibung für das Landgericht Greding, die am 1., 11. und 12. September 1818 aufgenommen wurde, enthält ebenfalls eine Numerierung. Diese Grenze verläuft durch den Workerszeller Forst vorbei an Seuversholz-Wachenzell-Rapperszell-Hirnstetten-Erlingshofen-Euerwang-Heimbach zum Schuhberg bei Mettendorf. An die vier ausgebauten Fernstraßen sind dabei größere „Grenzpyramiden“ gesetzt worden.

2. Die Geleitsteine, welche das „Geleit“ und die „gleitliche Obrigkeit“ vermarken. Das Geleit war ein Recht, daß der Kaiser an Fürsten oder Herren von Adel auf „freier Straße“ (Reichsstraßen) vergab. Diese hatten die Reisenden auf dieser Straße mit bewaffneter Hand gegen Entgelt zu geleiten und vor feindlichen Angriffen zu schützen. Auch die Geleitsteine sind mit Wappen, Jahreszahlen und oft mit dem Wort „Gleit“ dekoriert. Ein solches Geleitsrecht bestand von Nürnberg, über Kornburg, Leerstetten, Schwand, Meckenlohe, Haimpfarrich, Hilpoltstein usw. in den Süden. Ein berühmter Fall von Geleitsrechtsverletzung, bei dem der Lübecker Kaufmann

Schlüter zu Tode kam, ereignete sich 1646 zwischen Jahrsdorf und Weinsfeld. In mehreren Gemarkungen wie Eysölden, Stauf, Tandl und Waizenhofen, sind noch heute in den Flurnamen Stücke dieser „Hohen Straße“ nachweisbar.

3. Die Freiungssteine bezeichnen besondere Freiheiten wie das Asylrecht, derer man sich in einem gewissen Bezirk bedienen konnte. Auch diese Steine tragen meist die Jahreszahl ihrer Aufstellung und waren gewöhnlich symbolisch mit einem Beil, einer abgehackter Hand oder dem kaiserlichen Wappen versehen, manchmal auch mit dem Wort „Freiheit“. Im Landkreis Roth ist ein solcher Säulen-Stein heute noch am Fuße des Heidenberges in der Nähe eines Weiher bei Ungerthal zu finden. Auch in der Stadt Roth und bei der Reichsburg Landeck (heute nur noch Burgstall bei Thalmässing) sollen solche Freiungen bestanden haben.

4. Die Forststeine, die die forstliche Obrigkeit an Waldungen bezeichnen, trugen meist die Jahreszahl der Steinsetzung. Oft findet man auch die Wappen der Forstherren und eine fortlaufende Numerierung. Das Frauenkloster Marienburg in Abenberg hatte ihren Wald „Himmelreich“ mit Steinen, die die Buchstaben „MB“ tragen, markiert. Auch Steine mit „KW“ sind noch zu finden. Sie bedeuten „Königlicher Wald“ und wurden von 1806 bis 1918 in den Bayerischen Königlichen Wäldern gesetzt. Mit dem Ende des Königreiches kamen neue Steine mit StW (Staatswald), die bis heute noch Bestand haben. Die alten Grenzmarken sind noch aus Naturstein, die neuen sind jetzt billiger, nämlich aus Beton gegossen.

5. Die Jagdsteine, mit denen ein Jagdrecht ohne Anteil an der Forstobrigkeit und abweichend von der Forstgrenze abgemarkt wurde. Solche Steine findet man noch in Dürrenmungenau bei Abenberg; diese werden im Volksmund „Küchenjagdsteine“ genannt. Da wäre auch noch ein Jagdstein bei der Guggenmühle, heute Markt Allersberg, der mit einem eingemeißelten Jagdhorn gut gekennzeichnet ist.

6. Die Flur- oder Markungssteine, welche die Gemarkungen von Kommunen unter-



Abb. 3: Gerhard Schieferdecker, von der Deutschen Steinkreuzforschung, an einem Fraisch-Läuferstein der brandenburg-ansbachischen Oberamtsgrenze Stauf-Landeck.

Photo: Ernst Wurdak.

scheiden. Damit waren auch die Niedergerichtsrechte, Zwing und Bann verbunden. Noch heute gehen mit solchen Grenzmarken kommunale Rechte und Pflichten wie zum Beispiel Personenstandsbeurkundungen einher. Alte Gemeindegrenzsteine von aufgelösten Gemeinden sind noch relativ oft zu finden. Ihre Aufstellung im 19. Jahrhundert und die Gebietsreform vor vierzig Jahren sind in der Abmarkungsgeschichte noch relativ jung. Die alten Gemeindegrenzen sind noch im Bewußtsein der älteren Bevölkerung.

7. Die Zehntsteine, die das Zehntrecht, den Bereich für Abgaben an eine Kirche, dokumentierten. Solche tragen an der Seitenfläche einen Kelch, später auch die Zeichen weltlicher Zehntherren bzw. Patronatsherren. Findet man einen solchen, dann ist dort nicht, wie oft geglaubt wird, ein Pfarrer begraben, sondern hier bestand Kirchensteuerpflicht.

8. Die Hut-, Trieb- oder Weidesteine zur Abmarkung des Viehtriebs und der Weidgangsgerechtsame waren meist mit der Jahreszahl ihrer Errichtung, mit fortlaufender Nummer und oft auch mit einem Schafskopf versehen. Manchmal wurden diese Steine auch durch tiefe Löcher ersetzt. Zwischen Hauslach und Moosbach in der Nähe der Wal-

dung „Lustenau“ sollen 1932 noch solche Begrenzungslöcher bestanden haben. In Wendelstein und Großeingarten sind Triebsteine heute noch nachweisbar und existent. Hatte jemand irrtümlich seine Tiere in das Gebiet der Nachbarhut getrieben und wurde dabei gestellt, konnten Tiere oder Sachen wie Glocken beziehungsweise der Besitz der Hirten gepfändet werden. Die Pfänder mußten als Schadensausgleich teuer ausgelöst werden. Zahlreiche Hutzstreitigkeiten von Gemeinden sind oberamtlich dokumentiert, wie zum Beispiel der von 1458 um das Htrecht auf dem Kühberg zwischen den Gemeinden Weinsfeld, Eysölden und Offenbau.

9. Die Scheidsteine standen an den Straßen und zeigten die Breite, heute würde man wohl Widmung sagen, an. Landstraßen hatten 24 Fuß Breite, 16 Fuß hatten die Vizinalstraßen (Gemeindeverbindungsstraßen) und 8 Fuß die öffentlichen Wege. An Breitenangaben kann man heute noch die frühere Bedeutung mancher alten Wege und Straßen erkennen. Ein bayerischer Fuß, der bis 1875 als Maßeinheit benutzt wurde, hatte 291,86 mm, also knapp dreißig Zentimeter.

10. Die Gütersteine zur Bezeichnung der Äcker-, Wiesen-, Wald und Grundstücks-grenzen sind oft mit einem Kreuz (Warnsymbol) auf dem Steinkopf gezeichnet. Heute sind solche Steine meist aus Granit aus dem Baye-rischen Wald. Der Maierbauer aus Metten-dorf bei Greding signierte stolz seine Hof-steine mit „MB M“. Sie sind heute noch er-halten.

11. Wassersteine (oder auch Eichpfähle) zeigen Gewässer- oder Fischrechts-grenzen an. Sie weisen meist das Bild eines Fisches, manchmal auch St. Petrus auf. Auch hierzu findet man manche Streitigkeit in Oberamts- bzw. Pflegamtsakten. Eine solche Streitigkeit ist auch am Rothbach zwischen Unterrödel und der Rothmühle amtlich geworden. An der Königshofmühle, damit ist die alte Mühle bei Wendelstein gemeint, die im 14. und 15. Jahr-hundert als Reichslehen erscheint, wurden 1535 und 1672 Eichpfahlsetzungen mit einer Höhe von 22 Zoll (1 Zoll = 2,54 cm) beur-kundet.

12. Die Loch- oder Schnursteine im Mark-scheidewesen der Bergwerksbetriebe doku-mentieren alte herrschaftliche Bergwerks- und Grubenrechte. Solche mittelalterlichen Berg-werksgruben bestanden bei Laibstadt, heute Stadt Heideck.

Grenzsteinfrevel

In Deutschland wird nach dem Strafgesetz-buch das Entfernen, die Unkenntlichmachung oder die Versetzung eines Grenzsteins in der Absicht, einem anderen Nachteil zuzufügen, mit einer Geld- bzw. Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Das unbefugte Verändern oder Entfernen von Grenzzeichen stellt zudem nach den Vermessungs- und Kataster-gesetzen der Bundesländer eine Ordnungs-widrigkeit dar. Der Rechtsbrauch des Stein-setzens hat somit bis heutigentags einen hohen Stellenwert. Um das unrechtmäßige Versetzen der Grenzsteine zu verhindern bzw. nachwei-sen zu können, wurden die Steine von den Steinsetzern mit sogenannten „Zeugen“ gesich-tert. So manche Sage rankt sich um „Grenz-steinfrevler“. Solcher Frevel konnte in frühe-ren Zeiten sogar mit dem Tod bestraft werden. Zum Schutz von Grenzsteinen trug auch der Aberglaube bei, daß Grenzsteinfrevler im Jen-seits keinen Frieden fänden, sondern weiter beim Stein umgehen müßten. Manches Ge-dicht wurde darüber verfaßt. Auch in Sagen oder Märchen kommen die „Steintrücker“ vor.

Neue Vermessungstechniken erfassen Grenzverläufe seit dem 19. Jahrhundert exakt in Karten. Diese gelten als verbindliche Do-kumente für den Grenzverlauf. Den Staatli-chen Vermessungsämtern in Bayern obliegt die Aufgabe der Landesvermessung, das Fest-stellen und Abmarken von Flurstücks- und Gemeindegrenzen sowie die Sicherung gefährdeter Grenzzeichen (lt. Vermessungsge-setz Bayern). Heute sind alte Grenzsteine auf-gelassener Grenzen gefährdete Kulturdenk-mäler. In Bayern fallen solche Steine sogar unter die Baudenkmäler und ihr Entfernen oder ihre Zerstörung kann durch das Denk-malschutzgesetz mit hohen Geldstrafen belegt werden. Sie sind durch das Landesvermes-sungsgesetz an ihrem Standort geschützt. „Gemerke“ waren einst zahlreich, doch im-mer mehr verschwinden auch sie. Alte Grenz-

marken und ihre Standorte zu dokumentieren, ist folglich eine wichtige Voraussetzung, ihren Erhalt zu sichern. Dr. Karl Röttel aus Eichstätt ist ein Grenzsteinspezialist unserer Gegend; er hat bereits viel dafür getan und darüber veröffentlicht. Ein guter Schutz solcher alten Steine sind sozusagen „Paten“ aus der Bevölkerung, wie zum Beispiel Gerhard Schieferdecker aus Thalmässing, Johann Gerngross aus Thalmässing-Eysölden, Marianne Schröder aus Spalt-Wernfels, Ernst Wurdak und Dieter Popp aus Hilpoltstein und viele andere. Die Landesdenkmalpflege setzt sich in der Bevölkerung ebenfalls für den Schutz der Grenzsteine und die Aufklärung über ihre Bedeutung ein. Wer den Verlust eines Grenzsteines oder eine Beschädigung bemerkt, sollte sich unverzüglich an die Gebietsgemeinde oder an die zuständige Untere Denkmalschutzbehörde bei seinem Landratsamt wenden.

Quellen und Literatur:

Karl Maria von Aretin: Chronologisches Verzeichnis der bayerischen Staatsverträge vom Tode Herzog Georgs des Reichen (1503) bis zum Frankfurter Territorial-Recess (1819); Nr. 92. Staatsvertrag zwischen der Krone Preußens

und dem Kurfürsten von Pfalz-Bayern, die Gränzstreitigkeiten und sonstigen Irrungen zwischen den preußischen Provinzen in Franken und den pfalz-bayerischen Staaten betreffend. Ansbach den 30. Juni 1803. 1838, S. 482–510.

Regierungsvermessungsrat Osiander: Die Siebener und ihre Geheimzeichen, in: „Die Heimat“. Beilage zum „Schwabacher Tagblatt“, Nr. 8/1932.

Nikolaus Philippe: Grenzsteine in Deutschland. Entstehung und Geschichte der Grenzsteine als steinerne Zeugen in Wald und Flur. 2. bearb. Aufl. 2010.

Irmgard Prommersberger: Flur- und Klein- und Kunstdenkmäler-Erfassungsliste Arbeitskreis Landkreis Roth. Begonnen April 2011, 1.600 S. (noch nicht abgeschlossen).

Karl Röttel: Das Hochstift Eichstätt. 1987.

Marianne Schröder (Wernfels): Unveröffentlichte Dokumentation.

Staatsarchiv Nürnberg, Landgericht älterer Ordnung Greding, Rep. 236/7 Nr. 32 h.

Geschichte der Stadt Nürnberg. 1875, S. 219 (1646 Überfall Schlüter).

Jahrbuch für fränkische Landesforschung Bd. 22/23 (1962), S. 126.

Werner und Richilde Werner: Vom Marterl bis zum Gipfelkreuz. Flurdenkmale in Oberbayern. 2. Aufl. 1996.

Bad Neustadt an der Saale – ein Gang durch seine Geschichte (2. Teil)

von
Ludwig Benkert

Der Dreißigjährige Krieg (1618–48) a. Die Jahre 1618–31

In der ersten Phase des großen europäischen Krieges, der in Böhmen begonnen und sich schließlich über Niedersachsen nach Dänemark und an die Ostsee verlagert hatte, war das fränkische Oberland vor allem Truppen-durchzugsgebiet. Das 1619 aufgestellte würzburgische Regiment Baur von Eiseneck kämpfte mit den übrigen Truppen der Liga 1620 erfolgreich in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag; nach Auflösung des Regiments durch den Fürstbischof wurden die Soldaten unter Tillys Truppen eingereiht, der in der Folgezeit – wie Wallenstein – wiederholt seinen Weg durch das nördliche Hochstift nahm.

Da die Einquartierungen und Kriegskosten im Rahmen blieben und den befreundeten kaiserlichen bzw. ligistischen Truppen gewährt wurden, empfand man sie in diesen Jahren nicht als drückende Last. Der Bürgermeister und Ratsherr Valentin Herr, der uns in seiner „Kriegschronik“ die Zeiteignisse in und um Neustadt berichtet, beginnt seine eigentliche Chronik darum mit dem Jahre 1631, in dem das große „Unglück“ seinen Anfang nahm: der Leidensweg einer Bürgergeneration, der in der Geschichte der Stadt nicht seinesgleichen hat.¹ 1631 zählte die Bürgerschaft von Neustadt 326 Mannschaften (= Haushaltsvorstände) und 64 Witwen.

b. Die schwedisch-weimarerische Zwischenregierung (1631–34)

Am 6. Oktober 1631 brach Gustav Adolf von Erfurt auf, überquerte den Thüringer Wald, ließ Merkershausen in Brand stecken und zwang am 9./10. Oktober die Festung Königshofen zur Übergabe. Während Gustav Adolfs Zug dann über Schweinfurt nach Würzburg ging, erschien sein General Baudis am 11. Oktober vor Neustadt. Die Bürger waren bereit, die Stadt zu verteidigen; angesichts der starken feindlichen Heeresmacht übergaben jedoch die Ratsherren die Stadt dem Feind gegen eine Brandschatzungssumme von 10.000 Talern. All ihr Silbergeschmeide (3 Lot um 1 Taler) sollen die Bürger damals drangegeben haben, um die Summe aufzubringen. Der schwedische Oberst Febronius und Oberstleutnant Pfuhl blieben mit 300 Mann bis zum 22. Oktober in Neustadt; dann folgten sie dem schwedischen Hauptheer nach. Neustadt mußte den Schweden 4.500 Reichstaler schuldig bleiben. Zwei Tage später streiften kaiserliche Kroaten durchs Umland. Am 25. Oktober kamen sie nach Wechterswinkel. Dort fanden sie zahlreiche lutherische Bauern aus dem Hennebergischen, die das Kloster plünderten und den Raub auf 30 Wagen fortführen wollten. Die Kroaten alarmierten die hochstiftischen Bauern in den Nachbarorten, zogen mit diesen nach Wechterswinkel und erschlugen die Plünderer. Die 62 erbeuteten Pferde teilten sie auf dem Neustädter Marktplatz auf und ritten danach wieder davon.

Am 28. Oktober nahmen fünf Kompanien zu Pferd vom schwedischen Regiment Baudis in Neustadt für 14 Wochen Quartier, erpreßten die Bürger und führten „mit Fressen, Sauen und Huren“ ein Leben, „das von den Christen ist nicht erhört worden“. Die Stadt mußte zu den noch ausstehenden 4.500 Talern den Rittmeistern weitere 2.000 Taler erlegen. Als die fünf Kompanien nach 14 Wochen abmarschierten, versammelten sie sich mit 1.400 Pferden auf dem Marktplatz zu Neustadt und nahmen an Wein und Getreide mit, was sie nur konnten, so daß viele Bürger nicht einmal mehr ein Brot im Hause hatten. Die Gesamtkosten beliefen sich für Neustadt auf 45.000 Taler. Da auch Zugvieh requiriert worden war,

konnten die Ackerbürger von Neustadt im Frühjahr 1632 nur acht Pflüge zur Feldbestellung aufbringen.

Nach Einnahme des Hochstifts Würzburg durch die Schweden wurde am 3. Dezember 1631 in Würzburg eine schwedische Regierung unter Graf Solms gebildet, die aus drei königlichen Statthaltern, sechs adligen, sechs gelehrten und weiteren (Regiments-)Räten bestand. Am 8. Dezember mußte auch Neustadt der schwedischen Krone huldigen. Nach Abzug der fünf schwedischen Kompanien war Neustadt dann dem schwedischen Obristen Veit Truchseß zum Musterplatz angewiesen worden.

Am 11. April 1632 kamen die beiden Hauptleute Schobersdorf und Melchor nach Neustadt, warben hier zwei Kompanien zu Fuß und lagen mit diesen drei Monate im Quartier. Die Kosten für die Stadt beliefen sich auf 6.700 Taler.

Am 9. Juli machte Oberstleutnant Vischga, ein „unchristlicher Bluthund“, kraft königlich-schwedischer Ordre Neustadt zum Musterplatz für sein Regiment. Er legte drei Reiterkompanien und den Regierungsstab in die Stadt und ging unnachsichtig gegen Rat und Bürgerschaft vor.

Auch in Waldaschach, das ihm gleichfalls als Musterplatz angewiesen war, regte sich Widerstand; dort wurden die schwedischen Reiter mit Spott abgewiesen. Da zog Vischga sein Regiment zusammen und überfiel die Bauern im Waldgebiet bei Nacht; neun Bewohner aus Waldfenster kamen dabei ums Leben. Dann kehrte das Regiment zur Siegesfeier nach Neustadt zurück. Vom 9. Juli 1632 bis 16. Mai 1633 lag Vischgas Regiment auf Kosten der oberländischen Ämter in Neustadt. Kosten: 155.000 Taler, davon Anteil der Stadt Neustadt 25.026 Taler. Als Vischga vom Aussatz befallen wurde, sah man dies als Strafe Gottes an. Übrigens sei das Regiment der Krone Schweden nicht für 10 Taler nützlich gewesen; es wurde später von der kaiserlichen Armee völlig aufgerieben.

Am 17. Juli 1632 rückte der Landgraf von Hessen mit seiner 3.000 Mann starken Armee heran. Hofstaat und Obristen nahmen in Neustadt Quartier, die Reiterei und ein Teil

des Fußvolkes lagerten in Bastheim und den wechterswinklischen Klosterdörfern, die übrigen Völker in Hollstadt, Heustreu, Wollbach, Brend und Lorenzen. Die Hessen blieben nur zwei Tage, doch nahmen sie das „*Sanctum*“ aus der Kirche und plünderten diese. Die Unkosten der Stadt Neustadt veranschlagte man auf 825 Taler.

Am 24. Juli 1632 wurde in Neustadt Veit Ulrich von Wetzhausen als schwedischer Amtmann vorgestellt. Als schwedischer Keller wurde am 31. Juli 1632 der Bärenwirt von Schweinfurt präsentiert. Dieser hieß eigentlich Johannes Merk und gehörte zu den 120 Hammelburger Exulantenfamilien, die 1604 unter Verweigerung der Rückkehr zum katholischen Glauben ihre Heimatstadt verlassen hatten.

Beider Herren Amtszeit währte nicht lange. Am 20. Dezember 1632 wurden die Amtsuntertanen des Amtes Neustadt aus der unmittelbaren schwedischen „*Pflicht*“ entlassen und mußten dem Grafen Albrecht zu Hanau und Schwarzenfels als schwedischem Unterherrschen huldigen. Der schwedische Amtmann Veit Ulrich Truchseß von Wetzhausen zog ab; an seine Stelle trat der Amtsverweser Georg Leipold, „*ein fromer man*“, der sich der Untertanen mit Fleiß und Eifer annahm. Er starb in Neustadt und wurde in der Pfarrkirche begraben. Als Kammersekretär setzte der Graf einen gewissen Ludwig Reinholt ein. Dieser hatte alle Gefälle von den Untertanen einzunehmen, auch die monatliche Contribution von Stadt und Amt (400 fl.), womit die angewiesenen Regimenter zu bezahlen waren. Auch einen Centgrafen mit Namen Ebhart hatte man der Cent Neustadt zugewiesen. Dieser hatte nichts zu tun und ergab sich folglich dem stillen Trunke, bis er – fast blind – schon am 20. Juni 1632 von dem schwedischen Zollbereiter Georg Ernst Steiger abgelöst wurde. Trotz zahlreicher Ausschreitungen waren die Katholiken in der Ausübung ihrer Religion nicht wesentlich gehindert.

Vom 26. August bis 9. Oktober 1633 nahm ein Rittmeister vom Regiment des Herzogs Ernst von Weimar mit 50 Pferden in Neustadt Quartier (Unkosten: 1.626 Taler). Danach folgte Rittmeister Baudis vom holochischen Regiment mit 40 Pferden und erpreßte von Stadt und Amt 1.600 Taler Monatsgeld,

die aber der Graf von Hanau schon einmal durch seinen Kammersekretär hatte einheben lassen. Weiter traf am 26. Oktober ein Leutnant vom Regiment Sperreuter mit 20 Preßreitern ein und legte seine „*Geldanweisung*“ vor. Diese beiden letztgenannten Regimenter sollten laut Anweisung 4.000 Taler von der Stadt erhalten. Ihre Preßreiter blieben bis zum 28. Januar 1634, hielten muntere Zechgelage mit Musik und Tanz, so daß die Stadt schließlich statt der angewiesenen Taler insgesamt 5.326 Taler aufbringen mußte.

Nach den Preßreitern kam Herzog Bernhard von Weimar mit seinem Stallmeister und sechs Pferden nach Neustadt und nahm drei Wochen Quartier. Ihm folgte am Aschermittwoch 1634 das Regiment Herzog Ernsts von Weimar. Der Regimentsstab und 1 ½ Kompanien logierten in der Stadt. Sie ließen sich's gut gehen, blieben den ganzen Sommer, und als sie gegen den Feind nach Forchheim und Nürnberg abkommandiert wurden, behielten sie ihr Neustädter Quartier bei, wo sie auch die „*Stöß*“ heilten, die sie im Kampf empfangen hatten. Nach der Niederlage bei Nördlingen rückten sie im September 1634 ab (Gesamtkosten: 11.229 Taler). Damit bestimmte Geldforderungen auch eingelöst würden, nahmen die Weimarer den früheren hochstiftlichen Keller Hahn von Neustadt als Geisel mit.

Zwei Tage und Nächte hatte auch der Sohn des schwedischen Reichskanzlers Oxenstjerna mit seinem Regiment in Neustadt und den umliegenden Dörfern im Quartier gelegen. Um diese Zeit setzte der Graf von Hanau einen Landhauptmann und einen neuen Centgrafen nach Neustadt. Diese wollten die Amtsuntertanen angesichts der vom kaiserlichen Heer drohenden Gefahr wieder bewaffnen; auch ließen sie Bollwerke vor die Stadttore bauen. Dem Stadtrat nahmen sie das Handgelöbnis ab, in der Stadt zu bleiben, was immer auch geschehen werde. Als aber die kaiserlichen Kroaten im Umland auftauchten, machten sich die Hanauischen mit ihren oberländischen Türhütern am 20. September im Schutze der Nacht heimlich auf und davon. Damit hatte die „*schwedische Gewalt*“ in Neustadt ein vorläufiges Ende gefunden.²

c. Die Jahre 1634–48

Am 20. September 1634 ritten Kroaten unter Oberst Corpus mit 200 Pferden in Neustadt ein. Sie brachten würzburgische Beamte mit und ritten weiter nach Ostheim. Den Ostheimern gelang es, den Angriff abzuwehren, doch verloren sie dabei ihr ganzes Vieh (300 Stück). Dieses ließ Oberst Corpus nach Neustadt führen und verkaufte es auf dem Marktplatz. Da Neustadt von weimarschen Völkern (mit 1.000 Pferden) bedroht war, blieben die Kroaten zum Schutz in der Stadt.

Neuer Amtmann war von Jerkell, der aber schon beim ersten Alarm mit Ratsherren und Bürgern aus der Stadt flüchtete. Die folgenden Scharmützel wurden mit wechselndem Erfolg geführt, doch war der Krieg damit wieder nach Franken zurückgekehrt.

Am 20. Oktober wurde Oberst Hudter dem Amt Neustadt als neuer würzburgischer Amtmann vorgestellt. Nach 14 Tagen aber verließ auch er wieder die Stadt. Erst als der kaiserliche Oberst Schönkirch am 10. Dezember 1634 seinen Regimentsstab und 1 ½ Kompanien Fußvolk in der Stadt für 5 ½ Wochen einquartierte, fühlten sich die Bürger sicher. Schließlich verlegte Generalfeldmarschall Piccolomini seinen Hof- und Generalstab von Schweinfurt nach Neustadt und blieb bis 10. Juni 1635. Man richtete ein kaiserliches Provinthaus in Neustadt ein und führte Getreide und Mehl aus Franken und Bayern hierher. Im Umland herrschte allerdings große Hungersnot. Die Bewohner verzehrten nicht nur das Gras auf dem Felde, sondern sogar Roßkadaver, die dem Schinder übergeben worden waren. Dem Hunger folgte die Pest. Sie raffte in Neustadt 800 Personen – Bürger und Fremde – hinweg.³

Als dritten Amtmann innerhalb eines Vierteljahres erhielt Neustadt Johann Degenhart von Hall zugewiesen. Dieser ältere Herr setzte sich sehr für seine Amtsuntertanen ein. Nach Piccolominis Abzug nahm der kaiserliche Freiherr von Pless mit 46 Pferden für sechs Wochen in Neustadt Quartier und warb Soldaten für seine Reiterkompanie.

Im Sommer 1635 lagerten Oberstleutnant Thüngen und Oberstwachtmeister Dessin mit sechs Reiterkompanien und Oberstleutnant

Wolfsthal mit seinem Dragonerregiment sechs Wochen lang vor der von Schweden besetzten Festung Königshofen. Die Kranken und Invaliden dieser kaiserlichen Völker ließen sich in dieser Zeit in Neustadt kurieren. Oberst Sperreuter kam an Mariae Geburt den belagerten Schweden zu Hilfe und entsetzte Königshofen.

1636 nahm das Auf- und Zureiten mehr und mehr zu. Schließlich erstürmten die Kaiserlichen unter General Hatzfeld die Festung Königshofen und verlangten auch von Neustadt einen finanziellen Beitrag (1.570 fl.). Im April quartierte sich der spanische Oberstleutnant Cavallirer mit seinem bayerischen Regiment für den ganzen Sommer in Neustadt ein. Er bezahlte alle Lieferanten prompt und redlich.

Ihm folgte im Advent Graf Harrach mit seiner Leibkompanie. Dieser erregte durch seine nächtlichen Zechgelage großes Ärgernis. Mit knapper Not entkam Graf Harrach dem eingedrungenen Feind unter Oberst Pfuhl. Die Bürger wollten die Stadt verteidigen, doch die Bürgermeister öffneten das Spörlestor, und die Schweden rückten ein. Als Plündereungsgut nahmen sie an sich, was ihnen gefiel; außerdem verlangte Pfuhl 50.000 Taler Brandschatzung. Da die Bürger diese Summe nicht aufbringen konnten, ließ er das Hohntor, das Spörlestor und den Salzpförtenturm in Brand stecken (30. Dezember 1636), nahm fast den ganzen Stadtrat als Geiseln und zog plündernd aus der Stadt.

Am 17. Februar 1637 kehrte Oberst Pfuhl mit fünf Kompanien nach Neustadt zurück, trieb einen Teil der ausstehenden Brandschatzung ein und zog Richtung Meiningen weiter. General Gelley verfolgte die Schweden, richtete aber nichts aus. Auf dem Rückzug nahm Oberst Graf Schlick am 24. Februar mit fünf Kompanien und dem Regimentsstab in Neustadt Quartier. Der Fürstbischof wies den Oberst mit seinen Soldaten nach Bamberg, doch die Bamberger ließen sie nicht ein. Also kehrten sie nach Neustadt zurück, ließen die Häuser der beiden Bürgermeister, des Stadtschreibers und der Viertelmeister räumen und nahmen in ihnen Quartier.

Während des Jahres 1638 war die Stadt wiederholt mit hochstiftischen Landvölkern zu Roß und zu Fuß belegt und hatte für deren Unterhalt aufzukommen. Da die Jahre 1636, 1637 und 1638 gute Weinjahre waren und die Marketender der Kaiserlichen aus Hessen und dem Hennebergisch-Thüringischen den Eimer Wein für 5 fl. oder 3 bis 4 Taler kauften, kamen die Bürger trotz des Krieges doch immer wieder zu Geld. Also auch in diesem Sinn galt Wallensteins Devise: Der Krieg ernährt den Krieg.

Am 6. Juni 1640 kamen kaiserliche Kompanien, requirierten alles Getreide (mit dem Versprechen späterer Bezahlung) und schickten es zu den kaiserlichen und bayerischen Truppen nach Sulzfeld. Vom 18. bis 21. Juni gab es täglich schlimme Nachrichten. Der schwedische General Baner war mit seiner gesamten Armee in Meiningen angelangt. Am 20. Juni belagerten Pfuhs Regimenter (mit 6.000 Mann) Mellrichstadt, nahmen es – gemeinsam mit Baners Truppen – am 22. Juni ein und plünderten es. Dann rückten die Schweden mit der gesamten Armee bis Unsleben, Hollstadt, ja bis auf den Altenberg bei Neustadt vor.

Die kaiserlichen und kurbayerischen Truppen, die bei Kleinbardorf gelagert und den schwedischen Vormarsch beobachtet hatten, zogen darauf im Eilmarsch nach Neustadt, besetzten die Stadt und die umliegenden Höhen auf der Gegenseite und sperrten den Schweden so den Paß nach Süden. Der kaiserliche Generalstab (unter Erzherzog Leopold) und der Generalstab des kurbayerischen Heeres lagen mit etwa 6.000 Pferden bis zum 15. Juli in Neustadt. Nach Baners Rückzug über Mellrichstadt – Meiningen – Eisenach rückten auch die kaiserliche und die bayerische Armee wieder ab. Da war alles Laub und Gras im Feld verheert und verdorben. Durch vergiftetes Gras kam es in Neustadt zu einem Viehsterben (Wertverlust: 8.000 Taler). Als weitere Folge nahm der Tod auch „etliche feine storcke leudt Vndt Viel kleine Kinder“ mit fort. Zwei Jahre lang mußten die Bürger von Neustadt das Getreide um 4 Königstaler zu Würzburg kaufen. Im August wurde das kaiserliche Provianthaus nach Neustadt verlegt. Von Österreich und Böhmen schaffte

man Mehl herbei und ließ es hier auf die kaiserlichen Regiments-Proviantmeister verteilen.

Als der kaiserliche Reitergeneral Biltehoss am 26. Februar 1641 durch Neustadt nach Schweinfurt zog, befahl er dem Ortskommandanten Mosheim ernsthaft, die Neustädter Vorstadt samt Spital und Kirche – wohl des besseren Schußfeldes wegen – abzubrechen oder abzubrennen. Am 4. März begann Mosheim mit der Ausführung des Befehls.

Vom 26. September 1642 bis 22. Januar 1643 lagen drei kaiserliche Kompanien zu Fuß und eine zu Pferd in Neustadt (Unkosten: 2.700 Taler). Am 22. Oktober zogen sie nach Königshofen und von dort am 24. Oktober weiter nach Meiningen gegen die Schweden. Drei Tage später kehrten sie jedoch, ohne Meiningen genommen zu haben, in ihre Quartiere zurück.

Im Dezember 1642 flohen die Bewohner des Umlandes wieder in großer Zahl nach Neustadt, da die weimarschen Völker sich von der schwedischen Armee trennten und in Richtung Gemünden den Franzosen zuzogen. Am 28. Dezember 1642 früh um 9 Uhr stand der Feind mit 500 Pferden vor Neustadt und war willens, die Stadt einzunehmen. Die in der Stadt einquartierten Reiter und Fußsoldaten unternahmen jedoch mit der Bürgerschaft einen beherzten Ausfall, vertrieben den Feind von der Herschfelder Au, und als er sich auf dem Schloßberg festsetzen wollte, auch von dort. Darauf lieferte man ihm eine offene Feldschlacht, die bis drei Uhr nachmittags dauerte, und überfiel den Feind nach Einbruch der Dunkelheit dazu noch in Unsleben. Dabei machten die Soldaten (von Neustadt) zahlreiche Gefangene. 28 feindliche Soldaten mußten in diesem Kampf ihr Leben lassen, von den Neustädtern wurde – nach Angaben des Chronisten – nicht ein einziger verwundet.

Im Lauf des Januar 1643 wurden die zu Neustadt stationierten Truppen abgezogen; dafür legte man einen Fähnrich aus Königshofen mit 25 Mann von der hochstiftisch-geistlerischen Kompanie in die Stadt. Am 19. Mai 1643 versetzte der schwedische Generalmajor Königsmarck mit 3.000 Reitern das fränkische Oberland in großen Schrecken. Er

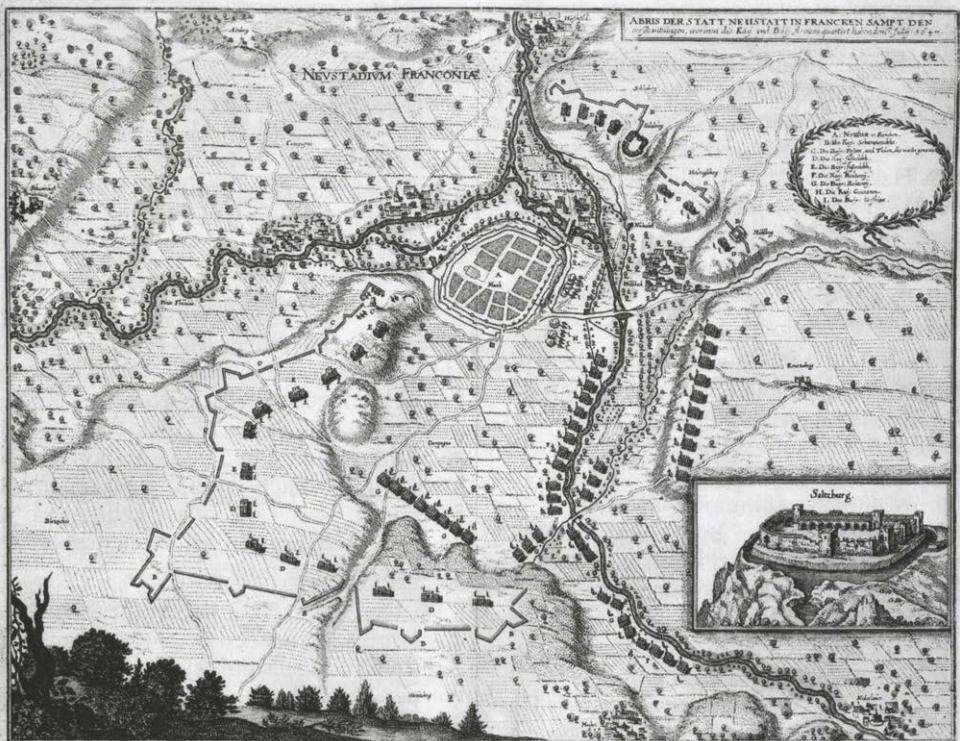


Abb. 1: Verschanzung der kaiserlichen und bayerischen Truppen gegen die Schweden um Neustadt 1640.

hatte die Fürsten des Fränkischen Kreises gebrandschatzt. Nun richtete er in Eyershausen bei Königshofen ein Blutbad an und steckte das Dorf in Brand, zog danach gegen Mellrichstadt, wo ihn die Bürger in heftiger Gegenwehr abwiesen, schwenkte darum nach Süden in den Streugrund ein und verbrannte die Orte Ober- und Mittelstreu. Am 22. Mai erschien Königsmarck mit seiner Reiterei und seinen Brandgesellen vor Neustadt, besetzte die geeigneten Ausgangspositionen und ließ seine Reiter am Bletzackerturm halmachen. Die Neustädter nahmen diese aber mit ihrer Artillerie so heftig unter Beschuß, daß sie bald in Richtung Bischofsheim abrückten.

Dem Fürstbischof von Würzburg drohte Königsmarck, er werde ihm das ganze Land in Asche legen, wenn er sich nicht mit ihm „veraccordiere“. Darum kamen am 23. Mai die würzburgischen Abgesandten, am 24. Mai der schwedische Kommissär nach Neustadt

und führten bis zum 29. Mai Unterhandlungen. Schließlich gab man das Ergebnis bekannt: Das Hochstift Würzburg zahlte an die Schweden 30.000 Taler Brandschatzung (Anteil Neustadts: 900 Taler). Bis zur völligen Bezahlung der Summe räumte das Hochstift den Schweden als Pfand die Stadt Mellrichstadt ein. Die Schweden hielten sich jedoch nicht an die Abmachungen, obwohl man ihnen keinen Heller schuldig geblieben war, sondern nahmen auf ihren Streifzügen Menschen und Vieh gewaltsam weg.

Zu der hochstiftischen Garnison in Neustadt unter Hauptmann Sallus kamen am 12./13. Januar 1644 noch zwei kaiserliche Kompanien unter Oberst Königseck (80 und 160 Pferde stark) ins Quartier. Sie blieben bis zum 9. Juni. Am 16. August zog die hochstiftisch-sallische Kompanie von Neustadt aus und die goppische ein. Auch diese erhielt monatlich 300 Reichstaler. Im Laufe des August

traf noch ein Rittmeister ein und warb in den beiden folgenden Monaten eine Kompanie zu 100 Pferden.

Die Nachricht von der Niederlage der Kaiserlichen bei Jankau in Böhmen kam am 6. März 1645 nach Neustadt. Bald war wieder Krieg im Land. Schon am 26. März fiel ein schwedischer Trupp in Hollstadt ein. Der würzburgische Rittmeister Radlitz, der seine neu geworbene Reiterkompanie am Tag zuvor von Waldaschach nach Neustadt verlegt hatte, führte seine Reiter hinaus, mußte aber erkennen, daß er dem Feind an Zahl unterlegen war. Beim Rückzug in das Stadtfeld von Neustadt stießen die würzburgischen Reiter bei der Flurlage Stein auf einen starken Trupp des schwedischen Regiments Reichswald. Es kam zu einem Scharmützel auf freiem Feld, in das von der Stadt her auch die Musketiere eingriffen. Die zahlenmäßig überlegenen schwedischen Reiter zwangen die Kompanie Radlitz durch einen kraftvollen Angriff zur Flucht in die Stadt. Den Musketieren war eine Flucht unmöglich. Sie wurden von den Schweden bis zum abgebrochenen Siechenhaus verfolgt; dort auf den Siechenländern mußten zehn Fußknechte ihr Leben lassen. Anschließend steckte der Feind die Dörfer Brend und Lorenzen in Brand und zog brandschatzend über Kissingen, Münnsterstadt zurück nach Heustreu, wo er am 28./29. März Quartier nahm.

Nach wiederholten Drohungen der Schweden sandte der Fürstbischof eine Abordnung zu Verhandlungen mit Reichswald nach Heustreu (4. April). Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, hatten die Schweden am Morgen das Dorf Herschfeld in Brand gesteckt und zu einem Drittel in Asche gelegt. Bereits mittags um 1 Uhr verkündete ein Trompeter den Neustädtern das Ergebnis der Beratung: Die Ämter Neustadt, Mellrichstadt, Fladungen, Bischofsheim, Münnsterstadt und Aschach haben täglich dem schwedischen Regiment Reichswald nach Römhild zu liefern 2.000 Pfund Brot, 1.000 Pfund Fleisch, 2.000 Maß Bier, 1.000 Maß Korn, 250 Maß Hafer, 10.000 Pfund Heu. Die Lieferung erfolgte 16 Tage lang und kostete die Ämter 6.582 fl. Am 6. Mai 1645 rückte Reichswald von Römhild ab.

Zur goppischen Kompanie in Neustadt wurde am 24. März 1646 eine bayerische Kompanie Dragoner gelegt. Diese Soldaten stellten den Bürgern zur Frühjahrssfeldbestellung ihre Pferde zur Verfügung, sonst hätte – wie der Chronist meint – in diesem Jahr das Feld kaum bebaut werden können. Am 28. März traf ein Kommissar aus dem kaiserlichen Hauptquartier ein und forderte bestimmte Lebensmittelieferungen; denn die kaiserliche und die bayerische Armee rückten heran. Neustadt erhielt eine weitere Kompanie bayerischer Reiter, und am 3. Mai nahmen kaiserliche Regimenter in den Dörfern der Umgebung Quartier: je ein Regiment in Salz, Niederlauer, Burglauer, Eichenhausen und Wülfershausen. Das Gras auf den Wiesen im Saalgrund bei Neustadt wurde völlig zertreten; die Heuernte fiel aus.

Am 1. Juni brachen die Regimenter auf und zogen der kaiserlichen Armee zu. Die kaiserlich-bayerische Armee konnte dennoch die festen Pässe bei Frankfurt/Main nicht halten; so drang die vereinigte französisch-schwedische Armee nach Franken vor, nahm Würzburg ein und zwang den Fürstbischof, sich zum Freund zu erklären.

In seiner Geldnot legte dieser im September 1646 einen Accis auf Wein, Brot und Fleisch. Auch verlangte er von Neustadt ein Darlehen von 2.000 Reichstalern, das er nach eindringlichen Bitten einer Bürgerdelegation auf 1.000 Reichtaler reduzierte. Auch diese Zahlung mußte er im Dezember durch einen Einspänner herauspressen.

Das Jahr 1647 war insgesamt ein schweres Preßjahr. Eine Forderung folgte der anderen; hinzu kamen ständig Durchzüge und Einquartierungen: Am 2. Januar 1647 ritt der schwedische Generalmajor Wrangel durch Neustadt und nahm mit seinen Offizieren hier das Frühmahl ein. Am 21. Januar übersandte der schwedische Generalmajor Löwenhaupt der Stadt Neustadt eine Forderung auf Lieferung von Brot, Hafer, Wein und Bier. Das schwedische Standquartier verlegte er von Schweinfurt nach Salzungen. Am 15. Februar marschierte der schwedische General Brandt durch Neustadt und blieb für eine Nacht. Am 6. März übernachtete der schwedische Oberst Holzmöller in Neustadt. Am 15. März traf

der neue Fürstbischof Johann Philipp von Schönborn, von Königshofen kommend, in Neustadt ein und nahm am folgenden Tag die Erbhuldigung von Stadt und Amt entgegen.

Seit April 1647 lag die ganze schwedische Armee in Franken. Neustadt hatte für Quartier und Unterhalt von zwei Regimentern des schwedischen Generals Wrangel aufzukommen. Auch mußte es wiederholt die Schweden in Geldersheim und Römhild mit Pferden, Rindern, Kälbern, Lämmern, Hühnern, Enten und allerhand Lebensmitteln beliefern.

Am 24. April erfolgte der Durchmarsch der Hessen zur schwedischen Hauptarmee, 14 Tage später der Rückmarsch. Auch die Thüringischen fügten dem Land erheblichen Schaden zu. Am 4. August langten die „*rebellischen weimarischen Völker*“ vor Neustadt an. Sie hatten keine Offiziere, nur Unteroffiziere. Ein schlichter Reiter war ihr Oberst. Doch herrschte gute Disziplin. Am 18./19. Dezember marschierten bayerische Truppen (mit 2.000 Soldaten und 1.000 Pferden) an Neustadt vorüber; ihre Obristen nahmen das Mittagessen in Neustadt ein. Zwei bayerische Reiterkompanien gingen im Amt Neustadt ins Winterquartier (bis 8. Februar 1648).

Mit dem Vorbeimarsch von 36 kaiserlichen Regimentern am 5. Februar 1648 den Heuweg herab in Richtung Münnsterstadt begannen die Truppenbewegungen um Neustadt im letzten Kriegsjahr. 40.000 Pfd. Brot mußte Neustadt an diesem Tag backen lassen. Am 9. Februar folgte erneut eine starke kaiserliche Einheit. Eine Woche später (16. Februar) erschien der schwedische Generalproviantmeister und überbrachte seine Lieferforderungen. Am 21. Februar gingen 51 Wagen mit Proviant, am 28. Februar 65 Wagen mit Wein und Brot von Neustadt ins schwedische Lager zu Schweinfurt ab.

Am 9. März übernachteten zwei schwedische Generäle samt Ordonnanzen in Neustadt. Man fürchtete schon, die fünf in Heustreu und Wollbach stationierten schwedischen Reiterregimenter könnten in Neustadt einfallen. Sie marschierten aber am folgenden Tag weiter ins Bayerische. Am 21. März zog ein schwedisches Regiment an Neustadt vorüber

nach Mellrichstadt; am 29. März folgten ihm 15 schwedische Kompanien. Mit großer Begleitung hielt am 29. Mai die Gemahlin des schwedischen Generals Königsmarck Einkehr in Neustadt; tags darauf kam der tolle Landgraf Friedrich von Hessen mit 400 Pferden und mehreren Obristen. Seine Wagen ließ er von den Neustädtern nach Meiningen führen, er selbst nahm zum Abschied noch ein Fuder Wein mit.

Um diese Zeit kam der Glockengießer Jean Maillard aus Toul nach Neustadt und erklärte sich bereit, die alte, schadhafte Glocke der Pfarrkirche umzuzießen. Er schloß mit den zuständigen weltlichen und geistlichen Herren einen Kontrakt über eine 30 Zentner schwere Glocke gegen einen Lohn von 100 Reichstalern. Der Pfarrer bereedete ihn jedoch, noch 15 Zentner zuzulegen. Da die alte Glocke nur 12 Zentner wog, fehlten 33 Zentner Glocken-Speise, was zu allerhand Mißhelligkeiten führte. Schließlich halfen die verbrannten Dörfer Evershausen und Großbardorf leihweise mit Glockenspeise aus. So konnte die 45 Zentner schwere Glocke am 29. Mai auf dem Damm vor dem Hohntor gegossen, am nächsten Tag aus dem Ofen gebracht und am 16. Juni aufgehängt werden. Die Weihe zu Ehren Johannis Baptistae erfolgte am 25. Juni durch Abt Valentin von Bildhausen. Noch heute erklingt die große „*Friedensglocke*“ an hohen Festtagen vom Turm der Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt.

Der Kriegslärm hatte sich nach Bayern und Böhmen verzogen; im Oberland herrschte Ruhe. Endlich – am 11. November 1648 – wurde der von allen heißersehnte Friede von der Kanzel verkündet. Am gleichen Tag kam der fürstbischofliche Abgesandte von Vornburg in die Stadt und würdigte die Verdienste des Fürstbischofs von Würzburg am Zustandekommen des Friedens von Münster.

Die Kriegskontributionen wurden durch die „*Friedensgelder*“ abgelöst. Die goppische Kompanie blieb bis Ende 1649 in Neustadt. Noch das ganze Jahr 1649 über zogen die abgedankten Völker durch die Stadt. Die Kriegskosten für die Stadt Neustadt in den Jahren 1631 bis 50 beliefen sich nach den Angaben des Chronisten Herr auf 392.007 ½ fl. 3 lb. 10 dn. Viel mehr aber als all die materiellen

Schäden zählte der Verlust an Menschenleben. Wenn der mit 150 Haushaltungen angegebene Bevölkerungsverlust zutreffen sollte, dann hätte Neustadt in diesem Krieg 38,47% seiner Bevölkerung verloren.

Vom Ausgang des 30jährigen Krieges bis zum Ende des Hochstifts (1648–1802)

In dieser Zeit erfuhr die Stadt Neustadt einen weiteren Bevölkerungsrückgang. Im Pestjahr 1669 starben 143 Menschen; eine unbekannte Zahl von jungen Leuten nennt die Stadt seit 1731 als Auswanderer in die Ost- bzw. Südostgebiete der habsburgischen Donaumonarchie (nur zehn von diesen sind unnamentlich bekannt).

Der vorausgegangene lange Krieg, die hohen Kriegskosten und die teuren Zeiten hatten den Bürgern nur wenig Geldmittel belassen, weshalb auch größere Baumaßnahmen in der unmittelbaren Nachkriegszeit unterblieben. Erst allmählich ging man daran, die Stadtbefestigung (eingestürzte Mauern und verbrannte Tortürme) wieder instand zu setzen. 1678 baute man den Spörleinstorurm in fünf Stockwerken (90 Fuß hoch, 34 Fuß breit, mit 6 Fuß starken Mauern im 1. Stock) wieder neu auf und fügte diesem 1741 ein neues Torwarthaus hinzu.

Dann ging man auch an die Erneuerung der bürgerlichen Bauten, und war dabei – für jeden erkennbar – recht erfolgreich. So beschreibt Hönnns „Lexikon Topographicum“ Neustadt 1747 als „eine mit doppelten Mauern umfaßte feine Stadt“, und Bundschuh spricht 1803 in seinem „Lexikon von Franken“ von dem „sauberen, freundlichen Städtchen, einem der schönsten Landstädtchen Frankens“.

Die Bürger selbst waren sich ihres „goldenen“ Zeitalters wohl bewußt. Die Gastwirte z.B. brachten dies in der Benennung ihrer Häuser zum Ausdruck: Gasthof zum goldenen Schwan (1649), Gasthof zum goldenen Mann (1673), Gasthof zum goldenen Löwen (1674), Gasthof zum goldenen Roß (1767). Die untere Apotheke, bis 1759 im Hause Hohnstraße 1, danach in das Anwesen Marktplatz 13 verlegt,

trug den Namen „Apotheke zum goldenen Engel“.

Vor allem die öffentlichen Bauten setzten aber im Stadtbild bestimmte Akzente: Umbau des ehemaligen Augustinerhofs; Umbau der Karmeliterkirche, Neubau des Klosters; Neubau des Amtshauses nach Abriß von sechs bürgerlichen Häusern; Neubau des städtischen Brauhauses; Neubau der Bildhäuser Zehntscheune nach Blitz einschlag. Vielleicht fragt man sich, wie die umfangreichen Baumaßnahmen damals durch die Bürger finanziert wurden. Hier muß – neben dem erwirtschafteten Eigenkapital – eine frühe Form des Darlehenswesens erwähnt werden, nämlich die gegen Zins gewährte (durch Unterpfand gesicherte) Kleinanleihe beim Stiftungskapital der Kirchen, Klöster, Spitäler, zu Zeiten auch von Einkünften der herrschaftlichen Kellerei. Das Kapital blieb so unverändert erhalten, die Zinsen (Zinsfuß 5%) dienten dem Stiftungszweck.

Was an figürlichem Schmuck aus der Zeit des 17./18. Jahrhundert heute noch in der Stadt vorhanden ist, zeigt weitgehend religiöse Motive. Die meisten Werke stammen wohl von heimischen Bildhauern.

Im 17. Jahrhundert hatte sich auch in den kleinen Staaten die absolutistische Fürstenherrschaft ausgebildet. Im Hochstift Würzburg fehlte jedoch der Verwaltung „der Zug der Unfreundlichkeit und Härte, die der preußischen anhaftet“ (K. Wild). Die auf Gerechtigkeit und Frieden ausgerichtete Herrschaft der geistlichen Fürsten wandelte sich in Franken zum Dienst am Volk. So war, wie das Volk es ausdrückte, schon früh unter dem Krummstab gut leben. Die fürstbischofliche Verwaltung wurde gestrafft, indem man mehrere Ämter zusammenlegte und einem (adligen) Oberamtmann übertrug. Dem juristisch ausgebildeten Amtskeller oblag im einzelnen Amt die Rechtsprechung und das Finanzwesen; unterstützt wurde er vom Amtsgegen-schreiber und Amtsschreiber.

Die Strafgerichtsbarkeit lag weiterhin in der Zuständigkeit des Centgerichts. Die kommunalen Ämter wurden – entsprechend der geltenden Ratsordnung – wie bisher bestellt. Seit 1685 wechselte der Oberbürgermeister im

Turnus von drei Jahren (bei jährlichem Wechsel des Unterbürgermeisters).⁴

Von der Säkularisation bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges (1802–1914)

a. Säkularisation

Die ersten eineinhalb Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts brachten Deutschland eine Reihe einschneidender staatlicher und politischer Veränderungen. Den 2. Koalitionskrieg (1799–81) hatten die Franzosen unter ihrem Ersten Konsul Napoleon Bonaparte für sich entschieden. Im Frieden von Lunéville (9. Februar 1801) wurde ihnen die Abtretung des linken Rheinufers vom hl. Römischen Reich zugestanden. Die Entschädigung der ehemals linksrheinisch begüterten deutschen Fürsten geschah auf Grund des Reichsdeputationshauptschlusses (25. Februar 1803) mit anschließender Ratifikation durch Reichstag und Kaiser und ist als Säkularisation und Mediatisierung bekannt. Das Hochstift Würzburg fiel an den Kurfürsten von Bayern, dessen Truppen am 3. September 1802 – noch vor Genehmigung des Verteilungsplans – eingrückt waren. Am 27. November 1802 hatte Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach auf Schloß Werneck seine Abdankung verkündet. Bis zu seinem Tod 1808 in Bamberg widmete sich der Bischof in den Diözesen Würzburg und Bamberg dann nur noch seinen geistlichen Aufgaben. Auch die Klöster wurden aufgehoben, ihr Vermögen vom Staat eingezogen; die Mönche erhielten entweder eine Pfarrstelle oder wurden mit schmaler Pension in den Ruhestand geschickt.

Am 2. Mai 1803 früh 10 Uhr erschien eine kurfürstlich-bayerische Kommission, bestehend aus dem Amtskeller Papius von Königshofen und dem Amtmann Bauer als Aktuar, im Kloster Bildhausen, verfügte dessen Auflösung und nahm es in Besitz. Nach Räumung des Klosters hatten die Gebäude ihre ursprüngliche Funktion verloren. Die neuen Herren schätzten, vom Zeitgeist durchdrungen, den kulturellen Wert für nichts und beschlossen den Abbruch. 1822 legte man die (1571 geweihte) Peterskirche ein, 1825/26 traf die herrliche Abteikirche das gleiche

Schicksal. Was sich zu Geld machen ließ, kam buchstäblich unter den Hammer.

Auch der Bildhäuser Klosterhof in Neustadt ging mit der Säkularisation in staatliches Eigentum über. Er diente seither (bis 1931) als staatliches Rentamt. Für die Übereignung der dem Kloster ehemals inkorporierten Pfarrgüter und der Zehntrechte hatte der Staat den jeweiligen Pfarrer zu besolden und die Baulast am Pfarrhaus zu tragen.

Im gleichen Jahr 1803 fiel das Karmeliterkloster in Neustadt der Säkularisation und der staatlichen Güterkonfiskation anheim. Da während der langen Bauzeit der Pfarrkirche von Neustadt (1794–1836) der Gemeindegottesdienst in der Klosterkirche gehalten wurde, Kanzel und Empore aber nur vom Konventbau zugänglich waren, hatte es der Fiskus mit der Veräußerlichung der Baulichkeiten nicht eilig. Die Mönche starben allmählich aus oder wohnten außerhalb des Klosters.⁵

b. Neue Gebiets- und Behördenorganisation

Am 8. November 1804 erfolgte im ehemals würzburgischen Gebiet durch die kurfürstlich-bayerische Landesdirektion die Organisation der Landgerichte älterer Ordnung (Einheit von Justiz und Verwaltung) und der entsprechenden Rentämter. Im Zuge dieser Entwicklung wurden am 6. März 1805 die Distriktskommisariate (Überwachungsinstanzen) neu formiert. Dabei wurde das Landgericht Neustadt dem Distriktskommisariat Mellrichstadt zugeteilt. Unter der kurfürstlich-bayerischen Regierung wurde aus dem ehemaligen hochstiftischen Husarenkorps ein Sicherheits-Cordon mit Polizeiaufgaben gebildet. Dieser bestand teils aus Kavallerie, teils aus Infanterie und wurde auf die einzelnen Distrikte verteilt. Diese waren zur Entlastung der Bevölkerung von Einquartierungen gehalten, die Cordonsmannschaft in eigenen Cordonshäusern unterzubringen. Seither wurde das am Spörleinstor gelegene „Cordonshaus“ von allen Vorstehern des Landgerichts Neustadt zur Unterbringung der „Cordonisten“ (1814/15: 3) und der verhafteten Personen (1814/15: 3 Diebe, 2 Schwärzer (=

Schmuggler), 1 Deserteur, 3 Vaganten) angekauft.

Auf Grund des Preßburger Friedens zwischen Frankreich und Österreich (26. Dezember 1805) übergab Bayern das Fürstentum Würzburg an den Kurfürsten von Salzburg und früheren Großherzog von Toskana. Vom 1. Februar 1806 bis 26. Juni 1814 war das würzburgische Land also Großherzogtum. War die bayerische Regierung durch die tief ins Volksleben eingreifenden Maßnahmen und die Ferne des Kurfürsten bei der fränkischen Bevölkerung nicht sonderlich beliebt gewesen, so wurde der Großherzog Ferdinand bei seinem Einzug in Würzburg am 1. Mai 1806 mit großem Jubel begrüßt.

Nachdem Napoleon den 3. Koalitionskrieg (1805/06) siegreich beendet hatte, schlossen sich auf seine Veranlassung und unter seinem Protektorat am 16. Juli 1806 16 deutsche Fürsten zu einer besonderen Konföderation, dem sog. „Rheinbund“, zusammen und sagten sich am 1. August 1806 vom Reich los. Mit der Niederlegung der römisch-deutschen Kaiserkrone durch den (nunmehr österreichischen) Kaiser Franz II./I. am 6. August 1806 endete das Hl. Römische Reich Deutscher Nation.

Die politischen Verhältnisse veranlaßten Großherzog Ferdinand, am 27. September 1806 dem Rheinbund beizutreten und sich dessen Offensiv- und Defensivallianz mit Frankreich anzuschließen. Die Mitgliedstaaten sollten künftig ihre militärischen Kräfte bei jedem Kriege Napoleon zur Verfügung stellen.

Die aus der bayerischen Zeit überkommene Gebietseinteilung in Landgerichte und Rentamtsbezirke ließ der Großherzog unverändert weiterbestehen. Lediglich die Distriktskommissariate wurden so umgebildet, daß sie sich mit den Landgerichtssprengeln deckten. Die den Standesherren und vormaligen Reichsrittern belassenen Mediat- bzw. Patrimonialämter wurden bestimmten großherzoglichen Landgerichten und Rentämtern zugeteilt.

c. Napoleonische Kriege

Dem neuen Landesherrn Ferdinand war keine friedliche Regierungszeit beschieden. Napoleons Truppen sowie die Kontingente

der Rheinbundstaaten marschierten immer wieder durch Franken, und Neustadt lag an der Heerstraße nach Sachsen.

Als seit Juli 1806 die Spannungen zwischen Preußen und Frankreich wuchsen (die am 9. August zur preußischen Mobilmachung führten), kam es erneut zu französischen Truppenbewegungen. Vom 29. Juli bis 25. September 1806 hatte der französische General Lasalle sein Standquartier in Neustadt. Er bewohnte mit seinem Stab das Gebäude des Landgerichts (= Amtshaus) und legte außerhalb der Stadt ein Heerlager mit Reitbahn an. Auch die französischen Generäle Reubelt und Trillard hielten sich Anfang Oktober 1806 kurz in Neustadt auf.

Als der preußische König am 9. Oktober 1806 nach einem unbeantwortet gebliebenen Ultimatum Frankreich den Krieg erklärte, hatte Napoleon seine Truppen von Franken aus bereits in Marsch gesetzt. Mit der Niederlage der Preußen bei Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806) war das Schicksal Preußens eigentlich besiegelt. Am 27. Oktober zog Napoleon in Berlin ein und verkündete von dort aus am 21. November die gegen England gerichtete Kontinentalsperre. Dennoch kämpften die Preußen im Bündnis mit den Russen in Ostpreußen und Polen weiter.

Im Frühjahr 1809 brach zwischen Österreich und Frankreich der Krieg aus, und Ferdinand war als Rheinbundfürst verpflichtet, im Bund mit Napoleon gegen seinen Bruder, Kaiser Franz von Österreich, zu kämpfen. Entsprechend dem Befehl der großherzoglichen Landesdirektion hatte Neustadt bis zum 21. März 1809 sein Magazin mit 1.138 Fougare-Rationen (zu je $\frac{1}{2}$ Maß Hafer und 15 Pfds. Heu) und 69 Zentner Getreide (jeweils $\frac{1}{2}$ Roggen und Weizen) aufzufüllen. Bereits am 18./19. März nahmen zwei Abteilungen vom sachsen-weimarschen Kontingent in Neustadt Quartier und wurden in der vorgeschriebenen Weise verpflegt. Vom 6. bis 16. April folgten dann der Reihe nach das 105. französische Infanterieregiment, das 8. französische Husarenregiment, das 13. und 16. französische berittene Chasseurregiment sowie Ergänzungstruppen zum Kontingent Sachsen-Weimars. Sie alle erhielten in der

Stadt Quartier, Verpflegung und Vorspann. Nach den Schlachten bei Aspern und Wagram wurde am 14. Oktober 1809 zu Schönbrunn der Friede geschlossen.

Die Vorbereitungen Napoleons für die Auseinandersetzung mit Rußland brachten Neustadt im Februar, März und April 1812 erneut größere Truppendurchzüge in Richtung Norden. Am 13. Mai hielt sich Napoleon selbst in Würzburg auf und reiste am folgenden Tag über Dettelbach – Bamberg – Bayreuth weiter nach Dresden zur Armee, die zu einem Drittel aus deutschen Soldaten bestand. Mit der französischen Truppenabteilung, die als letzte am 30./31. Juli durch Neustadt der Großen Armee zuzog, nahm der französische General Vedel für eine Nacht in der Stadt Quartier.

Mit der Konvention von Tauroggen (30. Dezember 1812) geschah der erste Schritt zur Befreiung Deutschlands von Napoleons Herrschaft. Mehrere Tausend Soldaten der neu aufgestellten französischen Armee – dazu zwei Generäle – passierten von April bis Juni 1813 Neustadt und erhielten hier Quartier und Verpflegung. Nach der Schlacht bei Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) zogen – in umgekehrter Richtung – Tausende von französischen, preußischen und russischen Soldaten durch Neustadt, machten hier Rast und wurden verpflegt. Die französischen Kriegsgefangenen wurden im Cordonhaus untergebracht und schubweise abtransportiert.

Mit der Abdankung Napoleons am 6. April 1814 und dem Frieden von Paris (30. Mai 1814) fanden die Kampfhandlungen ihr Ende. Dem heimkehrenden Generalintendanten der preußisch-russischen Armee, Fürsten Kankir, und seinen Soldaten entbot Neustadt am 1. November 1814 auf der Sälzer Brücke mit Wein und Branntwein den Willkommenstrunk, und dem Großfürsten Constantin bereitete man im königlichen Landgericht sein Quartier.

Die Kosten für die in Neustadt vom Quartieramt zu verrechnenden Leistungen im Jahrzehnt 1805–15 werden auf 70.741 fl. 55 ¼ kr. beziffert. Die Schulden der Stadt – 36.000 fl. – waren erst 1866 getilgt.

d. Neuordnung von Staat und Gemeinde unter der Krone Bayern

Auf Grund der Konvention vom 3. Juni 1814 zwischen Österreich und Bayern ging das Großherzogtum Würzburg (mit Aschaffenburg) im Tausch gegen Tirol und Vorarlberg wieder an Bayern über. Der von bayerischer Tradition unbelastete, aufklärerische und beim Volk wenig beliebte Staatsminister Montgelas gab dem modernen bayerischen Staat im Geiste des Staatsabsolutismus die Form, die der romantisch-patriarchalische König Ludwig I. (1825–48) mit Geist und Gehalt zu füllen suchte. Beiden diente als Werkzeug ein starkes, liberales Beamtentum.

Im Zuge der Neueinteilung des Königreichs Bayern wurde mit Wirkung vom 1. Oktober 1817 aus den ehemaligen Fürstentümern Würzburg und Aschaffenburg der „Untermainkreis“ (ab 1837 „Kreis Unterfranken und Aschaffenburg“) gebildet, zu dem auch das Landgericht Neustadt gehörte. Die 1804 von Bayern eingeführte Landgerichtsorganisation blieb auch nach 1814 bestehen. Das Landgericht (älterer Ordnung) war sowohl Verwaltungs- wie Gerichtsinstanz (Erstinstanz in streitigen und nichtstreitigen Zivilsachen sowie bei kleineren Vergehen; dazu mit der Untersuchung in Straf- und Kriminalfällen beauftragt). Mit Wirkung vom 1. Oktober 1815 war auch im ehemaligen Großherzogtum Würzburg nach dem neuen bayerischen Strafgesetzbuch Recht zu sprechen. Durch die Verfassung vom 26. Mai 1818 wurden die Rechte des gutsherrlichen Adels neu geregelt (Bildung eigener Patrimonialgerichte unter der Aufsicht der Landgerichte). Der Rentamtsbezirk Neustadt deckte sich mit dem Landgerichtsbezirk. Dem Rentamt oblag die Verwaltung der direkten Steuern und – bis zur Grundlastenablösung von 1848 – der Staatsgrundrenten, d.h., der Grundfälle und (fixierten) Zehnten. Es war mit einem Rentamtmann und einem Rentamtsdiener besetzt.

Nach der Verordnung vom 17. Mai 1818 waren die Städte und größeren Märkte entsprechend ihrer Einwohnerzahl in drei Klassen eingeteilt:

- I. Klasse : von 2.000 Einwohnern aufwärts,
- II. Klasse: 500 – 2.000 Einwohner,
- III. Klasse: unter 500 Einwohner.

Innerhalb bestimmter Grenzen wurde den Städten und Märkten die Wahl ihres Status zugestanden; denn dieser war an gewisse Voraussetzungen der Stadtverwaltung geknüpft. Für die Stadt Neustadt wäre entsprechend ihrer Einwohnerzahl die Klasse II in Frage gekommen. Sie hätte dann aber einen rechtskundigen Bürgermeister, einen rechtskundigen Stadtrat, einen Stadtschreiber und (1819) einen Stadtkämmerer bestellen müssen. Wie zahlreiche unterfränkische Landstädte wählte Neustadt darum die III. Klasse, für die hauptamtlich nur ein Gemeindeschreiber und 1819 ein Stadtkämmerer anzustellen waren. Danach bestand 1818 die Stadtverwaltung aus dem Bürgermeister, 6 Magistratsräten, dem Stadtschreiber. Dazu kamen 12 (später 18) Gemeindebevollmächtigte.

Am 22. Dezember 1835 gab Neustadt die Magistratsverfassung auf (bis 1. Mai 1919). Seit 1835 hatte die Stadt III. Klasse ohne Magistratsverfassung anstelle eines Bürgermeisters einen „Stadtvorstand“ (bis 1868), statt der Magistratsräte „Mitglieder der Stadtverwaltung“. Im übrigen war die Verwaltung der Ortsgemeinden durch das Gemeinde-Edikt von 1818 und die Novelle vom 1. Juli 1834 genau geregelt. Die gemeindliche Selbstverwaltung war fast völlig ausgeschaltet, die Gemeinden waren sozusagen zu staatlichen Verwaltungsbezirken geworden. „*Die notwendige Folge war, daß die Gemeindelieder alles Interesse an dem Gemeindewesen verloren*“ (Max von Seydel).

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit erhielt Neustadt 1814 eine Gendarmeriestation, die nach Auflösung der Cordonsanstalt mit dem Haftgefängnis in der ehemaligen Kellerei untergebracht wurde (1843: vier Gendarmen und fünf Arrestanten).

Am 26. Mai 1818 gab König Max I. (1806–25) seinem bayerischen Volk eine Verfassung. Diese beruhte auf dem Zweikammersystem: der Kammer der Reichsräte (Prinzen, Kronbeamte, Erzbischöfe etc.) und der Kammer der Abgeordneten. Die 2. Kammer hatte folgende ständische Zusammensetzung (Ständeversammlung):

1/8 adlige Gutsbesitzer (mit grundherrlicher Gerichtsbarkeit),

1/8 katholische und protestantische Geistliche,
1/4 Vertreter der Städte und Märkte,
1/2 Vertreter der übrigen Landeigentümer ohne
gutsherrliche Gerichtsbarkeit,
je ein Vertreter der drei bayerischen Universitäten.

Die Abgeordneten wurden durch Wahlmänner (indirekt und öffentlich) auf sechs Jahre gewählt.

Erst seit dem Wahlgesetz vom 4. Juni 1848 wurden die Abgeordneten nicht mehr nach Ständen gewählt. Wahlberechtigt (als Urwähler) war – ohne Rücksicht auf Beruf, Herkunft, Religion – jeder volljährige Mann (21 Jahre; 1906: 25 Jahre), sofern er eine direkte Steuer zahlte. Die Wahl blieb weiterhin öffentlich (bis 1881), indirekt (bis 4. April 1906), und es galt das absolute Mehrheitswahlrecht (ab 1906 relative Mehrheit). Erst in der Folge der Revolution von 1848 bildeten sich allmählich Parteien. Die Wahlkreise wurden von der Regierung festgelegt (ein Abgeordneter auf 31.500 Wähler); die gesetzliche Festlegung erfolgte 1906 (ein Abgeordneter auf 38.000 Wähler).

Einwohnerzahl der Stadt Neustadt: 1794 – 1.264, 1811 – 1.211, 1814/15 – 1.389, 1820 – 1.429, 1829/30 – 1.519, 1840 – 1.443, 1853 – 1.549, 1867 – 2.015, 1871 – 2.093, 1880 – 2.215, 1890 – 2.068, 1900 – 2.140, 1910 – 2.160, 1914 – 2.163.⁶

e. Vormärz und Revolution 1848

Der Sieg über Napoleon hatte das Freiheitsverlangen und Nationalbewußtsein gerade in den fränkischen Landen wesentlich gestärkt. Die Patrioten ersehnten die Wiederaufrichtung des Reiches, die Hoffnungen der Liberalen in Franken richteten sich – nach der Wiederkehr der Bayern und dem Sturz des Ministers Montgelas – auf die Verfassung und den Kronprinzen Ludwig, der seine Residenz in Würzburg genommen hatte. In einer Zeit, als Metternich mit Hilfe der sog. Karlsbader Beschlüsse liberale „*Verschwörungen*“ zu unterbinden suchte, forderte Ludwig die „*Freiheit des Wortes, auch auf Gefahr des Mißbrauchs*“. In den Rhönwäldern Brükenau und Kissingen hielt sich der Kronprinz und König fast jährlich zur Kur auf. Die Ge-

genwart des Königs erleichterte der Bevölkerung des entlegenen Rhöngebietes eine loyale Haltung gegenüber dem Hause Wittelsbach.

Zwischen 1837 und 1841 besuchte König Ludwig I. mehrmals den allseits geschätzten Kunstkennner und Patrioten Werner Freiherrn von Haxthausen (1780–1842) in Neuhaus. Auch der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. war gelegentlich dort zu Gast. Höhepunkt dieser Besuche des bayerischen Königs in Neustadt war zweifellos die Grundsteinlegung der Salzburgkapelle am 12. Juli 1841 im Beisein der Bischöfe von Würzburg, Fulda, Eichstätt und Rottenburg. Das Fest wurde – wie den Berichten zu entnehmen ist – zur großen nationalen Feierstunde für die Bewohner von Neustadt, ja ganz Unterfrankens. Man hielt die Salzburg für die Stätte, an der Bonifatius 1100 Jahre zuvor das Bistum Würzburg gegründet und die Bischöfe Burkard, Witta und Willibald geweiht haben sollte.⁷

Die revolutionären Ereignisse in Frankreich wirkten auch auf Deutschland, und bald kam Unruhe unter die Bevölkerung Frankens. Nach den Münchener Krawallen im Februar 1848 erhob eine Volksversammlung in Bamberg am 4. März 1848 die bekannten „Märzforderungen“: Reform des Wahlrechts, Presse-, Lehr- und Gewissensfreiheit, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, Verantwortlichkeit der Minister, Aufhebung der Feudallasten, Volksvertretung beim Deutschen Bund u.a.

Am 24. April 1848 fanden die Urwahlen, am 28. April die Abgeordnetenwahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt/Main statt. Als Abgeordneten wählten 106 der 123 Wahlmänner des Wahlbezirks Prof. Dr. iur. Carl Edel aus Würzburg, einen Mann des gemäßigten Fortschritts (später: Casino-Fraktion). Ein Leseverein versorgte durch Abonnieren mehrerer deutscher Zeitungen interessierte Bürger in Neustadt mit politischer Information. Daneben waren Versammlungen für die Öffentlichkeit von Bedeutung. In ihnen trat auch der Neustädter Kaufmann Michael Friedrich Reinhart mit seinen demokratischen Vorstellungen hervor. Seine politische Grundeinstellung machte ihn bald der Obrigkeit verdächtig. 1830 war er

schon wegen „demagogischer Umtriebe“ zu Festungshaft verurteilt worden und hatte damit die Wählbarkeit zu Gemeindeämtern verloren. Allen Anfeindungen zum Trotz zog Reinhart im Herbst 1848 dann aber als einer der drei gewählten Abgeordneten für den Wahlbezirk Bischofsheim (zu dem Neustadt gehörte) in den bayerischen Landtag ein (1848–55).

Den Versuch, die Reichsverfassung mit Gewalt durchzusetzen und die Aufstellung eines Freischarenzuges in Schweinfurt konnte ein Regierungskommissar aber schließlich abwehren und die freiwillige Abgabe der Waffen erreichen. So kam Neustadt beim Eingreifen des bewaffneten „Observationskorps“ glimpflich davon. Dieses Korps unter dem Infanterieobersten Nanus zog seit dem 3. Juli 1849 von Miltenberg über Remlingen und Würzburg – Hammelburg – Brücknau – Bischofsheim – Neustadt – Münnsterstadt – Schweinfurt gegen die Aufrührer und entwaffnete in den einzelnen Orten die Wehrmannschaften.

Die Revolution hatte nicht gesiegt. Die politischen (März-)Vereine wurden verboten. In wichtigen Gesetzen hatte 1848 jedoch die Freiheit konkrete Gestalt angenommen. Die Grundherrschaft wurde völlig beseitigt, d.h., die den (adligen) Grundherren bis dahin verbliebene Gerichtsbarkeit und Polizei ging auf den Staat über, die Dienstleistungen und persönlichen Abgaben wurden ohne Entschädigung aufgehoben, das Nutzungsrecht der Bauern an Grund und Boden wurde zum Eigentum. Hierfür zahlten die neuen Eigentümer als Entschädigung den Bodenzins, der im Laufe der folgenden Jahrzehnte abgelöst werden konnte. Auch das grundherrliche Jagdrecht auf bürgerlichem Grund und Boden verschwand. Seither nahmen die Gemeinden für die Grundeigentümer die Verpachtung des Jagdrechts in ihrer Gemarkung wahr.

Differenzen mit den Nachbarorten führten schließlich zur Auflösung der Universalmark Neustadt in einzelne Gemeinde-Markungen. Sie wurde durch den landgerichtlichen Beschluß vom 25. August 1860 bestätigt und erlangte mit den Entschlüsseungen der k. Regierung und des Ministeriums vom 14. Januar bzw. 1. April 1862 Rechtskraft.

f. Kriege

Der deutsche Krieg 1866

Anders als sich dies die bayerischen Patrioten vorgestellt hatten, kam es durch einen Kabinettskrieg Bismarcks zur Einigung Deutschlands. Im Gefühl der Ohnmacht sah das national denkende Volk diesen Staatenkrieg über sich hereinbrechen. Während des sog. „Mainfeldzugs“ Preußens lag auch Neustadt im Aufmarschgebiet.

Fünf Tage, nachdem der Deutsche Bund in Frankfurt an der holsteinischen Frage zerbrochen und der Krieg erklärt worden war (14. Juni 1866), rückten preußische Truppen unter Nutzung der Eisenbahn als schnellstem Transportmittel in Hannover und Kassel ein. Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen, der dadurch sein Land gefährdet sah, verließ eilig seine Residenz und traf am 20. Juni in Neustadt ein, wo er im Gasthof Schwan & Post übernachtete.

Die bayerische Armee (7. Bundeskorps) unter dem Befehl des Prinzen Karl von Bayern sammelte sich bei Bamberg und Schweinfurt und beabsichtigte, sich mit dem 8. Armee-Korps (württembergische, badische, hessische und nassauische Truppen) unter dem Befehl des Prinzen Alexander von Hessen bei Hersfeld zu vereinigen und den Hannoveranern zu Hilfe zu eilen.

Am 26. Juni morgens gegen 11 Uhr kam die bayerische Avantgarde – eine Batterie und Ulanen – in Neustadt an. Nach mehrstündiger Rast auf der Zentwiese bzw. an der Mellrichstädter Straße marschierte sie weiter nach Meiningen. Tags darauf folgten das 4. und das 9. Infanterieregiment (Standorte: Aschaffenburg und Würzburg) und nahmen in Neustadt und Umgebung Quartier.

Der 28. Juni war für Neustadt dann ein großer Tag. Nachmittags um 15.45 Uhr ritt König Ludwig II. als oberster bayerischer Kriegsherr in die Stadt ein. Die Soldaten bildeten entlang der Hohn-/Spörleinstraße Spalier und begrüßten die Majestät mit Hurra-Rufen. Der Jubel der Bevölkerung für den jugendlichen König war überaus herzlich. Im Bezirksamtsgebäude gab es einen großen Empfang durch die Honoriatoren von Neu-

stadt; ein kleines Mädchen trug das obligatorische Gedicht vor und überreichte Blumen. Die beiden Regiments-Musikkorps spielten aus Wagners Werken. Nach mehrstündigem Aufenthalt verabschiedete sich der König von Soldaten und Bevölkerung und begab sich zurück nach Kissingen.

Kaum hatten die beiden Regimenter am anderen Morgen (29. Juni) die Stadt in Richtung Meiningen verlassen, zogen neue Truppen der verschiedensten Waffengattungen (von früh 7 Uhr bis mittags 1 Uhr) in die Stadt. Das Hauptquartier mit Feldmarschall Prinz Karl von Bayern, Feldzeugmeister Prinz Luitpold, Generalstabschef Freiherr von der Tann und zahlreichen Offizieren befand sich an diesem Tag in Neustadt; am 30. Juni wurde es nach Meiningen, am 4. Juli nach Kaltennordheim verlegt.

Nach der mißglückten Vereinigung des 7. und 8. Bundeskorps und nach den für die Bayern verlorenen Treffen bei Zella, Wiesenfeld und Roßdorf fluteten bayerische Truppenteile über Fulda – Gersfeld – Bischofshausen nach Neustadt bzw. über Brückenau nach Hammelburg zurück. Die Hauptarmee trat ihren Rückmarsch von Kaltennordheim über Neustadt nach Süden an (6./7. Juli).

Tags zuvor hatte man die Stadt Neustadt in Verteidigungszustand versetzt. Angstvoll erwartete die Bevölkerung den Feind. Da die waffenfähigen Männer fürchteten, ins preußische Heer gepreßt zu werden, flohen viele aus der Stadt.

Am 9. Juli lag das bayerische Hauptquartier erneut in Neustadt; in der Umgebung lagerten zwei Divisionen. Auf die Kunde vom Vorstoß der Preußen von der westlichen Rhön auf Kissingen wurden diese Divisionen am 10. Juli gegen Kissingen in Marsch gesetzt; das Hauptquartier ging nach Münnsterstadt. Bis in die Abendstunden hörte man den Kanonen donner von Kissingen her. Dann verlor sich der Schlachtenlärm.

Hatte man die in Neustadt ankommenden bayerischen Verwundeten (vor dem Treffen bei Kissingen) zunächst im Spital Neustadt und im sog. „Logierhaus“ in Neuhaus untergebracht, so mußten die am 11. Juli bei strömendem Regen auf Wagen eintreffenden über



Abb. 2: Kriegerdenkmal 1870/71.

1.000 Verwundeten auf alle Häuser und Schulen verteilt werden, wo sie versorgt und verpflegt wurden. In den beiden leerstehenden Wirtshäusern Vill (heute Vill'sche Stiftung) und Wolf (heute Reisenweber) richtete man Lazarette ein. Den Frauen und Mädchen von Neustadt wurde später noch der selbstlose Einsatz bei der Pflege der Verwundeten nachgerühmt.

Der Friedensschluß brachte für das Bezirksgericht Neustadt eine Veränderung: Die Landgerichte Hilders und Weyhers wurden als Gerichtsbezirke des unterfränkischen Bezirksamtes Gersfeld mit diesem von Bayern losgetrennt und kamen zu Preußen.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71

Man hat den Krieg 1870/71 gegen Frankreich einen „deutschen Nationalkrieg“ ge-

nannt, der nicht nur die machtstaatlich-militärische Tradition Preußens mit den Kräften und Ideen der nationalen Bewegung verschmolz, sondern das deutsche Nationalbewußtsein im Kampf gegen einen gemeinsamen Feind wesentlich geprägt hat. Auch in Neustadt fand das nationale Pathos bei Kriegsbeginn seinen zeittypischen Ausdruck.

Während die Soldaten in Frankreich ruhmvolle Siege erfochten – Weißenburg, Wörth, Vionville, Mars la Tour, Gravelotte, Sedan – (die sich in die Erinnerung der Veteranen so sehr einprägten, daß sie noch Jahrzehnte später fast alle Wirtshausgespräche im vorgerrückter Stunde beherrschten), veranstaltete man in der Heimat Konzerte und Theateraufführungen, deren Reinertrag dem Hilfskomitee für verwundete Soldaten übergeben wurde. Damals wurde in Neustadt ein „Frauenverein für die Pflege verwundeter und erkrankter Krieger“ gegründet (2. März 1870), der – zusammen mit den Frauen aus Bischofsheim und Unsleben – 150 Mitglieder zählte. Der 2. März 1870 gilt seither als Gründungstag für das örtliche Rote Kreuz.

Am Sonntag, den 5. März 1871, fand in Neustadt nach glücklich geendigtem Krieg eine Friedensfeier mit „großer Illumination“ statt. Eine Woche später gab der Sängerkranz (als kulturell führender Verein) unter dem Programmtitel „Nachklänge zur Friedensfeier“ dem nationalen Erlebnis des Krieges mit weihevoller Musik, Deklamationen, Chorvorträgen und bildhafter Darstellung („mit Tableau“) noch einmal sinnfälligen Ausdruck.

Ein Jahr später, 1872, erfolgte in Neustadt die Gründung des „Krieger- und Kampfgenossenvereins“. Doch erst 1907 errichteten die Einwohner von Neustadt den Teilnehmern am Kriege 1870/71 (43 als Kombattanten und 20 als Nichtkombattanten) einen helmgezieren Obelisken als Ehrenmal.

g. Neuordnung von Verwaltung und Justiz

Im Sinne der Gewaltenteilung wurden am 1. Juli 1862 Verwaltung und Gerichtsbarkeit in Bayern getrennt. Damit hörte das Landgericht früherer Ordnung auf zu bestehen. Als unterste staatliche Verwaltungsbehörde wurde

1862 das Bezirksamt geschaffen, dem in Neustadt der frühere Landrichter L. Geigel als erster Bezirksamtmann vorstand. Der Bezirksamtmann war zugleich Vorsitzender im sog. „Distriktsrat“, der 1848 als körperschaftlicher Gemeindeverband gebildet worden war und dessen Wirkungskreis sich z.B. auf den Bau und die Unterhaltung von Vizinalstraßen, Krankenhäusern, auf das Armenwesen etc. (unter staatlicher Aufsicht) erstreckte. Das Bezirksamt als Behörde befand sich im bisherigen Amtsgebäude zu Neustadt (Spörleinstraße).

Von 1830 bis 1838 gab es in Neustadt (in der ehemaligen Kellerei) auch eine staatliche Bauinspektion, die für die Landgerichte Bischofsheim, Brückenau, Euerdorf, Hammelburg, Hilders, Kissingen, Mellrichstadt, Münnsterstadt, Neustadt, Weyhers und die Herrschaftsgerichte Gersfeld und Tann zuständig war. Am 12. März 1838 wurde ihr Sitz nach Münnsterstadt, nach der Neugliederung vom 1. April 1858 nach Bischofsheim und 1862 wieder nach Neustadt verlegt. Durch die Neuordnung der Bauverwaltung vom 23. Januar 1872 wurde Neustadt dem Landbauamt Kissingen bzw. dem Straßen- und Flußbauamt Schweinfurt zugewiesen.

Mit Bildung des Bezirksamtes 1862 wurde für den entsprechenden Dienstbereich ein Bezirksarzt bestellt. 1872 gliederte man das Veterinärwesen, das bis dahin den Medizinalorganen aufsichtsrechtlich unterstand, aus und ernannte einen staatlichen Bezirkstierarzt.

Die 1763 im Fürstentum Würzburg gegründete Brandassuranz war 1817 der Allgemeinen Brand-Assecuranz-Anstalt des Königreiches Bayern einverlebt und deren Ordnung unterstellt worden. 1834 wurde die Gebäudeversicherung staatliches Monopol. Mit Gesetz vom 28. Mai 1872 wurde am Sitz jeder Bauinspektion ein eigener Brandversicherungsinspektor aufgestellt. Der Sitz der für Neustadt zuständigen Brandversicherungsinspektion (seit 1852 in Kissingen) wurde 1875 nach Neustadt verlegt.

Das Rentamt Neustadt befand sich weiterhin im Bildhäuser Hof. Mit der Einführung der Goldwährung im Deutschen Reich 1872 wurde die Vereinheitlichung des deutschen

Münzwesens (Mark statt Gulden) zum Abschluß gebracht. Bereits 1869 hatte das metrische Maß- und Gewichtssystem die bayerischen Maße und Gewichte ersetzt, die seit Mai 1818 allgemein vorgeschrieben waren. Zur Überwachung von Maßen und Gewicht wurden 1870 Verifikatoren bestellt. Zum Verifikatorenbezirk Neustadt gehörten seit 1870 die Bezirksämter Neustadt und Mellrichstadt.

In großherzoglicher Zeit und noch nach 1862 bestand in Neustadt auch eine Aufschlagstation. Der Unteraufschläger erobt die Abgaben von Gütern, die im Lande erzeugt und verzehrt wurden, also nicht dem Zoll unterlagen (Branntwein, Bier, Essig, Wein, Tabak, Salz u.a.). Ein Zollamt gab es zu dieser Zeit in Neustadt nicht. Erst als die Zölle und zahlreiche Verbrauchssteuern zu Reichseinnahmen geworden und das zuständige Generaldirektorium 1906 neu organisiert worden war, wurde in Neustadt ein zum Hauptzollamtsbezirk Schweinfurt gehöriges „Steueramt“ gebildet. Der Brücken- und Pflasterzoll, den die Stadt von jedem Tier, das in die Stadt getrieben wurde, und von jedem Fahrzeug (bis 1924) erobt (vgl. die Bezeichnungen „Zollberg“, „Zollhäuschen“) bzw. jeweils für drei Jahre an den Meistbietenden verpachtete, floß nicht in die Staatskasse, sondern war eine von der Stadt hartnäckig verfochtene gemeindliche Einnahme.

Auf Grund des Haus- und Grundsteuergesetzes von 1828 lösten seit 1830 staatlich geprüfte, jeweils für einen Rentamtsbezirk zuständige Landgeometer die bis dahin wirkenden Privatgeometer ab. 1862 gehörte das Rentamt Neustadt zum Ummessungsbezirk Münnsterstadt, seit dem 1. Januar 1880 zusammen mit dem Rentamtsbezirk Mellrichstadt zum Messungsbezirk Bischofsheim, dessen Sitz bald nach Neustadt (Altes Amtshaus) verlegt wurde. Infolge vermehrter Aufgaben wurde der Ummessungsdienst zum 1. Januar 1909 verstaatlicht und neugebildeten Messungsämtern übertragen. Das Messungsamt Neustadt blieb weiterhin für die Rentamtsbezirke Neustadt und Mellrichstadt zuständig.

Nach der Forstamtsorganisation des Großherzogtums Würzburg von 1809 umfaßte das Forstamt Neustadt die Reviere Burgwallbach, Ebersbach, Mellrichstadt, Rainfeldshof, Rind-

hof, Rödles, Wargolshausen und Wechterswinkel. 1821 wurde der Forstdienst in Bayern nach dem Forstmeistersystem (Forstmeister, Aktuar, Revierförster mit Forstwarten, Forstgehilfen und Waldaufsehern) reorganisiert. Der Umfang des Forstamtes Neustadt unterlag in den folgenden Jahrzehnten mehrfach Veränderungen. 1910 wurde das Forstamt Bischofsheim in eine Forstamtsaußenstelle des Forstamtes Neustadt umgewandelt.

Seit dem 1. Juli 1862 war das Landgericht Untergerichtsinstanz. Ihm standen die Strafrechtspflege bei Übertretungen und der erste Zugriff bei Vergehen und Verbrechen zu. In seine Kompetenz fielen von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit die streitige Gerichtsbarkeit geringeren Werts und die freiwillige Gerichtsbarkeit. Bei diesen Einzelgerichten wurden eine Staatsanwaltschaft, eine Gerichtsschreiberei und ein Gerichtsvollzieherinstitut errichtet. Die Beurkundungsgerichtsbarkeit war dem neugeschaffenen Notariat übertragen. 1879 wurden die Landgerichte in Amtsgerichte umbenannt.

Im Zuge der Durchführung des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 1. Juli 1856 erhielt Neustadt zum 1. Oktober 1857 – wie Würzburg, Aschaffenburg, Schweinfurt – ein Bezirksgericht. Dieses Gericht war vor allem für die ordentliche höhere Zivil- und Strafgerichtsbarkeit zuständig, außerdem war es in der streitigen und nichtstreitigen Zivilgerichtsbarkeit und den Strafsachen der Einzelgerichte die zweite Instanz. Der Gerichtsbezirk umfaßte die Landgerichte Bischofsheim, Hilders, Kissingen, Königshofen, Mellrichstadt, Münnerstadt, Neustadt und Weyhers. Das Bezirksgericht befand sich – zusammen mit dem Landgericht – im ehemaligen Konventsgebäude des (aufgelösten) Karmeliterklosters. Als die Neubildung eines Bezirksgerichtes, von dem sich die Stadt Neustadt einen großen wirtschaftlichen Nutzen versprach, zur Entscheidung angestanden hatte, erbaute die Stadt der Spitalstiftung das Julius-Pfründner-Spital in der Roßmarktstraße gegen Überlassung des ehemaligen Konventsbaus und verkaufte diesen dem bayerischen Staat als künftiges Gerichtsgebäude. Zum 1. Oktober 1879 wurden die Bezirksgerichte im Zuge der Reichsjustizreform aufgelöst. Seit-

her war für Neustadt das Landgericht (jüngerer Ordnung) in Schweinfurt als mittlere Gerichtsinstanz zuständig.

h. Das Stadtbild im Wandel

Das Bild der Stadt hat im 19. Jahrhundert wesentliche Veränderungen erfahren. Der Rückgang der Bevölkerung zu Beginn des Jahrhunderts brachte den Verfall zahlreicher leerstehender Wohnhäuser mit sich. Die bis dahin noch gut erhaltene Stadtbefestigung hatte ihren ursprünglichen Sinn verloren. So lesen wir in der Folgezeit nicht nur von eingestürzten Stadtmauern oder -türmen. Systematisch begann man an bestimmten Stellen, diese einzulegen.

Im Frühjahr 1837 wurde auf Grund einer Regierungs-Entschließung vom 10. Februar 1837 und entsprechender landgerichtlicher Weisung das Spörleinstor abgebrochen, damit eine breitere Stadttausfahrt geschaffen werde. Die Stadtverwaltung erhob zwar Einwände und brachte vor, daß bisher die höchstbeladenen Fuhrwerke das Tor hätten ungehindert durchfahren können, doch ging es ihr nicht um die Erhaltung des schutzwürdigen Tores, sondern sie scheute die Ausgabe der 150 fl. für den Abbruch.

1858 wurden das Torhaus am Hohntor und zwei Torbögen, 1881 die städtischen Wachthäuschen an der Kirch- und der Salzpforte eingelagert; am 15. Juni 1885 erfolgte der Abbruch des Salzpfortenturmes „auf vielseitigen Wunsch“. Mehrfach wurde in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Stadtmauer durchbrochen. Schließlich wurde selbst der Feuerlauf an Private veräußert, und es wurden Bauten an und auf der Stadtmauer gestattet.

Seit Mitte des Jahrhunderts setzte eine neue Bauphase ein. An öffentlichen Bauten sind – nach der Einweihung der katholischen Pfarrkirche 1836 – innerhalb des Mauerrings zu nennen: der Umbau des Knabenschulhauses zur Mädchenschule 1855, der Neubau des Julius-Pfründner-Spitals 1857, des evangelischen Betsaales 1868, des Rathauses 1869/70, der Vill'schen Armenstiftung 1872/73, der Väth-König'schen Kinderbewahranstalt 1884, des Knabenschulhauses 1888/89, der Synagoge 1891/92 sowie der Tanzsäle im „Gold-

nen Roß“ und „Löwen“ 1901/02. Da man seit 1862 im Bezirksamt weitere Büroräume benötigte, wurde dort das Hochparterre ausgebaut; 1910 zog man auch den (heute nicht mehr vorhandenen) Seitenflügel für Diensträume heran.

Zahlreiche Um- bzw. Neubauten von Produktions- und Werkstätten sowie von Ladengeschäften veränderten das altgewohnte Stadtbild. Allmählich erhielt eine Reihe von Bürgerhäusern im Erdgeschoß statt der bisherigen Wagendurchfahrt zum Hof einen Verkaufsraum mit moderner Schaufensterauslage. Die Gehsteige wurden verbreitert und auch die Gassen gepflastert.

Vor allem aber wuchs jetzt die Stadt außerhalb ihrer Mauern. Die Richtung wies der technische Fortschritt: die Eisenbahn. Am Donsenhaus entwickelte sich seit 1873 das Bahnhofsviertel mit Bahnhof (1873), Bahnhofsrestauration (1876) und zugehöriger Kegelbahn, Villa Clemens Schmitt (1899) in der Bahnhofsstraße sowie der Fränkischen Emaillier- und Stanzwerke Gebr. Hüllmantel (1911–14) und dem Baywa-Lagerhaus (1912/13). Durch die Errichtung weiterer Bauten entlang der Meininger Straße wuchs dieses Viertel allmählich mit der Altstadt zusammen.

Zwischen Stadtmauer und Mühlgraben unterhalb der Eichmühle (der alten Post) erbaute die Stadt 1889 ihr Schlachthaus. Zehn Jahre später errichtete Ingenieur Gustav Bollweg jenseits der Brend sein Elektrizitätswerk. Das Sägewerk des Wilhelm Straub bestand bereits seit 1895 auf dem ehemaligen Anwesen des Zimmermanns Johann Lorz (1874).

Das städtische Brauhaus neben der Märzmühle wurde auf Beschlus des Stadtrates schließlich aufgelassen; die noch brauchbare Einrichtung erwarb 1912 die Gemeinde Herschfeld. An der Stelle des heutigen Möbelhauses Pfeuffer hatte 1879–87 der Mühlsteinfabrikant Johann Schmöger seine Werkstatt (1887 in die Kirchpfortenmühle verlegt). Später wurden diese Gebäude zur Dampfmolkerei umgebaut. Zwischen Brendbach und Gasthaus „Vier Jahreszeiten“ stand seit 1904 das Notariat.

Auf Initiative des Bezirksamtmannes L. Geigel wurde 1857 von Neuhaus bis zur Mei-

ninger Straße unter Einbeziehung des Schillerhains eine Kastanienallee angelegt, die in der Lindenallee auf dem Brendrasen ihre Fortsetzung fand. Auch die (heute verschwundene) Pappelallee entlang der Mühlbacher Straße am Hochwassersteg stammte aus dieser Zeit.

Zahlreiche Feste feierte die Bürgerschaft von Neustadt nicht nur innerhalb, sondern auch vor der Stadt. Seit der Bahndamm die alte Festwiese an der Brendmündung durchschnitt, befand sich der Festplatz auf dem Viehmarkt vor dem Hohntor. In seiner Nähe hatte nicht nur das Schützenhaus seinen neuen Standort gefunden; es lagen beiderseits der Schweinfurter Straße dort auch zwei Gartenwirtschaften: „Bauers Garten“ (so 1848 genannt, heute Gasthaus Bayern-Bräu) mit Wohnhaus, Wirtschaft, Kegelbahn, Pavillon und „Schmittscher Garten“, der mit Wohnhaus, Keller, Kegelbahn, Wirtschaft (1870) und Tanzsaal (1874) neu erbaut worden war (= Nordeingang der Preh-Werke). Am Lehmweg errichtete der Brauereibesitzer und Gastwirt Ferdinand Herbert in unmittelbarer Nachbarschaft der Marienkapelle eine Trinkhalle (1888) mit Bierkeller (1896) (später Bayern-Bräu), der alljährlich in den Sommermonaten mit seinen gelungenen Veranstaltungen Scharren von Besuchern aus nah und fern anzog. Ganz in der Nähe fanden 1909 das evangelische Pfarrhaus und 1912 die Kinderheilstätte ihren Platz. 1906/7 war bereits das „moderne“ Krankenhaus von Grund auf neu erbaut worden.

Mit dem Bau der „Villa Anna“ (1909/10) im Bereich der ehemaligen Ziegelei vor der Kirchpforte nahm die neue „Stadtiedlung“ entlang der Brend in den Badersgärten ihren Anfang. Im unmittelbaren Stadtmauerbereich begann man schließlich, dem Verfall zu wehren und sich um Verschönerung zu bemühen. Auf landgerichtliche Weisung hin ließ die Stadt 1859 entlang der Stadtmauer im Zwinger von der Kirchpforte bis zum Hohntor einen Spazierweg anlegen, der in den folgenden Jahrzehnten rings um die Stadtmauern geführt wurde. Landrichter Geigel war es auch, der 1858 auf dem Fundament des zerfallenen Bletzackerturms den ersten „Verlobungstempel“ anlegen ließ (Neubau 1885 durch Stadt

und Rhönclub). Ein weiterer Aussichtstempel wurde zu Ehren des Prinzregenten auf der Luitpoldhöhe erbaut.

Galt Neustadt für viele Fremde damals wie früher als sauberes Städtchen, so stand in den engen Altstadtgassen noch lange nicht alles zum Besten. Seit 1858 betrieb Geigel darum energisch die Kanalisation der Stadt. Lange Diskussionen folgten; nur langsam gelang der schrittweise Ausbau in den folgenden Jahrzehnten. Eine Kläranlage im heutigen Sinn gab es jedoch nicht.

An eine Fernwasserleitung (aus Holzröhren zur Quelle am Schweinberg) waren die beiden Marktbrunnen bereits seit dem Mittelalter angeschlossen. Die Bürgerschaft hatte sich im übrigen aus zahlreichen Brunnen in der Stadt mit Wasser versorgt. 1880/81 wurde die Wasserleitung erneuert und das Wasser von der Brunnenstube am Schweinberg zu einem Hochbehälter am Bletzacker geleitet. Von dort wurde das Wasser durch ein Leitungssystem der Stadt zugeführt. Damit wurden die Brunnen entbehrlich. Zum Abschluß der Bauarbeiten feierte die Stadt am 25. September 1881 die Übergabe der Wasserleitung mit einem Festzug und gab den neu erbauten Marktbrunnen (den wenig später eine Quellnymphe aus Straßburg schmückte) zur allgemeinen Benutzung frei.⁸

Um die nächtliche Beleuchtung der Stadt war es Mitte des 19. Jahrhundert noch schlecht bestellt. Ganze zwei Laternen (Öllampen) hatte man 1841 auf dem Marktplatz, eine dritte 1870 am (abgebrochenen) Spörleinstor aufgestellt. Bis 1880 wurden weitere 41 Lampen installiert. Seit 1896 brannte man nur amerikanisches Petroleum. Am 1. Oktober 1902 brannten dann die ersten elektrischen Bogenlampen am Marktplatz. In den folgenden Jahren wurde die Stadt Neustadt „elektrifiziert“, zunächst beliefert vom örtlichen Elektrizitätswerk (Bollweg), 1923 mit Anschluß an das Überlandwerk Rhön-Mellrichstadt.

Im Bestreben, den Handel zu beleben, richtete man in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts besondere Aufmerksamkeit auf den Ausbau der Vizinalstraßen um Neustadt. Bald nahm der tägliche Verkehr zu. Neben den regelmäßi-

big auf bestimmten Routen – und bei Bedarf auf anderen Strecken – verkehrenden Fuhrleuten sorgte vor allem die Post für eine schnelle und zuverlässige Personenbeförderung. Man unterschied damals zwischen reitender und fahrender Post. 1754 führt eine Postverbindung von Schweinfurt aus über Rannungen – Neustadt/S. – Mellrichstadt nach Sachsen. 1770/80 wird die Chaussee Würzburg – Werneck – Poppenhausen – Münnsterstadt – Neustadt – Meiningen ausgebaut und damit die Postverbindung erweitert. Als Posthalter in Neustadt ist uns Johann Michael Ignaz Weigand bekannt, und zwar 1749–73 als hochstiftischer und 1773–93 als taxis'scher Posthalter. Die Poststation von Neustadt befand sich z.Z. Weigands im „Gasthof zum Goldenen Mann“, den Weigand neu erbaut hatte. Nach Fertigstellung der Chaussee wurde aus Gründen der Rationalisierung der Poststation Neustadt der Postpferdewechsel und die Personenbeförderung genommen (1884). Dem Postmeister in Neustadt verblieb nur die Expedition und der „ordinarie felleisenritt“. 1814 existierte in Neustadt lediglich eine Briefsammelstelle (Hs. Nr. 91). Von 1823–44 hat Michael Zwierlein neben der Postexpedition auch die Schildgerechtigkeit des „Gasthauses zum Schwan“ inne. Ihm folgt 1844–55 der Schwanenwirt und Posthalter Fritz Theodor. Dieser Posthalter unterhält sechs Pferde, jeweils zwei für den Eilwagen nach Königshofen, für die Karriolpost nach Bischofsheim – Gersfeld und für die Extrapolst.⁹ Am 1. August 1869 wurde in den Posträumen die Telegraphenstation Neustadt eröffnet. 1896 wurde in Neustadt das erste Telefon installiert (Goldner Mann), das Post und Bahnhof verband. 1891 ließ die Post in Neustadt drei Straßenbriefkästen anbringen, die täglich viermal geleert wurden.

1852 war die Eisenbahnlinie, die Unterfranken über Nürnberg – Nördlingen – Donauwörth – Augsburg mit München verband, von Bamberg mainabwärts bis Schweinfurt ausgebaut und erreichte 1854 Würzburg. Der für Neustadt wichtige Bahnbau Oerlenbach – Meiningen wurde im Vertrag vom 31. März 1868 zwischen Bayern und Sachsen-Meiningen vereinbart. Im Januar 1873 baute man bereits am Tunnel zu Rottershausen und an zahlreichen Teilstrecken. Am 14. Dezember

1874 fand die offizielle Probefahrt auf der fertigen Strecke statt; am 15. Dezember wurde sie in Meiningen dem öffentlichen Verkehr (mit Anschluß über Eisenach nach Hamburg) übergeben. 1899 war Neustadt bereits Schnellzugstation für die D-Züge nach Berlin und Stuttgart. 1909 wurde auf der Strecke ein zweites Gleis verlegt.

Die gewünschte Bahnverbindung Neustadt – Fulda kam nicht zustande, jedoch die Stichbahn Neustadt – Bischofsheim. Ende Februar 1885 begannen die Arbeitskolonnen mit dem Bau. Die Eröffnung der Bahnstrecke wurde am 15. Oktober 1885 gefeiert. Als weitere Lokalbahn wurde am 27. September 1893 die Strecke Neustadt – Königshofen in Dienst gestellt.

So war Neustadt – auch was die Eisenbahn betrifft – zu einem regionalen Verkehrsknotenpunkt geworden, und es hat reichen Nutzen daraus gezogen. Die Entwicklung seines Handels, vor allem seiner Viehmärkte, sowie des Fremdenverkehrs in die Rhön, der Aufschwung des Heilbades Neuhaus und sogar die Standortwahl eines namhaften Industriewerkes gehen im wesentlichen auf diese günstige Verkehrslage zurück.

Ende des 19. Jahrhunderts hatte auch für Neustadt das Automobilzeitalter begonnen. Allerdings machte man bei den Fahrzeugen noch keinen rechten Unterschied, und der Autobesitzer mußte wie der Fuhrmann am Stadt-eingang anhalten und den Pflasterzoll entrichten. Zur Intensivierung des Nahverkehrs trug aber ein weiteres Verkehrsmittel wesentlich bei: das Fahrrad. Es war auch für den kleinen Mann erschwinglich. Bald entwickelte die Jugend mit seiner Hilfe ein beliebtes Freizeitvergnügen: den Rennsport. Überall im Land – so auch in Neustadt – gründete man Radfahrervereine.

i. Wirtschaft Landwirtschaft

In der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts war Neustadt noch ein typisches Ackerbürgerstädtchen. Eine beachtliche Zahl von Einwohnern war ausschließlich oder im Nebenerwerb in der Landwirtschaft tätig. Die Zahl rein landwirtschaftlich tätiger Einwohner stieg

bis 1840 auf 90 Seelen an. 1848 zählte man 14, 1866 15 und 1895 19 Ökonomen mit ihren Familien. Ihre Bedeutung für die Stadt setzte man damals jedoch nicht sehr hoch an: „Der Ökonomiebetrieb ist kaum nennenswert“ (Koch 1878).

Nach wie vor baute man in der Neustädter Flur hauptsächlich Getreide an. Die Ernte an Heu, Grummet und Klee war durchschnittlich. Relativ gering war der Flachs anbau; ergiebig dagegen der Kartoffelanbau. Unterschiedlich war der Obst ertrag von den sehr zahlreichen Obstbäumen (292 Kirsch-, Zwetschgen-, Weichsel-, Apfel- und Birnbäume i.J. 1858).

Da die Ackerfläche mit 214 Hektar in der Neustädter Flur (421 ha) im Vergleich zu der Fläche von 158 ha Saalewiesen (mit neuerbautem Wässerungssystem) relativ klein war und der Weinbau keine Bedeutung mehr hatte, verlegten sich die Neustädter Bauern vor allem auf die Viehzucht. Bevorzugt wurde beim Rindvieh der sog. Scheinfelder Schlag (eine Kreuzung von gelbem Frankenvieh und Heilbronner Rassetieren), da man dieses Rind als Arbeits- und Schlachttier besonders schätzte. Die Wolle der veredelten Schafe verkaufte man in Zeiten, da die Weberei in der Rhön noch in Blüte stand, hauptsächlich nach Bischofsheim.

Um die Hebung der Landwirtschaft auf den verschiedenen Gebieten bemühte sich seit der Gründung 1809 der Landwirtschaftliche Verein in Bayern, der als Bienenzucht- und landwirtschaftlicher Leseverein in Neustadt wohl schon 1848 existierte, 1857 und 1862 sicher bezeugt ist. Durch Versammlungen, Ausstellungen und entsprechendes Schrifttum wurden die Landwirte mit den neuen Errungenschaften bekanntgemacht, die von der Schädlingsbekämpfung, künstlichen Düngung bis zum Einsatz landwirtschaftlicher Maschinen – Futterschneidemaschine, Mähmaschine, Dampf-Dreschmaschine – reichten. Seit den 1880er Jahren breiteten sich vom Rheinland her auch in Bayern die Darlehenskassenvereine als Ankaufs-, Verkaufs- und Darlehensgenossenschaften aus. Das Lagerhaus des Bezirksvereins in Neustadt wurde 1912/13 errichtet und im Januar 1914 eröffnet. An der Entwicklung und Mechanisierung der Landwirtschaft im Neustädter Umland hat dieses

Lagerhaus führend mitgewirkt. Zur Pflege des Obst- und Gartenbaus gründeten interessierte Bürger in Neustadt den Obst- und Gartenbauverein, dessen ältestes Protokollbuch 1887 beginnt.

Handel

Der Wegfall der Zollschränken seit dem 1. Januar 1834 gab dem innerdeutschen Handel wesentlichen Auftrieb. Die Kaufleute von Neustadt, das an der Nord-Süd-Chaussee lag, waren natürlich am freien Warenaustausch interessiert. Noch immer herrschte der Markthandel vor. 1844 hatte Neustadt neun reichbesuchte Jahrmärkte und war in der Folgezeit eifrig bemüht, dem steigenden Bedürfnis durch weitere Märkte gerecht zu werden. Auch kam der eine oder andere Händler zu einem Wohlstand, baute sein Lager aus und richtete – seit dem häufigeren Besuch der Bevölkerung des Umlandes im Städtchen – ein Ladengeschäft ein, wo der Kunde jederzeit aus dem Warentyp auswählen konnte. An Markttagen verzichtete der Kaufmann deswegen noch nicht auf das Feilbieten seiner Ware auf offenem Markt (Marktplatz und Gassen), aber innerhalb von 50 Jahren (etwa 1825–75) kehrte sich sein Umsatzanteil aus dem Markthandel (1825: ca. 2/3) und dem Ladenhandel (1825: ca. 1/3) zugunsten des letzteren im gleichen Verhältnis um.

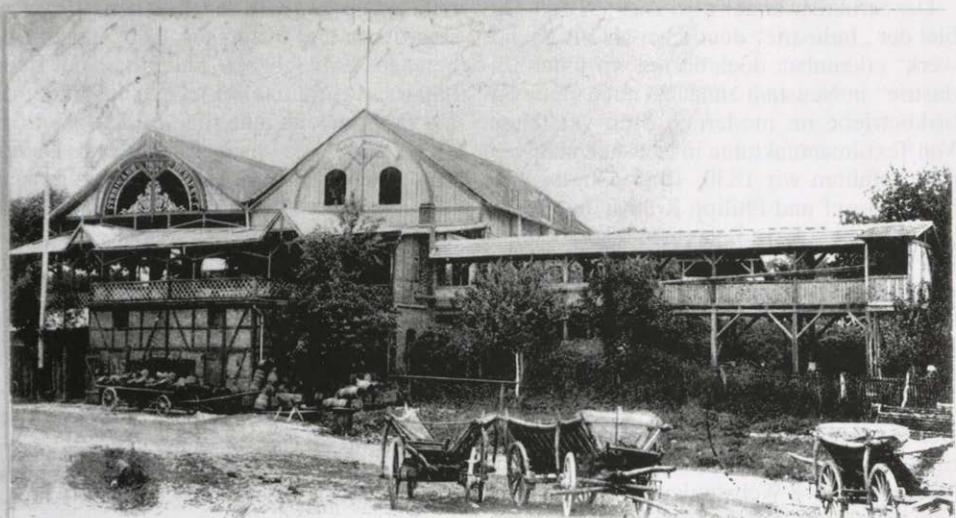
Die Eröffnung des wöchentlichen Getreidehandels (Schranne) mit unbeschränkter Getreidezufuhr kam am 4. November 1862 dem allgemeinen Bedürfnis entgegen. Neben dem Handel mit Samen und Öl waren es die Viehmärkte, die Neustadt über die Grenzen des Landes hinaus bekannt gemacht haben. 1814/15 wurden 15 Pferde (Wert: 1.814 fl.) und 5.600 Stück Rindvieh (Wert: 112.728 fl.) auf dem Neustädter Viehmarkt verkauft. Auch in den folgenden Jahren waren die Viehmärkte von Neustadt neben denen von Schweinfurt gut besucht, da Neustadt als Straßenschnittpunkt sowohl mit Thüringen wie auch mit Hessen durch ausgebauten Straßen in Verbindung stand. Vor allem seit dem Bau der Eisenbahn wuchs der Viehauftrieb am dreitägigen Bartholomäusmarkt so enorm, daß die Stadtverwaltung eine eigene Zutriebsordnung aufstellen und den Verkehr von Schweinfurt

nach Meiningen über Salz – Mühlbach – Herschfeld umleiten mußte. Um die Jahrhundertwende wurde der Umsatz am Bartholomäusmarkt auf etwa 2 Millionen Mark geschätzt. Die höchsten Bankaufträge nannten die Städte Erfurt, Halle, Magdeburg, Breslau und zeigten die guten Handelsbeziehungen Neustadts mit Thüringen, Sachsen und Schlesien.

Mit dem Rückgang des Weinbaus und der Aufhebung des herkömmlichen Schankverbots in den Orten Brendlorenzen (Gaststätte 1813) und Salz (Gaststätte 1825) war es in Neustadt zunächst zu einem Rückgang der Heckenwirtschaften gekommen. 1821 hatte es neben den sechs Schildwirten 29, 1848 nur noch sieben Heckenwirtschaften gegeben. Die Heckenwirte hatten vor 1836 zur Wahrung alter Rechte sogar einen Prozeß angestrengt, diesen aber verloren. Bäcker und Metzger vor allem sahen in einer Heckenwirtschaft einen Nebenerwerb zur Aufbesserung ihres „Nahrungsstandes“. Während die sechs Schildwirtschaften die uneingeschränkte Speise- und Herbergsbefugnis besaßen und dem eigentlichen Fremdenverkehr dienten, gewährte die Stadtverwaltung den Heckenwirten nur ein befristetes Zapfrecht mit Imbißabgabe an Brot und Käse und legte deren Zahl 1851 auf zwölf Stellen fest. Die Verteilung behielt sie sich vor.

Der wachsende Zustrom von Menschen in die Stadt – als Ladenkunden, Marktbesucher, in Amtsgeschäften etc. – steigerte aber das Bedürfnis nach mehr Gaststätten. Da die Zahl der Heckenwirtschaften feststand, gingen die Interessenten mehr und mehr auf die Neuerichtung von Gaststätten über (1859 bereits insgesamt 30, 1910 35 Wirte). Auch auf Kaffeehäusern und jüdische Garküchen für Koscherspeisen wurden Konzessionen erteilt. Die Entwicklung des Vereinswesens und die bürgerliche Stammtischgesellschaft sicherten den meisten Wirten ein gutes Auskommen.

Die Sparkasse für den Distrikt Neustadt a.S. besteht seit 1842. Sie befand sich ursprünglich (mit einem Raum) in der Stadtkae (im Rathaus), seit 1914 (mit AOK und Bezirksskasse) in der Häfnergasse (Hs. Nr. 63). Das eigentliche Geldgeschäft sowie die



Gruss von Herbert's Felsenkeller, Neustadt a. d. Saale.

84232 Verlag von J. A. Hauck, Bischöfshofen v. d. Rhön.

Abb. 3: Herberts Felsenkeller.

Ausführung „aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte“ besorgten die Banken.

Handwerk

Durch das bayerische Gewerbegegesetz 1825 wurden die Handwerkerzünfte aufgehoben, doch wurde nicht die Gewerbefreiheit, sondern ein staatliches Konzessionssystem an ihre Stelle gesetzt. Eine zuweilen recht engherzige Anwendung desselben zugunsten der Meister verhinderte zunächst ein Wachsen des Handwerks. Erst das Jahr 1868 brachte für Bayern die Gewerbefreiheit. Damit wurden die Unterschiede zwischen Stadt und Land hinsichtlich der Gewerbebetriebe aufgehoben, ebenso das Verbot, mehrere Gewerbe zu betreiben und der Ausschluß vom Gewerbe durch die Zunft. Es fielen auch die alten Bannrechte, d.h., der Zwang für die Bewohner eines bestimmten Bezirks, ihren Bedarf ausschließlich bei dem Berechtigten zu decken. Der Staat beschränkte sich künftig – von wenigen konzessionspflichtigen Ausnahmen abgesehen – im wesentlichen nur auf die Gewerbeaufsicht (Sicherheit, Gesundheit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung). Gegen die Ein-

führung der Gewerbefreiheit wehrte sich das Handwerk seit 1870 durch die Bildung freiwilliger Innungen. Die Freie Gewerbe-Innung Neustadt wurde 1904 unter Michael Borst gegründet (weitergeführt bis 1930). Das Reichsgesetz von 1897 gestattete sogar die Bildung von Zwangsinnungen und Handwerkskammern „zum Schutz der nationalen Arbeit“. Durch die Einführung des kleinen Befähigungs nachweises 1908 blieb die Lehrlingsausbildung den Handwerksmeistern vorbehalten.

Die Statistik der Handwerksbetriebe in Neustadt zeigt für das 19. Jahrhundert nur in einzelnen Bereichen geringfügige Schwankungen und bestätigt so den allgemein beschriebenen Trend. Weiterhin stark vertreten waren die Schuhmacher und die Schneider, doch zeigen gerade diese Berufe einen deutlichen Rückgang, der auf die Konkurrenz der billiger arbeitenden Bekleidungsindustrie zurückzuführen ist. Einige zeit- bzw. modegebundene Berufe starben aus: Nagelschmied, Strumpfwirker, Bortenwirker, Wachszieher. Neue Berufe – z.B. der Photograph – traten auf.

Der Strukturwandel wird aber auf dem Gebiet der „Industrie“ deutlicher als im „Handwerk“ erkennbar, doch dürfen wir unter „Industrie“ in Neustadt zunächst noch keine Fabrikbetriebe im modernen Sinn verstehen. Von Textilmanufakturen in Neustadt und Neuhaus erfahren wir 1830, 1833 betrieben die Brüder Josef und Philipp Kohnstamm in der Storchengasse/Ecke Bauergasse und schließlich im Anwesen Marktplatz/Ecke Zwiebelgasse eine Baumwollfabrik. In Neuhaus arbeiteten geschickte Damastweber, die ihre Fertigprodukte nach Brasilien und St. Petersburg versandten. Die Kohnstamm-Brüder beschäftigten 24 Menschen an 18 Webstühlen. Der Kaufmann Friedrich Reinhart beschäftigte in seiner Manufaktur in Neustadt und Neuhaus an 6–8 Webstühlen 14 bis 19 Personen; er fertigte Damast und Atlas, Leinentafelzeug, Tischdecken, Bettdecken u.a. Der Zollverein 1833 brachte diesen Manufakturen zunächst starke Einbußen und dem Weberhandwerk in Neustadt schließlich das Ende.

Auch die Mühlen um die Stadt gaben im 19. Jahrhundert ihre Tätigkeit allmählich auf, hingegen erlebte das Braugewerbe einen beachtlichen Aufschwung. Abraham Gärtner besaß in den 1880/90er Jahren in Mühlbach eine Malzfabrik mit Getreidelagerhalle, Mälzerei und Maschinenhaus im ehemaligen Schlößchen. Die Molkerei in Neustadt hatte ihren Betrieb im Anwesen Ecke Hohnstraße/Bauergasse 1895–1900, mit verbesserter Einrichtung 1902 unter Major Wallner, durch Hermann Max Broose geführt, dann vor 1908 als Dampfmolkerei mit spezieller Käseproduktion an die Brend verlegt. Die Mineralwasserfabrik des Georg Stollberg ging 1899 durch Kauf an Joseph Jessenberger über. Seit 1836/37 hatte der Gastwirt Johann Schmitt am oberen Marktplatz eine Likörfabrik betrieben. 1862 eröffnete Camill Knab nach verschiedenen Um- und Neubauten im Haus Ecke Storchengasse/Spitalgasse seine Weinessig-, Essigsprit- und Liqueurfabrik.

1907 nahm die Zigarrenfabrik F.C. Schwabe und Co. GmbH, Hamburg in der ehemaligen Schmitt'schen Gartenwirtschaft (heute Preh-Werke) die Zigarrenproduktion auf (bis 1911). Die jahrhundalte Ziegelei zwischen Brendbrückchen und Kirchpforten-

mühle wurde 1870 abgebrochen. 1908 entstand dort ein Wohnhaus. Die Ziegelei der Peter Jessenberger sen. und jun. in der Bahnhofstraße entfaltete im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine rege Bautätigkeit (mit Ziegeleiofen und –halle, Einbau eines Dampfkessels, eines Brennstadels und weiterer Bauten). Als erste wirkliche Fabrik in Neustadt wurden seit 1911 am Donsenhaus die „Fränkischen Emaillier- und Stanzwerke“ von den Gebrüdern Hüllmantel erbaut. Ein Brandunfall traf die Firma während der Ausbauphase. Nach dem Wiederaufbau konnte die Fertigung 1914 voll anlaufen.

Die Weiterentwicklung des Handwerks, die Förderung der Technik und angewandten Naturwissenschaft, die Ausbildung und Fortbildung hatte sich vor allem der 1806 gegründete Polytechnische Zentralverein zur Aufgabe gemacht. Am 13. April 1866 wurde in Neustadt ein „Polytechnischer Zweigverein“ gegründet, der sich für technische Neuerungen aller Art aufgeschlossen zeigte und den Fortschritt vertrat. Besonders die Errichtung (1866) und Unterhaltung der gewerblichen Fortbildungsschule beweist den Weitblick der Bürger und die Ernsthaftigkeit ihres Bemühens, das Gewerbe zu fördern. Im Geiste Adolph Kolpings nahm sich der 1871 gegründete „Katholische Gesellenverein Neustadt“ der beruflichen, gesellschaftlichen und sittlichen Formung der Handwerkerjugend an und wies den jungen Menschen den Weg zu Verantwortung und aktiver Lebensgestaltung.

k. Gesundheits- und Sozialwesen Krankenhaus

Das wachsende Bewußtsein, daß richtige Krankenpflege nicht von jedermann geleistet werden kann und doch jedem Kranken zuteil werden sollte, führte den Distrikts-Armenpflegschaftsrat Neustadt am 16. Februar 1835 zu dem Beschuß, ein Distriktskrankenhaus in Neustadt erbauen zu lassen. Der Distrikt erwarb zu diesem Zweck das Haus Nr. 226 Ecke Schuhmarktstraße/Webergasse von der Stadt sowie die beiden abbruchreifen Häuschen 224 und 225. Das Eckhaus wurde als Krankenhaus eingerichtet und erhielt 1839/40 einen bescheidenen Anbau.

Die Einrichtung war äußerst bescheiden. Die Bettenzahl wird 1844/45 mit elf angegeben. Anstalsarzt war 1839 Landgerichtsarzt Dr. Karl Krais. Als Wärterinnen werden drei Frauen genannt. Der Krankenhausaufenthalt (längste Dauer 1844/45: 39 Tage) kostete für Wartung und Pflege pro Person und Tag ½ fl., die der Kranke selbst zu zahlen hatte. Im übrigen unterhielt der Distrikts-Armenrat das Haus von den Jahreszinsen (1844/45: 114 fl. 53 kr.) aus seinem verliehenen Stammkapital (3.283 fl.) und sonstigen Einnahmen, die ihm im Distrikt (zweckgebunden) im Laufe des Jahres zufielen.

Das starke Auftreten der „schwarzen Blättern“ 1845 veranlaßte den Distrikt, im gegenüberliegenden Haus Nr. 236 eine Isolierstation zu errichten; 1850 wurde dieses „Blätternhaus“ käuflich erworben. 1857 erhielt das Krankenhaus eine Leichenkammer. Die Bettenzahl stieg bis 1860 auf 18.

1890 fühlte sich das Krankenhauspersonal überfordert (eine Krankenschwester und eine Dienstmagd für sämtliche Warte- und Pflegearbeiten). Mit dem Einzug der zwei Ordensschwestern (Töchter vom Göttlichen Erlöser, Würzburg) am 1. Februar hörten die Klagen auf. Alle drei Neustädter Ärzte (Dr. Metz, Dr. Billmann, Dr. Mathias) waren außer in ihrer Praxis auch im Krankenhaus tätig. Es wurden die notwendigsten Apparaturen beschafft. 1903 erhielt das Krankenhaus elektrisches Licht.

Um diese Zeit war die Dringlichkeit eines Krankenhausneubaues von den zuständigen Personen bereits erkannt worden. Man zögerte nicht lange und kaufte 1902/04 entsprechende Grundstücke außerhalb der Stadt „am Leimen.“ Bezirksbaumeister Popp erstellte 1904 den Bauplan für Hauptbau, Infektionsbau und Fürsorgebau (später Gesundheitsamt); dieser Plan wurde am 29. Mai 1906 von der Stadtverwaltung genehmigt. Die Firmen Peter Jessenberger, Neustadt, und Hugo Schicks errichteten den Rohbau (6. Juni–1. Oktober 1907). Am 3. November 1907 wurde Richtfest gefeiert. Schon am 14. November 1907 zogen die Patienten (7 Männer, 1 Frau) vom alten ins neue Krankenhaus um.

Ambulante Krankenpflege

Für die Betreuung der Kranken im eigenen Haus, die ursprünglich ganz der Familie zufiel, rief der Neustädter Armenpflegschaftsrat am 28. Oktober 1903 eine weitere segensreiche Einrichtung ins Leben: den „Verein für ambulante Krankenpflege“ (1904 staatlich genehmigt, 1906 ins Vereinsregister eingetragen). Der Verein setzte sich zum Ziel, die Unterhaltskosten für eine ausschließlich in der privaten ambulanten Krankenpflege tätige Schwester aus dem Würzburger Mutterhaus der Töchter vom Göttlichen Erlöser aufzubringen. Diese Krankenschwester konnte von allen Bewohnern Neustadts ohne Rücksicht auf Religionszugehörigkeit in Anspruch genommen werden; dabei hatten Vereinsmitglieder (jährlicher Beitrag 1 Mark) gegenüber Nichtmitgliedern das Vorrecht. „Beansprucher“ zahlten 1 Mark Pflegegeld pro Tag oder Nachtwache in die Vereinskasse; Arme wurden kostenlos betreut. Der Lohn für die Krankenschwester betrug jährlich 120 Mark ans Mutterhaus, 200 Mark an die Vill’sche Stiftung, wo die Schwester Wohnung und Verpflegung erhielt, und 40 Mark an die Schwester für „Wein- und Biergeld“. Der Dienst dieser Schwester wurde so oft in Anspruch genommen, daß sie bald überfordert war. Folglich wurde eine zweite Schwester berufen, und beiden wurde als Wohnung seit dem 1. Januar 1910 das ehemalige Professorenhäuschen (Hs. Nr. 266, heute bereits abgerissen) kostenlos angewiesen. Jede Schwester erhielt seither monatlich ein bestimmtes Haushaltsgeld. Die späteren Jahrzehnte brachten ein neues Sozialverständnis, und man sah nunmehr im Gesundheitswesen eine öffentliche Aufgabe. Dies führte letztlich zur Auflösung des Vereins.

Weitere soziale Einrichtungen

Die Armenpflege war in Bayern durch die Verordnung vom 17. November 1816 in der Weise geregelt, daß jede Ortsgemeinde für die ihr zugehörigen Armen zu sorgen hatte. Zur Unterstützung überlasteter Gemeinden war eine Bezirkspflege zu bilden. Zum örtlichen Armenpflegschaftsrat gehörten der Bürgermeister, der Beigeordnete, Mitglieder der Stadtverwaltung, der katholische Pfarrer so-

wie – später – der jeweilige Vorstand der protestantischen Kirchen- und der israelitischen Kultusgemeinde, der Bezirksarzt und gewählte Armenpflegschaftsräte. Dieser Armenpflegschaftsrat ermittelte die Hilfsbedürftigkeit und entschied über die Höhe und die Art der Unterstützungen.

Hilfsquellen der Armenpflege waren in erster Linie außerordentliche Zuflüsse, wie Erträge der Wohltätigkeitsstiftungen, Sammlungen, freiwillige Beiträge, Spenden, bestimmte Abgaben, vor allem aus Vergnügungen. Weitergehende Bedürfnisse waren von der Gemeindekasse zu decken. 1834 hatte die Lokal-Armen-Institutspflege Neustadt einen Kapitalstock von 1.624 fl. 30 kr. Getrennt davon wurde die Almosenpflege mit dem Armenhaus in der Steingasse (Hs. Nr. 250) für alte und gebrechliche Arme (1834: 12; 1855: 14) mit einem Aktivkapital von 10.329 fl. 20 kr. geführt.

In der Stadt befand sich auch das „Distriktsspital“ (= ehemaliges Juliusspital, von 1807–18 nach Münnernstadt verlegt). Nach der Regierungs-Entschließung vom 6. November 1818 wurde am 1. Dezember 1818 ein Stiftungspflegschaftsausschuß aus sechs Personen durch die Vorsteher der beteiligten Gemeinden im Distrikt Neustadt gewählt. Dieser Ausschuß bestimmte den Spitalverwalter und ordnete diesem ein Ausschußmitglied zur kontrollierenden Mitwirkung bei. Das Spital war 1834 mit 14 Pfründnern besetzt. Es hatte ein Stiftungsvermögen von 64.171 fl. 38 kr. Von 1818–39 befand es sich (wie vor der Verlegung der Pfründner nach Münnernstadt) wieder in der Spitalgasse (Hs. Nr. 133). Das inzwischen neu erbaute Haus war für 1.350 fl. von Rentamtmann Schubert zurückgekauft worden. 1839 erfolgte dann der Umzug in den ehemaligen Konventbau der Karmeliten, den die Spitalstiftung gekauft hatte. 1859 zogen die Pfründner schließlich in das 1857/59 von der Stadt der Spitalstiftung erbaute „Julius-Pfründner-Spital“ in der Roßmarktstraße ein. Der Konventbau wurde für das Bezirksgericht frei. Das ehemalige Spitalgebäude (Hs. Nr. 133) in der Spitalgasse diente der Stadt weiterhin als zusätzliches Armenhaus.

Die Tätigkeit als Armenpflegschaftsrat bestimmte den kinderlosen Neustädter Gastwirt

und Landtagsabgeordneten Alois Vill 1848 zu einem testamentarischen Legat von 1.500 fl. zugunsten einer Armenstiftung, die mit dem zusätzlichen Vermächtnis von 100.000 fl. durch seine Witwe Margaretha, geb. Lenz, am 21. August 1861 als Spital für 30 arme, alte Personen testamentarisch klar umrissene Form annahm. Das im Testament vermachte Haus Nr. 186 in der Schuhmarktstraße bot jedoch nicht die erforderlichen Räume. Darum schuf der Armenpflegschaftsrat durch Ankauf des Nachbaranwesens (Hs. Nr. 185) und entsprechende Um- bzw. Neubauten 1872/73 das Spitalgebäude der „Vill'schen Stiftung“ am oberen Markt.

Die „Väth-König'sche Kinderbewahranstalt“ geht auf die Stiftung des Ehepaars Philipp und Barbara Väth zurück, dessen Antrag am 13. August 1883 die königliche Genehmigung erhielt. Dem gleichen Stiftungszweck galt ein Vermächtnis von Fräulein Babette König († 1874) in Höhe von 3.000 M (1884). Das Ehepaar kaufte zunächst das an die (damalige) Mädchenschule anstoßende Keßler'sche Wohnhaus (Nr. 239) für 1.370 M; aus dem König'schen Legat wurde das daran anschließende Stäblein'sche Wohnhaus (Nr. 240) um 2.000 M für die Stiftung erworben.

Die Kinderbewahranstalt (mit zwei Sälen und Schwesternwohnung) erhielt am 14. Juni 1885 ihre kirchliche Weihe, am 17. Juni 1885 wurde sie feierlich eröffnet. Aufgenommen wurden Kinder ohne Rücksicht auf die Konfession. Voraussetzung war jedoch, daß sie zwei Jahre alt, gesund und kräftig waren und keiner besonderen Pflege bedurften. Die Betreuung der Kinder lag in den Händen der Schulschwestern. 1893 besuchten ihn 60 Kinder.

Der Plan einer Kinderheilstätte in Neustadt wurde bereits 1910 im Frauenverein des Deutschen Roten Kreuzes (Unterfranken) erörtert. Der Reinertrag eines „Margeritentages“ in Neustadt am 9. Juli 1910 erbrachte 1.500 Mark. Zu diesem Grundstock legte Frau Hedwig Fichtel von Schweinfurt (eine geborene Hippeli aus Neustadt) den Betrag von 1.000 M hinzu, und auch die Stadtverwaltung versprach einen Zuschuß von 1.500 M zur Errichtung des Gebäudes. Außerdem wurde die

Geschäftswelt um Unterstützung gebeten. 1911 wurde das Projekt beschlossen; am 3. September 1912 erfolgte die Grundsteinlegung der zu Ehren der bayerischen Prinzessin benannten „Prinzessin-Ludwig-Kinder-Heilstätte.“ Am 4. August 1913 war der Bau im 1. Abschnitt vollendet und wurde in Anwesenheit von Staatsminister Dr. Brettreich feierlich eröffnet.

I. Religiöse Verhältnisse

Die seit der Gegenreformation ausschließlich katholische Bevölkerung erhielt nach der Säkularisation zu den zugelassenen Schutzjuden weiteren Zuzug von Judenfamilien und evangelischen Christen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts bildeten sich mehrere Glaubensgemeinschaften in der Stadt.

Jahr	Einwohner	r.k.	ev.	isr.	Sonst. Bek.
1815	1389	1352	–	37	–
1830	1519	1437	20	62	–
1853	1549	1472	3	74	–
1871	2093	1828	100	164	1
1895	2072	1728	124	219	1
1914	2163	1790	211	159	3

Die katholische Pfarrei Mariae Himmelfahrt

Durch die Neugliederung des Bistums Würzburg 1811 wurde Neustadt Sitz eines Ruralkapitels, das bei der Aufteilung in Dekanate 1868 im wesentlichen unverändert blieb und erst mit der Neueinteilung der Dekanate 1906 eine Umbildung erfuhr. Die Pfarrei war weiter mit einem Pfarrer, einem Kaplan (der zugleich für die Filiale Hohenroth zuständig war) und dem Frühmeß-/Spitalbenefiziaten besetzt.

Seit 1834 bemühte sich die Gemeinde auf Grund der Steinacher'schen Stiftung (1.500 fl.) um die Errichtung einer zweiten Kaplaneistelle, mit der das Lehramt an der Lateinschule verbunden sein sollte. Nach dem Tode des letzten (weltlichen) Magisters Henneberger kam am 2. Juli 1837 auch ein Vertrag zwischen Ordinariat und Stadtverwaltung Neustadt über eine entsprechende Bindung von Kaplanei und Studienlehrerstelle zu-

stande, d.h., eine „Stadtkaplaneistelle“ wurde geschaffen und dotiert. Da aber der Pfarrei jeweils nur ein Kaplan zugewiesen wurde, mußte dieser in der Regel beide Kaplaneifunktionen wahrnehmen, d.h., er mußte neben seiner Studienlehrer- und Seelsorgerätigkeit in Neustadt auch die Filiale Hohenroth mitversiehen. Der Frühmeßbenefiziat und „Spitalpfarrer“ wohnte zunächst in seinem Benefizienhaus (Nr. 266), siedelte 1839 mit den Spitalinsassen als deren Geistlicher in den ehemaligen Konventbau der Karmeliten und 1859 schließlich ins neuerbaute Pfründner-Spital-Gebäude (mit Hauskapelle) über.

Während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts war die Fertigstellung der Pfarrkirche die Hauptsorge der Pfarrgemeinde. Die Pläne des Architekten Alois Geigel scheinen mit geringfügigen Veränderungen (Abflachung der Kuppel etc.) durch seinen Nachfolger, den Hofarchitekten Andreas Gärtner (um 1800), verwirklicht worden zu sein. Unter der Bauaufsicht des Kreis-Ingenieurs Mattlechner und des Bezirks-Ingenieurs Donle arbeiteten nacheinander drei Baumeister an der Erstellung des Rohbaus:

1. Mattheus Ickelsheimer aus Würzburg brach die alte Kirche ab und führte das Langhaus fast bis zum Dach auf. Dann unterbrach der Einfall der Franzosen 1796 den Bau.

2. 1803 führte Baumeister Schauer aus Saal den Bau fort. Noch hatte aber der Turmbau erst die Höhe des Kirchendaches erreicht, da mußte Schauer 1804 „wegen des gänzlich zerrütteten Kirchenfondes“ auf Grund amtlicher Verfügung den Bau einstellen. Er starb 1808.

3. Von 1808–32 war die Bautätigkeit unterbrochen. 17.000 fl. wären zunächst zur Vollendung nötig gewesen. Zahlreiche Gesuche wanderten von einer Stelle zur anderen. Auch an König Ludwig I. (1825) und die Landstände (1831) gelangten Gesuche und fanden schließlich Gehör. Die Staatskasse genehmigte 20.000 fl. Unter Mithilfe der Bürgerschaft und der Nachbarorte von Neustadt vollendeten die Baumeisterbrüder Reinhard aus Lehenhan das Bauwerk 1832–34. 1834/36 folgte der Innenausbau nach Plänen Mattleiners durch Bildhauer Andreas Halbig, Würz-



Abb. 4: Katholische Pfarrkirche innen (1906).

burg-München. Am 10. August 1836 wurde die Kirche Mariae Himmelfahrt in Anwesenheit der Bischöfe von Würzburg und Fulda feierlich eingeweiht.

Hier eine kurze Beschreibung: „*Die interessante Anlage ist westlich orientiert. Sie stellt ein Rechteck mit halb eingezogenem Ostturm dar. Das hallenförmige Innere ist durch mächtige korinthische Säulen in drei Schiffe geteilt ... In den quadratischen Chorraum ist eine auf acht im Kreis angeordneten Säulen ruhende Spiegelkuppel hineingestellt, in der Mitte dieses Rundes stand ehemals ein Tabernakelaltar. [Darunter war, wie aus den Bauakten hervorgeht, eine Krypta geplant.] Das Langhaus ist im Mittelschiff durch gekuppelte Säulen gegen Chor und Turm geschieden.*

Mittelschiff überhöht mit Spiegelgewölbe ohne Gliederung. Die Seitenschiffe besitzen in jedem Joch ein kleines Spiegelgewölbe, über den Säulen läuft in Chor und Langhaus ein gerader Sturz, ebenso zwischen den Jochen der Seitenschiffe. Die Fenster sind stichbogig.

Die Sakristei ist an der Westseite der Kirche angebaut. Das Äußere ist durch Lisenen zwi-

schen den Fenstern gegliedert. Dreigeschossiger Turm mit Ecklisenen. Stichbogige Schallfenster im Obergeschoß. Das dritte Geschoß schließt mit einer Balusterbrüstung. Spitzhelm ... Die Pfarrkirche in Neustadt ist eines der interessantesten Beispiele des späten Klassizismus in Franken.“¹⁰

Als Baupflicht der Stadtgemeinde an der Pfarrkirche stellte das Bischöfliche Ordinariat am 18. März 1789 fest: Turm, Glocken, Emporkirche, Orgel, Kirchenstühle; dazu (herkömmlich) Hand- und Spanntron. Die Stadtgemeinde erkannte diese Verpflichtung an, löste diese dann aber 1855 ab. Da der Staat am 31. August 1845 – obwohl als Zehntherr Nachfolger des Klosters Bildhausen und des Hochstifts – eine Bauverpflichtung seinerseits nicht zugestand, tragen die Kirchenstiftung (Ablösungsfond) und die Kirchengemeinde seither allein die Baulast. Eine gründliche Renovierung der Pfarrkirche wurde unter Pfarrer Ackermann 1890ff. vorgenommen.

Durch den Kaufvertrag vom 18. April 1838 war das säkularisierte Karmelitenkloster in das Eigentum der Stadt und der Spitalstiftung

übergegangen (Kaufpreis: Kirche 500 fl., Konventbau 3.500 fl.). Als 1857 der Konventbau – zur Einrichtung des Bezirksgerichts – wieder an den bayerischen Staat verkauft und die Spitalstiftung mit dem Neubau des Julius-Pfründner-Spitals entschädigt worden war, blieb die Stadt Neustadt Eigentümerin der Klosterkirche (einschließlich der Annakapelle). Durch wiederholte Reparaturen (1852, 1904/05, 1917) bemühte sich die Stadtverwaltung um die Erhaltung und entsprechende Nutzung des Gotteshauses.

Die Feldkapelle am Lehmweg (seit ca. 1600 bezeugt und in späterer Zeit Wallfahrtstreffpunkt) war 1822 baufällig und wurde deshalb umgebaut. Als diese Kapelle Mitte des Jahrhunderts täglich von immer mehr Gläubigen besucht wurde, hielt man eine erneute Vergrößerung der Kapelle für notwendig. Am 20. Mai 1855 wurde die erweiterte Marienkapelle feierlich eingeweiht. Eine 1852 gegründete Kapellenstiftung (mit Baufond seit 1858) verwaltete die Zuwendungen von Wohltätern. 1873 erhielt die Kapelle einen Turm mit Glocke für das täglich dreimalige Ave-Läuten. Die heutige Kapelle wurde 1899 nach den Plänen von Bezirksbaumeister Popp völlig neu gebaut und am 5./6. November 1899 durch Pfarrer Ackermann geweiht und der Öffentlichkeit übergeben.

Der Friedhof am Hohntor wurde im 19. Jahrhundert mehrfach erweitert (1831, 1843, 1872ff.); im Mai 1843 wurde die Friedhofsmauer am Lehmweg aufgeführt, 1872 erbaute man die (inzwischen abgebrochene) Leichenhalle. Die aus dem 17. Jahrhundert stammende Friedhofskapelle mit ihrer Einrichtung aus der Zeit um 1750 ist Eigentum der Stadt. 1875 gründete die Stadtverwaltung die Friedhofspflege.

Die evangelische Kirchengemeinde

Der Initiative des katholischen Bezirksamtmanns und Landtagsabgeordneten L. Geigel verdankt Neustadt die Einberufung einer Versammlung von evangelischen Christen am 30. November 1863, in der die Bildung einer evangelischen Kirchengemeinde beschlossen wurde. 1866 genehmigte die Regierung eine Kollekte in allen protestantischen Kirchen

Bayerns „zur Errichtung eines protestantischen Vikariats und zwar zunächst zur Be- schaffung der Mittel zur Erbauung eines evangelischen Bethauses nebst Vikariatswohnung zu Neustadt, woselbst und in dessen Umgebung 160 Protestanten wohnen.“ Die Sammlung erbrachte 1.056 fl. 41 ½ kr. Diese Protestanten wurden aus den katholischen Pfarreien ausgepfarrt und zu einer protestantischen Filialgemeinde der protestantischen Pfarrei Schweinfurt vereinigt und einem „*exponierten Vikar*“ in Neustadt übertragen.

Sofort ging man an den Bau eines Bethauses. Der Ausschuß erwarb an der nordöstlichen Stadtmauer eine Scheune für 1.550 fl., ließ diese abbrechen und vom Januar bis Juni 1868 das Bethaus errichten. Am 30. Juli 1868 bereits wurde es durch Dekan Förtz von Schweinfurt feierlich eingeweiht. Die Vikarswohnung lag über dem Betraum. Christian Theodor Redenbacher war der erste Vikar der Kirchengemeinde. Zum neugebildeten Diasporaspengel gehörten protestantische Christen aus 40 Orten.

Am 15. Februar 1912 wurde die Vikarie zur selbständigen Pfarrei erhoben. Schon bald gab es Pläne für den Bau einer Kirche. Der Evangelische Kirchenbau-Verein wurde 1915 gegründet. Der Bau des Pfarrhauses am Lehmweg 1909/10 war bereits eine Vorentscheidung für den späteren Standort der Kirche.

Mit Regierungs-Entschließung Nr. 8781 vom 11. Mai 1887 wurde dem Vikariat Neustadt auch die Errichtung einer protestantischen Volksschule mit einem Schulverweser genehmigt; dieser Schule wurden die Religionszugehörigen der Gemeinden Neustadt, Neuhaus, Brendlorenzen, Mühlbach, Herschfeld und Salz zugewiesen. Am 31. Mai 1887 wurde die Schule unter Lehrer Fuchs im Beisein des zuständigen Distriktsschulinspektors aus Schweinfurt in dem angemieteten Lehrsaal im Hause Sebastian Hippelis Nr. 26 Ecke Roßmarktstraße/Weingasse eröffnet. Seit 1. Dezember 1898 befand sich die Schule in Untermiete bei Witwe Fuchs im Heinlein'schen Neubau unterhalb des Hohntores, von wo aus sie nach Einweihung des protestantischen Pfarrhauses (12. September 1909) in den dort vorgesehenen Schulsaal im Hoch-

parterde verlegt wurde. Die Schülerzahl betrug 1904 34 Werktags- und 8 Sonntagsschüler.

Israelitische Kultusgemeinde

Seit dem Spätmittelalter sind in Neustadt sog. bischöfliche „Schutzjuden“ nachzuweisen. Zunächst war für Neustadt jeweils eine, im 17. Jahrhundert eine zweite und dritte Judenfamilie zugelassen. 1801 gab es nach Bundschuhs „Lexikon von Franken“ (III, S. 791) in Neustadt „3 Judenhäuser, die um eine von den Juden gegebene Summe von jedem Bürger wieder können ausgelöst werden, worin 4 Juden wohnen, ohne die Jüdinnen, 3 Juden wohnen im Bestande (= Miete) mit ihren Familien.“ In den folgenden Jahren wurden die Judenstellen weiter vermehrt.

1837/38 lebten in Neustadt zehn Judenfamilien, die zur vormaligen „Altwürzburgischen Landjudenschaft“ gehörten. Diese bekamen in der Folgezeit Zuzug aus den umliegenden ländlichen Judengemeinden, so daß 1853 in Neustadt eine Judengemeinde mit einem Präs. gebildet und dem Rabbinat Kissingen zugeteilt werden konnte. 1861 wurde in Hs. Nr. 141 die erste Synagoge, eine Lehrerwohnung und ein Schulsaal eingerichtet. Eine (private) Judenschule hatte bereits in Hs. Nr. 98 bestanden. Im Nachbarhaus (Hs. Nr. 142) richtete der Lehrer Isaak Vandewart 1869 eine israelitische Handelsschule mit Mädchenpensionat ein. Diese private Handelschule wurde von seinen drei Töchtern bis 1898 fortgeführt (etwa 30 Schüler).

Im Oktober 1891 errichtete die Kultusgemeinde eine neue Synagoge in der Bauerngasse. Das bisherige Gemeindehaus blieb weiterhin im Besitz der Kultusgemeinde. Nach der Verlegung der Synagoge in den Neubau wurde hier im Gemeindehaus ein „Frauenbad“ (Tauche) eingerichtet, das bis 1935 benutzt wurde. Zwei israelitische Wohltätigkeitsvereine (gegr. 1869/70) unterstützten bedürftige durchreisende Juden und notleidende Gemeindemitglieder.

Der Judenfriedhof am Mönchshaug wurde 1888/89 angelegt; möglicherweise wurden aber schon vorher Bestattungen von Juden dort vorgenommen. Die jüdische Bevölkerungsgruppe war um die Jahrhundertwende in

das öffentliche Leben der Stadt voll integriert. Einige ihrer Mitglieder besaßen hohes Ansehen (z.B. als Stadtrat, Arzt, Lehrer, Geschäftsmann).

m. Schulwesen Katholische Volksschule

1804 gab es – neben der Lateinschule (Hs. Nr. 238) – in Neustadt die Deutsche Schule (Hs. Nr. 251) in der Steingasse, die sich in eine Knaben- und eine Mädchenschule teilte. Der ursprünglich zur Lateinschule gehörige Cantor Lorenz Böhnlein war seither Knabenlehrer. Ob er mit der Knabenschule bis zum Tode des Lateinlehrers Henneberger († 1837) in der Steingasse verblieb oder angesichts der zurückgegangenen Schülerzahl der Lateinschule bereits vor 1837 in die Lateinschule umzog, läßt sich nicht klar erkennen. 1831 wurde er bereits in der Knabenschule von dem Schulgehilfen Johann Georg Walter unterstützt. Auch dem Mädchenlehrer Simon Balling, der von 1804 bis zu seinem Tod († 3. September 1832) in der Steingasse unterrichtete, war seit 1825 ein Schulgehilfe beigegeben. 1831 besuchten 86 Schüler die Knabenschule, 94 Schülerinnen die Mädchenschule als Werktagsschüler. Die beiden Schulen scheinen bereits vier Klassen gebildet zu haben.

Seit 1818 war in Bayern außerdem die „Sonntagsschule“ eingerichtet, zu deren Besuch alle aus dem Elementarunterricht Entlassenen an Sonn- und Feiertagen verpflichtet waren (außerhalb der Gottesdienstzeit). Schreiben, Rechnen, Geometrie, Zeichnen und Mechanik standen auf dem Lehrplan. Den Unterricht erteilten die Lehrer der Volksschule.

Mit der Verlegung der Lateinschule 1839-57 in den ehemaligen Konventbau der Karmeliten wurde das Lateinschul-Gebäude (Hs. Nr. 238) ganz zum Knabenschulhaus der Volksschule; das Schulgebäude in der Steingasse stand damit ausschließlich der Mädchenschule zur Verfügung. Eine Änderung trat 1855 ein, als die Stadtverwaltung die „Armen Schulschwestern“ vom Mutterhaus am Anger in München nach Neustadt berief. Zwei Schwestern übernahmen hier den Un-

terricht in der Mädchenschule, eine weitere erteilte Handarbeitsunterricht. Die Mädchenschule wurde im Tausch in die Knabenschule (Hs. Nr. 238) verlegt, wo die Schwestern nach einem Umbau ihre Wohnung erhielten (Diese verlegten sie erst 1885 in den Neubau der Väth-König'schen Kinderbewahranstalt).

Der in den 1850er Jahren erörterte, aber nicht verwirklichte Knabenschulhausneubau wurde schließlich 1888/89 nach Abbruch des alten Salzstadels (Hs. Nr. 264) neben der Mädchenschule errichtet. So konnten 1889 sowohl die beiden Knabenschulklassen aus der Steingasse wie die Lateinschule, die 1857–89 im sog. „Professorenhäuschen“ (Hs. Nr. 266) notdürftig untergebracht war, in den Neubau einziehen. Das alte Schulgebäude in der Steingasse wurde zum Lehrerwohnhaus umgebaut.

Seit der Verordnung vom 23. Dezember 1802 galt in Bayern die Schulpflicht, die 1856 von sechs auf sieben Schuljahre erhöht wurde. Die Schulaufsicht oblag dem zuständigen Ortsgeistlichen als Lokalschulinspektor, der dem (geistlichen) Distriktsschulinspektor in Schulfragen unterstand. Auf Antrag des Lokalschulinspektors Weigand wurden die Bezüge der Schulschwestern zum 1. Januar 1884 erstmals aufgebessert (bis dahin 625,80 Mark) durch Erhebung eines Schulgeldes von 70 Pfg. für die Werktags- und 35 Pfg. für Sonntagsschüler pro Vierteljahr.

Das Einkommen der Knabenlehrer betrug 1904 je 450 M vom Rentamt, 750 M von der Gemeinde (davon in natura 11,35 Ster Birkenholz und 100 Wellen; Ansatz 71,56 M). Dazu kamen Entschädigungen für den Chorregenten bzw. Organisten, außerdem für die Lehrtätigkeit in der Fortbildungsschule (80 M), für Zeichenunterricht (75 M) etc.

Gewerbliche Fortbildungsschule

Auf eine öffentliche Einladung des Polytechnischen Ortsvereins Neustadt vom 17. Oktober 1866 meldete sich „eine beträchtliche Anzahl Jünglinge“ für den Besuch einer „Fortbildungsschule für Gewerbe und Landwirtschaft“, die am 9. Dezember 1866 durch Bürgermeister Josef Reichert in Neustadt eröffnet werden konnte. Das Unterrichtslokal

befand sich im Rathaus, später z.T. auch in der Knabenschule. Auf dem Stundenplan standen: Freihandzeichnen, Linearzeichnen und Modellieren; französischer Sprachunterricht, Geschichte und Geographie; Schreib- und Sprachunterricht; Technologie (Volksgewerbelehre); gewerbliche Buchführung und Correspondenz; Arithmetik, Maß- und Gewichtskunde; Geometrie und praktische Mechanik. Der Unterricht in Physik und Chemie sollte folgen, sobald die nötigen Apparate zur Verfügung ständen.

Neben den 48 jugendlichen Fortbildungsschülern (2/3 aus Neustadt) saßen 28 Gewerbsmeister der Stadt, welche die gewerbliche Buchführung erlernen wollten. 1869/70 stieg die Schülerzahl im gewerblichen Kurs auf 54, im landwirtschaftlichen auf 22 Schüler. Der Polytechnische Verein unterstützte die Schule jährlich mit 300 fl.; den Zeichenunterricht finanzierte die Stadt. Am 1. Januar 1885 wurde die seit 1866 bestehende Fortbildungsschule des Polytechnischen Bezirksvereins in die vom Ministerium Lutz verordnete „*Staatliche gewerbliche und landwirtschaftliche Fortbildungs- und Sonntagschule*“ übergeführt.

Lateinschule

Seit der Reduktion der Lateinschule 1804 führte Magister Michael Henneberger sie in einer Klasse von ca. elf Schülern weiter. Das Schulgebäude mit der Lehrerwohnung befand sich seit Julius Echters Zeit noch an derselben Stelle (Hs. Nr. 238). Der Magister wurde aus der Lateinschulstiftung besoldet (1829 jährlich 313 fl., dazu die Nutznießung eines Zwinggeranteils). Den Sachbedarf trug die Stadt. Nach dem Tod des Magisters 1837 einigten sich Stadtverwaltung und Ordinariat im Sinne der weiteren Erhaltung der nun zweiklassigen Lateinschule auf die Verbindung der Kaplaneistelle mit der des Studienlehrers. Doch war dieser Stadtkaplan kein „*Schulbenefiziat*“, sondern hatte neben seiner schulischen Tätigkeit eine Reihe von seelsorglichen Aufgaben. Als sein Jahresgehalt errechnete man insgesamt 429 ½ fl. Kost und Wohnung sollte er im Pfarrhaus haben. Von den Schülern wurde ein Schulgeld erhoben (einheimische 3 fl., andere 4 fl.).



Abb. 5: Bezirksamt, Karmelitenkirche, Rathaus mit Präparandenschule (1911).

In den folgenden Jahren zeigte sich im mehrmaligen Wechsel der Schulräume – 1839–57 ehemaliges Frühmeßnerhäuschen (Hs. Nr. 266), 1889 Knabenschulhaus –, daß die (seit 1874 dreiklassige) Schule keine rechte Heimstatt mehr hatte. Das nahegelegene Gymnasium Münnnerstadt war für externe Schüler per Bahn leicht zu erreichen. Seit Auflösung des Bezirksgerichts und der Einrichtung der Präparandenschule in Neustadt ließ die Zahl der Neuzugänge außerdem merklich nach. So schlug denn, als die Wohnung des Studienlehrers in Hs. Nr. 266 baufällig wurde und Reparaturkosten zu erwarten waren, der Lateinschule die letzte Stunde. 1901 beschloß die Stadtverwaltung die Auflösung. Neustadt, das sich rühmen durfte, schon von alten Zeiten her viele gelehrte Männer hervorgebracht zu haben, hörte auf, „fruchtbare Mutter der Studien“ zu sein.

Präparandenschule

Von welcher Seite die Initiative zur Gründung dieser Schule in Neustadt ausging, ist nicht klar zu erkennen. Es scheint die regierungsamtliche Bildungspolitik gewesen zu sein, die über Anfang und Ende dieser Leh-

erbildungsanstalt (Vorstufe) in Neustadt entschied.

Am 21. September 1866 hatte Regierungsrat Freiherr von Gumpenberg, Würzburg, zusammen mit einer örtlichen Kommission Räumlichkeiten für die Errichtung einer Präparandenschule in Neustadt besichtigt. In einer Sitzung der Stadtverwaltung vom 30. September 1866, in der auch Pfarrer Alois Weigand und Bezirksamtsverweser Volkheimer anwesend waren, wurde daraufhin beschlossen, die zur Errichtung einer Präparandenschule in Neustadt „nötigen Lokale durch Aufsetzen eines weiteren[3.] Stockwerks auf das städtische Rathaus aufzubringen.“ Bis zur Vollendung des Baues sollte die Präparandie und ihr Hauptlehrer im (damals) leerstehenden Vill'schen Haus Ecke Schuhmarktstraße/Kellereigasse unterkommen. Durch Ministerial-Entschließung vom 29. Oktober 1866 wurde dann in Neustadt die kgl. Präparandenschule errichtet und am 19. November eröffnet. Stufenweise wurde die Anstalt in den folgenden Jahren auf drei Klassen (mit einem Hauptlehrer und zwei Hilfslehrern) ausgebaut. Zu Beginn des Schuljahres 1870/71 zogen die Präparandenschule in die

neuen Räume und der Hauptlehrer in seine Dienstwohnung im zweiten Obergeschoß ein. Seitdem waren Staat und Hauptlehrer zahrende Mieter der Stadt.

1880 war die auf 40 Schüler berechnete Schule mit 63 Schülern bereits überfüllt, hatte sich also als lebensfähig erwiesen. Seit dem 25. Juni 1877 durfte sie die Aufnahmeprüfung für das Würzburger Lehrerseminar, auf das sie vorbereitete, in Neustadt selbst abnehmen. Voller Stolz feierte die Schule am 22.–24. Juli 1891 in Anwesenheit von 360 Lehrern ihr 25jähriges Bestehen.

1905 wurde die Wohnung des Hauptlehrers im zweiten Obergeschoß zu weiteren Lehrzimmern umgebaut (Der Hauptlehrer bezog eine Privatwohnung.). Turnen fand ab 1907 in der Reithalle des TV 1860 (Bildhäuser Hof) und auf dem (eingezäunten) Turnplatz, seit 1912 auch in der Turnhalle des Knabenschulhauses statt.

Mit der Ministerial-Entschließung Nr. 21336 vom 30. Juli 1916 kam – wie der Blitz aus heiterem Himmel – das Ende der Neustädter Präparandenschule, an dem auch die verschiedenen Interpellationen der folgenden Jahre nichts zu ändern vermochten; denn Neustadt war nur der Anfang für die Auflösung auch der übrigen Präparandenschulen. Die jährlich in Unterfranken neu in Dienst zu stellenden Lehrer konnte leicht eine einzelne Anstalt (Würzburg bzw. Aschaffenburg) ausbilden. 1916/17 zählte die Präparandenschule von Neustadt 43 Schüler in drei Klassen. Ab Schuljahr 1917/18 wurde die Schule ge-

schlossen; ihre Schüler verteilten sich auf die übrigen unterfränkischen Präparandenschulen.¹¹

Anmerkungen:

- 1 Herr, Valentin: Chronik der Stadt Neustadt a.S. vom Jahre 1631 bis 1650, StAN Akt X 4.
- 2 Benkert, Ludwig: Bad Neustadt. Die Stadtchronik. Bad Neustadt 1985, S. S. 124–128.
- 3 Herr: Kriegschronik (wie Anm. 1), S. 35.
- 4 Über weitere Hilfsdienste, städtische Angestellte, Stadtrecht, Stadtarchiv, Bürgerfeste, Armut, Kirchenbesuch/Christenlehre, leichtfertige Dirnen, Vergnügen, städtische Abgaben, Steuern, Preise etc. siehe Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 152ff. – Wirtschaftsleben, Berufe, Gesundheit, Kirchen- und Schulwesen, Chausseebau, Postwesen, Heerwesen, Durchmärsche, ebd., S. 155ff.
- 5 Ebd., S. 182.
- 6 Ebd., S. 141, 189, 232.
- 7 Reininger, W.: Die Kaiserburg Salzburg. Würzburg 1879, S. 215f.
- 8 Hirsch, H.: Die Marktbärbel. Zur Geschichte der Bad Neustädter Wasserleitung.
- 9 Benkert, L.: Zur Geschichte des Gasthofes Schwan & Post und das Boten- und Postwesen in Neustadt a.d.Saale, in: Heimatblätter Rhön-Grabfeld, 6. Jg. (Juli 1979), Nr. 2.
- 10 Kunstdenkmäler in Bayern III 22, S. 99–102.
- 11 Über die weitere Geschichte der Stadt Neustadt (1. Weltkrieg, Rätezeit, Weimarer Republik, Drittes Reich, 2. Weltkrieg, Nachkriegszeit, Gemeindereform [eingemeindete Orte]) siehe Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 247ff.

Bücher zu fränkischen Themen

Ernst Paul Wagner: Nassach. Ein Heimatbuch (Schriftenreihe des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e.V., Bd. 8). Haßfurt [Selbstverlag] 2008, ISBN 3-938438-08-8, geb., 446 S., zahlr. SW- und Farabb., 25,00 Euro.

Nassach, einmalig schön am „Burgen- und Schlösserwanderweg“ im Naturpark Haßberge gelegen, ist heute ein Kleinod, das in starkem Maße von Fachwerkbauten des 18. und 19. Jahrhunderts geprägt ist. Vermutlich um 900 von aus dem heutigen Hessen stammenden Wehrbauern gegründet, die den sogenannten Rennweg sichern sollten, kam der kleine Ort, dessen Name 1303/13 erstmals als Gewässer erwähnt wurde, nach vielfachem Besitzwechsel 1920 als Enklave des Herzogtums Coburg zu Bayern. Am 1. Juli 1974 wurde die damals selbständige Gemeinde dann im Zuge der Gemeindegebietsreform in die Gemeinde Aidhausen (Landkreis Haßberge) eingegliedert.

Der reizvolle Ort und seine heute etwa 260 Einwohner können sich glücklich schätzen, gibt es doch seit 2008 über Nassach ein „Heimatbuch“, wie man es sich nur wünschen kann. Übersichtlich in 23 Haupt- und zahlreiche Nebenkapitel untergliedert stellt Ernst Paul Wagner darin ausführlich die lange und wechselvolle Geschichte seines Heimatdorfs, gleichermaßen in sachkundiger wie verständlicher Form, in Wort und Bild dar.

1932 in Nassach geboren, verbrachte der Autor seine Kindheit im elterlichen bäuerlichen Hof mit dazugehöriger Gastwirtschaft „Zum Goldenen Hirschen“. Nach der Schulzeit absolvierte er eine milchwirtschaftliche Berufsausbildung, der Grundstein für seine spätere Tätigkeit (von 1967 bis zum Eintritt in den Vorruststand 1990) als Direktor des Milchhofes Lichtenfels-Staffelstein (ab 1972 Neufirmierung Milchhof Main-Baunach eG in Staffelstein). Neben ehrenamtlicher Tätigkeit im kirchlichen Bereich, im oberfränkischen und bayerischen Genossenschaftswesen und im Berufsverband leitete Ernst Paul Wagner auch von 1988 bis 1998 die Bezirksgruppe Staffelstein des Fränkischen Geschichtsvereins CHW (Colloquium Histori-

cum Wirsbergense), bevor er 1999 im selben Verein die Bezirksgruppe Bamberger Land gründete. Seit 2002 Ehrenmitglied des CHW ist der Autor auch Mitglied in den Historischen Vereinen Bamberg und Landkreis Haßberge, im Frankenbund sowie in mehreren Kunstvereinen. Einem größeren Publikum wurde er bekannt durch historische und kunsthistorische Vorträge und Veröffentlichungen in (Bad) Staffelstein, Kulmbach, Haßfurt und Nassach.

Nach Hinweisen zur Topographie und Spuren früher Besiedlung skizziert Ernst Paul Wagner die Gründung und Bedeutung des Ortsnamens, bevor er ausführlich die wechselvolle und zum Teil kuroise Geschichte der Landes- und Kirchenhoheit über Nassach – als Besitz des Klosters Fulda und der Grafen von Wildberg, unter der Herrschaft der Henneberger, als Besitz des Klosters Sonnefeld, unter Wettinischer Herrschaft (Ernestinische Linie) und unter sächsischen Superintendentreten – beschreibt. Im Anschluß an einen Überblick zur Gerichtsbarkeit – Nassach hatte ein eigenes Helf- und Dorfgericht – wendet sich der Autor dem Reformationsprozeß in Nassau zu, bevor er in einem längeren Kapitel interessante Einblicke zur Geschichte der Kirche, Schule und Gemeinde gewährt. Unter der Überschrift „Kriegszeiten – Durchzüge – Einquartierungen“ beschreibt er sodann in chronologischer Reihenfolge, angefangen vom Bauernkrieg 1525 über den Dreißigjährigen Krieg 1618–1648 bis hin zum Ersten (1914–1918) und Zweiten Weltkrieg (1939–1945), die Auswirkungen der jeweiligen Kriegsereignisse auf Nassach. In den darauffolgenden fünf Kapiteln stellt er die Geschichte des Dorfes vom 17. bis zum 20. Jahrhundert (letzteres in zwei Hälften unterteilt) vor. Einen gewissen Abschluß der wechselvollen Territorialgeschichte von Nassach brachte hier der 1. Juli 1920, als die Gemeinde – bisher zum herzoglichen Amt Königsberg zugehörig – bayerisch wurde. Dem Votum seiner Bürger vom 2. Dezember 1973 folgend schloß sich Nassach dann mit Wirkung vom 1. Juli 1974 der Gemeinde Aidhausen an. In weiteren Kapiteln stellt Ernst Paul Wagner schließlich die Vereine, zahlrei-

che Künstler sowie die Anwesen und deren Bewohner in Nassach vor, ebenso wie die Besonderheiten in der Flur um das Dorf herum. Ergänzt wird die mit zahlreichen Schwarzweiß- und Farabbildungen reichlich illustrierte Darstellung durch Begriffserklärungen, einen ausführlichen Anhang (unter anderem mit einer Zeittafel zur Dorfgeschichte sowie den Personalien zu den Pfarrern, Lehrern, Schultheißen, Bürgermeistern und Gemeinderäten von Nassach), ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einen Index.

Neben aktueller und zeitgenössischer Literatur stützt sich der Autor bei seinen Ausführungen hauptsächlich auf ungedruckte Quellen aus dem Staatsarchiv Coburg, dem Thüringischen Staatsarchiv Meiningen, dem Landeskirchlichen Archiv in Nürnberg, dem Evangelisch-Lutherischen Pfarramt Friesenhäusen und dem Gemeindearchiv Aidhausen. Darüber hinaus konnte er auf eine Reihe von Privatbesitz befindlichen Quellen zurückgreifen, so etwa auf „*Kalenderaufzeichnungen*“, „*Kalendertagebücher*“, „*Übernachtungsbücher*“ und zwei „*Haus-Bücher*“ (für die Jahre 1819–1830 und 1831–1859).

Zur Entstehung und Intention des Buches schreibt Ernst Paul Wagner seinem Vorwort: „*Überlieferungen aus dem Munde des 1872 geborenen und im hohen Alter von 93 Jahren verstorbenen Großvaters weckten in mir schon bald die Neugierde, über die Vergangenheit meines Geburtsortes mehr zu erfahren, und das Verlangen, selbst Nachforschungen aufzunehmen. Dass ich später dabei auch noch auf Kalenderaufzeichnungen meiner Mutter zurückgreifen konnte, erwies sich als besonders hilfreich. Seit etwa 35 Jahren beschäftige ich mich in unterschiedlicher Intensität mit der Geschichte Nassachs. [...] Das nun vorliegende Heimatbuch stellt einen gewissen Abschluss bisheriger Nachforschungen dar. Es soll meiner Generation viele Erinnerungen zurückrufen, den Zeitgenossen interessante Einblicke gewähren und künftigen Generationen ein Nachschlagewerk sein*“ (S. 5).

Dieter Möhring, Erster Bürgermeister der Gemeinde Aidhausen, hat zu dem Buch ein Geleitwort beigesteuert, in dem er unter an-

derem festhält: „*Jede Heimat, jeder Lebensraum und jede soziale Gemeinschaft hat ihre eigene Geschichte aufzuweisen, deren Wert und Bedeutung nicht zu gering geschätzt werden dürfen. Die Nassacher Bürger fühlen sich mit dieser Geschichte verbunden, denn es sind ihre Wurzeln, die da beschrieben und jetzt in einem stattlichen Band dargestellt werden. Es wird aufgezeigt, was die Menschen früher bewegte, erfreute und auch belastet hatte. Eine von vielen Aufgaben einer Gemeinde sollte es sein, die Erfahrungswerte der Vergangenheit weiterzugeben, d. h., die Dinge, die unsere Vorfahren häufig genug unter Mühsal und erschweren Bedingungen geschaffen haben. Hierbei wird uns die Nassacher Chronik behilflich sein. [...] Dick unterstrichen werden muß, daß die Nassacher Ortschronik das Ergebnis eines außergewöhnlichen bürgerschaftlichen Engagements und besonderen Leistungswillen des Herrn Ernst P. Wagner ist. Er kann so stolz auf seine Arbeit sein, wie wir stolz auf ihn sind, dem die Mutter hier in Nassach das Leben schenkte*“ (S. 6).

Bleibt nur noch darauf hinzuweisen, daß die solide Darstellung auch in ihrer äußeren Form überzeugt. So hat das Buch, das als Band 8 der „Schriftenreihe des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e.V.“ erschien, etwa einen Festeinband mit Fadenheftung, was ebenso zu begrüßen ist wie die Wiedergabe der zahlreichen Dokumente und Photos in hochwertiger Qualität und – was oftmals in vergleichbaren Arbeiten schwer im Argen liegt – entsprechender Größe. Von daher wird das Buch seinen festen Platz in der Historiographie zum bayerischen Städtewesen wie in der landeshistorischen Literatur finden; auf alle Fälle kann es jedem heimatgeschichtlich Interessierten unbedingt empfohlen werden.

Hubert Kolling

Edgar Lösch: Geschichte der alten Gasthäuser in Schweinfurt. Made in Schweinfurt IX (= Schweinfurter Museumsschriften 174/2010). Schweinfurt (Verlag für Fränkische Heimatforschung) 2010, ISBN 978-3-936042-50-8, 224 S., zahlr. Abb., 24,90 Euro.

Vor etwa 170 Jahren wurde in einem Gasthaus in Schweinfurt die *Schweinfurter Schlachtschüssel* „erfunden“. Eine kulinarische Spezialität in deren Verlauf eine größere Anzahl von Personen – eine Gesellschaft – ein oder mehrere Schweine zünftig verzehrt; das Fleisch direkt serviert auf tischgroßen Holzbrettern begleitet von Kren (Meerrettich), Kraut, Brot, Salz und Pfeffer.

Edgar Lösch, der langjährige Leiter der Sanierungsstelle der Stadt, hat sich nicht nur beruflich um Schweinfurts Geschichte verdient gemacht, sondern ist seit seinem Ruhestand überaus aktiv, die Besonderheiten der Stadt der Nachwelt zwischen Buchdeckeln zu erhalten. Anlaß für die jüngste Veröffentlichung war nicht die Erfindung der Schlachtschüssel, die in einem der beschriebenen Gasthäuser stattfand, sondern der Wusch an all die vielen kleinen Einrichtungen zum Stillen der menschlichen Bedürfnisse – Hunger und Durst – zu erinnern, Gasthäuser, die oftmals bereits aus dem Stadtbild verschwunden sind. Die Postkartenansammlung Edgar Kolbs führte zu hervorragenden Illustrationen der Beschreibungen.

Das Schweinfurter Gasthausmetier blühte mit dem Ende der Reichstadtzeit bis ins 20. Jahrhundert hinein auf. Es entstand eine ungewöhnlich hohe Dichte an Lokalen. Insgesamt werden 126 Gasthäuser vorgestellt, von denen viele nur noch in der Erinnerung der Schweinfurter und ihrer Besucher eingeprägt sind. Mit Ende des Brauzwangs im Reichstädtischen Brauhaus entstanden Bierwirtschaften, die den überkommenen Weinwirtschaften Konkurrenz machten. Auch Cafés bewarben sich ums Publikum, das reichlich Zulauf hatte und auch nächtigen mußte, z.B. wegen der häufigen überregionalen Märkte. Aber auch der Getränkeverkauf über die Straße war ein wichtiges Standbein und versorgte die schnell wachsende Bevölkerung der Industriestadt.

Im ersten Teil des Buches mit dem Untertitel „essen..., ...trinken, feiern...“ beschäftigt sich Lösch mit den Grundlagen des Gaststättenwesens. Die Bierbrauer, die Weinwirtschaft, die zu Beginn der bayerischen

Zeit bestehenden Gasthäuser, das Büttnerhandwerk, Gasthäuser im Jahreskreis, Wirtschaften als Orte der Freizeitgestaltung, aber auch ernste Themen wie Hockersteuer und Polizeiordnungen werden amüsant und kurzweilig aufgearbeitet.

Im zweiten Teil werden die Gasthäuser im Katalog, gegliedert nach Kapitel 1 (innerhalb des mittelalterlichen Mauerrings), Kapitel 2 (außerhalb dessen) und Kapitel 3 (in dem damals wieder selbständigen Oberndorf) ausführlich beschrieben und bebildert. Das Grußwort des neuen Oberbürgermeisters und einführende Erläuterungen des Autors stehen am Anfang des Buches. Am Schluß des Bandes sind die enthaltenen Gasthäuser alphabetisch gelistet. Es folgen Danksagung, Quellen-, Bild- und Photonachweis.

Der Band ist der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 9. September bis 24. Oktober 2010 in der Glashalle des Konferenzzentrums auf der Schweinfurter Maininsel stattfand. Die Glashalle war bereits oftmals Veranstaltungsort der Ausstellungsreihe *Made in Schweinfurt*, die nun bald auf ein Duzend zusteuer und wieder vom rührigen AKI-Förderkreis Industrie-, Handwerks- und Gewerbekultur Schweinfurt e.V. unterstützt wurde. Über die Publikationen der Ausstellungsreihe hinaus wurde in Zusammenarbeit mit den Museen und Galerien der Stadt das Depot für Exponate des AKI geschaffen. Bleibt zu hoffen, daß bald weitere Ergebnisse dieser Arbeit zu sehen sind, wie z.B. der jüngst durchgeführte Tag der offenen Tür.

Ich schließe mich den Worten des Oberbürgermeisters Remelé an, das Buch sei nicht nur ein Angebot für Geschichtsinteressierte, sondern für alle Schweinfurter, auch die Neubürger, sich über die ehemals herrschende städtische Wirtshauskultur zu informieren (...) und unsere fränkische, nicht zuletzt durch Gaststätten geprägte, Lebensart zu verstehen. Inhalt aber auch Druck und Ausstattung des Bandes machen das Studium zu einem Vergnügen für den Leser.

Thomas Voit

Frankenbund-Gruppe Augsburg besteht 25 Jahre! – Warum gibt es die Frankenbund-Gruppe Augsburg?

von

Anton Gruber und Theresia Prommersberger

Im März dieses Jahres konnte die Gruppe Augsburg des Frankenbundes das 25jährige Bestehen feiern. 25 Jahre sind gemessen an der Zeitspanne der Geschichte nur ein kurzer Zeitabschnitt. Jedoch in der heutigen Zeit, wo täglich neue Vereine oder Gruppen gebildet werden, sich aber genau so schnell wieder auflösen und in der Versenkung verschwinden, ist das 25jährige Bestehen schon wert, dieses Jubiläum zu feiern und Rückschau zu halten.

Warum gibt es eine Gruppe Augsburg und wie kam es zur Gründung der Gruppe?

Der Anlaß zur Gründung war, daß in den 1960er Jahren viele Junglehrer aus Schwaben nach Unterfranken versetzt wurden, um vakante Lehrerstellen zu besetzen. Damals war im benachbarten Land Hessen die Lehrerbesoldung besser als in Bayern, weshalb unterfränkische Lehrer nach Hessen abwanderten. Die hierdurch entstandene Personallücke wurde durch Versetzung von Lehrern aus anderen Regierungsbezirken geschlossen.

Franken wurde trotz Zwangsversetzung für viele schwäbische Junglehrer zur zweiten Heimat. Dennoch strebten viele der versetzten Lehrer die Rückkehr in die schwäbische Region an. Mit diesen heimgekehrten Lehrern, zum Teil mit fränkischen Ehepartnern, sowie mit gebürtigen Franken, welche aus beruflichen Gründen nach Augsburg und Umgebung gezogen sind, und mit Liebhabern des Frankenlandes gründete die Schulamtsleiterin Frau

Magda Schmitter die Frankenbundgruppe Augsburg.

Am 6. März 1987 wurde unter Leitung des stellvertretenden Bundesvorsitzenden des Frankenbundes und Bezirkstagspräsidenten von Oberfranken Herrn Edgar Sitzmann die Gruppe gegründet und die Fränkin Magda Schmitter zur 1. Vorsitzenden gewählt. Sie leitete die Gruppe Augsburg bis zu ihrem Tod 1994. Als Vorsitzende folgten ihr im Amte sodann Hubert Prommersberger von 1994 bis zu seinem Tod 2001, seine Gattin Theresia Prommersberger von 2001 bis 2009 und schließlich Herr Anton Gruber von 2009 bis heute nach.

Um dem Anspruch einer Frankenbundgruppe gerecht zu werden, wird mindestens einmal jährlich eine Studienfahrt nach Franken durchgeführt. Im Jubiläumsjahr besucht die Gruppe in einer 3-Tagesfahrt die Rhönregion. Durch die Entfernung zu Franken ist auch die Erkundung der schwäbischen Heimat das Ziel vieler Aktivitäten. An den Aktivitäten der Gruppe beteiligen sich in der Regel ca. 50 Prozent der Mitglieder.

Ein großes Problem der Gruppe ist, daß man trotz vielseitiger und ansprechender Jahresprogramme für den Frankenbund keine jungen Mitglieder gewinnen kann. Derzeit besteht die Gruppe Augsburg aus 40 Mitgliedern, die zu einem Freundeskreis zusammen gewachsen sind. Es besteht der Wunsch, daß die Gruppe noch lange in Harmonie und Freude das schöne Franken besuchen kann.

Der Vorsitzende der Baunacher FRANKENBUND-Gruppe Franz Götz wurde 60

von

Reinhold Schweda



Abb.: Bundesfreund Franz Götz.

Der Vorsitzende der FRANKENBUND Gruppe Baunach, Franz Götz, feierte am Samstag, den 18. Februar 2012 seinen 60. Geburtstag. Herr Götz führt seit 2005 die Baunacher Ortsgruppe. Zuvor war er von 1998 bis 2005 der 2. Vorsitzende. Am 1. Januar 1983 ist der Jubilar in den FRANKENBUND eingetreten. Jedes Jahr stellt er ein interessantes

Jahresprogramm für die Ortsgruppe zusammen, in dem er auch selbst oft als Referent und Organisator zu finden ist.

Franz Götz führt aber nicht nur die Baunacher FRANKENBUND-Gruppe, sondern ist auch der ehrenamtliche Leiter des Arbeitskreises Heimatmuseum der Stadt Baunach. Das Museum im Alten Rathaus wird ausschließlich von Mitgliedern der Gruppe betreut. Jeden Mittwoch treffen sich die Museumsfreunde unter seiner Leitung, um das Museum weiter auszubauen, in der Baunacher Geschichte zu forschen und Sonderausstellungen vorzubereiten, die dann jeweils zum Altstadtfest im Sommer und zum Weihnachtsmarkt im Winter gezeigt werden.

Seine große Vorliebe gilt aber schon seit Jahrzehnten der Vor- und Frühgeschichte. Schon in seiner Jugendzeit hat Bundesfreund Franz Götz auf den Feldern nach Zeugen unserer Vorfahren gesucht und sie mit den Fachleuten am Landesamt in Schloß Seehof gesichtet und ausgewertet. Viele Pfeilspitzen, Tonscherben und ähnliches haben im Museum einen würdigen Platz gefunden.

Wir danken Bundesfreund Franz Götz für seine Arbeit für unser Frankenland und wünschen ihm weiterhin viel Gesundheit, Kraft und Freude an der Erforschung und Bewahrung unserer Geschichte.

Glückwunsch an Bundesfreundin Hedwig Barthel



Am 10. Februar 2012 konnte Frau Hedwig Barthel, Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe *Freunde des Neunhofer Landes*, die Vollendung ihres 80. Lebensjahres feiern! Der FRANKENBUND gratuliert ihr herzlich zu diesem runden Geburtstag und wünscht ihr weiterhin alles Gute, Gesundheit und persönliches Wohlergehen.

Seit der Gründung ihrer Gruppe im Jahr 1975 ist Frau Barthel in der Vereinsarbeit des FRANKENBUNDES aktiv und kann auf bald 30 Jahre Vorsitz der Gruppe zurückblicken. Zu den Projekten, die ihr besonders am Herzen liegen, gehört der Tauchersreuther Wasserturm, dessen Sanierung unter ihrer

Leitung vollendet werden konnte (über diese historische Wasserversorgungsanlage aus dem Jahr 1907 informiert der Link: <http://wasserturm-tauchersreuth.jimdo.com/>).

Ferner engagiert sie sich für die Erhaltung und Pflege der historischen Kulturlandschaft zwischen Lauf, Heroldsberg, dem Sebalder Reichswald und dem Schwabachtal sowie für den Erhalt historischen Brauchtums.

Im Jahre 2005 wurde Frau Barthel für ihr Engagement vom bayerischen Ministerpräsidenten Stoiber ausgezeichnet; 2009 erhielt sie das Große Goldene Bundesabzeichen des FRANKENBUNDES verliehen.

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Hilpoltstein zum 83. Bundestag des Frankenbundes am 12. Mai 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,

herzlich willkommen in Hilpoltstein, der Burgstadt am Rothsee. Ich freue mich, daß Sie erstmals Ihren Bundestag bei uns abhalten und hoffe, Sie in Zukunft immer wieder einmal als Gäste begrüßen zu können.

In Hilpoltstein können wir auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurückblicken, die durch die Ruine der ehemaligen Reichsburg „Butiglerstein“, derer von Stein zu Hilpoltstein, die alte Residenz der wittelsbachischen Fürsten und Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg, das historische Rathaus, den ehemaligen Traidkasten in der Vorburg, die barocke Kirche St. Johannes d. Täufer, das Jahrsdorfer Haus – einem steuerfreien Rittersitz – und andere wertvolle altehrwürdige Gebäude sofort sichtbar ist. Die Alltagsgeschichte der Bewohner können Sie im städtischen Museum im „Schwarzen Roß“ mit dem Fachmuseum „Altes Handwerk am Bau“ erkunden. Sie sehen dort zudem eine der ältesten Braustätten Bayerns, die Darstellung der Stadtgeschichte sowie ein historisches Stadtmodell. Auch in unseren Ortsteilen sind weitere geschichtlich wertvolle Juwelen zu finden, wie in Mörlach das Imhoff-Schloß oder in Mindorf die aus dem 14. Jahrhundert stammende Wehrkirche St. Stephanus mit der prächtig bemalten Bretterdecke.

Als einstige Bezirks- und Kreisstadt sind wir ein wichtiges kulturelles und geschäftliches Zentrum im Süden des Landkreises Roth. Heute leben in Hilpoltstein mit seinen 32 Ortsteilen rund 13.500 Einwohner und Sie finden alles, was sie im Alltag brauchen: Gute Einkaufsmöglichkeiten, ansprechende, naturnahe Wohnaugebiete, beste Verkehrsanbindungen. Attraktive Gewerbegebiete zeugen von einer



dynamischen Entwicklung und machen Hilpoltstein zu einer Stadt zum Wohnen und Arbeiten im Grünen. Von der Kinderkrippe bis zum Abitur – mit allen Schulformen vor Ort ermöglicht Hilpoltstein den Kindern, ihren eigenen Weg zu gehen. Ganztägige Betreuung in allen Bereichen rundet das Angebot für Eltern mit Kindern ab. Ob Radtouren, Wanderwege, Minigolf, Reitanlagen, Tennisplätze, Sporthallen oder ein tolles Freibad: In Hilpoltstein bleibt kaum ein Freizeitwunsch offen. Über 80 Vereine und ein umfangreiches ganzjähriges kulturelles Veranstaltungsprogramm tun ihr Übriges, um das Freizeitangebot für Groß und Klein abzurunden.

Ihrem 83. Bundestag wünsche ich einen guten Verlauf und allen Teilnehmern und Gästen einen angenehmen Aufenthalt in Hilpoltstein.

Markus Mahl
Erster Bürgermeister

Grußwort des Landrates des Landkreises Roth zum 83. Bundestag des Frankenbundes am 12. Mai 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,
als Delegierte und Gäste des 83. Bundestages
des Frankenbundes darf ich Sie ganz herzlich
im Landkreis Roth sowie als Hausherr auf der
Burg und im Haus des Gastes in Hilpoltstein,
in Mittelfranken, erstmals begrüßen.

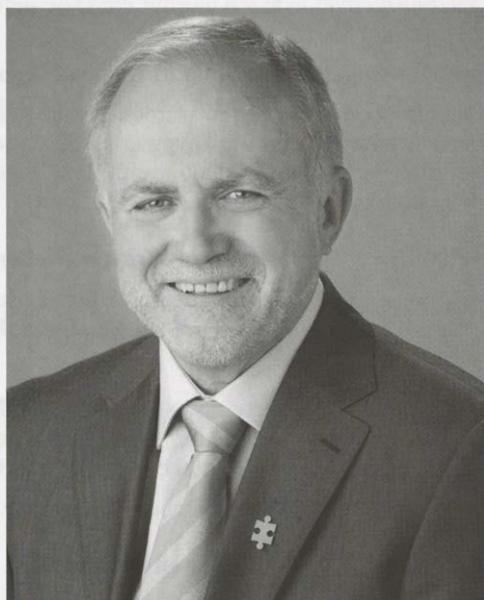
Alexander von Humboldt, der mit Amalie von
Helvig, einer geborenen von Imhoff aus dem
Landkreis Mörslach (Stadt Hilpoltstein) be-
freundet war, sagte einst: „Nur wer die Ver-
gangenheit kennt, hat eine Zukunft.“ Dieses
Motto ist unser Leitspruch.

Sehens- und erlebenswert für Kinder und Er-
wachsene ist unsere vielfältige Museumsland-
schaft, die sich seit den 1970er Jahren ent-
wickelt hat. Heute öffnen gleich eine ganze
Reihe kleiner, aber feiner Museen für Besucher
ihre Türen.

In den 1980er Jahren sind die beiden Land-
kreismuseen „Historischer Eisenhammer Ek-
kersmühlen“ und das „Vor- und Frühge-
schichtliche Museum Thalmässing“ aufgebaut
worden. Das „Rother Fabrikmuseum“, das
„Klöppelmuseum Abenberg“ und das „Jüdi-
sche Museum Georgensgmünd“ bereichern
ebenfalls den Geschichtslandkreis Roth. Her-
ausragend sind auch das „Haus fränkischer
Geschichte“ in Abenberg, das „Handwerks-
museum Schwarzes Roß“ in Hilpoltstein und
das neue „Archäologiemuseum Greding“.

Durch Privatinitaliven sind Sammlungen zu
den Themenbereichen „Landwirtschaft“ und
„Oldtimer“ hinzugekommen, die genauso ih-
ren Stellenwert haben. In Kammerstein, Gre-
ding und Spalt werden neue Museumsprojekte
unsere Geschichtslandschaft noch bunter ma-
chen.

Geschichte kann man in unserem Landkreis
auch wandernd erfahren. Dazu laden der
„Burgen- und Schlösserwanderweg“, der „Ar-
chäologische Wanderweg“ und der „Grenz-
wanderweg“ bei Thalmässing, „Der Mühlen-
weg von Hilpoltstein nach Roth“ und viele
weitere Wege ein.



Kirchenführungen, Stadtführungen und ge-
führte Wanderungen werden über das ganze
Jahr angeboten. Die Führungen „Auf den Spu-
ren der Kelten“ sind bei Einheimischen und
Besuchern sehr beliebt. Der „Tag der Ge-
schichte(n)“ mit seinem vielfältigen Angebot
ist hitverdächtig. Sie sehen, im Landkreis Roth
wird Geschichte lebendig.

In guter Kooperation mit unseren Gemeinden
haben wir die Weichen für eine Zukunft ge-
stellt, die auch den nachfolgenden Generatio-
nen Raum zum Leben und Arbeiten in einem
ökologischen und ökonomischen intakten Um-
feld lässt. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen
einen schönen Aufenthalt und viel Erfolg bei
Ihrer Tagung.



Herbert Eckstein
Landrat
des Landkreises Roth

Einladung des 1. Bundesvorsitzenden zum Bundestag am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserem 83. Bundestag

am Samstag, den 12. Mai 2012, nach Hilpoltstein/Mittelfranken ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weiteren Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

10.00 Uhr

Festakt im Freyers-Keller am Burganger

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden

Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken;

Grußworte

Festvortrag von Herrn Dr. Martin Ruf:

Die Siedlungsgeschichte des Schwarzen Rosses in Hilpoltstein/
Mittelfranken vom Frühmittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg

Musikalische Umrahmung: Jahrsdorfer Blaskapelle

12.30 Uhr

Mittagessen im Gasthaus „Zum Schwarzen Roß“

14.00 Uhr

Stadtführung für alle

15.00 Uhr

**Delegiertenversammlung im Saal des Gasthofes
„Zum Schwarzen Roß“**

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2011
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Veranstaltungen u. Aktivitäten des Gesamtbundes im Jahr 2012
6. Verschiedenes
7. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 4. Mai 2012 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 27. März 2012

*1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken*

Weitere Hinweise zum Programm des Bundestages

Vorab gibt es ab **9.00 Uhr** ein kleines regionales **Begrüßungsfrühstück** im „Haus des Gastes“, dem ehemaligen Getreidekasten (s. Stadtplan Pkt. 1) in der Vorburg der Burgruine Hilpoltstein „Butiglerstein“; dort können Sie sich auch eine kleine Ausstellung mit modernen Trachten nach alten Vorbildern anschauen.

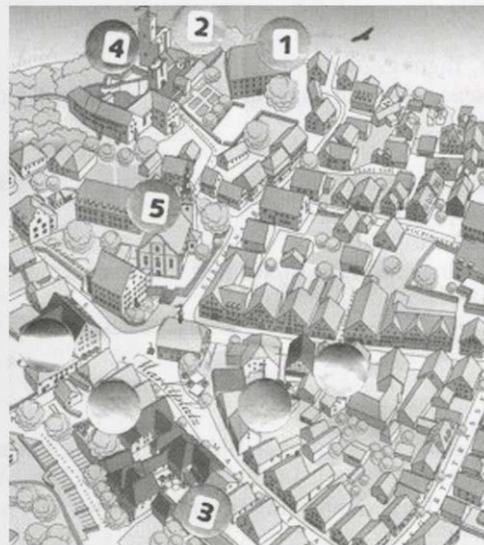
Nach dem Festakt können wir gegen **12.30 Uhr** das **Mittagessen** gemeinsam im Gasthaus „Zum Schwarzen Roß“ (s. Stadtplan Pkt. 3) einnehmen.

Um **14.00 Uhr** wird eine **Stadtführung** für alle mit zwei Hilpoltsteiner Stadtführern in historischen Kostümen angeboten; besichtigt wird u.a. die Burgruine „Butiglerstein“ und die Kirche St. Johannes der Täufer. Treffpunkt ist der Innenhof des Gasthauses „Zum Schwarzen Roß“ (s. Stadtplan Pkt. 3).

Die **Delegiertenversammlung** beginnt um **15.00 Uhr** im Saal des Gasthauses „Zum Schwarzen Roß“ (s. Stadtplan Pkt. 3).

Auf dem **Nachmittagsprogramm für die Nichtdelegierten** steht ein Besuch des Museums im Rückgebäude des Gasthauses „Zum Schwarzen Roß“, das Ihnen Einblicke in das alte Handwerk am Bau und in die Stadtgeschichte Hilpoltsteins sowie Informationen über eine historische Braustätte bietet. Auf Wunsch kann das mittelalterliche Kellergewölbe des Anwesens mit Erläuterungen durch das Besitzer-Ehepaar Walter und Ursula Mehl besichtigt werden. Oder Sie erkunden Hilpoltstein auf eigenen Wegen, gehen am Kanal oder am 3 km entfernten Rothsee spazieren.

Zu Ihrer Orientierung:



- 1) Haus des Gastes, Maria-Dorothea Str. 8
- 2) Freyers-Keller am Burganger
- 3) Gasthaus „Zum Schwarzen Roß“
- 4) Burgruine „Butiglerstein“
- 5) Pfarrkirche St. Johannes der Täufer

Hinweis für die Autofahrer:

Bitte parken Sie möglichst außerhalb der Stadtmauer auf einem der öffentlichen Parkplätze; am besten fahren Sie auf den Parkplatz am Festplatz, von dort sind es nur wenige Minuten zu den Veranstaltungsorten.

Schiffsausflug + Tagung =

Regionaltagung (Burgen-)Landschaft am Main am 1. Juni 2012

Nach der sehr guten Resonanz unserer Regionaltagung auf dem Main im letzten Jahr bietet der FRANKENBUND am **1. Juni 2012** wieder eine Tagung auf dem Fluß an. Dieses Mal geht die Schiffsreise von Miltenberg nach Wertheim – ein landschaftlich und kulturhistorisch sehr abwechslungsreicher Abschnitt des Maintals. An Bord werden Sie Vorträge hören über die Landschaft und die zahlreichen Burgen entlang der Schiffsstrecke; ferner wird eine Schiffsfrau über das Leben an Bord berichten. In Freudenberg werden wir einen Zwischenhalt einlegen; der Bürgermeister führt uns durch seinen Ort und informiert über die umfangreichen Maßnahmen zum Hochwasserschutz. Zur Mittagszeit besteht (nur nach vorheriger Anmeldung) die Möglichkeit, im Amtshauskeller zu Mittag zu essen (s. Anmeldebogen auf der Rückseite dieses Heftes). In Wertheim können Sie an einer Stadtführung teilnehmen oder den Ort selbst erkunden, das sehenswerte Glasmuseum besichtigen oder zur Burg hoch laufen. Die Rückreise nach Miltenberg können Sie vom Wertheimer Bahnhof aus mit der Bahn auf einer landschaftlich sehr schönen Trasse antreten oder einen eigens eingerichteten Bustransfer nutzen.

Abfahrt:

10.00 Uhr vom Anleger der Reederei Henneberger in Miltenberg (am Parkplatz *Pfarrkirche*)

Preis inkl. Schiffahrt, Tagungsgebühr und Führung:

28,00 € für Erwachsene, 10 € für Jugendliche bis 18 Jahre; Kinder bis 12 Jahre fahren kostenlos mit.

Mittagessen: Teilnahme nur nach vorheriger Anmeldung (ca.-Preise):

Fränkische Kartoffelsuppe mit Speck	3,00 €
Kalter Braten mit Bratkartoffeln	6,00 €
Nürnberger Rostbratwürste mit Kartoffelstampf und Sauerkraut	6,50 €

Ende des offiziellen Programms:

gegen 18.15 Uhr

Rückfahrt:

individuell ab Wertheim mit der Deutschen Bahn (Abfahrtszeiten nach Miltenberg [lt. Online-Auskunft der Deutschen Bahn]: 17.21 Uhr und 18.37 Uhr [Angabe ohne Gewähr] oder ab 18.15 Uhr gegen Unkostenbeteiligung mit dem Bus, wenn genügend Interesse an diesem Transfer besteht.

Anmeldung:

bei Ihrer Gruppe / in der Bundesgeschäftsstelle (s. Anmeldebogen auf der Rückseite dieses Heftes) bis zum 25. Mai 2012 (Anmeldeschluß).

Hinweis: Diese Veranstaltung ist leider nicht behindertengerecht; der Amtshauskeller ist nur über ca. 20 Stufen erreichbar.

Aufsätze*Hannah Hien*

Als Religiöse in der Welt: Beginen in fränkischen Bischofsstädten..... 159

Manfred Welker

Conrad Reyther und das Herzogenauracher Spital..... 171

Walter Hamm

Franken 1866 – Folge 2..... 175

Walter Roßdeutscher

Franken 1866 – Folge 3: Der Dichter Max Dauthendey und der Bruderkrieg des Jahres 1866 in Würzburg..... 178

Kunst und Kultur*Annette Faber*

Der Hochaltar der Pfarrkirche Alsleben – vom Kunstbetrieb im spätbarocken Grabfeld 180

Achim Fuchs

Das Gedicht „An einen Unterfranken“ von Oskar Panizza und seine Hintergründe 189

Gerwin Kellermann

Holzspielzeug aus der Rhön..... 193

Alexander von Papp

Heimatkundler aus Berufung – der Ansbacher Heimatpfleger Edmund Zöller..... 195

Aktuelles*Bernhard Wickl*

Das ehemalige Kasernengelände in Schwabach..... 201

Alexander Biernoth

Röttenbacher-Grabstein auf dem Ansbacher Stadtfriedhof saniert..... 202

Judith Bar-Or

Katholische Theologiestudenten erkunden jüdischen Friedhof in Kleinbardorf..... 204

Ausstellung 2012 des Hauses der Bayerischen Geschichte: „Festungen – Frankens Bollwerke“ 205

„Der frühe Dürer“ – Größte Dürer-Ausstellung in Deutschland seit 40 Jahren..... 206

Tagung des Hohenlohe-Zentralarchivs..... 208

Gerhard Gollner

15. Oberfränkische Malertage 2012..... 208

Dieter Heinrich

Neue Wege zur Heimatforschung in Nordostoberfranken – aktive Denkmalpflege und regionale Vernetzung von Heimatforschern..... 209

220 Jahre Alexander von Humboldt in Franken..... 212

Bücher zu fränkischen Themen..... 214**Frankenbund intern**

Bericht über den 83. Bundestag des FRANKENBUNDES am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden..... 223

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Judith Bar-Or	Postfach 250139, 97044 Würzburg
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Dr. Annette Faber	Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege Schloß Seehof, 96117 Memmelsdorf
Achim Fuchs	Hammerberg 4, 92245 Kümmersbruck
Gerhard Gollner	Siegmundstraße 11, 95445 Bayreuth
Walter Hamm	Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen
Dieter Heinrich	Diplom-Wirtschaftsinformatiker (FH) Neue Heimat 7, 95191 Leupoldsgrün
Hannah Hien	Archivreferendarin bei der Generaldirektion der staatlichen Archive Bayerns Keuslinstraße 9, 80798 München
Gerwin Kellermann	Im Sinntal 10, 97772 Wildflecken
Dr. Hubert Kolling	Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Dr. Frank Piontek	Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth
Walter Roßdeutscher	Otto-Hahn-Straße 136, 97218 Gerbrunn
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg
Walter Tausendpfund	Gymnasiallehrer i.R. Banater Straße 8, 91257 Pegnitz
Dr. Manfred Welker	Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Als Religiöse in der Welt: Beginen in fränkischen Bischofsstädten

von

Hannah Hien

Untersuchungen zum Leben in mittelalterlichen Städten gibt es zuhauf. Zumeist werden darin zwei deutliche Schwerpunkte gesetzt: Einerseits geht es um die Entwicklung der bürgerlichen Stadt mit mehr oder weniger ausgeprägter Selbstverwaltung, einer bestimmten wirtschaftlichen Struktur, bürgerlichem Recht und Selbstverständnis. Auf der anderen Seite stehen die kirchlichen Institutionen, Klöster und Stifte mit teilweise beachtlichen Immunitätsbezirken und eigener Rechtsprechung. Insbesondere gilt dies für Bischofsstädte, in denen über die bischöfliche Stadtherrschaft und die Vielzahl an Klöstern und Stiften das geistliche Element meist recht stark ausgeprägt war. Häufig vergessen wird dabei eine Personengruppe, die sich nicht so leicht einer der beiden Seiten zuschlagen läßt: Frauen, die sich bewußt für ein religiöses Leben entschieden hatten und sich selbst als „mulieres religiose“, als religiöse Frauen, sahen, jedoch nicht in eines der Frauenklöster eintraten, sondern alleine oder in kleinen Gemeinschaften innerhalb der Welt das Ideal der „*vita apostolica*“, des Lebens in Nachfolge Christi, verwirklichen wollten – sogenannten Beginen.

Wenig bekannt war bislang, daß es Beginen es auch in zahlreichen fränkischen Städten gab. Im folgenden soll ihre Lebensform exemplarisch in den drei Bischofsstädten dieser Region, Würzburg, Bamberg und Eichstätt, dargestellt werden.¹ Zunächst jedoch einige kurze Worte zur Entstehung und den Besonderheiten des Beginenwesens. Einen Initiator oder Stifter, nach dem die Forschung lange gesucht hatte,² hat es wohl nicht gegeben. Statt dessen geht man heute davon aus, daß der Ursprung dieser Lebensweise in der allgemeinen Frömmigkeitsbewegung des 12. und 13. Jahrhunderts zu suchen ist. Diese Zeit war geprägt von dem Streben nach religiöser Erneuerung, das in zunehmendem Maße auch Laien insbesondere in den großen Städten er-

faßte, die sich Wanderpredigern anschlossen oder in einen der neugegründeten Orden der Prämonstratenser, Zisterzienser oder später der Franziskaner und Dominikaner eintraten.³ Auch Frauen wurden von dieser Bewegung angesteckt. Sie begegnen uns unter anderem in den prämonstratensischen Doppelklöstern oder den zahlreichen Frauenklöstern mit zisterziensischer Ausrichtung.

Erstmals hören wir zu Beginn des 13. Jahrhunderts dann im Raum Brabant von einer Gruppe Frauen um Maria von Oignies, die gemeinsam ein religiöses Leben ohne Anbindung an einen Orden führte. 1216 erwirkte der Augustinerchorherr und spätere Kardinal und Bischof von Akkon Jakob von Vitry von Papst Honorius eine mündliche Bestätigung, durch die es diesen ersten bekannten Beginen nicht nur im Bistum Lüttich, sondern im gesamten Reich gestattet wurde, in Gemeinschaften zusammenzuleben und sich gegenseitig durch Ermahnungen in ihren guten Taten zu ermutigen.⁴ Von dort aus breitete sich das Beginenwesen recht schnell aus und erlangte insbesondere in Köln und allgemein entlang des Rheines sowie im heutigen Belgien und den Niederlanden eine sehr große Anhängerschaft.

Zur Ausbildung hierarchischer Strukturen oder gar eines zentralen Überbaus kam es jedoch nie. Die einzelnen Beginenhäuser bestanden unabhängig voneinander. Daneben gab es bis in das 15. Jahrhundert immer wieder Einzelbeginen, Frauen, die ohne Anschluß an eine Gruppe in ihrem eigenen Haus als Begine lebten. Ebensowenig existierten allgemeine Statuten. Einige Gemeinschaften hatten zwar eigene Hausordnungen, diese entstanden jedoch vor Ort durch das Zusammenspiel verschiedener Kräfte und erlangten keine Geltung über die Bewohnerschaft eines Hauses hinaus. Dies führte dazu, daß das Beginenwesen in den einzelnen Regionen und sogar Städten ganz unterschiedliche Ausprägungen annehmen konnte, immer in Abhän-

gigkeit von den Grenzen, Möglichkeiten und Erfordernissen vor Ort. Die Gemeinsamkeit dieser Frauen kann also nicht in konkreten Lebensformen gesucht werden, sondern liegt neben ihrer Frömmigkeit und Keuschheit vor allem im Fehlen von Ordensregel, dauerhaftem Gelübde und Klausur, welche alle drei für ein mittelalterliches Frauenkloster zwingend waren. Beginen lebten nicht wie Nonnen hinter Klostermauern, sondern mitten in der Welt, in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrem bürgerlichen und geistlichen Umfeld. Dadurch daß sie kein dauerhaftes Gelübde ablegten, konnten sie ihre Lebensweise auch jederzeit wieder aufgeben, etwa um zu heiraten, auch wenn ihnen dies in der Praxis oft dadurch erschwert wurde, daß sie in diesem Fall das eingebrachte Vermögen bei der Gemeinschaft lassen mußten.

Die ersten informellen religiösen Frauengemeinschaften in den fränkischen Bischofsstädten bildeten sich in Würzburg noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Ihnen allen ist jedoch gemein, daß sie recht bald in eines der Würzburger Frauenklöster umgewandelt wurden. Sowohl die 1227 erstmals belegten Reuerinnen in der Vorstadt Sand⁵ als auch die Franziskanerinnen, die 1250 von ihrer ursprünglichen Behausung bei der Bartholomäuskirche am Rennweg in das Kloster St. Agnes umzogen,⁶ und die Dominikanerinnen von St. Marx in der Pleich⁷ gehen auf einen spontanen Zusammenschluß von Frauen zurück, der erst später Anschluß an den jeweiligen Orden fand. Auch sie sind also im Zusammenhang der genannten religiösen Frauenbewegung zu sehen. Sie sind jedoch meist erst zu dem Zeitpunkt in den Quellen zu fassen, als sich über einen Institutionalisierungsprozeß die Eingliederung bereits abzeichnete. Erst dann fielen schriftliche Dokumente an, die bis heute überdauern konnten.

Das gleiche Problem stellt sich auch für die ersten Beginengemeinschaften. Als spontane Zusammenschlüsse brauchten auch sie zunächst kein Gründungsdokument oder andere schriftliche Regelungen, so daß das Beginenwesen in seiner Frühphase kaum in den Quellen greifbar ist. Daher können wir heute leider nicht mehr feststellen, wie lange vor ihrer ersten Nennung 1274 in Würzburg Beginen ge-

lebt hatten.⁸ In diesem Jahr stiftete der Würzburger Kleriker Friedrich von Gelnhausen ein Haus mit Garten, gelegen in der Nähe des Dominikanerklosters an der Stadtmauer, für sein Seelenheil den „*sororibus sive beginis in ipsa nunc commorantibus*“, also an Schwestern oder Beginen, die bereits dort wohnten. Über das Alter der zehnköpfigen Gemeinschaft oder die Hintergründe ihres Zusammenschlusses erfahren wir nichts. Vermutlich hatten sie bereits eine Weile quasi in „Eigentregie“ als Beginen gelebt und so die Bewunderung des Hausbesitzers erlangt, der sie nun durch seine Stiftung zu fördern suchte. Ähnlich erging es einer anderen Würzburger Gemeinschaft, der 1282 der Krämer Volklinus und seine Frau Kunigunde ihren Besitz, bestehend aus acht Joch Weinberg sowie zwei Häusern in Würzburg, von denen das eine in der Vorstadt Sand als Wohnstätte vorgesehen war, im Alter übertrugen.⁹ Die fünf Frauen, eine Witwe sowie vier Jungfrauen, sollten die Liegenschaften ausdrücklich „*propter eorum servitiorum merita*“, also wegen ihrer bereits erbrachten Verdienste, erhalten.

Auch in Bamberg werden die ersten Beginen am Ausgang des 13. Jahrhunderts faßbar. Hier hatten sich neun Schwestern auf einer Hofstatt des Katharinenspitals hinter der Pfarrei St. Martin und in der Nähe ebendieses Spitals angesiedelt; nebenan lebte Adelheid von Hup(p)endorf, eine Einzelbegine. Im Jahr 1296 erwarb Friedrich der Kleine, ein Bamberger Bürger und Mitglied der Spitalsbruderschaft, diese beiden Grundstücke zusammen mit drei weiteren und bestimmte, daß auf der erstgenannten Hofstatt auf ewig zehn religiöse Schwestern („*sorores religiose*“) leben sollten.¹⁰

Durch eine solche Stiftung konnte die Existenz des lockeren Zusammenschlusses für die Zukunft gesichert werden. Dies bedeutete im Gegenzug, daß die Frauen und ihre Nachfolgerinnen im Idealfall bis in alle Ewigkeit für das Seelenheil ihrer Wohltäter beten konnten – ein im mittelalterlichen Denken äußerst wichtiger Aspekt. Auf diese Weise wurde jedoch auch ein Institutionalisierungsprozeß eingeleitet, der weitreichende Folgen für das Beginenwesen hatte und noch ausführlich zu beleuchten sein wird.

In Eichstätt setzen die konkreten Hinweise auf Beginen oder Gemeinschaften erst etwas später ein als in den anderen beiden Bischofsstädten. Allerdings treffen sowohl die Synodalstatuten von 1283¹¹ als auch der 1307 von Bischof Philipp von Rathsamhausen (1306–1322) für die Stadt Eichstätt ausgestellte Freiheitsbrief¹² Regelungen für Beginen, die darauf schließen lassen, daß es bereits um die Wende zum 14. Jahrhundert auch hier derartige Frauen gegeben haben muß.

Im 14. Jahrhundert erlebte das Beginenwesen schließlich seine Blütezeit. Überall entstanden zahlreiche neue Gemeinschaften, wobei die Stiftung einer solchen durch Bürger oder Geistliche nun in den meisten Fällen den spontanen Zusammenschluß abgelöst hatte. Allerdings fallen insbesondere beim Vergleich der Beginenhausgesellschaften in den beiden großen Bischofsstädten Würzburg und Bamberg deutliche Unterschiede auf.

In Würzburg lassen sich neben der Stiftung des Volklinus, die unter dem Namen Beginenhaus zum Kleinen Löwen bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts bestehen blieb, fünf neue Gemeinschaften belegen. Zwei von ihnen waren spätestens 1309 von dem Hauger Chorherrn Friedrich von Widdern¹³ gegründet worden: die Häuser Leinach (später zum Küttenbaum genannt) und Huchbar. Beide Gemeinschaften ließen sich 1322 bzw. 1340 vor dem geistlichen Gericht bzw. dem Rat der Stadt Würzburg eine schriftliche Hausordnung bestätigen.¹⁴ Vergleichbare Ordnungen existieren auch für zwei weitere Häuser, das 1324 von der adeligen Richza von Hallenberg gestiftete Neue Ordenshaus hinter den Predigern (später Himmelskrone genannt)¹⁵ und das 1358 von Elisabeth, der Witwe des Würzburger Patriziers Wölflein Fuchs, gegründete Fuchs'sche Ordenshaus.¹⁶ Diese vier Hausordnungen ähneln einander so stark, daß von einer Vorbildfunktion der ersten aus dem Haus Leinach ausgegangen werden muß. Dies überrascht um so mehr, als in anderen Städten derart detaillierte Statuten nicht nachgewiesen werden konnten. Für die meisten Beginengemeinschaften sind gar keine schriftlichen Regelungen überliefert und wenn doch, handelt es sich in den seltensten Fällen um ähnlich umfangreiche Ausführungen.

Wahrscheinlich sollten diese Hausordnungen dazu beitragen, die Bewohnerinnen der Beginenhäuser vor übler Nachrede zu schützen. Daß dies nötig sein konnte, zeigen die genannten Eichstätter Synodalstatuten von 1283,¹⁷ in denen ganz klar zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Beginen unterschieden wird. Unter letzteren waren insbesondere herumziehende, nicht seßhafte Frauen zu verstehen, denen man nachsagte, unter dem Deckmantel der Religiosität diversen Lastern nachzugehen. Auf dem Konzil von Vienne 1311/12 wurde ihnen schließlich das Verbreiten von Irrlehrn unterstellt.¹⁸ Dies führte dazu, daß die Forschung lange Zeit von einer großangelegten Beginenverfolgung ausging. Eine solche läßt sich jedoch in den Quellen keineswegs nachweisen. Lediglich in Straßburg und Basel kam es tatsächlich zu strengen Repressalien oder zur Vertreibung der Frauen. Hier sind allerdings die besonderen Umstände vor Ort zur Erklärung heranzuziehen.¹⁹

In der Regel waren die Beginen jedoch in ihren jeweiligen Städten gut integriert. So weit nachzuweisen, stammten sie teilweise selbst aus angesehenen städtischen Familien. Häufig lebten sie in Häusern, die von wohlhabenden Bürgern oder Geistlichen gestiftet worden waren und übernahmen mit ihrer Hauptaufgabe, dem Seelengebet für die Stifter und deren Familien, einen wichtigen Dienst. Außerdem waren die Gemeinschaften keinesfalls so unabhängig und emanzipiert, wie sie heutige Frauenrechtlerinnen gerne sähen. Vielmehr hatten sie zumeist einen bürgerlichen oder geistlichen Vormund, der Aufsichtsfunktionen innerhalb der Gemeinschaft übernahm. Auch im Bereich der Seelsorge waren die Frauen immer auf die Heilsvermittlung durch Priester angewiesen. Deshalb läßt sich in vielen Fällen eine Anlehnung an ein Männerkloster oder -stift belegen, wobei in Franken wie in Bayern nicht die häufig postulierte Dominanz der Bettelorden festzustellen ist.

In Würzburg wurden diese Aufsichtsfunktionen meist von mehreren geistlichen und weltlichen Funktionsträgern übernommen. Im Haus Leinach sowie im Neuen und im Fuchs'schen Ordenshaus war jeweils ein dreiköpfiges Gremium zuständig, das sich aus

dem zuständigen Pfarrer (der Dompfarrei bzw. der Vorstadt Pleichach), ein bis zwei Bürgern sowie im Haus Leinach und im Neuen Ordenshaus hinter den Predigern einem Kanoniker oder Vikar des Stift Haugs zusammensetzte.²⁰ Das Haus Huchbar unterstand direkt Bürgermeister und Rat der Stadt, der zuständige Pleicher Pfarrer sollte jedoch im Konfliktfall als Schiedsrichter herangezogen werden.²¹ Es war also neben der Bürgerschaft gerade der traditionelle Pfarr- und Stiftsklerus, dem die Mehrzahl der Würzburger Beginengemeinschaften im 14. Jahrhundert unterstellt war. Daneben gab es hier allerdings auch Häuser, die tatsächlich den Bettelorden zuneigten. Dabei ist zunächst das bereits erwähnte Haus zum kleinen Löwen zu nennen, das bis zum Ende von den Dominikanern beaufsichtigt wurde. Noch 1468 war es der Dominikanerprior, der Walburga Nüßlerin in das Haus aufnahm.²²

Darüber hinaus ist seit 1366 eine weitere Beginengemeinschaft belegt, welche sich nach ihrer Gründerin Wilberghaus nannte. Diese war den Würzburger Franziskanern unterstellt und lebte nach der franziskanischen Drittordensregel.²³ Es handelte sich also um sogenannte Tertiarinnen, Laien, die ohne Klosterereintritt und ohne ihr früheres weltliches Leben aufzugeben diesem eine verstärkt religiöse Ausrichtung geben und sich einem Orden angliedern wollten. Da die Drittordensregeln sehr weit gefaßt waren und weiterhin ein Leben in der Welt ermöglichen, wurden sie immer wieder auch von Beginengemeinschaften als Grundlage des Zusammenlebens gewählt. Im Wilberghaus wurde die Drittordensregel 1366 wohl nicht erst neu eingeführt, da das Haus, wie aus der Urkunde hervorgeht, bereits zuvor als „*sant Franciscen huß*“ bezeichnet wurde. Als Tertiarinnen unterstanden die Frauen der direkten Aufsicht des Franziskanerguardians, der gemeinsam mit ihrer Vorsteherin, der „*magistra*“, und drei bis vier weiteren Schwestern über die Aufnahme neuer Mitglieder zu entscheiden hatte und auch deren Ausschluß veranlassen konnte.

Während in Würzburg also sechs große Gemeinschaften mit detaillierten Statuten und einer klar erkennbaren Anbindung entweder an Bürgerschaft und Weltklerus oder aber an

die Bettelorden existierten, war die Situation in Bamberg wesentlich unübersichtlicher. Immer wieder wurden hier neue Gemeinschaften gegründet oder tauchen unvermittelt in den Quellen auf, verschwinden aber häufig ebenso schnell wieder. Klare Linien bezüglicher der Stifter oder Vormünder lassen sich nicht erkennen, so daß im folgenden nur gewisse Tendenzen referiert werden können.

Insgesamt lassen sich knapp dreißig namentlich bezeichnete Gruppierungen nachweisen. Diese Zahl ist jedoch wenig aussagekräftig, da die Häuser wohl häufig nur eine recht kurze Lebensdauer hatten, so daß jeweils nur einige parallel existierten. Insgesamt ist nicht davon auszugehen, daß es hier mehr Beginen gab als in Würzburg. Außerdem sind wohl in vielen Fällen Gemeinschaften unter verschiedenen Namen bekannt oder benannten sich nach Übernahme der Vormundschaft durch andere Personen oder Institutionen nach diesen, was leicht zur Dopelzählung führen kann.

Wie beim Fuchs'schen Ordenshaus in Würzburg war in Bamberg die Namensgebung durch Stifter oder bedeutende Förderer sehr beliebt. Dies gilt für das sogenannte Nonnenhaus der alten Meuerin, das Schwesternhaus der Kraeftin, das Kranacher Schwesternhaus, das Potensteiner Seelhaus, der Braunwartein Nonnenhaus auf dem Graben am Kaulberg, Staudigels Nonnenhaus, das Giecher Nonnenhaus, das Seelhaus der Margarethe Hennenberger, das Nonnenhaus der Rotein, die beiden Zollner'schen Schwesternhäuser im Sand und in der Klebergasse, Gockels Schwesternhaus, das Nonnenhaus des Cressen, das Seelhaus der Varenbacherin, das Schwesternhaus der Haßfurters, die Schwesternhausstiftung der Fele von Rotenhan, das Schwesternhaus der Kunigunde Hutan²⁴ sowie diejenigen der Agnes von Leutershausen, des Jakob Graber und des Christoph Schweinfurter.²⁵

Diese Auflistung macht deutlich, daß die unterschiedlichsten adeligen, patrizischen und bürgerlichen Personen als Stifter für Beginenhäuser auftraten. Auffällig ist, daß es sich dabei sehr häufig um Frauen handelte, teilweise sogar um Einzelbeginen. Im Gegensatz zu anderen Städten wie Regensburg ist je-

doch nur eine Familie – die zur städtischen Führungsschicht gehörenden Zollner – belegt, welche ihre Beginenhäuser über längere Zeit und mehrere Generationen an sich band. Hier blieb die Vormundschaft bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Familie. Leider lassen sich für die meisten anderen Gemeinschaften keine ähnlich klaren Zuständigkeiten ermitteln, nicht zuletzt weil in Bamberg die für Würzburg so aussagekräftigen Statuten fast vollständig fehlen. In vielen Fällen werden die Häuser nur ein einziges Mal genannt, teilweise lediglich in einer Nachbarschaftsangabe. Mit einer gewissen Vorsicht kann eventuell aus der Namensgebung auf Vormundschaften geschlossen werden.

Daneben sind auch immer wieder Übergänge auf andere Personenkreise festzustellen, wie die Übertragung der Betreuung an geistliche Institutionen. So unterstellt die Begine Adelheid von Würzburg, als sie 1344 selbst ein Beginenhaus stiftete, dieses dem außerhalb der Stadt gelegenen Zisterzienserkloster Langheim,²⁶ welchem noch 1720 die Betreuung oblag.²⁷ Insgesamt sind auch bei den geistlichen Vormündern ganz verschiedene Institutionen nachzuweisen. Die Bettelorden spielten dabei keine herausragende Rolle: Vermutlich gab es eine Verbindung zwischen der Seelhausstiftung der Kunigunde Hutwan und dem Bamberger Karmelitenkloster. Außerdem wird 1361 ein einziges Mal in einer Quelle ein „nunnenhause, daz di parfuzen angehort“,²⁸ erwähnt. Vermutlich handelt es sich jedoch um ein Haus, das spätestens 1437 nicht mehr in der Hand der Franziskaner, sondern an das Domkapitel gefallen war.²⁹ Überdies sind auch für das sogenannte Schwesternhaus im Bach aus dem 15. Jahrhundert Verbindungen zum Domkapitel belegt,³⁰ so daß davon auszugehen ist, daß der Bamberger Domklerus zumindest in dieser Zeit dem Beginenwesen gegenüber positiv eingestellt war.

Eine besondere Situation liegt hingegen bei dem von Braunwart dem Bayreuther gestiften Schwesternhaus auf dem Graben am Kaulberg vor. Als 1368 Johannes, der Dekan des Frankfurter St. Bartholomäusstifts, als „sub-delegatus“ des päpstlichen Inquisitors Heinrich de Agro in der Stadt weilte, unterstellte er

es in geistlichen Belangen den Zisterzienserinnen von St. Theodor und in weltlichen der Oberen Pfarre.³¹

Außerdem erließ er eine knappe Hausordnung, in der den Frauen vorgeschrieben wurde, weltliche Kleidung zu tragen und keine Ordensregel zu befolgten. Sie sollten also klar von Ordensmitgliedern unterscheiden werden. Auch mußte sichergestellt sein, daß sie sich entweder durch eigenes Vermögen oder aber durch eigene Handarbeit ernährten. Beginen verpflichteten sich keineswegs zu persönlicher Armut, sondern konnten beim Eintritt in ein Beginenhaus in den meisten Fällen sogar ihren eingebrachten Besitz bis zum Tod behalten. In allen Städten sind immer wieder und teilweise bis weit ins 15. Jahrhundert hinein sehr reiche Frauen als Einzelbeginen oder in Beginenhäusern belegt, die über Geldgeschäfte in den Quellen auftauchen. Insgesamt ist von einer großen sozialen Bandbreite innerhalb des Beginenwesens und auch innerhalb einzelner Gemeinschaften auszugehen. Im Falle des Schwesternhauses auf dem Graben war ein Nebeneinander von wohlhabenden Frauen und solchen, die auf Arbeit angewiesen waren, also durchaus vorgesehen. Vor allem sollte durch diese Bestimmung jedoch wohl verhindert werden, daß die Frauen nach Art der ‚schlechten‘ Beginen bettelnd umherzogen. Wie schon in Würzburg vermutet, konnte auch hier eine Beginengemeinschaft durch die Anbindung an etablierte geistliche Institutionen sowie den Erlaß einer Hausordnung vor übler Nachrede geschützt und gleichzeitig sichergestellt werden, daß tatsächlich nur rechtschaffene Frauen Aufnahme fanden. Der Besuch des Inquisitors führte also nicht zur Auflösung oder Bestrafung der Gemeinschaft, wie es der Mythos von der Verfolgung der Beginen noch immer will, sondern zu einer strikteren Reglementierung des Zusammenlebens.

Doch noch ein weiteres Mal kamen Bamberger Beginen mit der Inquisition in Berührung, und dieses Mal ging es nicht so glimpflich aus. Allerdings handelte es sich dabei wohl auch tatsächlich um eine ketzerische Gruppierung sogenannter ‚Williger Armen‘. 1399 wurde eine unter dieser Bezeichnung genannte Männergemeinschaft aufgelöst, die

angeblich einige Punkte des christlichen Glaubens in Zweifel gezogen hatte.³² Ihr Haus übertrug Bischof Albrecht von Wertheim seinem Kammermeister Hans Reyser am selben Tag wie ein weiteres im Bach gelegenes Gebäude, welches zuvor, wie es heißt, „*der begynen, dy sich nennen willigarmen gewesen ist*“.³³ Die Verbindung zwischen den beiden devianten Gruppen, die unter dem gleichen Namen bekannt sind, ist recht offensichtlich. Es fällt jedoch auch auf, daß für die Frauen der in Bamberg nach 1308 unübliche Begriff ‚Begin‘ Verwendung findet, der nach den Beschlüssen des Konzils von Vienne 1311/12 hier wie in einigen anderen Städten vermieden wurde.³⁴ Die Zeitgenossen wußten also sehr wohl zwischen den ketzerischen Randgruppen auf der einen und den gut integrierten Bewohnerinnen der Bamberger Schwesternhäuser auf der anderen Seite zu unterscheiden. Letztere hatten wie in fast allen Städten auch von der kirchlichen Inquisition nichts zu befürchten.

Auch in Eichstätt lassen sich nach den Synodalbeschlüssen von 1283 keine Hinweise auf ketzerische oder verfolgte Beginen mehr finden. Statt dessen sind auch hier ab der Mitte des 14. Jahrhunderts Beginenhaus- oder, wie es in Eichstätt durchweg hieß, Seelhausstiftungen belegt. Die erste von 1348 geht auf die Adelige Petrißa von Wolfstein zurück. Ein ausdrücklicher Stiftungsbrief liegt für dieses Haus nicht vor, nur eine Urkunde, in der sie dem Rat zusicherte, daß dieser auch in Zukunft eine jährliche Steuer von 30 Pfennigen aus besagtem Gebäude erhalten sollte.³⁵

Die zweite Eichstätter Seelhausstiftung ist hingegen durch das Testament des Domherrn und Propst im Neuen Stift zu Spalt Berthold von Hageln schriftlich niedergelegt.³⁶ Darin bestimmte er, daß von zwei Häuschen unter einem Dachfirst, welche er in der Nähe der St. Jakobskapelle hatte errichten lassen, eines seinen beiden Töchtern Anna und Greta von Kipfenberg, das andere armen Betschwestern zufallen sollte. Die vermögenden Halbschwestern Anna und Greta wurden also räumlich von den ärmeren Beginen geschieden. Auch sie scheinen jedoch ein beginenähnliches Leben geführt zu haben. Sie wurden allerdings nicht wie die anderen Frauen der

Aufsicht der Vikare der Salvatorkapelle im Dom unterstellt, die bei jenen über Aufnahme und Ausschluß zu entscheiden hatten.

Auch Eichstätter Bürger treten bald als Bezugspersonen und Stifter von Seelhäusern auf. Ein Rechtsstreit aus dem Jahr 1388 belegt die Existenz einer weiteren Gemeinschaft, welche zu einem unbekannten Zeitpunkt Heinrich der Maister für die aus einer Ratsfamilie stammende Magdalena Wohraus und weitere Gleichgesinnte gestiftet hatte, und die nun Konrad Pfergner aus Eitensheim als eine Art Pfleger nach außen vertrat.³⁷ Im Laufe des Prozesses wurde von den Geschworenen festgehalten, „*daz daz selb haus ein ewigs selehaus solt sein*.“

Nur ein Jahr später stiftete eine weitere Eichstätter Bürgerin namens Gawt Lutz ein Seelhaus für sechs Frauen „*hinter des probsts hoff von Spalt*.“³⁸ Möglicherweise handelt es sich bei den beiden dafür vorgesehenen Gebäuden um das von Berthold von Hageln gestiftete Seelhaus, welches in der Zwischenzeit seinen Besitzer gewechselt hatte. Als Pfleger der Gemeinschaft hingegen bestimmte Gawt nun zwei Ratsmitglieder, Seyfrid Schubel und Hans im Hoff. 1412 tauchen dann ebenfalls zwei Ratsmitglieder, der genannte Seyfrid Schubel sowie Albrecht Wohraus, als Pfleger eines nicht näher zu identifizierenden Seelhauses auf, dem Konrad Marquart ein Ewiggeld von einem Gulden stiftete.³⁹ Schon bald dominierten in Eichstätt also Bürgerschaft und Rat bei der Betreuung der Beginen.

Trotzdem wurde zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein erneuter Versuch unternommen, die Stiftung eines Seelhauses durch die Anbindung an geistliche Institutionen zu sichern. Anna Vogtin erwarb ein Haus, das sie vom Kloster St. Walburg als Leibgeding innehatte, und übertrug es ebendiesem Kloster mit der Vorgabe, daß dessen Äbtissinnen es „*ewiclich leuterlich durch gotz willen armen selswestern leihen und darinnen haben sullen als dann in andern selhausern gewonhait ist*.“⁴⁰ Kämen sie dem nicht nach, so sollte das Haus an die Domvikare fallen, deren Propst dann für die Aufnahme neuer Frauen zuständig wäre. Allerdings scheint auch diese Absicherung nichts genutzt zu haben. Bereits zwanzig Jahre nach der Stiftung des Hauses wurde das

Gebäude mit der Bemerkung, daß es bislang ein „selhaws“ gewesen sei, an Jörg Wild und dessen Frau verkauft.⁴¹

In allen drei Städten hatte sich somit im 14. Jahrhundert eine recht große Landschaft an Beginenhäusern entwickelt und jeweils ein ganz besonderes Gepräge ausgebildet. Fast polar gegenüber stehen sich die beiden großen fränkischen Bischofsstädte Würzburg und Bamberg mit wenigen, vergleichsweise stark institutionalisierten Gemeinschaften auf der einen und starker Fluktuation und Unbeständigkeit auf der anderen Seite. Doch auch das kleinere Eichstätt konnte eine ihm eigene Beginenszene aufweisen. Parallel dazu sind jedoch auch immer wieder Einzelbeginen nachzuweisen. In Würzburg verkaufte 1306 die Begine Leukardis von Geulichsheim einen halben Hof, den sie zuvor von den Dominikanern erworben hatte, an zwei andere Beginen, Adelheid und Kunigunde aus Oellingen.⁴² 1312 erwarb Gertrud, ebenfalls eine Begine und Tochter des verstorbenen Würzburger Bürgers Engelhard Craz, eine jährliche Gült vom Kloster St. Stephan.⁴³ Bei ihnen allen ist nicht davon auszugehen, daß sie in einem der bekannten Beginenhäuser lebten. Auch in Bamberg treten sogar bis ins ausgehende 15. Jahrhundert immer wieder Frauen auf, die als Einzelbegine zu klassifizieren sind.⁴⁴ In Eichstätt könnte eventuell die 1359 belegte Schwester Irmgard die Freyin unter diese Kategorie fallen.⁴⁵

Überall waren die Beginen gut in das städtische Leben integriert. Neben den bereits genannten Faktoren kann auch ihre Haupttätigkeit als Beleg hierfür herangezogen werden. Lange Zeit ging man davon aus, daß Beginen ihren Unterhalt vor allem durch Krankendienst und handwerkliche Arbeiten wie das Weben von Stoffen oder die Herstellung von Kerzen verdienten – Aufgaben, die man immer wieder auch als eine Art Gottesdienst deutete. In jüngeren Arbeiten kristallisiert sich jedoch ein etwas anderes Bild heraus,⁴⁶ welches sich auch in den fränkischen Bischofsstädten manifestiert. Obwohl die normativen Quellen gerade in Würzburg immer wieder die Tuchproduktion ansprechen,⁴⁷ diese also für die Beginen zumindest zur Unterhaltssicherung wohl eine gewisse Rolle spielte, ist

davon auszugehen, daß ihre hauptsächliche Beschäftigung im Bereich des Seelgebets zu suchen ist.

Als professionelle Fürbitterinnen beteten sie für das Seelenheil verstorbener Stifter oder deren Angehöriger und erfüllten somit eine wichtige Funktion. Für die städtische Gesellschaft im Hoch- und Spätmittelalter stellte die Vorsorge für die Zeit nach dem Tod ein wichtiges Anliegen dar, welches in immer umfangreicherem Maße bereits zu Lebzeiten geregelt wurde. Angesichts der ständigen Präsenz des Todes gerade in Zeiten von Seuchen und Pest wuchs die Angst vor einem plötzlichen Versterben ohne die Möglichkeit, zuvor selbst Buße zu tun, insbesondere bei der vermögenden Stadtbevölkerung, und veranlaßte sie zu ausführlichen Seelgerätstiftungen.

Den nicht klausuriert lebenden Beginen kam innerhalb dieser Kultur der Totenmemoria eine besondere Stellung zu. Während Priester und Ordensleuten das Lesen von Seel messen übertragen und weibliche Klosterangehörige mit dem Seelgebet innerhalb ihrer Klostermauern beauftragt wurden, konnten die Beginen die Nische des Gebetsgedenkens und der Totenklage im öffentlichen Raum ausfüllen.⁴⁸ Deutlich wird dies bei der Stiftung der Bamberger Katharina Gundloch, die den Pfleger des Elisabethenspitals mit der Verwaltung der für ihren Jahrtag vorgesehene Einkünfte betraute. Er sollte davon die Klarissen bezahlen, damit diese das Gedenken „mit vigilien und mit irem gebet auch mit selmesse, ob si di geschikken mugen,“ begehen und die Barfüßer, damit diese „mit vigilien und mit selmessenen“ ihren Teil beitragen. Die Beginen im Schwesternhaus im Bach hingegen sollten am Jahrtag ihres verstorbenen Schwagers dessen Grab begehen, sprich dort beten und das Gedenken vor Ort aufrecht erhalten. So oder in ähnlicher Weise läßt sich auch für andere Gemeinschaften die Beauftragung von Beginen mit dem Seelgebet für Verstorbene nachweisen.

Kranken- und Totendienst hingegen, mit denen Beginen immer noch vorrangig in Verbindung gebracht werden, nahmen erst ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine vergleichbar wichtige Rolle ein. Dies ist jedoch

im Zusammenhang mit anderen Veränderungen am Ausgang des Mittelalters zu sehen.

Immer wieder war in der älteren Forschung von einem Verfall des Beginenwesens ab dem 14. Jahrhundert gesprochen worden, der zu einem sozialen und sittlichen Tiefpunkt am Ende des Mittelalters geführt habe. Daß diese Ansicht heute nicht mehr haltbar ist, haben bereits die Ausführungen zum 14. Jahrhundert gezeigt. Auch der tatsächlich feststellbare Wandel ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist keineswegs unter negativem Vorzeichen, sondern vielmehr als zeittypischer Anpassungsprozeß zu sehen, der sich auf zweifache Weise äußerte.

Einige Beginengemeinschaften orientierten sich im Zuge der allgemeinen kirchlichen Reformbewegungen stärker an klösterlichen Lebensformen. Dies führte in Würzburg zu einer verstärkten Übernahme von Drittordensregeln, die die Gemeinschaften stärker auf die Orden ausrichteten, ohne eine vollständige Eingliederung und die mit einer Verklösterlichung verbundenen Konsequenzen nach sich zu ziehen. So trat zu einem unbekannten Zeitpunkt vor 1526 neben die bereits bestehende Gemeinschaft von Franziskanertertiarinnen im Wilberghaus das Fuchs'sche Ordenshaus.⁴⁹ Leider erfahren wir erst von dieser Veränderung, als die neue Blüte der Drittordensgemeinschaften bereits vorbei war, und die beiden Häuser zusammengelegt wurden. Im Fuchs'schen Ordenshaus wurde damals ein Spital für Syphiliskranke eingerichtet. Doch bereits seit 1456 gab es eine andere weibliche Drittordensgemeinschaft in Würzburg, sogenannte „mantellatae“, die sich einem anderen Bettelorden, nämlich den Augustinereremiten, angeschlossen hatten.⁵⁰ Lebten die Frauen anfangs noch im Bereich des Chores in deren Kirche und spätestens ab 1486 in einem benachbarten Beginenhaus, so erwarben und bezogen sie 1491 ein eigenes Haus in der Hörleinsgasse, genannt zur Hohen Zinne.⁵¹

Besonders eindrucksvoll läßt sich diese Entwicklungsrichtung jedoch in Bamberg nachzeichnen. Hier ist seit 1343 das Steinerne Seelhaus, auch Staudigels Nonnenhaus genannt, belegt.⁵² Im Jahre 1469 ließ sich eine der Schwestern namens Anna Plünderlin die Statuten der Franziskanertertiarinnen in der

Klause Oberkirch bei Poltringen (Gde. Ammerbuch, LKr. Tübingen) beglaubigen,⁵³ vermutlich um auf diese Weise selbst den Status einer Drittordensgemeinschaft für sich reklamieren zu können. Dies scheint auch gelungen zu sein. Von nun an wurden die Frauen als „Reglerinnen“, „Graue Schwestern des Franziskanerordens“ oder „Schwestern der dritten Regel des Franziskanerordens“ bezeichnet. Allerdings wollte die Gemeinschaft noch einen Schritt weiter gehen. Die Zeugnisse der nächsten Jahre deuten darauf hin, daß sie an der Errichtung eines Klausurbereiches arbeitete und dafür systematisch benachbarte Grundstücke aufkauft.⁵⁴ Außerdem versuchten die Frauen, sich stärker gegenüber ihren Nachbarn abzuschotten. So erreichten sie z.B. vor Gericht, daß Johann Stettfelder, der Bewohner des angrenzenden Mühlhofs einen Gang hinter dem Schwesternhaus nicht mehr benutzen durfte und sein Fenster zum Garten der Schwestern vergittern mußte.⁵⁵ Die Frauen arbeiteten also mit allen Mitteln auf eine Stärkung des geistlichen Charakters ihrer Gemeinschaft hin. Die wohl angestrebte Umwandlung in ein Kloster scheiterte hier jedoch.

Anders hingegen eine im 15. Jahrhundert in Eichstätt neu entstandene Gruppierung. Dort hatte sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Kreis frommer Frauen um die Färberstochter Walburga Eichhorn gebildet, die Eichstätter Bürgerstöchter und möglicherweise auch -söhne „andacht, zucht und lesen“ lehrten.⁵⁶ Zunächst lebten sie keineswegs zurückgezogen, sondern verblieben innerhalb der Stadt und mit dieser eng verbunden „als in einem schwesterhaus“.⁵⁷ Doch bereits nach kurzer Zeit zogen sie in den Weiler Steingrub in die Nähe der Augustinerchorherren von Rebdorf, deren Gottesdienste sie fortan besuchten, was in ihnen den Wunsch geweckt haben soll, ebenfalls nach der Augustinerregel zu leben und Chorfrauen zu werden.⁵⁸ In dem Rebdorfer Prior Johann Herden und dem Eichstätter Bischof Johann von Eich fand dieser Plan eifrige Unterstützer. 1469 wurde die Umwandlung dann endgültig vollzogen, das Stift erhielt den neuen Namen Marienstein.⁵⁹

Ein Teil der bestehenden und neu gegründeten Beginengemeinschaften ging also im

15. Jahrhundert den Weg einer stärkeren Anlehnung an Ordensgemeinschaften durch Übernahme von der Drittordensregel oder durch versuchte oder tatsächliche Verklösterlichung. Doch parallel dazu oder nur wenig zeitversetzt schlugen andere Gemeinschaften die genau entgegengesetzte Richtung ein, indem sie nicht das religiöse Element stärkten, sondern sich zu karitativen Einrichtungen unter meist städtischer, teilweise aber auch geistlicher Aufsicht wandelten. Jetzt lagen die Schwerpunkte in der Tätigkeit der Frauen tatsächlich im Kranken- und Totendienst.

In Würzburg manifestiert sich dieser Prozeß am deutlichsten in der weiteren Geschichte der Beginengemeinschaft in der Hohen Zinne. Als 1544 Philipp Aschenbrenner, Würzburger Bürger und Ratsmitglied, gemeinsam mit einem Notar und Zeugen das Haus besichtigte, mußte er feststellen, daß darin nur noch eine kranke „*begynna*“ namens Monika, auch Margareta Spissin genannt, zusammen mit ihrer Wärterin Margareta Rullerin lebte.⁶⁰ Da das Haus so „*in ödung kommen*“ war, übertrug Bischof Melchior Zobel von Giebelstadt (1544–1558) es dem Rat der Stadt Würzburg, der die letzten Bewohnerinnen darin versorgen und weitere Frauen aufnehmen sollte, die kranken Leuten beistehen konnten.⁶¹ Die ehemalige Gemeinschaft religiöser Mantellaten wurde so zur städtischen Fürsorgeeinrichtung.

Dies paßt in die Gesamtlinie der städtischen Politik gegenüber dem Beginenwesen seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert. Seit 1464 sind Pfleger belegt, die jährlich vom Rat für die Würzburger „*selhaus und beghaus*“ eingesetzt wurden.⁶² Man kann dahinter das gezielte Vorgehen erkennen, die städtischen Beginengemeinschaften unter eine gemeinsame Oberaufsicht zu stellen, auch wenn der Einfluß des Rates nicht auf alle Würzburger Beginengemeinschaften ausgedehnt werden konnte. Das Haus Leinach, nun Küttenbaum genannt, unterstand auch in der Neuzeit noch einem gemischten Gremium aus einem Kanoniker des Stift Haugs, dem Dompfarrer und einem Vertreter des Rates.⁶³ Das Neue Ordenshaus hinter den Predigern, welches nun ausschließlich unter dem Namen Haus Himmelskrone auftaucht, ging hingegen komplett in die Verwaltung des Stift Haugs über.

Hatte die Hauptaufgabe der Beginen im 15. Jahrhundert noch im Seelgebet bestanden, so wurde diese nun, wohl auch auf das aktive Betreiben des Rats hin, von Totendienst und Krankenpflege verdrängt. 1491 erließen Bürgermeister und Stadtschreiber gemeinsam mit dem Statthalter des Dompfarrers und zwei Kaplänen eine Ordnung für die Würzburger Beginen und Begarden,⁶⁴ in der beiden das Herrichten der Toten und der Dienst an Kranken vorgeschrieben wurden. Den Beginen kamen hier jedoch noch hauptsächlich kultische Funktionen wie das Zusammenrufen der Trauergemeinde und das Schwenken des Weihrauchfasses zu. Die Hausordnung der Beginengemeinschaft zur Hohen Zinne von 1544 verpflichtete die dort lebenden Frauen dann schließlich ausdrücklich, kranke Personen und insbesondere Frauen im Kindbett zu pflegen.⁶⁵ Beginenhäuser waren nun zu Unterkünften für alte, kranke Frauen, meist ehemalige Dienstbotinnen, die nicht mehr arbeiten konnten, geworden. Als Gegenleistung für deren Versorgung erwarteten die städtischen und geistlichen Funktionsträger solche Dienste an der Allgemeinheit.

Auch in Eichstätt, wo seit dem 14. Jahrhundert ein vergleichsweise großer Einfluß des Rates auf die Beginen festgestellt werden konnte, deutet sich dessen weitere Ausdehnung an. Leider sind in den Quellen hierzu nur sehr wenige Hinweise zu finden. Doch 1530 verkauften Bürgermeister und Rat der Stadt dem Domherrn Caspar Adlman von Adlmansfelden für 125 rheinische Gulden ein Haus in Eichstätt, „*darinn die selschwestern gewont haben*.“ Dabei hielten sie fest, daß sie die Kaufsumme „*den selschwestern zw gut an ain ander selhaws angelegt*“ hätten.⁶⁶ Auch hier waren es also die Ratsherren, die im 16. Jahrhundert über das vermutlich einzige überlebende Seelhaus verfügen konnten. Daß sie den Frauen ein anderes Seelhaus kauften, zeigt, daß auch hier eine solche Einrichtung noch gefragt war und fortbestehen sollte. Leider ist über deren weitere Geschichte nichts bekannt.

In Bamberg gestaltet sich die Situation etwas schwieriger. Als einzige Bischofsstadt in Franken und Bayern weicht es von der sonst zu beobachtenden Entwicklung einer Kon-

zentration des Beginenwesens in der Obhut von Rat und geistlichen Institutionen ab. Statt dessen blieben die Zuständigkeiten dort sehr heterogen. Noch bis ins 17. Jahrhundert wurden neue Gemeinschaften gegründet, die letzte 1651 durch die wohlhabende Margarethe Stahl, Witwe des fürstbischöflichen Kammersekretärs Johann Stahl, welche sich immer noch recht stark an mittelalterlichen Vorbildern orientierte.⁶⁷ Wie damals handelte es sich um eine Stiftung für ihr Seelenheil und das ihrer beiden verstorbenen Ehemänner; die Hauptaufgabe sollte in der Fürbitte für die Stifterfamilie liegen.

Überhaupt stammt der früheste gesicherte Hinweis auf einen Einsatz von Beginen in der Krankenpflege hier erst aus dem Jahre 1684. Als im dortigen St. Martin-Schwesternhaus eine Ordnung niedergeschrieben wurde, nahm man auch die Verpflichtung auf, „im fall der sterbsleuff oder sonst den die kranken zu warten.“⁶⁸ Hier konnte die Stadt eine solche Forderung durchsetzen, da das Schwesternhaus in der Frühen Neuzeit einem vom Rat eingesetzten Pfleger unterstand. Bei den anderen Häusern war dies aufgrund mangelnden Einflusses nicht möglich. Das Stahl-sche Schwesternhaus wurde nach der Gründung dem fürstbischöflichen Vikariat unterstellt. Daneben existierten weiterhin das Domkapitelsche Schwesternhaus, über welches das Domkapitelsche Werkamt die Oberaufsicht hatte, das noch immer vom Kloster Langheim verwaltete Langheimer Schwesternhaus und die beiden Zollner'schen Schwesternhäuser, die bei dieser Familie verblieben und nur zeitweilig anderweitig beaufsichtigt wurden.

Die Bamberger Sonderentwicklung in der Frühen Neuzeit macht erneut deutlich, daß sich das Beginenwesen eben nur sehr schwer auf einen einheitlichen Nenner bringen läßt. Die hier dargestellten Entwicklungslinien haben keine allgemeine Gültigkeit, sondern sind lediglich als Entwicklungstendenzen zu verstehen, anhand derer eine Annäherung an dieses ansonsten kaum greifbare Phänomen versucht werden sollte. Die Rolle der Beginen, die als religiöse Frauen in der Welt gleichsam zwischen den Stühlen zu sitzen scheinen und doch ihren Platz mitten in der städtischen Ge-

sellschaft hatten, kann jedoch exemplarisch verstanden werden für die entgegen der landläufigen Meinung durchaus große Vielfalt mittelalterlicher Lebensformen.

Anmerkungen:

- 1 Grundlage ist die bislang unveröffentlichte Dissertation der Autorin über Beginen in fränkischen und bayrischen Bischofsstädten, welche 2011 von der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg angenommen wurde. Einige der Ergebnisse fanden bereits Eingang in dem Aufsatz: Keß, Hannah: Klausnerin – Nonne – Begine? Eine schwierige Kategorisierung. Zum Beginenwesen in Franken, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 67 (2007), S. 19–48.
- 2 Vgl. dazu u.a. Reichstein, Frank-Michael: Das Beginenwesen in Deutschland. Studien und Katalog. Berlin 2001, S. 8–15; Wehrli-Johns, Martina: Das mittelalterliche Beginentum – Religiöse Frauenbewegung oder Sozialidee der Scholastik?, in: dies./Opitz, Claudia (Hrsg.): Fromme Frauen oder Ketzerinnen? Leben und Verfolgung der Beginen im Mittelalter. Freiburg 1998, S. 25–52, hier S. 27–33.
- 3 Vgl. immer noch grundlegend: Grundmann, Herbert: Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik. Darmstadt 4. Aufl. 1977 (OA 1935).
- 4 Jakob von Vitry: Lettres. Edition critique, hrsg. v. Robert Burchard Constantijn Huygens. Leiden 1960, Nr. I, 78–79, hier S. 74.
- 5 Staatsarchiv Würzburg (künftig: StAW) WU 5310. Vgl. Heeg-Engelhart, Ingrid: Die Frauenklöster, in: Wagner, Ulrich (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ausbruch des Bauernkriegs. Stuttgart 2001, S. 272–294, hier S. 285–287.
- 6 StAW WU 3059. Vgl. Heeg-Engelhart: Frauenklöster (wie Anm. 5), S. 292ff.
- 7 Erstmals belegt 1244: StAW WU 5562. Vgl. Heeg-Engelhart: Frauenklöster (wie Anm. 5), S. 287–292.

⁸ StAW WU 3287. Zur älteren Beginenforschung in Würzburg siehe: Rost, Johann W.: Die Beguinen im ehemaligen Fürstenthume Würzburg. Ein Beitrag zur fränkischen Geschichte mit Urkunden. Würzburg 1846; Roeder, Ernst: Die Beginen in Stadt und Bistum Würzburg. Eine kulturhistorische Studie und ein Beitrag zur Geschichte der Volksfrömmigkeit und des Ordenswesens in Franken. Würzburg 1932.

⁹ Universitätsbibliothek Würzburg (künftig: UBW) M. ch. f. 95 Nr. 4, f. 3v–4r.

¹⁰ Stadtarchiv Bamberg (künftig: StadtAB) A 21 (1296 VII 2). Zum Beginenwesen in Bamberg vgl. auch Festerling, Christina: Schwesternhäuser in Bamberg (13.–19. Jh.). Möglichkeiten und Grenzen weiblicher Lebenserfahrung. Diss. masch. Bamberg 2006.

¹¹ Monumenta Boica (künftig: MB) 49 Nr. 139, S. 212ff., besonders S. 227f.

¹² MB 50 Nr. 35, S. 33ff., besonders S. 36.

¹³ Vgl. Bünz, Enno: Stift Haug in Würzburg. Untersuchungen zur Geschichte eines fränkischen Kollegiatstiftes im Mittelalter. Bd. 1. Göttingen 1998, S. 694. Friedrich von Widdern ist in den Jahren 1283 bis 1298 als Kanoniker des Stifts belegt und spätestens 1309 verstorben.

¹⁴ Stadtarchiv Würzburg (künftig: StadtAW) Urkunden 2420; StadtAW Urkunden 2355.

¹⁵ StAW WU 7076.

¹⁶ StAW WU 2354.

¹⁷ MB 49 Nr. 139, S. 212ff., besonders S. 227f.

¹⁸ Vgl. Reichstein: Beginenwesen (wie Anm. 2), S. 105–111.

¹⁹ Vgl. Patschovsky, Alexander: Straßburger Beginenverfolgungen im 14. Jahrhundert, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 30 (1974), S. 56–198; ders: Beginen, Begarden und Terziaren im 14. und 15. Jahrhundert. Das Beispiel des Basler Beginenstreits (1400/04–1411), in: Wehrli-Johns/Opitz: Fromme Frauen (wie Anm. 2), S. 195–209; Heusinger, Sabine von: Beginen am Mittel- und Oberrhein zu Beginn des 15. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 148 (2000), S. 67–96, hier S. 70–87.

²⁰ StadtAW Urkunden 2420; StAW WU 7076; StAW WU 2354.

²¹ StadtAW Urkunden 2355.

²² UBW M. ch. f. 95, ohne Nr., f. 132r–v.

²³ Für diese existiert kein Stiftungsbrief, über die Anfänge ist nichts Genaueres bekannt. Die Urkunde von 1366 war enthalten im 1439 erstellten Kopialbuch des Minoritenklosters, welches leider im Krieg zerstört wurde, und ist gedruckt bei: Sehi, Meinrad (Bearb.): Festschrift „Im Dienst an der Gemeinde“. 750 Jahre Franziskaner-Minoriten in Würzburg 1221–1971, hrsg. v. Provinzialat und Konvent der Franziskaner-Minoriten in Würzburg. Würzburg 1972, S. 246ff.

²⁴ Die 1340 zusammen mit Katharina Zollner auch das Bamberger Klarissenkloster gründete.

²⁵ All diese Bezeichnungen, „Nonnenhaus“, „Schwesternhaus“, „Seelhaus“ oder auch „Ordenshaus“, können für ein Beginenhaus stehen. Der Begriff „Beginenhaus“ selbst ist in Bamberg nach 1308 nicht mehr nachzuweisen. Der einzige Fall, in dem er dann noch Verwendung findet, wird weiter unten noch zu behandeln sein.

²⁶ Staatsarchiv Bamberg (künftig: StAB) A 149 L 454 Nr. 1135.

²⁷ StadtAB B 12 Nr. 51c.

²⁸ StAB A 91 L 438 Nr. 20b.

²⁹ StAB A 120 L 135 Nr. 995.

³⁰ StAB A 149 L 454 Nr. 1142.

³¹ StAB A 95 L 281 Nr. 80a.

³² StAB B 21 Nr. 4, f. 15v.

³³ StAB BU 4719.

³⁴ Allerdings gab es hier große Unterschiede zwischen den verschiedenen Städten. In Regensburg wurde der Begriff „Beginie“ z.B. in lateinischen Quellen weiterhin verwendet. Auch die Bezeichnung „Willige Arme“ muß nicht überall auf ketzerische Gruppierungen verweisen.

³⁵ Stadtarchiv Eichstätt (künftig: StadtAEi) WB, f. 35v.

³⁶ MB 50 Nr. 621, S. 401ff.

³⁷ Staatsarchiv Nürnberg (künftig: StAN) Eichstätt Domvikarie Urkunden 148.

³⁸ StadtAEi Urkunden 1389 VIII 24 (nicht auffindbar); StadtAEi WB, f. 55r.

³⁹ StadtAEi Urkunden 1412 XII 5. Die Lagebeschreibung dieses Hauses, das gelegen war „zu Eystet in der stat zunechst hern Hannsen Weinschenken haws und stoßt hinden an hern Hannsen von Hurnheim seligen hof“, ließ sich leider nicht auflösen.

⁴ StAN Eichstätt Domvikarie Urkunden 214.

⁴¹ Diözesanarchiv Eichstätt (künftig: DAEi) B 166 (1446 IX 1).

⁴² UBW M. p. misc. f. 16, f. 20v.

⁴³ StAW WU 6815.

⁴⁴ Die letzte, eine Adelige namens Agnes von Leuttershausen, ist 1492 belegt: AEB PfarrA Bamberg ULF Rep. I Nr. 138. Davor sind wohl sieben weitere Frauen als Einzelbeginen einzurordnen.

⁴⁵ StAN Eichstätt Neues Stift Urkunden 89.

⁴⁶ Vgl. hierzu pointiert: Böhringer, Letha: Beginen als Konkurrentinnen von Zunftgenossen? Kritische Bemerkungen am Beispiel Kölner Quellen des späten Mittelalters, in: Happ, Sabine/Nonn, Ulrich/Becher, Matthias (Hrsg.): Vielfalt der Geschichte. Lernen, Lehren und Erforschen vergangener Zeiten. Festgabe für Ingrid Heidrich zum 65. Geburtstag. Berlin 2004, S. 182–197; Dies.: Beginen und Schwestern in der Sorge für Kranke, Sterbende und Verstorbene. Eine Problematisierung, in: Dirmeier, Artur (Hrsg.): Organisierte Barmherzigkeit. Armenpflege und Hospitalwesen in Mittelalter und Neuzeit. Regensburg 2010, S. 127–155.

⁴⁷ StAW WU 3288; StAW WU 2354; StadtAW Urkunden 2420; StAW WU 2354.

⁴⁸ StadtAB A 21 (1351 XI 24).

⁴⁹ StAW LDF 25, S. 278.

⁵⁰ BSB clm 8423, S. 456f.

⁵¹ StadtAW Urkunden 2372.

⁵² StadtAB A 21 (16.12.1343).

⁵³ HVB 1/1 Nr. 105.

⁵⁴ StAB J 2 Nr. 48, f. 15; StadtAB B 11 Nr. 112, S. 8v.

⁵⁵ StAB A 149 L 454 Nr. 1143.

⁵⁶ BSB cgm 4300, S. 340. Vgl. hierzu: Flacheneker, Helmut: Von der Beginengemeinschaft zum Nonnenkonvent. Zur Gründungsgeschichte des Augustinerchorfrauenstiftes Marienstein bei Eichstätt. Paring 2000.

⁵⁷ DAEi B 161, S. 2.

⁵⁸ DAEi p 190/2 (Kurzer Begrüff), S. 7; DAEi p 190/2 (Carolus Biba), Nr. 3; DAEi B 161, S. 4.

⁵⁹ StAN Kloster Marienstein Urkunden 20; StAN Hochstift Eichstätt Urkunden 2245* (Insert in Nr. 3247); DAEi Urkunden 472 (Bestätigung von 1495 III 29); DAEi B 161, S. 6–10 (Übersetzung).

⁶⁰ StadtAW Urkunden 2376.

⁶¹ StadtAW Urkunden 2376; StadtAW Rb 314, f. 15r–18r.

⁶² StadtAW Rp 5, f. 55r.

⁶³ StadtAW RA 2412.

⁶⁴ Das männliche Pendant zu Beginen. In Würzburg gab es seit 1364 eine fest etablierte Begardengemeinschaft.

⁶⁵ StadtAW Urkunden 2377.

⁶⁶ StAN Hochstift Eichstätt Urkunden 1530 XI 3.

⁶⁷ StAB A 149 L 454 Nr. 1137.

⁶⁸ StadtAB B 12 Nr. 2, f. 14v.

Conrad Reyther und das Herzogenauracher Spital

von

Manfred Welker

Vor über 500 Jahren, am 6. September 1511 wurde die Stiftung des Spitals in Herzogenaurach durch Conrad Reyther vom Bamberger Fürstbischof bestätigt. Heute befindet sich in dem historischen Gebäude das Herzogenauracher Stadtmuseum.

Der begüterte Nürnberger Bürger Conrad (abgekürzt Contz, Cuntz oder Kunz) Reyther stammte aus Niederndorf. Er lernte in Herzogenaurach das Tuchmacherhandwerk und liegt hier auch am Eingang zur Evangelienseite der Stadtpfarrkirche St. Maria Magda-



Abb. 1: Das von Conrad Reyther gestiftete Herzogenauracher Spital an der Pfarrkirche.

lena begraben. Verheiratet war er mit Anna Seydenfaden, der Tochter des Herzogenauracher Baders auf der unteren Badestube, Fritz Seydenfaden.

Reyther war bezeichnenderweise im Tuchhandel zu großem Reichtum gekommen, besonders als Großhändler mit Waid, der den blauen Farbstoff der damaligen Zeit darstellte. Wohl auch aus dem Geist tiefer persönlicher Frömmigkeit heraus stiftete dieser Conrad Reyther im Jahr 1511 ein Spital für sechs alte und bedürftige Personen in seiner Wahlheimatstadt Herzogenaurach. Diese Stiftung geschah nur kurze Zeit vor der Reformation. Zwar hatte der hiesige Bürgerrat bereits 1508 den Beschuß zur Errichtung eines Spitals für alte Bürger und Frauen gefaßt, konnte aber die Finanzierung nicht alleine stemmen. Der damalige hiesige Pfarrer Johannes Widhössel (er amtierte von 1503 bis 1532), selbst ein Nürnberger, mag wohl seinen Einfluß auf den wohlhabenden Nürnberger Ratsherrn Reyther geltend gemacht haben, um dieses Vorhaben durch eine hochherzige Stiftung für seine heimatliche Pfarrgemeinde zu verwirklichen. Vermutlich wurde Reyther auch hier mit seiner Frau Anna Seydenfaden, der erwähnten Baderstochter der unteren Badestube, getraut.

Damit folgte Herzogenaurach zahlreichen anderen Städten des Bamberger Hochstifts, in denen ebenfalls einzelne Bürger oder Pfarrer, aber auch Domherren, der Bischof oder die Burggrafen im ausgehenden Mittelalter Spitäler errichtet hatten. Zur finanziellen Absicherung stattete Reyther seine Stiftung mit zahlreichem Grundbesitz an verschiedenen Orten aus. Der Besitz warf jährlich immerhin 52 Gulden an Zinsen ab. Darunter zählten Liegenschaften in Buch, Dondorflein und Falkendorf sowie die Dörflasmühle, die nach dem Willen ihres Stifters weder verkauft oder vertauscht noch verpfändet werden durfte. Der Rat der Stadt Herzogenaurach hatte das Recht, den Spitalmeister einzusetzen.

Der Stiftungsbrief gibt einen Einblick in die Lebens- und Denkweise sowie die Gebräuche des ausgehenden Mittelalters. Am 6. September 1511 bestätigte der Bamberger Fürstbischof Georg III. Schenck von Limburg mit Zustimmung des Domkapitels die neue ewige Stiftung eines Spitals in Herzogenaurach.

Wie dem erhaltenen, in Art eines Libells ausgestellten Pergamentbrief zu entnehmen ist, hatte Contz Reyther, Bürger von Nürnberg, dieses Spital gegründet. Besiegelt wurde die Urkunde von den Amtmännern Georg von Thunfelt zu Wachenroth und Christoffel von Schaumberg zu Memmelsdorf. Kirchlich gesehen gehörte Herzogenaurach zur Würzburger Diözese. Das Spitalgebäude liegt bei der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena vorn am Eingang gegen Mittag (d.h., im Süden) neben dem Pfarrhof. Das Gebäude, in dem sechs Personen männlichen und weiblichen Geschlechts lebenslänglich unterhalten werden sollten, wurde zu diesem Zweck neu errichtet. Der Rat zu Herzogenaurach setzte einen Spitalmeister ein, der jährlich 3 Gulden rheinisch erhielt. Dieser war für die Aufnahme zuständig, worüber er mit Zustimmung des Rates der Stadt entschied.

Einen Platz im Spital erhielten Personen, die wegen ihres Alters oder „*Blödigkeit des Leibes*“ nicht mehr arbeiten konnten und ihren Ehepartner verloren hatten. Eine Voraussetzung war auch, daß sie das Paternoster, den Englischen Gruß und das Glaubensbekenntnis recht ordentlich beten konnten. Aufgenommen werden sollten Personen, die sich nicht mit unehrlichen Handwerken befaßten, wobei besonders die Nachkommen von Bürgern und die Ehehalten zu Herzogenaurach berücksichtigt werden sollten. Allerdings hatte sich Reyther ausbedungen, daß er und seine Väter zwei Personen unter den sechs dem Rate benennen durften.

Ausgenommen von der Aufnahme waren Personen mit Aussatz, der „*mala Frantzosa*“-Krankheit (d.h., Syphilis), Epileptiker, Müßiggänger, offensichtliche Bettler, Sterzer, Spieler und Verschwender ihrer Güter. Außerdem sollten Verleumder, unehrliche Personen, Spieler, „*Gotswerer*“, Freiheiten-Verkündschafter und dergleichen ebenfalls keine Aufnahme finden.

Die Kost war zum Frühmahl am Sonntag, Montag und Erichtag (d.h., Dienstag) ein Stück Fleisch (1 Pfund für drei Personen) in warmer Brühe, ein Kraut-, Rüben-, Erbsen- und anderes Gemüse, so daß es zwei Gerichte waren. Abends gab es wieder für jeden ein Stück Fleisch wie Mittag in Brühe, Kälbernes,

Schutzen und dazu ausreichend Gersten-, Linsen-, oder Habermus und Ruckensbrot. An den Mittwochen kam kein Fleisch auf den Tisch, weil der Überlieferung nach an diesem Tag Christus verkauft worden war. Zum Frühmahl wurde hier eine Millich- oder Millichrannsuppe und dazu gekochte Hirse, Gersten oder Weizen gereicht. Abends gab es die gleiche Suppe von Millich oder Millichrann und dazu ein Erbsen-, Gersten- oder anderes Gemüse. Am Donnerstag war das Frühmahl wie am Sonntag, auf die Nacht gab es aber Gemüse und Braten. Die Verpflegung am Freitag war wie am Mittwoch. Am Samstag erhielten die Spitalinsassen zum Frühmahl Millichsuppe, ein Weizenmus oder Hirse, abends Millichsuppe mit ein paar Eiern im Sommer, im Winter Gemüse oder Gebackenes und dazu Brot. An den Kirchenfesten Ostern, Pfingsten, Maria Himmelfahrt und Weihnachten sollten die Spitalinsassen jedes Jahr beichten und das heilige Sakrament empfangen. An diesen Tagen wurde Braten aufgetischt und dazu sogar ein Seidel Wein sowie Weißbrot gereicht.

In der Fastenzeit gab es eine Suppe aus Millich oder Millichrannsuppe, Erbsen oder eine gebrannte Wassersuppe, dazu Kraut, Rüben oder Erbsen und einen Hering oder ein Stück Fisch nach Bedarf, auf die Nacht Roggenbrot. Wer aus Schwächeheit nicht fasten konnte, der sollte eine Milchsuppe erhalten.

Selbstverständlich war auch die Pflege der Kranken mit Hinzuziehung eines Priesters. Der Spitalmeister sollte von den Zinsen des gestifteten Kapitals alljährlich am St. Elisabethentag für die Stifterfamilie einen Jahrtag halten lassen. Dazu zählten eine Vigil am Vorabend, am Morgen ein gesungenes und fünf gesprochene Seelämter. Solange Vigil und Seelämter währten, mußten vier Kerzen brennen. Die Pfründner des Spitals hatten anwesend zu sein und fünf Vaterunser, fünf Ave Maria und das Glaubensbekenntnis zu beten. Außerdem zahlte der Spitalmeister jedem 4 Pfennige aus. Alle Sonntage wurde gewünscht, man möge auf der Kanzel, wenn man, wie es in Herzogenaurach Gewohnheit sei, der Seelen Gedächtnis halte, des Stifters folgendermaßen gedenken: „*Gedenkt durch gottes willenn des Ersamen man Cennret*

Reyter des Verbers oder Wedgasts, anna seiner Hausfrauen, Burger zw Nurnberg, die die ersten anfenger, Stifter gewesen sein des Spitals alhie zum heyligen geist, unnd alle der, die aus Irem geschlecht verschieden sein, mit einem inigen Ave maria.“

Die Dotationsgüter zum Unterhalt des Spitals waren der folgende Besitz: Ein Gütlein zu Dondörlein sowie zwei Güter und sieben Sellen zu Falkendorf. Diese zinsten alle zusammen 21 Gulden rheinisch. Ferner stiftete Reyther einen Hof und vier Weiher in Dürrenbuch (d.h., Buch b. Falkendorf) und eine Mühle zu Dörfleins mit zusammen 27 Gulden Zins. Bei allen diesen Gütern handelte es sich um bischöflich-bambergische Lehen. Dazu kamen noch Wiesen und Äcker zu Niederndorf mit jährlich vier Gulden. Zusammen waren es 52 Gulden und dazu kamen noch 38 Gulden für die Verpflegung der sechs Personen, so daß die ganze Jahreseinnahme des Spitals 90 Gulden betrug.

Diese letztgenannten 38 Gulden wurden aus der Losungsstube zu Nürnberg ausgezahlt, 19 Gulden zu Walburgis und 19 Gulden zu Martini. Dafür hatte Reyther 1.140 Gulden an Kapital eingezahlt.

Reyther löste auch die 14 Gulden zur Engelsmesse ab, kaufte sie anderwärts an und zahlte sie jährlich. Im Jahr 1514 gab das Heilig-Geist-Spital in Nürnberg als Kirchenpatron 38 Gulden Ewiggeld auf den Eisenhammer in Lauf dazu. Zur Ausstattung gehörten noch 16 Gulden von der Hammermühle zu Lauf beim Wassertor an der Pegnitz an der Winterseite und von der Drahtmühle sechs Gulden, die zu Zeiten von Reyther ein Messinghammer war.

Reyther hatte mit seiner Frau zwölf Kinder gehabt, von denen elf in Nürnberg begraben liegen. „*Der Stifter Cuntz Reyther ist mit Tod zu Nürnberg abgegangen anno domini 1522 am achten Ostertag*“ (sieben Tage nach Oster-sonntag) „*und sein ältester Sohn, auch Cuntz genannt, mit Tod abgegangen anno 1524 am 22ten Tag des Brachmonats. Beide liegen zu Herzogenaurach auf dem Kirchhof vor der Ehe- oder Tauftür*“ (Südseite) „*unter den nächsten zweien Steinen begraben, denen Gott und allen gläubigen Seelen gnädig sei.*“



Abb. 2: Diese Statue eines Beters in der Pfarrkirche könnte evtl. ein Bild des Spitalstifters sein.

Von Cuntz Reyther hat sich kein authentisches Bild erhalten. Jedoch wird die Figur des Beters in der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena gerne als Reyther tituliert. Der Stil der Skulptur würde durchaus für eine Entstehung im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts sprechen. Jedoch wurde die Statue des Beters aus seinem Zusammenhang – wohl einer Figurengruppe – gerissen, wodurch eine

genauere Aussage die Plastik betreffend unmöglich ist. Daher muß es bei dieser Vermutung bleiben.

Herzogenaurach hat dieses hochherzigen Stifters nicht vergessen und ehrte Reyther durch Benennung eines Straßenzuges. Im ehemaligen Spital konnte schließlich am 29. September 2000 das Herzogenauracher Stadtmuseum eröffnet, der spätmittelalterliche Bau damit einer zeitgemäßen Nutzung zugeführt und so für die Zukunft erhalten werden.

Literatur:

Bernhard Dietz: Die Stiftung des Spitals zu Herzogenaurach, in: Erlanger Heimatbuch. Erlangen 1925, S. 125–131.

Bernhard Dietz: Die Herzogenaurach Straßennamen, in: Herzogenauracher Heimatblatt. 2. Jahrgang Nr. 2 (22. Januar 1927).

Hanns Hubert Hofmann: Herzogenaurach. Die Geschichte eines Grenzraumes in Franken (= Schriften des Instituts für Fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen. Historische Reihe, Band 2). Nürnberg 1950, S. 129.

Johann Looshorn: Die Geschichte des Bistums Bamberg. Band IV. Das Bistum Bamberg von 1400 bis 1556. München 1900, S. 485–486.

Franken 1866 – Folge 2:

von

Walter Hamm

Wie im Frankenland Heft 3 vom Juni 2011 angekündigt, werden in loser Folge Artikel über und um den Bruderkrieg von 1866 veröffentlicht. 2016, 150 Jahre nach diesem für Deutschland denkwürdigen Jahr, soll gemeinsam an den historischen Schauplätzen in Franken und in den angrenzenden, betroffenen Bundesländern dieses Ereignisses gedacht werden.

Julitage in Kleinrinderfeld

Kriegsschrecken eines „kaum betroffenen“ unterfränkischen Dorfes im südwestlichen Landkreis Würzburg

22. Juli: „An diesem Tag durchquerte das bayerische Kürassierregiment, bei dem der Kleinrinderfelder Johann Hehn diente, auf seinem Weg Richtung Remlingen die Gemeinde.“¹

Die bayerische Armee, das VII. Bundesarmeekorps, zog sich nach den unglücklich verlaufenen Gefechten in Thüringen (Dermbach, Roßdorf, Zella) und an der Saale (Kissingen, Hammelburg) bei Schweinfurt auf die südliche Mainseite zurück und rückte dann gegen Spessart und Mainviereck vor, um gegen die zwischenzeitlich über Aschaffenburg und Frankfurt vorgerückte preußische Mainarmee dort Stellung zu beziehen. Gleichzeitig sollte mit den süddeutschen Verbündeten, die im VIII. Bundesarmeekorps (Baden, Hessen-Darmstadt, Württemberg, Nassau, österreichisches Kontingent) zusammengeschlossen waren, endlich die bisher vergeblich versuchte Vereinigung erfolgen und an Main und Tauber das weitere Vordringen der Preußen gemeinsam gestoppt werden.²

25. Juli: „... marschierten württembergische Truppenteile nach einem Rückzugsgefecht bei Gerchsheim durch Kleinrinderfeld. Sie waren begleitet von zahlreichen Gerchsheimer Bürgern, die aus Angst vor den Kämpfen das Weite suchten. Die Kleinrinderfelder Bauern, von denen einige im Gehölz die Lei-

che eines Soldaten gefunden hatten, stellten nun sämtliche Erntearbeiten ein. Frauen und Kinder zogen sich in die Häuser zurück oder flohen. Einige jüngere Männer des Ortes setzen sich aus Furcht, eingezogen zu werden, mit wertvolleren Habseligkeiten auf Viehwägen in die östlichen Waldungen oder in den Gau ab. Die Gemeindekasse wurde sorgfältig unter allerlei Gerümpel in der Bodenkammer des Ortsvorstehers Andreas Scheuermann versteckt.“

Entgegen den Vorhaben der bayerischen und süddeutschen Verbündeten hatten die preußischen Truppen in den Gefechten bei Hundheim (23. Juli), Tauberbischofsheim und Werbach (24. Juli) die Tauberlinie rasch überquert und bei Gerchsheim (25. Juli) das VIII. Bundeskorps zum Rückzug nach Würzburg gezwungen. Die im Wald aufgefundene Leiche eines Soldaten dürfte ein an seinen Wunden Verstorbener vom Gefecht bei Gerchsheim gewesen sein.

„Bei der Verhaftung eines angeblichen preußischen Spions in Kleinrinderfeld machte eine Husarenpatrouille von der Schußwaffe Gebrauch, und bei Hausdurchsuchungen sollen sich geschlagene einhundert desertierte Österreicher ergeben haben. Als Zeugen für diese recht unklar bleibenden Ereignisse werden Lehrer Schmittroth und Kaplan Seybold angeführt.“

Bei den Husaren könnte es sich um kurhessische gehandelt haben, die der österreichischen Brigade des VIII. Bundesarmeekorps als Kavallerie beigegeben waren. Die vielen österreichischen „Deserteure“ sind plausibel zu erklären: Das k.u.k. Infanterie-Regiment Nr. 16 „Wernhardt“ hatte seinen Standort in Treviso in Venetien und rekrutierte seine Soldaten aus dieser damals zu Österreich gehörenden Provinz. Die meisten Soldaten sprachen nur italienisch und viele favorisierten die Bestrebungen, einen italienischen Nationalstaat zu schaffen. Das Regiment hatte schon im Kampf in Aschaffenburg

(14. Juli) herbe Verluste erlitten und war dementsprechend demoralisiert. Zum anderen war Rest-Italien Verbündeter Preußens und kämpfte, wie schon erwähnt, gegen Österreich, um den Anschluß Venetiens und die Einigung Italiens zu erringen. Die schon laufenden Friedensverhandlungen zwischen Italien und Österreich unter Vermittlung des französischen Kaisers Napoleon III. hatten dieses Ziel möglich gemacht. Warum also sollte sich ein Italiener für die Österreicher gegen Preußen noch „totschießen“ lassen?

„Der Ortsvorsteher wurde vom Bezirksamt Würzburg durch einen geheimen Eilboten instruiert, unverzüglich Meldung zu machen, wo der Feind sich gerade aufhalte. Während der Mittelsmann Würzburgs, ein Gärtner mit Namen Weiß, die entsprechende Nachricht in die Stadt brachte, gaben Siegmund Borst und Adam Scheuermann von Kleinrinderfeld ihre Informationen nach Kist an die dort lagern den Österreicher weiter.“

Die Feindaufklärung war 1866 noch – übrigens auf beiden Seiten – ein großes Problem. Sie war eigentlich Aufgabe der leichten Kavallerie, der Husaren, oder bayerischerseits dementsprechend, der Chevauxlegers. Allerdings waren diese Einheiten in der Kolonne meist so eingeteilt, daß sie der marschierenden Infanterie folgten. So wußte der Stab häufig nicht, wo der Feind und in welcher Zusammensetzung und Stärke er stand. Überraschende Aufeinandertreffen und Zusammenstöße kamen so häufig vor.

26. Juli: „An diesem Tag, die Gemeinde wollte den alten Ortsfeiertag Sankt Anna begiehen, rückten um etwa 8 Uhr die Preußen von Gerchsheim her in Kleinrinderfeld ein. Sie stellten Kanonen auf und postierten Wachen. Vom Ortsvorsteher verlangten sie 25 Ochsen, 10 Zentner Speck, mehrere Zentner Zucker und Kaffee, 500 Laib Brot und viele Fuhren Heu. Mit den noch vorhandenen Fuhrwerken mußten die Kleinrinderfelder für die Truppe Vorspanndienste leisten. Als die Ablieferung der requirierten [= beschlagnahmten] Güter angeliefert war, läutete es zum feiertäglichen Hochamt. Die Preußen glaubten zuerst, es handele sich um Sturmge läute, weshalb sie dem Dorf scharfe Represalien androhten. Pfarrer Spiegel wurde wei-

teres Läuten untersagt, die diesmal nur von wenigen Menschen besuchte Messe fand gleichwohl statt.“

Zum damals bestehenden Verpflegungssystem muß man wissen – es gab ja noch keine Konserven –, daß die Verpflegung der Soldaten zunächst durch die Zivilbevölkerung erfolgen mußte. Der Umfang der Verpflegungsration für einen Soldaten war auch einheitlich für den damaligen Deutschen Bund im „Reglement ...“ festgelegt. In der Praxis bedeutete dies, daß entweder jeder Hausbesitzer für die bei ihm eingewiesenen Soldaten diesen Verpflegungssatz aufbringen mußte oder, wie es hier der Fall war, die Gemeinde für die im und um den Ort lagernden Truppen pauschal die notwendigen Güter zu liefern hatte. Die Truppe stellte hierfür eine Quittung aus, die dann vom für den Ort zuständigen Bundesland – in diesem Falle Bayern – der Gemeinde bzw. dem einzelnen Bürger zum Tagespreis die Auslagen ersetzte.

Da die rasche Nachrichtenübermittlung nur durch Boten oder – noch schneller – akustische oder optische Signale erfolgen konnte, wurde das „Sturm läuten“ oder wie es hier der Fall war, im Fränkischen „das Zusammenläuten“ für das Hochamt genannt, von den Preußen als Signal verstanden, die nächsten Gemeinden vom Einmarsch des Feindes zu verständigen. Der Pfarrer von Bürgstadt am Main war aus gleichem Anlaß verhaftet worden. Ebenso wie die Belieferung der Truppen mit Lebensmitteln war der Transport der Güter, die Logistik, damals eine Aufgabe der Zivilbevölkerung, Vorspann genannt. Die entsprechende Anzahl von Fuhrwerken – mit Pferden oder Ochsen bespannt – wurde angefordert, nach der erfolgten Fahrt quittiert und dann nach einer im Reglement festgelegten Taxe im nachhinein dem Fuhrwerkführer vergütet. Teils erfolgte diese Fahrt nur zum nächsten Ort, teils konnte sie sich aber auch auf mehrere Tage erstrecken.

Nach dem 27. Juli wurde z.B. das Zentraldepot für die preußische Mainarmee in Greußenheim eingerichtet und die Transporte von Lebensmitteln gingen dann dorthin. So finden sich in vielen fränkischen Gemeindearchiven dementsprechende Listen und Quittungen für Vorspann, Lebensmittel und Getränke, Futter

für die Pferde der Kavallerie und Brennholz (für das Kochen) und sonstige Bedürfnisse der Soldaten. Der Auszug aus der Chronik eines nicht von einem Gefecht betroffenen Ortes zeigt, daß der Krieg 1866 nicht spurlos vorübergegangen ist. Die abzugebenden Lebensmittel, häufig eigene Vorräte oder als Saatgut für das kommende Jahr zurückgehalten, die Angst vor dem Verhalten der „feindlichen“ Soldaten, die Einschränkungen im gewohnten Lebensalltag, das oft tagelange Fernsein des Mannes/Vaters mit seinem Vor-

spannfuhrwerk mit den wertvollen Zugtieren, die Angst um ihn – Krieg faßbar im eigenen Ort.

Anmerkungen:

- 1 Nach: Fasel, Peter: Kleinrinderfeld. Geschichte einer unterfränkischen Gemeinde. Kleinrinderfeld 2000. Freundlicherweise mitgeteilt von Dr. Christina Bergerhausen.
- 2 Anmerkungen von Walter Hamm.



halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Telefon 09 31/2 76 24 info@halbigdruck.de
Telefax 09 31/2 76 25 www.halbigdruck.de

Franken 1866 – Folge 3: Der Dichter Max Dauthendey und der Bruderkrieg des Jahres 1866 in Würzburg

von

Walter Roßdeutscher¹

Nur zwei Jahre vor dem Ausbruch des 1866er Krieges zwischen Preußen und Bayern war Karl Albert Dauthendey als Würzburgs erster Photograph mit seiner Familie in der Mainmetropole seßhaft geworden. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in der Zarenstadt Sankt Petersburg ging diesem Ortswechsel voraus. Im Gefolge Karl Dauthendey's befanden sich damals vier Töchter aus erster Ehe, sein Sohn Kaspar und dessen junge Mutter Caroline, seine zweite Frau. Max Dauthendey war noch nicht geboren. Er erblickte am 25. Juli 1867 im Hause Büttnergasse 2 das „Würzburger Licht“. Das Licht, das er in seinem Buch „Der Geist meines Vaters“ mit dichterischen Worten als etwas ganz Besonderes geschildert hat.

Über die unglückselige kriegerische Auseinandersetzung des Jahres 1866, den sogenannten „Bruderkrieg“, hatte der Vater mit seinen Kindern in späteren Jahren oft gesprochen. Nach der Rückkehr von der Tagesarbeit im gut gehenden Photo-Atelier in die geräumige Wohnung mit Blick auf Main, Käppele und Festung erzählte der Vater immer wieder gerne aus seinem bewegten Leben. Die wiederholte Schilderung des Einzuges in die Barockstadt am Main machte auf den kleinen Max, den jüngsten Sproß in der Familie, wohl besonders nachhaltigen Eindruck. In ausgereifter Erzählform zieht er den Leser in dem bereits erwähnten Werk in den Bann eines für Stadt Bürger abenteuerlichen Geschehens.

„Im Jahre 1864 war mein Vater nach Würzburg gekommen. 1865 eröffnete er das neue Atelier, und 1866 wurde dieser Bau schon wieder mit Zerstörung bedroht. Denn der Krieg brach mitten im Sommer unvermutet zwischen Bayern und Preußen aus, und die bei Kissingen und Brücknau schnell siegenden Preußen erschienen eines Morgens in Eilmärschen vor der überrumpelten Festung Würzburg, die für einen Krieg fast gar nicht

gerichtet war. Außer einigen Reihen aufgestellter Sandsäcke am Mainufer entlang war nicht viel zur Verteidigung getan. Man hatte gerade noch Zeit gehabt, die Stadttore zu schließen, als schon die Pickelhauben der Preußen in Massen auf den umliegenden Höhen vor der Stadt erschienen. Um zwölf Uhr begann die Beschießung von Festung und Stadt vom Nikolausberge her. Bald darauf brannten schon die Dächer der Vorratshäuser auf der Rückseite der Marienburg. Unser Atelier am Main, das wie eine Schießscheibe den Kanonenkugeln der Preußen ausgesetzt war, war von meinem Vater mit Matratzen zum Abhalten der einschlagenden Granaten ausgestopft worden. Die Familie hatte sich in die Zimmer, die nach der Büttnergasse hingen, zurückgezogen. Die anderen Hausbewohner waren hinunter in die Keller geflüchtet, wo man das Einschlagen der Granaten weniger hörte. Aber mein Vater hatte seinen Angehörigen verboten, in die Keller zu gehen, aus Angst, daß, wenn das Haus brennen sollte oder Teile einstürzen würden, die Kellertür verschüttet werden könnte. So saß die Familie im Wohnzimmer beisammen und hörte auf die Schüsse und auf das Gekrache und Geknatter der Granaten. Zuweilen lief einer an ein Fenster nach der Mainseite und sah zwischen den aufgestellten Matratzen hinaus. Als die Festung in Rauch eingehüllt war und Flammen aus dem Rauch zuckten, da fürchtete man, daß der große Pulverturm, der in der Mitte der Festung steht, in die Luft fliegen könnte und ein Steinmeer und Zerstörung über die ganze Stadt senden würde. Besonders den Häusern am Main drohte von diesem befürchteten Unglück die meiste Gefahr.“

Um vier Uhr nachmittags aber erschien schon die weiße Flagge auf den Wällen zum Zeichen, daß die Festung sich ergeben hatte. Um sechs Uhr abends zogen die Preußen mit Musik in die eroberte Stadt ein, und um acht

Uhr bereits saßen in allen Biergärten Preußen und Bayern verbrüdert auf den Bierbänken zusammen und sangen und tranken. Mein Vater erzählte mir auch, daß die Würzburger von den Preußischen Kettern gefürchtet hatten, diese würden die Kirchen zerstören und die Klöster ausrauben wie zu Gustav Adolfs Zeit. Aber der sehr kluge preußische General hatte angeordnet, daß die siegreichen Truppen vor den Dom ziehen, dort niederknien und mit kurzem Dankgebet den Bayern zeigen mußten, daß die Protestanten ebenso gute Christen seien wie die Katholiken.“²

Der subjektiven Schilderung dieses Kriegsgeschehens fügt Max Dauthendey eine damit im Zusammenhang stehende familiäre Begebenheit an: „*In Petersburg bei meiner Großmutter und den Verwandten und Freunden meiner Mutter war die Bestürzung groß, als Telegramme in den Zeitungen die Nachricht von der Beschießung und Einnahme Würzburgs meldeten. Da wegen des ausgebrochenen Krieges alle Postverbindungen zwischen Bayern und Preußen abgeschnitten waren, konnten mehrere Tage keine Briefe abgesandt werden, und so wuchs die Sorge meiner Großmutter und der Brüder und der Schwestern meiner Mutter, die nichts über das Schicksal der in Würzburg Wohnenden erfahren konnten.*

Nachdem der Krieg beendet war, wollte mein Vater sowohl die Familie in Petersburg als auch meine Mutter für den ausgestandenen Schrecken entschädigen und ließ seine Frau zu einem mehrwöchigen Besuch nach Rußland reisen. Sie reiste mit großer Freude dorthin. Die Verwandten dort erzählten mir in späteren Jahren, niemals hätten sie meine Mutter so fröhlich und herzlich lachend gesehen als bei diesem sechswöchigen Aufenthalt, da sie nach fünf Jahren Verwandte und Freunde, ihre Geburtsstadt und das altgewohnte Rußland wiedersehen durfte.“³

Im häuslichen Kreise ihrer Großfamilie wurde Caroline Dauthendey sehnlichst zurück erwartet. Der Vater, der seine geliebte Frau während ihrer langen Abwesenheit offensichtlich sehr vermißte, reiste ihr bis zur bayerischen Grenze nach Hof entgegen. Ein Mißgeschick läßt ihn dort zunächst vergeblich die Ankunft seiner Frau erwarten. Das

Schlimmste befürchtend, denn in Rußland war inzwischen die Cholera ausgebrochen, durchlitt er eine schlaflose Nacht, deren Dramatik er seinen Kindern immer wieder gerne geschildert hat. Sohn Max berichtete darüber so:

„... Als mir Vater diese kleine Geschichte zum letztenmal erzählte, war ich siebenundzwanzig Jahre alt, war bereits Schriftsteller und von einer Reise aus Schweden kommend zu Besuch zu Hause. Er war da ein alter Mann von fünfundsechzig Jahren, aber immer noch ein rüstiger Jäger und Schachspieler und traf jeden Morgen in einer Würzburger Weinstube mit einem Kreis älterer Herren zusammen, die alle seine Jagdfreunde waren. Ich sehe noch deutlich, wie mein Vater am Schlusse seiner Erzählung, die er mir alleine berichtet hatte, nachdem die anderen Frühschoppenherren bereits zum Mittagessen nach Hause gegangen und die Stühle um den Tisch leer waren, wie er mit dem Weinglas mir kräftig zutrunk und mit halblauter Stimme ein wenig geheimnisvoll und weinfröhlich jener Erzählung folgende Worte beifügte: „Siehst du mein Junge, das kann ich dir, da du jetzt Mann geworden bist, anvertrauen: nach diesem Wiedersehen, nachdem ich deine Mutter schon tot geglaubt hatte, war unsere Freude und unsere Liebe zueinander doppelt inbrünstig, und bei unserer Rückkehr in Würzburg, bei unserer innigen Wiedersehensumarmung, wurdest du geschaffen. Neun Monate später im Juli 1867 brachte dich deine Mutter zur Welt.““⁴

Die oben erwähnte Beschießung Würzburgs schilderte Max Dauthendey auch in seinem Werk „*Ein Schatten fiel über den Tisch. Schauspiel in drei Akten*“, das 1911 bei Roswohl in Leipzig erschien.⁵

Anmerkungen:

- 1 Walter Roßdeutscher war langjähriger Vorsitzender der Max Dauthendey-Gesellschaft, Würzburg, Gruppe des FRANKENBUNDES.
- 2 Zitate aus: Max Dauthendey. *Der Geist meines Vaters*. München 1912, S. 215ff.
- 3 Ebd., S. 217.
- 4 Ebd., S. 223ff.
- 5 Anmerkung von Walter Hamm.

Der Hochaltar der Pfarrkirche Alsleben – vom Kunstbetrieb im spätbarocken Grabfeld¹

von

Annette Faber

Viele begabte Kunsthander haben mit ihrem Können an unseren Kirchen und Schlössern mitgewirkt. Unter der Leitung von Pfarrern, Äbten, Freiherrn, Reichsrittern und Baumeistern leisteten sie unter schwierigen äußereren Bedingungen beste Teamarbeit und das lange bevor das Wort erfunden war. Am barocken Hochaltar der Pfarrkirche St. Kilian in Alsleben, dessen Werden sich über fast 20 Jahre hinzog, läßt sich nicht nur dieses Zusammenwirken exemplarisch studieren.

Alsleben, vom Ortsnamen her eine thüringische Gründung, liegt östlich von Bad Königshofen. Das lang gestreckte Dorf zeichnet sich durch drei Kirchen aus: so gibt es neben der Pfarrkirche St. Kilian noch eine Kreuzkapelle und außerhalb im Wald, am Pilgerweg nach Vierzehnheiligen gelegen, die Ursulakapelle. St. Kilian ist im Kern eine spätgotische Kirche, wovon heute noch der ehemalige

Chor mit aufwendigem Netzgewölbe aus dem frühen 15. Jahrhundert und der Turm zeugen. Nachdem Alsleben 1590 zur eigenen Pfarrei erhoben worden war, ließ der Würzburger Bischof Julius Echter (1545, regiert von 1573–1617) 1609 den Turm erhöhen und mit einem spitzen Helm versehen.

Wie nahezu alle Kirchen im Grabfeld war auch diese im 18. Jahrhundert zu klein und zu eng – und wohl auch zu altmodisch geworden, so daß man auf einen Neubau sann. Unter Pfarrer Balthasar Zentgraf, der ab 1721 die Gemeinde seelsorgerisch betreute, nahm dieser Plan konkrete Form an. Den Entwurf lieferte 1730 der junge Ingenieurhauptmann Johann Michael Müller (1709–1762), der in der nahen Festungsstadt stationiert war und von keinem Geringeren als Balthasar Neumann (1687–1753) beaufsichtigt wurde. Die Ausführung übernahm mit Johann Michael



Abb. 1: Die Pfarrkirche St. Kilian in Alsleben.

Schmitt ein Maurermeister oder „*bawfactor*“ aus Königshofen. Von 1730 bis 1742 entstand eine barocke Kirche mit einem geräumigen, innen gerundeten Chor, hohem Chorbogen und rundbogigen Fenstern. Der ehrwürdige Turm blieb erhalten und wurde künftig als Sakristei benutzt – sein Abbruch wäre wohl auch zu teuer gewesen.

Sofort nach Fertigstellung des Rohbaus erhielt die Kirche eine Stuckdecke – denn sie war noch eingerüstet. Den örtlichen Stukkateur Jörg Hellmuth (1692–1757), in den Quellen auch als Maurermeister oder „*Tachdäcker*“ bezeichnet, schickte der Pfarrer deshalb 1731 nach Würzburg, wo er sich über die neuesten Trends informieren sollte. „*2 Gulden gab man dem Stoccaturer zum reyßgelt nach Würzburg*“, verzeichneten deshalb die Gotteshausrechnungen.² Nachdem der Steinmetz Jörg Benckhardt 1734 die Altarstufen in der neuen Kirche gesetzt hatte, wird die Gemeinde zunächst ihre vorhandenen Altäre weiter genutzt haben.³ Erst 1737 waren die Apostelkreuze an die Wand gemalt und die Kanzel aufgerichtet,⁴ das Gotteshaus konnte also ‚in Betrieb‘ genommen werden. Auf eine prächtige Ausstattung mußte die Pfarrgemeinde noch ein paar Jahre warten.

Ab 1739 gibt es erste Nachrichten über die Anschaffung eines neuen Altars, womit wohl der Hochaltar zu Ehren des Bistums- und Kirchenpatrons St. Kilian gemeint war. Nikolaus Alberth stiftete dazu die stattliche Summe von 50 Gulden.⁵ Erst 1741 gab Pfarrer Johann Balthasar Zentgraf schließlich den neuen Hochaltar offiziell in Auftrag. Weder dessen Fertigstellung noch die feierliche Weihe der von ihm erbauten Kirche am 3. Oktober 1743 konnte er selbst erleben; er starb im Herbst 1741 an seiner letzten Pfarrstelle, nicht ohne – man berichtet es ungern – ein gewisses Durcheinander hinterlassen zu haben.⁶

Der aus Hilders (heute Lkr. Fulda) stammende Zentgraf gab den Hochaltar 1741 bei Johann Joseph Kessler (1711–1759) in Auftrag, förderte damit den jungen Bildhauer aus Simmershausen und holte ihn ins Grabfeld. Er dürfte Kessler aus seiner Heimat gekannt haben, denn Simmershausen gehörte zum Amt Hilders in der hessischen Rhön. Wo Kessler damals lebte und seine Werkstatt betrieb, wis-

sen wir nicht. Erst 1745 nahm er seinen Wohnsitz in Königshofen, wo er schließlich 1747 auch die Bürgerrechte erhielt. Als Auftraggeber spielte damals Engelbert Klöpfel, der Abt des nahen Zisterzienserklosters Maria Bildhausen, eine große Rolle im Leben des Künstlers, da er ihn an der repräsentativen neuen Ausstattung der Klosterkirche beteiligte.

Abgesehen von der verständlichen Heimatverbundenheit des Pfarrers, die bei der Beauftragung Kesslers den Ausschlag gegeben haben wird, ist die Frage berechtigt, wen Zentgraf sonst mit einem neuen Altar hätte beauftragen können? Blickt man sich in der Zunft der Bildhauer im nordöstlichen Unterfranken um, gäbe es wohl kaum einen, der um 1740 einem anspruchsvollen Auftraggeber und der neuesten Mode hätte gerecht werden können. Die wichtigsten Altäre der größten Kirchen hatte bis dahin die Bildhauerfamilie Lux aus Neustadt an der Saale geliefert, die sich in mehreren Generationen seit 1653 um die Ausstattung der regionalen Gotteshäuser mit Skulpturen gekümmert hatte. Benedikt Lux (1693–1774) arbeitete sogar im Kloster Bildhausen, bis Abt Engelbert auf den moderneren, wesentlich eleganteren Stil Johann Joseph Kesslers aufmerksam wurde.

Zurück nach Alsleben: Bildhauer Kessler durfte hier zwar seinen ersten großen Altar schaffen, aber noch keinesfalls selbständig entwerfen. Es gab bereits einen Riß dafür, den der Neustädter Karmelitenbruder Modestus geliefert hatte. Seine Dienste ließ sich das Kloster bezahlen, weshalb „*4fl 1lb 3Pfg dem F. Modest Carm[eliten] Brudern zu Neustadt von dem altarriß zu machen, etliche Rieth [Ritt] hierher*“ in der Abrechnung von 1741 verzeichnet sind. Der größte Betrag, den die Gotteshausrechnungen in diesem Zusammenhang ausweisen, gilt dem Bildhauer des Hochaltars, der 240 Gulden für seine Arbeit bekam.⁷

Nachdem sein Vertrag unter Dach und Fach war, begann Kessler zu arbeiten. Wenig später starb 1742 sein Gönner. Unmittelbar darauf zieht ein neuer Pfarrer in Alsleben auf: Johann Michael Reuß [auch Reiß] aus Schönaus blieb hier von 1742 bis 1775 für die Seelsorge zuständig. Natürlich brachte er eigene Vor-

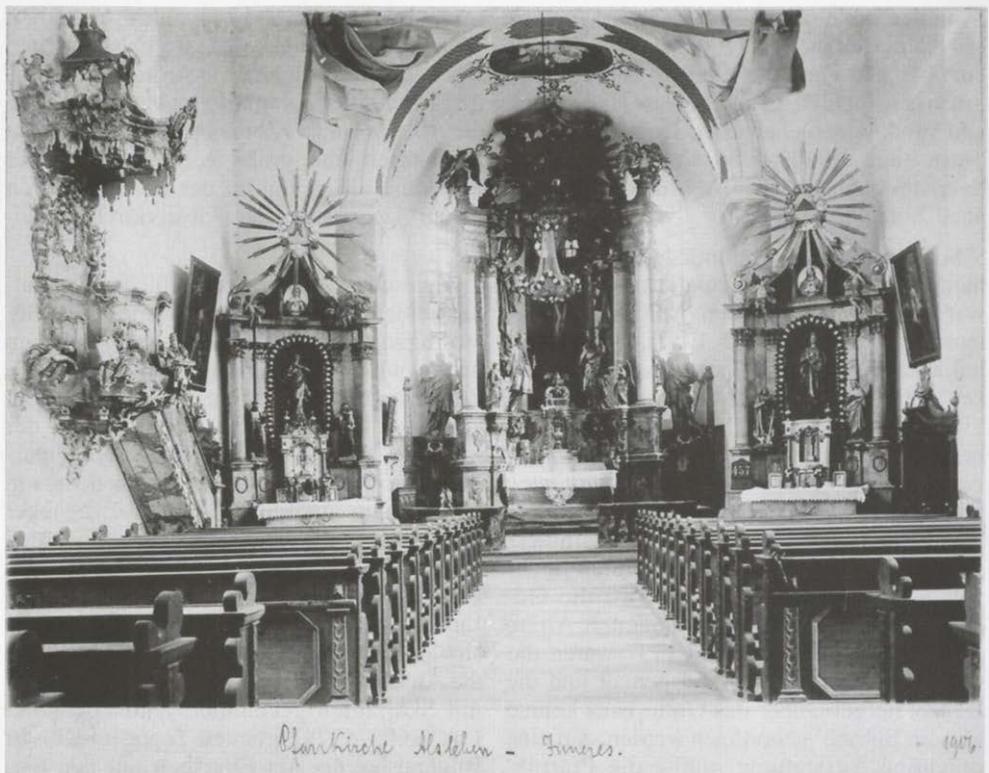


Abb. 2: Das Innere der Kirche im Zustand kurz nach der Wende zum 20. Jahrhundert.

stellungen von der perfekten Ausstattung ‚seiner‘ Kirche mit. Beim genauen Lesen der Gotteshausrechnungen fällt auf, daß er seinem Vorgänger ein gewisses Maß an Mißtrauen entgegenbrachte, zurückliegende Vorgänge prüfte, mit kleiner Schrift und spitzer Feder kommentierte.⁸

Zunächst geht in Alsleben dennoch alles seinen Gang. Leider sind weder der Entwurf von Bruder Modestus noch der Vertrag mit Kessler erhalten, aber die kontinuierlichen Rechnungen geben Auskunft über das Werden des Altars. Während Kessler an Figuren und Ornamenten schnitzt, kommt 1743 das Hochaltarbild „Martyrium des Kirchenpatrons St. Kilian“ nach Alsleben; vermutlich malte es Johann Michael Wölcker, der ab 1739 in Würzburg nachgewiesen ist und für die Bistümer Bamberg und Würzburg wenig originelle, standardisierte Altarblätter mit Heiligenendarstellungen schuf, die er meist signierte.⁹ In Alsleben sind die Hinweise auf seine Tä-

tigkeit dürftig. Überliefert ist nur die Zahlung von Reisegeld für „2 botten, so daß altarblatt S. Chiliani zu Würzburg abgeholt.“¹⁰ Selbst ein großes Leinwandgemälde konnte man im Gegensatz zu den geschreinerten Teilen eines Altarretabels gerollt transportieren und erst an Ort und Stelle auf den Rahmen spannen.

1744 – die steinerne Mensa steht schon – wird der neue Hochaltar aufgerichtet. Es dürfte sich dabei zumindest um die hölzerne Architektur gehandelt haben, was aus den Zahlungen für Bandeisen zum Befestigen und einer Abrechnung für den helfenden Taglöhner hervorgeht.¹¹ Zum „Kirchenornath“ bestellt Pfarrer Reuß im Jahr darauf ein neues gemaltes Antependium für 3 Gulden in Bamberg bei Franz Antonio Decorth.¹² Auch dieses Stück ist im Laufe der Zeit, vielleicht schon kurze Zeit später, im Rahmen der Veränderungen verloren gegangen. Warum der Schmied erst 1746 das Altarblatt in diesem Retabel befestigt, geben die Rechnungen lei-

der nicht preis.¹³ Bis 1749 scheint Kessler, der es mittlerweile im Grabfeld zu wachsender Berühmtheit gebracht hatte und ein viel beschäftigter Künstler war, den Hochaltar in Alsleben aufgestellt und mit seinen Skulpturen bestückt zu haben. Allein die meist sehr teure Fassung des Altars war noch herzustellen oder die benötigten Mittel dafür anzusparen.

Dann geschah etwas Ungewöhnliches. Pfarrer Reuß stürzte sich in eine heftige, gerichtliche Auseinandersetzung mit dem Bildhauer und enthielt ihm sogar einen Teil des Lohns vor. Was war geschehen? Der aufgestellte Altar gefiel ihm offenbar nicht, angeblich entsprach er nicht dem verbindlich zugrunde liegenden Riß von Bruder Modestus.

Im Kunstbetrieb rund um die Anfertigung eines Altars war der Bildhauer ein (wichtiges) Rädchen im Getriebe, galt im Bistum Würzburg sogar in der Regel als der für alles zuständige Generalunternehmer. In dieser Funktion hatte er sich auch um den Schreiner zu kümmern, der die gewaltige Architektur des Retabels, die eine Höhe von zehn Metern und mehr haben kann, zusammensetzte. Heute bedürfte es wohl mindestens eines Statikers für diese Kunstwerke, am Schluß kämen TÜV oder Landesgewerbeanstalt, um in kritischen Belastungsproben die Standsicherheit der waghalsigen Konstruktion abzunehmen. Erst danach könnte man für den gefahrlosen Aufenthalt des Pfarrers und seiner Ministranten im Chor garantieren.

Während die Gotteshausrechnungen 1749 kommentarlos die Kosten für „6 Gäng nach Königshofen in Klagsachen mit bildhauern Kessler wegen verstümpelten Altar“ vermelden, werden die Ratsprotokolle von Königshofen deutlicher. Es war Hans-Peter Trenschel, der frühere Leiter des Mainfränkischen Museums Würzburg, der diese ungewöhnliche Quelle entdeckte und 1991 im Rahmen eines Ausstellungskatalogs publizierte. Pfarrer Reuß war nämlich der Meinung, daß Kessler durch das Abweichen vom ursprünglichen Grundriß und das unsachgemäße Aufrichten des Altars der Kirche in Alsleben einen erheblichen Schaden in Höhe von 140 Gulden zugefügt habe, weshalb er vorerst 10 Gulden einbehalt. Kessler, inzwischen angesehener

Bürger in der Festungsstadt und gefeierter Künstler, konnte das nicht auf sich sitzen lassen und bestritt jede Schuld: Leidenschaftlich und auch gegenüber anderen Auftraggebern nicht gerade von falscher Bescheidenheit geprägt, bekannte sich der Bildhauer und „wunderliche Mann“¹⁴ sofort zu der eigenmächtigen Veränderung, nannte aber auch seinen guten Grund dafür: „er habe den Altar umb ein merckliches abschneiden undt verstümpfen müssen,“ gab er zu Protokoll, aber nicht aus eigener Entscheidung, sondern weil dies „des Herrn Pfarrers eigener Will und Befehl gewesen“ und dieser zumindest vorläufig auch „darmit zufrieden gewesen seye.“¹⁵

Ein offizielles Urteil zum Abschluß des Prozesses ist nicht überliefert. Kessler wurde jedenfalls angewiesen, den Riß herbeizuschaffen und den Altar entsprechend der Abmarchungen zu ändern. Es sei denn, er könne nachweisen, daß der Altar durch das Verschulden des Pfarrers „verschnitten“ war. Offenbar konnte Kessler das, denn wenig später quittierten die Kirchenrechnungen die Zahlung von „10 Gulden dem bilthauer Kessler zur völligen Vergnügung seiner Forderung deß hohen Altars“.¹⁶

Könnte es nicht auch ein klein wenig so gewesen sein, daß Pfarrer Reuß mit dem vom Vorgänger Zentgraf gebilligten Entwurf nicht zufrieden war? Menschliche, allzu menschliche Gründe also, gerade wenn man bedenkt, daß Zentgraf bei seinem Ableben offenbar ein nicht ganz ordentliches Rechnungswesen hinterließ, das Reuß mehrfach monierte.

Im Zusammenhang mit dem Prozeß, der die Königshöfer Ratsherrn über einige Sitzungen hinweg beschäftigte, fällt auch der Name des Schreiners, der den Altar erbaute. Retabel des 18. Jahrhunderts sind oft kleine Kunstwerke für sich, die bis heute in der Forschung noch viel zu wenig Aufmerksamkeit erhalten. Die kühnen Entwürfe wurden mit vielen aufwendigen Profilen und Verschneidungen realisiert, Gesimse zu waghalsigen Spitzen ausgezogen; das alles bei größter Sparsamkeit im Umgang mit dem Material und viel Gottvertrauen in die Stabilität des auf reine Vorderansicht berechneten kulissenhaften Gebildes. Der Schreiner, den Kessler sich für den Altar in Alsleben ausgesucht hatte,

war wohl Johann Caspar Will (1705–1775) aus Neustadt. Der bei Trenschel genannte Name „*Goll*“ ist wohl ein Übertragungsfehler aus den bisweilen schwer zu lesenden barocken Quellen.¹⁷ Will hingegen ist in der einschlägigen Szene bekannt und für zahlreiche Retabel des Grabfeld verantwortlich. Er arbeitete 1744 am Altar der Oberdorfkapelle in Hendungen¹⁸ und 1746 gemeinsam mit Kessler an Hochaltar und Kanzel der Pfarrkirche in Eußenhausen.¹⁹ Wills Schreinerkunst war es zu verdanken, daß sich in Alsleben der offenbar in der Höhe falsch konzipierte Altar mit Mühe überhaupt in das Gewölbe des Chorraums einfügen ließ. Er kippte den Aufsatz mit der plastischen Dreifaltigkeitsgruppe Kesslers in kühnem Winkel schräg nach vorne, da die nach dem Entwurf des Karmeliterbruders in der Werkstatt gebauten Teilstücke sonst nicht in die Kirche gepaßt hätten. Ob und wie Generalunternehmer Kessler und sein Schreiner Will zusätzlich auch die Säulenschäfte oder Podeste „verschnitten“, wissen wir nicht.

Pfarrer Reuß seinerseits war jedenfalls nicht zufrieden, nicht mit dem Ausgang der Streitigkeiten und nicht mit seinem Hochaltar. Warum, läßt sich nicht mehr nachvollziehen, denn er ließ in den folgenden Jahren mehrere Künstler immer wieder an diesem Altar weiterarbeiten. Vom ursprünglichen Hochaltar Kesslers in Alsleben können wir neben dem Retabel nur noch die Figuren und einige Ornamente bewundern.

Nachdem der Streit zu Ende und Kessler bezahlt war, zeugen ab 1751 neue Kosten am Hochaltar von der Unzufriedenheit des Pfarrers. Der Künstler, auf den nun alle Hoffnungen gesetzt wurden, ist der in Königshofen lebende Johann Michael Schirlinger (1718–1795), der sowohl als Messner in Erscheinung trat und als Faßmaler mit Kessler zusammenarbeitete. Man war sich auch familiär eng verbunden: als Pate hatte Schirlinger am 9. Dezember 1747 Johann Georg Michael, den ältesten Sohn des Bildhauers, aus der Taufe gehoben. Später übernahm er die traurige Pflicht, den Nachlaß des Bildhauers zu regeln.²⁰

Nachdem der Hochaltar erneut eingerüstet worden war, konnte Schirlinger neben der

Fassung auch „*ein Bild im Chorgewölb*“ anbringen.²¹ Auf einem älteren Photo vor 1915 ist noch zu sehen, daß das stuckierte Medaillon über dem Hochaltar eine Malerei rahmte. Bei der letzten Restaurierung ließen sich jedoch nur noch Fragmente finden, die überdeckt blieben.

Schirlinger erhielt 100 Gulden als Abschlag auf die Fassung des Hochaltars und mehrfach Zahlungen für: „*besondere arbeit und zierrathen*“, „*für Gold und Silber*“ und schließlich 1754 nochmals „*uf Abschlag seiner fassmalerey Forderung*“.²² Der Faßmaler wählte – sicher in peinlicher Absprache mit seinem mißtrauischen Auftraggeber – eine blaue Marborierung für die Altararchitektur. Blau gehörte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts noch zu den teuersten Farben, derer man sich bedienen konnte – entsprechend selten wurde das blaue Pigment verwendet, das man beim „*materialisten*“ in Königshofen kaufen mußte. In Alsleben verwendete Schirlinger den Farbstoff Smalte, ein kostbares Blau, das aus zu feinstem Pulver zermahlenem Kobaltglas gewonnen wird.²³ Auch die Säulen des 1746 von Kessler konzipierten Altars der evangelisch-lutherischen Kirche in Höchheim hatte Schirlinger 1747 mit diesem teuren Pigment gefaßt.²⁴

Offenbar war es Schirlinger, der dem „*verstümpelten*“ Altar eine besondere Note gab, und seine hölzerne Säulenarchitektur auf die Raumschale der Chorwände erweiterte. Er malte links und rechts des Altars je eine weitere Säule inklusive dekoriertem Gesims in gleicher Bauart und Farbigkeit auf die weiße Wand.

Währenddessen änderte Pfarrer Reuß ab 1754 nicht nur den Altar, sondern in letzter, streitbarer Konsequenz auch dessen ikonographisches Programm, für das sein Vorgänger Zentgraf verantwortlich war und wofür er sich nicht begeistern konnte. Zuerst ließ er das Hochaltarbild, das dem Martyrium des Kirchen- und Bistumspatron St. Kilian galt, abhängen und ersetzte es durch „*daß Cruzifix sambt 2 Engeln hinter den hohen Altar*“, wofür er 15 Gulden ausgeben mußte.²⁵ Aus dem Rahmen füllenden Gemälde, das heute verschollen ist, wurde nun ein freiplastisches Kruzifix. Dies mag mit einem Kreuzpartikel



Abb. 3: Der prachtvolle Altar nach der Restaurierung mit den ergänzten Wandmalereien.

zusammenhängen, der schon 1743 nach Alsleben kam²⁶ und nun den Kiliansaltar in einen Kreuzaltar verwandelte. Nicht überliefert ist,

warum Pfarrer Reuß auf dieser Änderung bestand, schließlich gibt es in Alsleben eine eigene Kreuzkapelle, in der man die Reliquie

hätte angemessen verehren können. Auch die Meinung des Würzburger Domkapitels dazu kennen wir nicht mehr.

Mit Kessler noch immer zerstritten, mußte Reuß sich nach einem neuen Bildhauer umsehen. Da diese Zunft im Grabfeld nicht besonders dicht vertreten war, beauftragte er schließlich Anton Weidlich [auch Weidling]. Er war in Bamberg ansässig und belieferte verschiedene Kirchen im Bistum mit Skulpturen.²⁷ Er gehörte freilich nicht zur ersten Garde, vor allem stand er hinter dem genialen Ferdinand Tietz (1708–1777) zurück, der gerade dabei war, die Gärten der fränkischen Fürstbischöfe mit seinen heiteren Figurenvölkern zu beleben. Weidlich hatte 1754 die beiden überlebensgroßen Brückenfiguren vor dem Hallstädter Rathaus in Vertrag bekommen, als er ins Grabfeld gerufen wurde, um an der Veränderung des Hochaltars mitzuwirken. Ein Blick auf seinen blutleeren Kruzifix zeigt, daß er kein ernsthafter Konkurrent zu Kesslers genialen Figuren sein konnte.

Mit dem Austausch des Gemäldes gegen eine Skulptur war es aber nicht getan. Reuß ließ neben dem bereits malerisch erweiterten Altar nun auch zwei Figurenbrücken über die seitlichen Durchgänge errichten, auf denen er die Skulpturen der Apostelfürsten Petrus und Paulus von Kessler plazieren ließ. Sie hatten vorher zwischen den Säulen gestanden und von da auf das Altargemälde hingewiesen. Allein die beiden ‚Modeheiligen‘ des 18. Jahrhunderts, St. Aquilin und St. Johann Nepomuk, durften aufrücken und einen Platz unterhalb des Kruzifix einnehmen. Gegen das mitunter gleißende Mittagslicht erwarb man von einem fahrenden Händler gelbes Glas aus Böhmen.²⁸ Anfang des 20. Jahrhunderts war der Altar von hinten durch ein eingespanntes großes Tuch geschützt, sonst hätte man die Figuren kaum wahrnehmen können.²⁹

Zwischen die Säulen stellte Anton Weidlich zwei kindgroße Cherubim (8 Gulden).³⁰ Auch ihnen dürfte ein Vergleich mit den überwältigend schönen, sinnlichen Engeln Kesslers kaum zur Ehre gereichen. Steif und stumm stehen sie mit ihren Attributen im Retabel. Weitere 5 Gulden gab Reuß aus um „... 2 pyramithen in den hohen altar zu machen“. Die Pyramiden neben St. Peter und Paul wurden

gleichzeitig ein wenig erhöht und für einen weiteren Gulden „...die Wolcken unter die glory am hohen altarr“ angefertigt.³¹ Ein genauer Blick der Restauratoren offenbarte 2006 sogar in diesem ‚Standard-Auftrag‘ für einen barocken Bildhauer, den meist die Gesellen ausführten, einen buchstäblich ‚himml‘-weiten Unterschied zur subtilen Kunst Kesslers. Für den erst wenige Jahre zuvor bei einem der führenden Bildhauer Unterfrankens bestellten Hochaltar gingen die Eingriffe, die der noch immer unzufriedene Pfarrer Johann Michael Reuß vornehmen ließ, weit über notwendige Reparaturen hinaus.

Der Altar stellte sich nach 1754 als Aufbau über einem hohen, bogenförmig einschwingenden Sockel mit zwei Säulenpaaren neben der mittleren Öffnung dar. Die Säulen tragen ein kräftig profiliertes Gesims, das in der Mitte ursprünglich für das Gemälde, später das Kruzifix, unterbrochen ist. Ein dünnes Kranzgesims verbindet diese Teile miteinander und ist mit Lambrequins feierlich geschmückt. Die Öffnung mit dem Kruzifix Anton Weidlachs gibt ein auseinandergesetzter, beidseitig drapiert Vorhang frei; putzige Putten turnen in den Stoffmassen herum. Zwei schräg gestellte Volutenspangen reichen vom Retabel bis in das Gewölbe und bilden den Rahmen für die Dreifaltigkeitsgruppe, Gottvater, Christus und die Heilig-Geist Taube, von der Hand Kesslers geschnitzt, wie sie auf vielen barocken Hochaltären zu finden ist. Auf den äußeren, schräg gestellten Gesimsen sitzen in spielerisch eleganter Bewegung zwei lebensgroße Engel mit wallenden Locken, nur mit einem wehenden Lententuch bekleidet. Auch dieses Motiv wird Kessler später in seinen Altären wieder einsetzen, so z.B. 1750/51 am Hochaltar der Kirchen in Merkershausen oder 1752 in Sulzdorf.

Der gesamte Altaraufbau ist an Profilen und Podesten mit modischen Ornamenten üppig verziert. An den vergoldeten Bandelwerkmotiven, die auf die Piedestale der Säulen appliziert sind, läßt sich noch einmal die bildhauerische Qualität Kesslers gegen die seines Nachfolgers bewerten. Elegant und ganz im Sinne des Rokoko geschweift ist das Original, steif und weniger einfallsreich steht die Er-

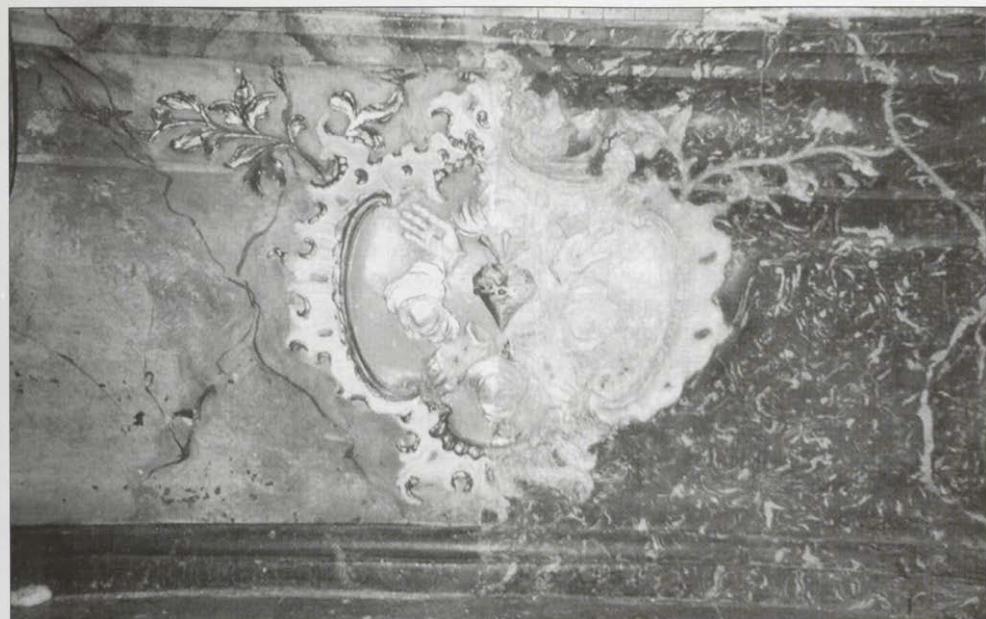


Abb. 4: Die halbfreigelegte Altarmensa während der Restaurierung. Rechts der originale Stuckmarmor, links die spätere Überfassung.

gänzung da, die 1761/62 an den beiden Kragsteinen angebracht wurde.

Die konkav eingeschwungene Mensa des Altars ist ein kleines Kunstwerk für sich, für das es im Grabfeld kaum einen Vergleich gibt. Sie ist aus schwarzem Stuckmarmor gefertigt und mit stuckierten Ornamenten verziert. In der Mitte finden sich in einem flammenden Rocaillemedaillon die Wundmale Christi, die in eine Gloriole eingebunden ein dornenumranktes Herz umrahmen. Von derselben Hand stammen die zügelnden, asymmetrischen Ornamente an den Ecken. Es gab in der Region um 1750 nur einen Künstler, der in dieser Qualität zu arbeiten wußte: Bernhard Hellmuth (1725–1777), der Sohn des Maurermeisters Jörg Hellmuth, der schon die Decke der Pfarrkirche gestaltet hatte.³² Nachdem zur Mensa kein Rechnungsnachweis vorliegt, darf man davon ausgehen, daß er diese Arbeit entweder für seine Heimatkirche spendete oder ein privater Stifter dafür bezahlte. Bekannt ist, daß Hellmuth sich 1760 seine Arbeit an der Kanzel, die er mit einem verspielten Rocailleornament unter dem Korpus ergänzte, mit 3 Gulden bezahlen ließ.³³ Die Art der Abrechnungen mit der im Ort lebenden Familie

Hellmuth belegt, daß die Pfarrei die vielbeschäftigen Künstler immer wieder auch zu kleinen Arbeiten holte und die fälligen Zahlungen auch gerne einmal aussetzen durfte.

Der Altar in Alsleben wurde 1751 vergleichsweise schnell gefaßt – andere Pfarreien mußten jahrelang auf die kostspielige Fassung ihrer Ausstattung warten und auf das „nackte“ Holz schauen. So dauerte es im nahen Evershausen fast 30 Jahre, bevor der Hochaltar eine Fassung erhielt.³⁴ Man möchte meinen, das dies den ehrgeizigen Pfarrer Reuß bis zum Ende seiner Amtszeit in Alsleben 1775 zufrieden gestellt haben müßte, aber das Gegenteil war der Fall.

1761 beschreiben die Gotteshausrechnungen den Hochaltar als „ruinös“.³⁵ Anton Weidlich reiste erneut nach Alsleben und richtete gemeinsam mit dem einheimischen Schreiner Valentin Bühler die Schäden. Dabei nahmen sie auch wegen des „bereiten Orthes für den Hl. Creutz Particul“ Rücksicht.³⁶

Könnte in dieser Reliquie der Grund für all die aufwendigen Veränderungen zu finden sein? Der erneute Umbau des Altars ab 1761 war nicht unbeträchtlich, denn noch im glei-

chen Jahr erhielt Conrad Baumann 17 Gulden, um 2 Tragsteine am Altar mit feinem Gold zu fassen.³⁷ Der Vergleich mit der exquisiten Schnitzerei Kesslers zeigt auch hier, das Pfarre Reuß den wahren Meister vergrault hatte. Dieser erlebte die „Verstümpelungen“ seines Altars am Ende gar nicht mehr mit – er war am 8. April 1759 – nur einen Tag nach seiner Frau – in Königshofen an einer schweren Grippeepidemie gestorben und hinterließ neben drei unmündigen Kindern eine Werkstatt voller angefangener Aufträge, die seine Gesellen, so gut sie es vermochten, zu Ende brachten.

Wie aber ging es in Alsleben weiter? Erst 1837 fand die nächste Restaurierung statt. Sie brachte im wesentlichen eine Überfassung des Hochaltars mit sich, nachdem man die beiden Seitenaltäre vollständig erneuert hatte und sich offenbar ein einheitliches Dekor wünschte. Auch 1861/62 fanden Arbeiten an den Altären statt, die aber nicht ausreichend dokumentiert sind. Spätestens in dieser Zeit überfaßte man das leuchtend blaue Retabel, das weit und breit seines gleichen suchte und den erlesenen schwarz-weißen Stuckmarmor der Altarmensa.

Im Rahmen der seit 2003 laufenden Innenrestaurierung der Kirche konnte 2005 der Hochaltar freigelegt werden. Die gemeinsame Arbeit mit den Restauratoren der Firma Wald, Fladungen, und dem Bau- und Kunstreferat der Diözese Würzburg wurde zu einem Puzzle, zu dem jeder beitrug. In detektivischer Kleinarbeit wurden einzelne Beobachtungen an den Fassungsschichten, aber auch Spuren an den Wänden und der Altarchitektur akribisch zusammengetragen und mit den Ergebnissen der nicht minder gründlichen archivalischen Auswertung verglichen. Schließlich konnten wir uns erlauben, die Vorgänge rund um den Altar – beinahe schon ein ‚Theatrum Sacrum‘ – zwischen 1741 und 1761 zu rekonstruieren, und versetzten den Altar in seinen Urzustand zurück. So wurden die kostbaren blauen Oberflächen der Säulen und der schwarze Stuckmarmor freigelegt und die gemalte Altarchitektur auf den Wänden – dank einer großzügigen Unterstützung der Diözese – rekonstruiert. Schließlich erhielten alle lebensgroßen Heiligenfiguren Kesslers

wieder ihren ursprünglichen Platz unter dem Kruzifix, denn ein barocker Altar ist als Bühne gedacht, auf der die Heiligen agieren und nicht abgestellt sein sollen. Die umfassende Restaurierung dieses außergewöhnlichen barocken Hochaltars im Jahr 2006 gab liturgisch und künstlerisch den Rahmen für einen zeitgemäßen, steinernen Altar versus populum vor, den Domkapitular Dr. Jürgen Lenssen konzipierte und der nun den Chorraum von Alsleben vervollständigt.

Anmerkungen:

- 1 Vortrag gehalten zum 50jährigen Bestehen der Gruppe Bad Neustadt des Frankenbundes am 7.5.2011.
- 2 Diözesanarchiv Würzburg (künftig: DAW), PA Alsleben, Gotteshausrechnungen, 1731, fol. 31.
- 3 Wie Anm. 2, 1734, fol. 37.
- 4 Wie Anm. 2, 1737, fol. 18 u. 22.
- 5 Wie Anm. 2, 1739, fol. 44.
- 6 Albert, Reinhold: 400 Jahre Pfarrei Alsleben, in: Heimatblätter Rhön-Grabfeld, 17. Jg. März 1990; DAW, Klerikerdatenbank und DAW, Testamente I/Z/4. Am 14.8.1741 faßte Zentgraf sein Testament ab: „...da ich noch bei vollkommenem Verstand bin ...“.
- 7 Wie Anm. 2, 1741, fol. 45.
- 8 Wie Anm. 2, 1739, fol. 53ff.
- 9 Treuschel, Hans-Peter: Johann Joseph Kessler, ein Meister der Barockplastik. Bad Königshofen 1991, S. 61.
- 10 Wie Anm. 2, 1743, fol. 45ff.
- 11 Wie Anm. 2, 1744, fol. 38.
- 12 Wie Anm. 2, 1745, fol. 42.
- 13 Wie Anm. 2, 1746, fol. 39.
- 14 In einem schriftlichen Meinungsaustausch mit Abt Stephan Mössinger von Vierzehnheiligen, dem Erbauer der Wallfahrtskirche, der auch den neuen Hochaltar der Kirche in Mengershausen bei Kessler in Auftrag gab, wird der Bildhauer als „wunderlicher Mann“ bezeichnet. Zitiert nach Treuschel: Kessler (wie Anm. 9), S. 21.
- 15 Ebd., S. 61.

¹⁶ Wie Anm. 2, 1749, fol. 47; Trenschel: Kessler (wie Anm. 9), S. 61f.

⁷ Trenschel: Kessler (wie Anm. 9), S. 61.

¹⁸ DAW, PA Hendungen, Oberdorfkapellenrechnung 1744.

¹⁹ Trenschel: Kessler (wie Anm. 9), S. 17.

²⁰ Ebd., S. 57.

²¹ Wie Anm. 2, 1752, fol. 40.

²² Wie Anm. 2, Abrechnungen 1751, fol. 43; 1753, fol. 40; 1754, fol. 43.

²³ Grünspan und Schildlaus, in: Meister der Residenzgalerie Salzburg und ihre Arbeitsweisen. Ausstellungskatalog 1996, S. 42; Nachweis des Pigments durch die Befunduntersuchung der Fa. Wald, Fladungen, 2006/07.

²⁴ Trenschel: Kessler (wie Anm. 9), S. 18 und 80. Der Hochaltar wurde 1977 von der Fa. Wald freigelegt, die beschriebene Fassung stellt einen Zustand des 19. Jahrhunderts dar.

²⁵ Wie Anm. 2, 1754, fol. 44.

²⁶ Wie Anm. 2, 1743, fol. 45.

²⁷ Sitzmann, Karl: Künstler und Kunsthanderwerker in Ostfranken. Kulmbach 1983, S. 562f.

²⁸ Wie Anm. 2, 1754, fol. 43.

²⁹ So ist der Altar auf älteren Photographien zu sehen. Karlinger, Hans: Die Kunstdenkmäler von Bayern: Bezirksamt Königshofen. München 1915, S. 10, Abb. 2.

³⁰ Wie Anm. 2, 1754, fol. 40: „2 Cherubim so zwischen denen Säulen am hohen altar stehen...“.

³¹ Wie Anm. 2, 1754, fol. 45.

³² Wie Anm. 2, 1739, fol. 35.

³³ Wie Anm. 2, 1760; Diese Gotteshausrechnung wurde 1996 noch im vollkommen ungeordneten Pfarrarchiv Alsleben eingesehen und ausgewertet, bei der späteren Übergabe an das DAW offenbar verräumt, kann die folio Angabe einiger Bände derzeit nicht nachgeprüft werden.

³⁴ Faber, Annette: St. Wendelin in Evershausen. Lindenberg 1998, S. 67.

³⁵ Wie Anm. 33, 1761.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd.

Das Gedicht „An einen Unterfranken“ von Oskar Panizza und seine Hintergründe

von

Achim Fuchs

An einen Unterfranken

As geit in Deutschland irgendwou a Flackla,
's it nit groad schöö, 's it a nit garschti grood;
I glääb, i brauch nit viel dervou verzähla:
Du kennst's scho, wenn d' amal do drouben warst.
Versthää warscht's freili nit dei Labastog,
Du mößt sonst grood vo dera Gäiged har sei.
... Na ja, wennst halt vo Wörzborg naufwärts gähst,
Hast Schweinfort hinner der und Poppelauer,

Und künnst auf Hammelburg, Kissinga, Aschach,
Nach Müersch und Neusch, nach Salz, nach Burkerdrot,
Und dann als 'nauf nach Mellersch und nach Wollbech,
Nach Hilders und als weiter nei die Rhöö ...
Woos extris wäß i nit grood zu derzähla
Vo salsa Gäigend – dar Himmel, dar it blau,
Und gröö die Wiesa und graßmacht i d' Bäm;
Vieh höbas dort und schöni graßi Falder
Und Höif, und sunst halt wia wou anerscht aa.

Doch öpp's it dort, a Schlog, i sog dersch Freund,
A sou wos geihts wo anerscht nit; und des Sen d'Menscha dort – Rhööfranken nennt mersch halt.

I sog dersch Freund, soll it a besondersch Gschlacht;
Wennst sou en trifft sala vergiibt nit mehr.
A Gosch höms: Harr Gott, i glääb Gloos-scharba

Höm die im Maul, und schenten, sag i, duhns
Von in der Früah bis in die späti Nocht.
Und Schläuköpf sens, a jeder meent ar it
Nou üm a Bisla gscheider wia der Anner.
Schandmäuler! – Streiten duhns as wia die Hünd;

I glääb die sen vorn Harr Gott aa nit still;
Und viel Reschpekt, des kannst der aa denk' Freund,

Höm salli Leut vor König nit und Staat. –
Die Sprach – no die, die richt' sie nach'n Maul

In dara Gäägend, wie wo anerscht aa.
Für „Gras“ sagens „Gros“, für „groß“ da sagens „graß“ –
„Wo gähste hie?“ – „Wo künnte haar?“ –
„Do nüü!“ –
Und „neilaßguck“, und „rauslaßschau“, – „gegab“, „gegaß“, „gelach“, „geduh“, „gesauf“, „geflick“ –
Und sou, sou duhns da droub'n die Wört' verdarb. –

Und dou höms sotta Lauskarl in der Walt
Oft weit 'bracht, höm an Name sich erworbe.

Sen Dichter und sen graßi Männer wor'n.
Dar Rückert is vo Schweinfort gwa, der Goethe

Dar war aus Frankfort (sall is Alles ees.)
A Frank war aa Wolfram von Eschenbach,

Otto von Botenlauben, dar vo Trimberg;
Und dar vo Wörzburg dar hat Konrad ghäßa.

Und ob der Walter vo der Vogelweid
A Frank it gwa, da streita sie nou drüm.

Und weil mer grood hetz vo de Dichter
räida
Und vo de graße Leut von'n Franken-
land
Sou wölla mer aa an Anera hetz nou
nenn',
An Reder's Heinrich drü vo Mellrich-
stadt;
Dar hat zuerscht nou wia der Uhland
gsunga;
Und hetz, hetz singt er wia ar salber mag.

Und der dies Lied gesungen hat,
Ist selbst von dort daheim.
Und geht ihm oft der Faden aus,
So braucht er Pech und Leim.

München. Oskar Panizza.

„Oskar Panizza, Schriftsteller, geb. 12/11 53, in Bad Kissingen, stammt aus belasteter Familie.“ So beginnt der Lebenslauf, verfaßt auf Bitten des ihn untersuchenden Psychiaters Clemens Gudden im Rahmen eines Entmündigungsverfahrens, das Panizza 1904 selbst provoziert hatte.¹ Panizza ist heute nur noch wenigen literarisch Gebildeten bekannt, daran ändern weder vereinzelte Nachdrucke seiner Werke noch Theateraufführungen oder Verfilmungen viel.² Zu Lebzeiten war er vor allem als Skandalschriftsteller wahrgenommen worden. Sein Haß auf den wilhelminischen Obrigkeitstaat, auf die breitschädeligen und stirngedrückten Münchner und auf eine als bigott und pervers wahrgenommene katholische Kirche in Verbindung mit seiner Anfälligkeit „für allerlai psichopatische Anwandlungen“ überdeckten in der öffentlichen Wahrnehmung seiner Schriften meist deren literarische Qualitäten. Von vielen seiner schriftstellernden Kollegen wurde er jedoch hoch geschätzt oder doch wenigstens respektiert. Die Nähe zu Satire und Pamphlet und die „Gotteslästerlichkeit“ seiner Themen verstellte den Blick der meisten Leser auch darauf, daß Panizza wissenschaftliche Gründlichkeit beanspruchte, was die historischen Fakten seiner künstlerischen Erzeugnisse be traf. Das war freilich nicht immer der Fall, besonders nicht, wenn man heutige Maßstäbe anlegt.

Unbestreitbar ist aber die Genauigkeit seiner Sprachbeobachtung. Seine Mutter pflegte daheim die französische Sprache. Ihre Beherrschung hätte ihm später das Studium der französischen Literatur erlaubt, heißt es in seinem „*Lebenslauf*“. Dort erwähnt er auch seine späteren englischen und italienischen Sprachstudien. Sie dienten dem gleichen Zweck. Es ist auch mehr als eine Marotte, daß er auf orthographischen Eigentümlichkeiten beharrt, im „*Lebenslauf*“ z.B. auf „italjenisch“, „Gymnasium“, „melankolisch“, „Denunziazjon“, aber auch auf „Saz“ und „unter ofner rükhaltloser Aufdekung“. Ein Mundartgedicht, das ja von Haus aus vom Sprachgefühl lebt und das zusätzlich, wie das oben stehende, auch noch Sprache thematisiert, paßt von daher gut zu ihm. Doch scheint es sein einziges geblieben zu sein.

Inwieweit Panizza selbst Dialekt gesprochen hat, ist nicht bekannt. Aber er hat sich scheint's immer als Franke gefühlt und war für andere wie den Schriftsteller Max Halbe „*der fränkische Querkopf und Dickschädel*“. Dabei war er weit entfernt von jeder Butzenscheibenromantik, und die Wallfahrt „fränkischer Mädchen“ auf das Würzburger Käppele beispielsweise stellte sich ihm als „grauenhafte Exerzitien“ dar. Sein fränkisches Ideal fand er „*bei einem Chronisten, ... einem Kampf-Schriftsteller und Dichter, ... bei Ulrich von Hutten*“. So charakterisierte er ihn vor dem Landgericht München I, als er sich wegen seines „Liebeskonzils“ verantworten mußte. Dem Andenken Huttens ist dieses, sein bekanntestes Schauspiel gewidmet und im Anschluß an seinen Prozeß wird Panizza danach im Ambergischen Gefängnis die „*Dialoge im Geiste Huttens*“ schreiben. Für ihn verkörperte sich das „*Fränkische*“ im Leben und Schreiben des humanistisch gebildeten Ritters.

Das Schicksal Heinrich (Ritter von) Reders (1824–1909)³ weist manche Parallelen zum Leben Panizzas auf. Beide stammten aus der Rhön, der eine besuchte die Schweinfurter Lateinschule, der andere machte auf dem dortigen Gymnasium sein Abitur. Beide gehörten der Bayerischen Armee an, beide waren Schriftsteller und bewegten sich in München in den gleichen literarischen Kreisen, beide

waren wortgewaltige Polemiker. Dennoch verlief ihr Leben ganz unterschiedlich. Reder, dem Berufsoffizier, wurde 1881 aus nicht ganz geklärten Gründen zwar der Abschied aus der Armee nahegelegt, aber er hatte Karriere gemacht, war im Krieg 1870/71 geadelt worden und wurde am Ende seines Lebens sogar noch zum General befördert. Panizza, Assistenzarzt I. Klasse, wurde 1891 vom Landwehr-Bezirks-Kommando mit schlichtem Abschied entlassen (nach heutigem Begriff. Der Reserveoffizier wurde aus der Armee geworfen). Reder war als Schriftsteller allgemein beliebt, er war regelmäßig im Hofbräuhaus zu finden, verkehrte aber auch in den sog. besseren Kreisen und wurde vom Prinzregenten zur Jagd eingeladen. Panizza fand außerhalb von Künstlerkreisen so gut wie keinen Rückhalt. Reders Landsknechtslieder („*Vom Barette schwankt die Feder*“) waren Verse eines – militärischen und literarischen – Haudegens, die den Geist der spätesten Romantik und des Historismus atmeten. Aber der Autor hielt nicht nur genauso gern Landschaften und Zigeunerleben in Wort und Bild fest, sondern schrieb auch Antikriegsgedichte. Für Panizza, den „*teutonischen Dreschflegel*“ (Otto Julius Bierbaum) war die Beschäftigung mit den Auswüchsen der römischen Renaissance dagegen Teil eines lebenslangen Kampfes gegen Bigotterie und Obrigkeitshörigkeit, von dem er nicht lassen und in dem er keine Kompromisse machen konnte.

Daß sich Reder als (Unter-) Franke fühlte, wird man bezweifeln können. Er war nach dem Besuch der Aschaffenburger Forstschule nach München gekommen und hat die Stadt nicht mehr verlassen, abgesehen von einer karrierebedingten Versetzung nach Würzburg, die er aber rückgängig machen konnte. „*Fränkisches*“ in seinem literarischen Werk findet man kaum, ausgenommen eine Ballade auf den Frickenhäuser See nahe seiner Geburtsstadt Mellrichstadt. Man gewinnt den Eindruck, Panizza wollte in dem hochverehrten älteren Kollegen unbedingt den Mann sehen, dem ein Leben gegückt war, wie er es selbst gerne gemeistert hätte. Reder hatte, wie einst Ulrich von Hutten, Schwert und Feder geführt, und das erfolgreich.

Letztlich haben jedoch beide, Panizza und Reder, ein unglückliches Ende gefunden. Panizza verbrachte seine letzten und einzig ruhigen Jahre in der Nervenanstalt Herzogs Höhe bei Bayreuth, wo er 1921 starb. Reders letzte Lebensjahre waren von tiefer Resignation geprägt und es scheint, als hätte ein knappes „verhunzt“, das er im hohen Alter einmal einem Bekannten gegenüber äußerte, dem Ressumee seines Lebens gegolten.

Die Festschrift, die Heinrich von Reder zu seinem 70. Geburtstag erhielt,⁴ wurde von einer Gruppe von Münchner Schriftsteller veranstaltet, die bedeutend jünger waren als er. Reder hatte seine literarische Laufbahn noch im Kreise der „Krokodile“ begonnen, die sich im Schatten König Max II. (gestorben 1864) gebildet hatten und mit Namen wie Emanuel Geibel, Paul Heyse und Felix Dahn glänzten. In dem jüngeren Kreis, in dem sich Reder um 1890 bewegte, galten Leute wie Georg Michael Conrad – auch er entschiedener Franke – und Anna Croissant-Rust als Vertreter des Naturalismus. Otto Julius Bierbaum wurde gern als Humorist wahrgenommen, war aber auch Reiseschriftsteller, Hans von Gumpenberg, Journalist und begnadeter Verfasser von Parodien, gehörte später den „11 Scharfrichtern“ an. Auch Panizza zählte zu diesem losen Kreis. Ihr Organ waren die „Modernen Blätter“, die von der „Gesellschaft für modernes Leben“ herausgegeben wurden. Die von Reder gepflegte Literatur war hier eigentlich überholt. Es war seine Persönlichkeit, die ihn in diesem Zirkel zu einer Art Doyen werden ließ.

Die Festschrift für Reder erschien unter dem Titel:

Zum 70. Geburtstag
– 19. Mai 1894 –

des alten Wotan,
unseres lieben und verehrten
Oberst Heinrich von Reder,
aus dem Münchener Freundeskreise
An ihr beteiligten sich, meist mit Gedichten,
in alphabetischer Reihenfolge:
Otto Julius Bierbaum, Michael Georg Conrad, Anna Croissant-Rust, Hans von Gumpenberg, Julius Hillebrand, Oskar Panizza, Ludwig Scharf, Georg Schaumberg, Julius Schaumberger und Hans Schmidkunz. Den Druck besorgte Dr. E. Albert & Co., München. Das einzig bekannte Exemplar liegt heute in der „Monacensia“ der Stadtbibliothek München (Signatur: 4° Mon. 207).

Anmerkungen:

- ¹ Abschrift im ärztlichen Gutachten, enthalten im Akt des Entmündigungsverfahrens (Staatsarchiv München). Eine Variante der Autobiographie findet sich gedruckt in: Knut Boeser (Hrsg.): Der Fall Oskar Panizza. Ein deutscher Dichter im Gefängnis. Berlin 1989, S. 8–14.
- ² In dieser Zeitschrift beschäftigte sich zuletzt Peter Weidisch mit ihm: Oskar Panizza – Zum 150. Geburtstag, in: Frankenland Jg. 2004 H. 1, S. 68–71.
- ³ Achim Fuchs: Heinrich von Reder. Möglichkeiten und Grenzen einer militärischen Laufbahn, in: Archivalische Zeitschrift Bd. 78 (2006), S. 177–190.
- ⁴ Auf sie machte zuerst Bernhard Setzwein aufmerksam (Ein Haudegen mit lyrischer Ader. Noch zu Lebzeiten gestorben: Oberst Heinrich von Reder, in: Unser Bayern 44, 1995, S. 45–47).

Holzspielzeug aus der Rhön

von

Gerwin Kellermann

Am 8. Dezember 2011 eröffnete in Bad Kissingen das Museum „Spielzeugwelt“ seine Pforten. Zu den Exponaten bzw. zum Fundus zählen auch drei Photos sowie der Angebotskatalog einer ehemaligen Fabrik für Holzspielzeug aus Oberbach in der Rhön (heute Marktgemeinde Wildflecken) aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg.

Im Jahre 1919 bestand die „Aki-Spielwaren Schweinfurt“. Der Name des Betriebs verweist auf den Gründer A. Kirchner. Aus wirtschaftlichen Erwägungen verlegte man den Betrieb im darauffolgenden Jahr nach Oberbach. Der neue Standort, das Gelände einer ehemaligen Krugfabrik im heutigen Weiler Eckartsroth, bot einige Vorteile: Man war von waldreichem Gebiet umgeben, Holz konnte selbst geschnitten werden, das Lohnniveau

lag niedriger und die Voraussetzungen für Heimarbeit waren günstiger als in der Stadt.

Als Antrieb für die Maschinen wählten die Besitzer „Kirchner & Co“ eine Dampfmaschine. Diese mußte in tagelanger Arbeit mit Pferdegespannen und Rollen vom Bahnhof Oberbach über hängiges Gelände zu ihrem etwa zwei Kilometer entfernten Bestimmungsort transportiert werden. Die Maschine war für 120 PS ausgelegt, über Transmissionen trieb sie Sägen, Bohr-, Frä- und Hobelmaschinen und andere Vorrichtungen an, die anfallenden Holzabfälle konnten im Betrieb verfeuert und wieder zur Energiegewinnung verwendet werden.

Im Jahre 1920 bot die Fabrik 10 Angestellten und 30 Arbeitern sowie etwa 50 Heimarbeitern aus den umliegenden Ortschaften Ar-

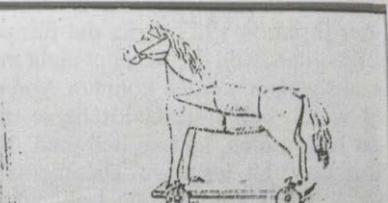
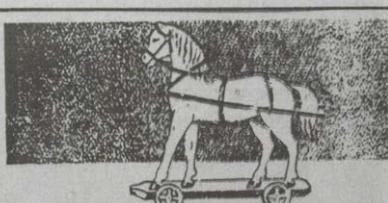
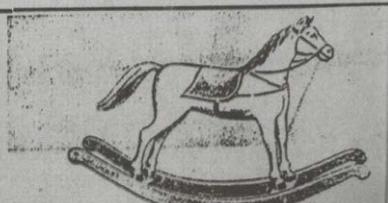
Holzpferde Sattel bemalt auf Laubrett mit Holzrädern	
307 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Höhe 17 20 22 24 27 30 33 36 38 41 cm Dtz. 3.25 5.80 7.75 8.25 10.20 12.20 15.60 19.00 24.60 28.40	
mit Eisenrädern 307 E1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Dtz. 4.50 7. - 8.85 10.65 12.40 15.20 18.80 23. - 29.60 34.35	
Holzpferde mit Geschirr zum Einspannen, mit Eisenrädern laufende Stellung	
308/12 13 14 15 16 17 18 19 20 Höhe 20 22 24 27 30 33 35 38 41 cm Dtz. 7.90 9.30 12.90 15.20 19.80 20.50 27.50 36.30 42.90	
Schaukelpferde Sattel bemalt, mit Zaumzeug	
Auf Wiege 311/1 2 3 4 5 Höhe 56 59 64 68 71 cm Dtz. 69,- 78,- 90,- 118,- 144,-	
Auf Bett und Wiege 311a/1 2 3 4 5 Dz. 84,- 94,- 114,- 136,- 172,-	

Abb.: Verschiedenes Holzspielzeug aus dem Angebotskatalog von 1927.

beit und Brot. Die Zahl stieg im folgenden Jahr auf 150 und dann auf bis zu 200 Personen. Das Angebot an Holzspielsachen war breitgefächert und in einem umfangreichen Katalog dargestellt: Holzbaukästen, Fahrtiere und Gespanne, Pferde, Ställe, Schaukelpferde, Wagen, Schubkarren, Kinderschaukeln, Puppenküchen, Kegelspiele, Kaufläden, Puppenwiegen, Scheibenbilder, Boote, Segelschiffe und anderes Spielzeug. Zudem erweiterte man das Angebot mit Haus- und Küchengeräten. Die Spielzeuge der ‚Aki‘ bestachen durch erstklassige Verarbeitung und Hochglanzlakierung. Durch hohe Stückzahlen konnten die Preise niedrig kalkuliert werden.

Für die meisten Arbeiter waren die Wegstrecken zum Arbeitsplatz und zurück sehr lang. Der Betriebsrat und die Firma beantragten deshalb bei der Gemeinde Oberbach die Genehmigung eines Kantinenbetriebs auf dem Gelände der Spielwarenfabrik; die Gemeinde erteilte die Konzession im Jahre 1921. In Oberneuschönberg im Erzgebirge übernahmen ‚Kirchner & Co‘ eine dortige Firma; man führte sie als ‚Werk II, Oberneuschönberg‘.

Mit der Inflation 1923 geriet die Firma in Schwierigkeiten, weil die Arbeiter nicht mehr regulär ausbezahlt werden konnten. Von den Banken waren benötigte Geldscheine nicht mehr zu bekommen, und so ließ man ‚Notgeld‘ drucken und ausgeben. Die ehemalige Sekretärin berichtete, daß die Lohnauszahlungen, wenn überhaupt möglich, zwei oder gar drei Mal wöchentlich geschahen. Man eilte mit einem Korb voller Geld sofort zum Bäcker oder Metzger oder in ein Geschäft, um wenigstens überhaupt noch etwas dafür zu bekommen.

Dennoch überlebte der Betrieb die Inflation. Die Geschäfte liefen gut; die Firma baute ihren deutschlandweiten Vertrieb aus und hatte 1927 sogar Vertretungen in London und Sydney. Aber grundlegend änderten sich dann die Bedingungen mit der Weltwirtschaftskrise. Konkurrenz aus anderen Ländern drängte mehr und mehr auf die Märkte, hohe Zölle erschwerten zunehmend die Exporte. Die Holzpreise stiegen drastisch, und schnittfertiges Holz mußte z.B. aus Innsbruck bezogen werden, weil der Betrieb bei der Versteigerung von einheimischem Nutzholz nicht mehr mithalten konnte.

Im Jahre 1929 war man schließlich gezwungen, die Liquidation anzumelden. Alle Maschinen und Einrichtungen wurden zu Schleuderpreisen versteigert. Die Besitzer konnten alle ihre Verbindlichkeiten erfüllen, verloren aber ihr gesamtes privates Vermögen. Im gleichen Jahr brannte ein Teil des Werkes ab. Für die ohnehin arme Rhöngegend waren alle Arbeitsplätze der ‚Aki‘ verloren.

Quellen bzw. Literatur:

- Deutsche Spielwarenzeitung 1919 und 1921.
- Rinke, Regina/Kellermann, Gerwin (Hrsg. Marktgemeinde Wildflecken): Markt Wildflecken in Wort und Bild. Horb am Neckar 1987, S. 131f.
- Kellermann, Gerwin: Aus Oberbachs vergangenen Tagen. Würzburg 1988, S. 47.
- Kellermann, Gerwin: Wie der Rhöner sein Brot verdiente. Mellrichstadt 1992, S. 48–51.
- Kellermann, Gerwin/Kömpel, Walter (Hrsg. Marktgemeinde Wildflecken): 475 Jahre Oberbach. Mellrichstadt 2009, S. 124–127.

Heimatkundler aus Berufung – der Ansbacher Heimatpfleger Edmund Zöller

von

Alexander von Papp

Heimatpflege verlangt einen großen, engagierten Einsatz. Weit über ein halbes Jahrhundert leistete das im Ehrenamt Oberamtsrat Edmund Zöller. Neben seinem Beruf in der Regierung von Mittelfranken betätigte er sich ausdauernd als Heimatforscher und Heimatkundler – fachkundig, rührig und immer hilfsbereit. Nach seiner Pensionierung wurde er am 1. April 1992 zum Kreisheimatpfleger im Landkreis Ansbach bestellt, und er füllt dieses Amt bis heute aus. Im Frankenbund – Gruppe Ansbach engagierte er sich über 40 Jahre in führenden Funktionen. Die Heimatpflege war und ist ihm Herzenssache, eine innere Berufung und zugleich seine ganz persönliche Antwort auf die epochalen jugendlichen Lebenserfahrungen seiner Altersgruppe.

Edmund Zöllers Wirken als Heimatkundler und Heimatpfleger ist weit über seinen Ansbacher Amtsbereich hinaus bekannt. Unermüdlich setzte er sich ein, seinen Mitmenschen die Heimat bewußt zu machen, ihnen den Blick zu öffnen für die weitere Umgebung und für den Reichtum im Kleinen. Immer wieder zeigt er, wie sehr heute noch gültig ist, was ein in fränkischen Publikationen oft zitiert Autor, der romantische Schriftsteller Karl Immermann, schon 1837 in seinem Buch „Fränkische Reise“ notierte: „Franken ist wie ein Zauberschrank, immer neue Schubfächer tun sich auf und zeigen bunte, glänzende Kleinodien. Wer Deutschlands geheimste jungfräuliche Reize genießen will, muß nach Franken reisen.“¹ Das ist auch Zöllers Botschaft. Mit ihr will er das in den Entwicklungen der Neuzeit verkümmern Bewußtsein für den Reichtum der Heimat mit neuen Impulsen beleben. Alle seine Vorträge und Publikationen durchzieht dieser Gedanke: Bemerkt und schätzt, was um euch ist, was die Heimat für euch bereit hält. Findet heraus, wo eure Wurzeln sind! – ganz im Sinne von Odo Marquards „Zukunft braucht Herkunft“² Einen „Heimatkundler aus Leidenschaft“ nannte die Gunzenhauser Zeitung „Altmühl-

bote“ den Ansbacher Heimatpfleger anlässlich seines 85. Geburtstags.³

Heimatforscher, Heimatkundler, Heimatpublizist

Für Edmund Zöller ist „Heimat“ keine Wortschluß, sondern menschliche Erfahrung, gelebte Überzeugung, persönliche Passion. In seinen Publikationen, Vorträgen und Studienfahrten lädt er die Mitmenschen ein, die Schönheiten der Heimat zu sehen, zu genießen, die „kleinen Wunder am Rande“ – in der Natur wie in der gebauten Umwelt – nicht zu übersehen. Ein fachkundiger Gesprächspartner zum „Abenteuer Heimat“. Denn er hat sich ein unglaubliches Wissen über Franken erarbeitet, insbesondere zum Bereich vom Spessart bis zum Ries und von Hohenlohe bis zum Rangau.

Während das vorliegende Porträt entstand, stellte er gerade wieder einen neuen Dia-Vor-



Abb. 1: Bundesfreund Edmund Zöller.

trag zusammen: „Das Ries als Kulturlandschaft“. Akribisch suchte er dafür aussagekräftige Lichtbilder aus. Als aufmerksamer Beobachter und Heimatforscher hat er Ungezähltes photographisch dokumentiert und für die Nachwelt festgehalten. Seine Sammlung umfaßt inzwischen mehr als 25.000 Dias zu Ortsbildern, Brauchtum, Kirchen, herausragenden Gebäuden, Burgen, Schlössern, Bildstöcken, Wegkreuzen und zur fränkischen Landschaft. Als Autor hat er vier Bücher über die fränkischen Wehrkirchen und fünf Faltblätter als thematische Wegweiser verfaßt (s.u.). In über hundert Zeitungsartikeln wurde über seine heimatkundlichen Studienfahrten und Dia-Vorträge berichtet. Außerdem gilt er als geistiger Vater der ‚Mittelfränkischen Bocksbeutelstraße‘. Damit wollte er das Interesse nicht allein auf die Rebhänge und Rebsorten lenken, sondern auch auf die umliegenden Kulturdenkmale. Diese Idee hat sich inzwischen zu einem Wirtschaftsfaktor entwickelt. Zahlreich sind auch die Einträge im Internet, die auf seine Publikationen, Referate und Dia-Vorträge sowie auf Projekte, an denen er mitwirkte, hinweisen.

Die Dia-Vorträge sind ein besonderes Markenzeichen des Ansbacher Heimatpflegers. Über 1.590 hat er gehalten, in Bildungswerken, Schulen, Gemeindesälen und Dorfwirtschaften, für Heimatvereine, Geschichtsvereine, Kulturregionen, Pfarrgemeinden usw., und nicht zuletzt für den Frankenbund. Rund 30 Themenbereiche bietet er an: z.B. regionale Streifzüge durch fränkische Landschaften, heimatkundliche Stoffe wie Brauchtum, Dorfleben, Alltagsleben, Landschaften im Wandel der Jahreszeiten oder Kunstschätze am Wegrand und in Dorfkirchen. Die hohe Qualität dieses Schaffens wurde nicht zuletzt dadurch anerkannt, daß er auch Dia-Vorträge und Unterrichtsmaterialien für die Staatliche Lichtbildstelle Nordbayern in Bayreuth, die Medienzentralen der evangelischen und katholischen Kirche in München sowie für das Religionspädagogische Zentrum in Heilbronn ausarbeiten durfte. Die vorhandene Fülle macht es schwer, etwas besonders hervorzuheben. Viele Menschen erinnern sich indes auf Anhieb an seine spannenden Vorträge über Wehrkirchen und Kirchenburgen.

In jedem Vortrag bringt er seine Heimatliebe, sein fachliches Wissen, seinen präzisen Blick für die Schönheit der fränkischen Lande und sein Gespür für die Wißbegier seiner Zuhörer zu einer bemerkenswerten Symbiose. Seine sachlichen Ausführungen, sein liebenswürdiger Stil und nicht zuletzt seine humorvolle Wesensart gewinnen ihm immer wieder begeisterte Zuhörer. Er schafft es, stumme Zeugen der Vergangenheit lebendig werden zu lassen. Auf vorgebrachte Fragen antwortet er mit bewundernswerter Geduld und nachvollziehbaren Argumenten. Er „kommt an“ durch sein Wissen, seine herzliche Bescheidenheit und seine Glaubwürdigkeit, die für ihn ein Leben lang im Vordergrund stand. „*Sprüche machen war nicht mein Fach. Ich stand immer zu dem, was ich sagte.*“

Das heimatkundliche Lebenswerk

Soviel heimatverbundene Leidenschaft führte Edmund Zöller schon sehr bald zum Frankenbund. 1971 kam er zur Ortsgruppe Ansbach, die sich „*der Pflege und Erhaltung der fränkischen Geschichte und Identität verpflichtet.*“ Mit seinem aktiven Einsatz und seiner Bereitschaft, auch in schwierigen Situationen zu helfen, prägt er diesen Kreis, trägt er bei, „*so manche Probleme sicher zu meistern.*“⁴ Über 40 Jahre hat er führende Funktionen inne: Schriftführer 1971 bis 1977 und noch einmal 2000 bis 2004, stellvertretender Vorsitzender 1997 bis 2002, Beirat seit 2004.

In besonderer Erinnerung bleiben die 320 Studienfahrten, die Zöller mit dem Frankenbund sowie mit anderen Vereinen und Verbänden zu heimatgeschichtlichen, kulturhistorischen und landschaftlichen Themen Frankens durchführte. Professionell hat er sie vorbereitet sowie meisterlich und einfallsreich geleitet. Bei vielen Exkursionen gab er den Teilnehmern eine ausführliche Beschreibung der Fahrtziele an die Hand.

Zu seinem heimatkundlichen Lebenswerk gehört auch ein enormes Privatarchiv. In seinem lebenslangen Engagement für die fränkische Heimat hat er tausende von Dokumenten, Zeitungsartikeln, Schriftsätze, Ansprachen, Büchern und Bildern über ge-

schichtliche, kulturelle und volkskundliche Angelegenheiten Frankens zusammengetragen. „Anfangen hat das,“ erzählt er nachdenklich, „schon im Februar 1943. Mit einem Freund, wir waren beide Jungvolkführer, wurde ich zu einem Wehrertüchtigungslager in Weiden/Opf. eingezogen. In Würzburg hatten wir einige Stunden Aufenthalt. Es war Sonntag früh. Wie von daheim gewohnt sind wir in der Kirche, in Stift Haug, zur Messe gegangen. Mit unseren HJ-Uniformen sind wir natürlich aufgefallen. Wir hatten das Gefühl, daß die Gottesdienstbesucher uns als Spitzel betrachteten. Damals kaufte ich mir meinen ersten Kirchenführer ... der Anfang zu meiner heimatkundlichen Sammlung.“

Die Sammelleidenschaft entwickelte sich um 1960. Ein Zeitungsartikel über eine Wehrkirche bei Pleinfeld hatte ihn elektrisiert. Nun begann er, sich für dieses Thema zu interessieren sowie systematisch Unterlagen zu sammeln. Am Ende ist dabei ein außergewöhnlich umfangreiches privates ‚Franken-Archiv‘ entstanden. 2009 hat Edmund Zöller diese Sammlung dem Frankenbund übergeben.⁵ Im „Herrieder Tor“ in Ansbach wird sie, mit Unterstützung durch die Stadt Ansbach und den Bezirk Mittelfranken, für die Nachwelt erhalten. Vielleicht lassen sich dadurch, so Zöllers Hoffnung, auf lange Sicht „junge Menschen für das schöne Frankenland begeistern.“

Der Lebensweg

Franken ist ihm Heimat, vor allem „der Ort, wo ich geboren wurde, meine Kinder- und Schulzeit sowie meine Jugendjahre verbracht habe. Daß Ansbach dann meine zweite Heimat wurde, kann daran nichts ändern,“ sagt Edmund Zöller im Rückblick. In Dorfprozelten am Main kam er am 6. März 1925 zur Welt, als neuntes Kind einer Bäckerfamilie, die zugleich einen kleinen Bauernhof führte. Noch heute erinnert er sich, wie er mit den anderen Dorfkindern am Main spielte, die Hochwasser erlebte, wie sie Flöße bauten und ins Wasser fielen, wenn die Bretter sich nicht zusammenhalten ließen.

Acht Jahre ging er auf die Volksschule seines Heimatortes, danach von 1939 bis 1941

zwei Jahre auf die Höhere Handelsschule in Wertheim. Der Berufsweg führte ihn dann in den Staatsdienst, den er als Verwaltungslehrer im Landratsamt Miltenberg begann, aber bereits 1943 unterbrechen mußte, als er zum Wehrdienst und dann zum Kriegseinsatz an die Ostfront einberufen wurde (s.u.). Erst 1948 stellte ihn das Landratsamt wieder ein, 1950 legte er die Inspektorenprüfung ab. 1952 wurde er an die Regierung von Mittelfranken versetzt. Dort arbeitete er dann 38 Jahre in der Schulabteilung – ein Glücksfall für beide Seiten. Für Edmund Zöller entsprach das seiner Neigung, mit Menschen zusammenzuarbeiten, hilfreich zu sein, etwas zu tun, was zukunftsgerichtet war, und den Schulleitern, Lehrern und Verwaltungsangestellten, die zu ihm kamen, konnte er tatsächlich in vielfältiger Weise helfen nach seinem Motto: „Wo ein Wille, da ein Weg.“

Von seiner beruflichen Einsatzbereitschaft zeugt auch sein nahezu 30jähriges Wirken im Personalrat der Regierung von Mittelfranken als örtlicher Personalrat (1961–1969), als Bezirkspersonalrat (1969–1974) und als stellvertretender Personalratsvorsitzender (1974–1990). Zu letzterem merkte Zöller immer wieder mit einem gewissen Stolz an, daß er die dafür mögliche Freistellung nie in Anspruch genommen habe. Zusätzlich engagierte er sich bis zu seiner Pensionierung noch im Verband Bayerischer Staatsverwaltungsbeamter, zunächst als Kassier und Obmann (1953–1973), später als Obmann (1974–1990), und von 1985 bis 1997 auch noch als Kassen- und Rechnungsprüfer bei der Verbandszentrale in München.

Nicht vergessen sei in diesem Porträt die Ehefrau Hildegard Zöller, die oft hinter die beruflichen Verpflichtungen ‚ihres‘ Staatsbeamten und noch mehr hinter die ehrenamtlichen Leidenschaften ‚ihres‘ Heimatkundlers zurücktrat und immer viel Verständnis für seine „Nebentätigkeiten“ aufbrachte. Ein kleiner Ausgleich war ihr das Orgelspiel, zu dem sie u.a. in katholischen Gottesdiensten eingesetzt wurde. Kürzlich wurde sie für 70jährige Organistentätigkeit ausgezeichnet.

1953 hatten Hildegard Kohlmann und Edmund Zöller in der Klosterkirche Maria Buchen die Ehe geschlossen. Nach dem Umzug

nach Ansbach im Jahr 1955 gab Hildegard Zöller, wie das damals üblich war, ihren Beruf als Buchhalterin zugunsten der Familie auf. Dazu steht sie noch heute. Zwei Töchter und fünf Enkelkinder bereichern das gemeinsame Leben. Die heimatkundliche Arbeit ihres Mannes hat sie voll mitgetragen. So hat sie ihn z.B. auf allen Vorbesichtigungen für die Studienfahrten begleitet. Auf den Studienfahrten selber haben die Ausflügler stets in der letzten Kirche ein Lied gesungen, das Hildegard Zöller auf der Orgel begleitete.

Zeitzeuge deutscher Vergangenheit

Seinen 87. Geburtstag feierte Edmund Zöller am 6. März dieses Jahres in guter Gesundheit, geistiger Frische und mit einem wachen Gedächtnis. Seine Erinnerungen sind ausgefüllt mit dem Rückblick auf die berufliche Arbeit und vor allem auf das heimatkundliche Schaffen. Immer noch präsent ist freilich auch die Erinnerung an die 1930er Jahre sowie an seinen Kriegseinsatz, Lebensstationen, die er „mit viel Glück überstehen durfte“.

Den Tag der Machtergreifung durch Hitler erlebte er als Achtjähriger. „Ich kann mich noch daran erinnern, daß eine Kundgebung auf dem Rathausplatz in Dorfprozelten stattfand. Den Übergang von der Weimarer Republik zur NS-Zeit hat man einfach hingenommen. Als Bub ist mir allerdings aufgefallen, daß es auf einmal keine Arbeitslosen mehr gab. Mit neun oder zehn Jahren wurde man in das Jungvolk aufgenommen, für uns Buben vom Land ein ganz besonderes Ereignis. Heimabende, Sportfeste und Fußballspielen sorgten für Abwechslung. Zeltlager waren für uns etwas ganz Neues.“

Während der Jahre von 1933 bis 1939 gab es viele Veranstaltungen in den Dörfern: Aufmärsche, Kundgebungen oder sonstige Versammlungen. Nach meinen jugendlichen Erfahrungen war es so, daß die ganze Bevölkerung automatisch in NS-Organisationen aufgenommen wurde: Jungvolk, Hitlerjugend, SA und NSDAP. Letzteres traf dann, als ich das 18. Lebensjahr vollendete, auch mich – wenngleich ich weder eine Mitgliedskarte be-

kam noch je Beitrag zahlte. Bei den Mädchen gab es die Jungmädel, den Bund Deutscher Mädchen und für die älteren Frauen die NS-Frauenschaft.

Mit Kriegsausbruch am 1. September 1939 war auf einmal alles ganz anders. Ich erlebte den Kriegsbeginn in Wertheim, auf der Höheren Handelsschule. Gleich am ersten Kriegstag wurde Fliegeralarm gegeben, das war für uns 14jährige Buben etwas ganz Außergewöhnliches. Im März 1941 schloß ich die Handelsschule ab und trat beim Landratsamt Miltenberg als Verwaltungslehrling meinen Dienst an. Im Lehrvertrag wurde ausdrücklich unter § 5 Abs. 4 bestimmt, in den Einheiten der Hitlerjugend oder in einer sonstigen Gliederung der NSDAP Dienst zu leisten. Ich war ja schon beim Jungvolk und wurde nach einiger Zeit zum Jungenschaftsführer und später zum Jungzugführer ernannt. Das blieb ich bis zu meiner Einberufung zur Wehrmacht am 26. 8. 1943.“

Zöller wurde zur Flak eingezogen, zum Flak-Ersatz-Batl. (mot. 47) Würzburg. Bei seinem ersten Ausgang, so erinnert er sich, habe er die Festung besichtigt und sich sofort einen Führer gekauft – den zweiten Baustein zu seinem heute umfangreichen Archiv. Feldwebel der Kompanie war Karl Schwarzmüller, Besitzer der historischen und heimatgeschichtlich bedeutsamen Würzburger Gaststätte „Stadt Mainz“. Zöller diente ihm lange Zeit als „Putzer“. Nach der Rekrutenausbildung wurde er zur Marschkompanie versetzt, die auf die Abberufung an die Front wartete. Eine Hauptbeschäftigung war das „Wache schieben“ bei einem Munitionslager am Hexenbruch, Würzburgs westlichem Stadtrand.

„Ich ließ mich immer auf den Wachdienst von morgens 6 bis 8 Uhr einteilen. Wenn dann die Sonne aufging, lag ein Glanz über der Stadt Würzburg. Wenn dann noch die Kirchenglocken läuteten, vergaß ich die Kriegszeit und war für ein paar Minuten der glücklichste Mensch. Dann mußte ich wieder meine Runden drehen. Dabei kam mir immer der schöne Vers in den Sinn: ‚Die Würzburger Glöckli haben ein schönes Geläut, die Würzburger Mädel sind kreuzbrave Leut.‘ An diese kurzen schönen Momente erinnere ich mich zeitlebens.“



Abb. 2: Tausende von Dokumenten hat Edmund Zöller als Heimatkundler gesammelt. 2009 übergab er sein privates Franken-Archiv an die Frankenbund-Gruppe Ansbach, um die Sammlung öffentlich zugänglich zu machen. Die mittelfränkische Bezirksheimatpflegerin nannte das einen „Glücksfall für ganz Franken“.

Photo: J. Albright.

Nach Einsatz im Osten wurde er im Januar 1945 an die Fliegerabwehrschule der Infanterie in Greifswald abkommandiert. Ende April 1945 wurden die blutjungen Soldaten mit ihren Geschützen auf die Bahn verladen, mit unbekanntem Ziel Richtung Kriegsfront. In Neustrelitz war die Fahrt zu Ende, die russischen Truppen waren schon in die Außenbezirke eingedrungen. Die deutschen Soldaten bezogen immer wieder neu Stellung, hatten gegen die große Übermacht aber keine Chance und zogen sich überall zurück. Schon nach wenigen Tagen ergaben sie sich den Engländern. Sie kamen in ein Kriegsgefangenenlager am Schweriner See und Anfang Juni nach Schleswig Holstein. Zöllers Erinnerungen an diese letzten Kriegstage hat die „Strelitzer Zeitung“ im Jahr 2007 veröffentlicht.⁶

Im Juli 1945 wurden die deutschen Soldaten aus der englischen Kriegsgefangenschaft entlassen. Überglucklich kehrte Edmund Zöller

in die unterfränkische Heimat zurück. Die Nachkriegsjahre wurden für ihn eine drückende Zeit. Zwei Brüder kehrten aus dem Krieg nicht zurück. Er wird im Landratsamt wegen seiner Mitgliedschaft und Funktionen in der Hitlerjugend, obgleich das Bedingungen seines Arbeitsvertrages waren, plötzlich nicht wieder aufgenommen. Auch als das sogenannte „Spruchkammerverfahren“ gegen ihn gemäß der Jugendumstie am 6. August 1946 eingestellt wird, muß er weiter um seine Wiedereinstellung kämpfen. Erst am 15. Februar 1948 kann er seinen Dienst beim Landratsamt Miltenberg wieder antreten.

Heimat als Fundament der Identität

Zweieinhalb schwierige Jahre, die er in der elterlichen Landwirtschaft übersteht. Dieses Erleben nach dem zurückliegenden Miterleben der Zeit, als der Begriff „Heimat“ ideo-

logisch mißbraucht worden war, vertieft seine Verbundenheit und Liebe zur Heimat. Er entwickelte keineswegs eine romantische, rückwärts gewandte Heimattümelei. Als er später zur Heimatpflege kam, war das für ihn nicht nostalgischer Rückblick, nicht Folklore, sondern Besinnung auf das Fundament unserer Identität, auf den sprichwörtlichen ‚Boden unter unseren Füßen‘. So gestaltete und verstetigte er seine langjährige Tätigkeit als Heimatforscher und Heimatpfleger, wie eingangs dargestellt, vor allem als Informations- und Bewußtseinsarbeit, als sein Mitwirken an einer menschlichen Gesellschaft, an einer lebenswerten Zukunft. Oberstes Ziel war und ist ihm noch immer, „*den Menschen unser schönes Frankenland näherzubringen*.“

Damit hat sich Edmund Zöller bleibende Verdienste erworben. Mit zahlreichen Auszeichnungen ist sein ehrenamtlicher Einsatz öffentlich anerkannt worden: Medaille des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege (1992), Ansbacher Stadtsiegel für besondere Verdienste um das Gemeinwohl (1993), Bundesverdienstkreuz am Bande (1995), Ehrenbrief des Bezirks Mittelfranken für Verdienste um die Heimatpflege. Der Frankenbund ehrte den „größten Idealisten unter den regionalen Heimatkundlern“ 1988 mit dem Großen Goldenen Bundesabzeichen und 2005 mit der Ehrenurkunde der Bundesleitung.

Nicht ausbleiben konnte, daß ein so profunder Kenner der Heimat, der „wie kaum ein anderer das Frankentum im Herzen trägt“⁷, in einer „lebendigen und gewitzten Art ...für Franken und fränkische Kultur eintritt“⁸ und „in vielen Ecken Frankens daheim ist,“⁹ auch den von den Regierungspräsidenten von Mittel-, Ober- und Unterfranken gestifteten ‚Frankenwürfel‘ erhalten hat (1993). Dabei würdigte Regierungspräsident Heinrich von Mosch in seiner Laudatio unter anderem Edmund Zöllers „Talent, Geschichte unter touristischen Gesichtspunkten geschickt und lebendig aufzubereiten. Historisch versiert, liebenswürdig, freundlich und gewitzt versteht er es immer wieder, auch Unbekanntes aufzuspüren und den Lesern und Zuhörern nahezubringen.“

Publikationen

Dazu hat Edmund Zöller, wie oben schon kurz erwähnt, vier heimatkundliche Bücher verfaßt:

- ▶ „Fränkische Wehrkirchenstraße vom Rangau zum Steigerwald“,
- ▶ „Fränkische Wehrkirchen im Rangau und im Knoblauchsland“,
- ▶ „Wehrkirchen und Kirchenburgen in Unterfranken“,
- ▶ „Wehrkirchen und Kirchenburgen in Oberfranken“.

Des weiteren hat er fünf heimatkundliche Faltblätter herausgegeben:

- ▶ „Geschichtliches über Entstehung und Errichtung der Christ-Königs-Kirche in Ansbach“,
- ▶ „Bildstock- und Kapellenwanderweg um Herrieden. Zeugnisse von menschlichen Schicksalen aus vergangenen Jahrhunderten“,
- ▶ „Wegweiser zu Wehrkirchen im Landkreis Ansbach“,
- ▶ „Wegweiser zu Wehrkirchen im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen“,
- ▶ „Kreuz und quer durch die Rothenburger Landwehr“.

Anmerkungen:

- ¹ So notierte Immermann in seinem Reisetagebuch unter: „Muggendorf, den 26.9.1837“, zitiert nach: Fränkisches Hausbuch. Geschichten und Lieder, Bilder und Gedichte aus dem alten Ober-, Mittel- und Unterfranken. Hrsg. von Diethard H. Klein. Husum 1996, S. 57.
- ² Odo Marquard: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays. Stuttgart 2003.
- ³ So würdigte die Gunzenhäuser Zeitung Edmund Zöller zu seinem 85. Geburtstag: „Heimatkundler aus Leidenschaft“ von Werner Falk, in: ‚Altmühlbote‘, 6. März 2010.
- ⁴ So die Zeitschrift ‚FRANKENLAND‘ zu seinem 60. Geburtstag, in: FRANKENLAND 1985 (H. 2), S. 98.
- ⁵ Die ‚Fränkische Landeszeitung‘ berichtete darüber am 29. Mai 2009 unter dem Titel „Glückfall für die Region“.
- ⁶ „Das Weinen werde ich nie vergessen“ von Edmund Zöller, in: ‚Strelitzer Zeitung‘, 8. Mai 2007.
- ⁷ ‚Altmühlbote‘, 13. November 1993.
- ⁸ Aus der Laudatio zum ‚Frankenwürfel‘ 1993.
- ⁹ Ebd.

Das ehemalige Kasernengelände in Schwabach

von

Bernhard Wickl

Am 19. Januar 2012 fand im Vortragssaum des Stadtmuseums Schwabach ein Präsentationsabend statt. Dabei stellten die Schüler des Projekt-Seminars Geschichte, das Frau OStRin Claudia Gaull für den Oberstufenzahlgang 2010/12 am Adam-Kraft-Gymnasium angeboten hatte, die Ergebnisse ihrer Arbeit vor. Die zwölf Schüler haben sich mit der Geschichte des ehemaligen Kasernengeländes im Norden der Stadt Schwabach auseinandergesetzt und diese in einer 52-seitigen Broschüre dokumentiert, wobei jeder Schüler einen zwei- bis vierseitigen Aufsatz zu jeweils einem Aspekt beigesteuert hat. Der erste Beitrag beschreibt zum Beispiel „Das Kasernengelände von 1934 bis 1945 unter dem NS-Regime“. Da die Schwabacher Kaserne nach dem Zweiten Weltkrieg von den Amerikanern genutzt wurde, befassen sich einige Aufsätze – darunter ein Interview mit einem von Februar 1966 bis Oktober 1967 in den O'Brien Barracks stationierten Soldaten –

auch mit dieser Zeit. Natürlich findet die Entwicklung des Areals nach dem Abzug der Amerikaner im Jahre 1992 ebenfalls in angemessenem Umfang Berücksichtigung.

Die Rolle des FRANKENBUNDES bei diesem Projekt, auf die der Stellvertretende Vorsitzende der Gruppe Nürnberg-Erlangen, Dr. Bernhard Wickl, in einer kurzen Grußadresse hinwies, bestand in der Finanzierung des Drucks der oben beschriebenen Broschüre. Diese kann im Stadtmuseum und -archiv Schwabach eingesehen werden (Kontaktdaten siehe unten). Auch die Gruppe Nürnberg-Erlangen des FRANKENBUNDES verfügt über einige Exemplare.

Stadtmuseum Schwabach:
Telefonnummer: 09122/833933,
E-Mail: stadtmuseum@schwabach.de,
Stadtarchiv:
Telefonnummer: 09122/860280,
E-Mail: stadtarchiv@schwabach.de.



Abb.: Die zwölf Schüler während der Präsentation ihrer Arbeiten im Stadtmuseum Schwabach.

Röttenbacher-Grabstein auf dem Ansbacher Stadtfriedhof saniert

von

Alexander Biernoth

Der Grabstein für Hans Adolf Röttenbacher ist saniert und wieder auf dem Grab des Komponisten aufgerichtet worden: Die Bürgerinitiative Ansbacher Parteiloser (BAP) hatte auf Anregung ihres Mitglieds Max Alfred Meyer die Sanierung des Grabsteins, der stark verwittert war, vorangetrieben und auch bezahlt. Der Grabstein wurde erst viele Jahrzehnte nach dem Tod Röttenbachers Anfang der 1980er Jahre nach Entwürfen des Ansbacher Steinmetzen Roland Vogel geschaffen. Sein Sohn Reinhard hat den Grabstein, der aus dem porösen Kalkstein Travertin geschaffen ist, nun gereinigt und die Inschrift aufgefrischt. Die Kosten für die Instandsetzung beliefen sich auf rund 500 Euro, so Max Alfred Meyer.

Hans Adolf Röttenbacher wurde am 22. Februar 1915 in Ansbach geboren und legte das Abitur am Gymnasium Carolinum ab. In den Jahren 1935 bis 1939 studierte er in Erlangen und wechselte später an das Münchner Musikkonservatorium. Nur kurz konnte er als Klavierpädagoge arbeiten, ehe er zur Wehrmacht eingezogen wurde. 1946 kehrte er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück und versuchte, als Klavierlehrer wieder Fuß zu fassen. Er komponierte viel und trachtete danach, sich als Konzertpianist einen Namen zu machen. Am 2. September 1953 verstarb Hans Röttenbacher in München und wurde auf dem Ansbacher Stadtfriedhof beigesetzt.

Seine Ehefrau Thekla Weissenberg ließ Anfang der 1980er Jahre schließlich zusammen mit Erwin Fricke für ihren verstorbenen Mann einen Grabstein setzen, der eine stilisierte Stimmgabel darstellen soll. Auf der einen Seite sind der Name und die Lebensdaten des Komponisten eingemeißelt, und auf der anderen Seite steht ein kurzes nachdenkliches Gedicht Röttenbachers, das er am 19. Juli 1947 verfaßt hat: „*Wenn die stillen Dinge in uns reifen, können wir so vieles plötzlich tun – Ungeahntes lässt sich liebend zart umgreifen und wir gehn in weite Räume, wenn wir ruhn.*“

1958 benannte die Stadt Ansbach eine Straße im sogenannten „Musikerviertel“ im Osten der Stadt am Kammerforster Berg nach Hans Röttenbacher. Viele der unveröffentlichten Kompositionen Röttenbachers liegen im Ansbacher Stadtarchiv, wie Archivar Werner Bürger berichtete. Zum 60. Todestag von Hans Röttenbacher am 2. September 2013 und zum 100. Geburtstag am 22. Februar 2015 will Max Alfred Meyer, der den Künstler noch selbst kennenlernen durfte, in Ansbach Konzertabende mit Kompositionen des Künstlers organisieren. Ansbachs Bürgermeister Hannes Hüttiger lobte das Engagement Meyers für einen bedeutenden Ansbacher, der, wie er sagte, in Vergessenheit geraten sei.



Abb.: Der renovierte Grabstein Hans Röttenbachers bei der Wiederaufstellung.

Katholische Theologiestudenten erkunden jüdischen Friedhof in Kleinbardorf

von

Judith Bar-Or

Am Mittwoch, den 16. Mai 2012, unternahmen Studierende der katholischen Fakultät der Universität Würzburg unter Leitung von Frau PD Dr. habil. Stefanie Ernst (Lehrstuhl für Altes Testament), Frau Dr. Monika Berwanger (Institut für theologisch pastorale Fortbildung) und Herrn Herrmann Nickel (Mentor für Lehramtsstudierende) eine Exkursion nach Kleinbardorf im nördlichen Unterfranken, um dort den jüdischen Friedhof zu erkunden. Begleitet wurde die Gruppe von Rektor i.R. Israel Schwierz, dem früheren „Lay Leader“ der Jüdischen Gemeinde der US-Armee in Würzburg und einstigen Vorstandsmitglied der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Würzburg.

Nachdem die Exkursionsteilnehmer den steilen Aufstieg zum Friedhof erfolgreich hinter sich gebracht hatten, versammelten sie sich in der Mitte der Begräbnisstätte auf dem „Steilen Berg“ oder auch „Wartberg“, der jetzt bei der hier lebenden Bevölkerung als „Judenhügel“ bekannt ist und durch den heute ein offizieller Wanderweg (Teil des ca. 200 km langen Keltenweges) führt, so daß er – im Gegensatz zu fast allen anderen jüdischen Friedhöfen in Bayern – immer geöffnet und allen zugänglich ist.

Hier erhielten sie von Israel Schwierz eine kurze Übersicht über diese letzte Ruhestätte der Juden: Sie erfuhren, daß der jüdische Bezirksfriedhof von Kleinbardorf mit einer Fläche von 21.050 Quadratmetern der größte jüdische Friedhof Frankens und der zweitgrößte Bayerns ist, daß er sich innerhalb eines frühmittelalterlichen Ringwalls von ca. 1,5 km Länge befindet, daß er 1574 mit Erlaubnis des damaligen Dorfherrn Georg Christoph von Bibra angelegt worden ist und daß er bis zu seiner Schließung im „Dritten Reich“ von 27 jüdischen Gemeinden in Franken und Thüringen als Begräbnisstätte genutzt worden war.

Nach einer knappen Einführung in die Struktur des jüdischen Volkes, die auch an

den Symbolen auf den Grabsteinen (segnende Hände der Priester [= Cohanim], Levitenkanne für Leviim) zu erkennen ist, einer Erklärung weiterer verwendeter Symbole (Widderhorn für Schofarbläser, Messer für Mohel [= Beschneider], Gesetzestafeln für Rabbiner und Thoragelehrte, Biene für fleißige Hausfrau, u.a.m.) und allgemeinen Hinweisen auf jüdische Friedhöfe wurden die Exkursionsteilnehmer auf Besonderheiten des Friedhofes von Kleinbardorf hingewiesen. So gibt es dort einen eigenen Bereich von Gräbern von Frauen, die vor oder während der Entbindung gestorben waren; auch existiert ein Denkmal für die jüdischen Kriegstoten des Friedhofsbezirkes (mit 22 Namen aus zehn Orten) aus dem 1. Weltkrieg, und außerdem ist ein Tahara-Haus vorhanden.

Danach begaben sich alle vor das Tahara-Haus, das 1696/97 von dem Stifter Jospe (= Josef) aus Neustadt errichtet worden war. Es ist mit einem Steindach versehen. Im Inneren des Gebäudes befindet sich heute noch der gut erhaltene steinerne Waschtisch, auf dem die Tahara, die rituelle Reinigung der Leichen durch die Chewra Kadisha (heilige Bruderschaft bzw. Schwesternschaft) durchgeführt worden war. Daß das Tahara-Haus inklusive seines Inhalts so gut erhalten ist, verdankt man dem langjährigen Friedhofswärter Erwin Hermann, der es 1964 vorbildlich renovierte. Vor dem Tahara-Haus erklärte Israel Schwierz, selbst über viele Jahre Mitglied der Chewra Kadisha der IKG Würzburg den Anwesenden nicht nur die genaue Durchführung der Tahara, sondern auch den Verlauf der ganzen Beerdigung sowohl in der Galut (Diaspora, also auch in Bayern) als auch in Israel und auch die verschiedenen Trauerzeiten. Danach wurden alle noch auf das jüdische Kriegerdenkmal hingewiesen.

Anschließend durchstreiften die Exkursionsteilnehmer den Friedhof, um die genannten Symbole auf den Grabsteinen zu finden. Frau Dr. Stefanie Ernst übersetzte für alle

sehr gut verständlich die Inschriften zahlreicher Grabsteine. Nach über zwei Stunden Erkundung machten sich alle müde, aber reich an neuen Erkenntnissen auf den Heimweg nach Würzburg.

Es ist heutzutage lobenswert und außerordentlich erfreulich, wenn sich Studierende der katholischen Theologie mit jüdischen Themen beschäftigen und Zeugnisse früheren jüdischen Lebens ihrer Region erkunden. Nur

so kann sichergestellt werden, daß künftige Religionslehrer befähigt werden, das richtige Wissen über das Judentum an die ihnen anvertrauten Schüler zu vermitteln. Dem Team das die Exkursion so gut vorbereitet und begleitet hat, gebührt für den Mut und für das Engagement der Dank und die Anerkennung aller, denen die ehrliche Beschäftigung mit der jüdischen Vergangenheit ihrer fränkischen Heimat etwas bedeutet.

Ausstellung 2012 des Hauses der Bayerischen Geschichte: „Festungen – Frankens Bollwerke“

Unter anderem behandelt die Ausstellung auch Charles de Gaulles spektakuläre Flucht aus Kronach und beleuchtet so einen Aspekt dessen, was dem heutigen engen deutsch-französischen Gedankenaustausch zu Zeiten als die Franzosen noch als „Erbfeinde“ tituliert wurden, vorausging. Denn jener Hauptmann Charles de Gaulle (1890–1970), der Jahrzehnte später die deutsch-französische Freundschaft begründen sollte, war als Kriegsgefangener auf der Festung Rosenberg imhaftiert.

Charles de Gaulle geriet im Ersten Weltkrieg in deutsche Kriegsgefangenschaft. Von 1916 bis 1918 saß er unter relativ guten Bedingungen, wie sie für Offiziere üblich waren, in Festungshaft. Die bayerischen Festungen eigneten sich gut als Gefangeneneinlager: Sie hatten großzügige Räume, um die Offiziere standesgemäß unterzubringen und waren leicht zu bewachen – sollte man meinen. Charles de Gaulle war aber ein sehr findiger Ausbrecher. Nach seiner Flucht aus dem Fort IX der Festung Ingolstadt überstellt man ihn 1917 nach Kronach auf die Festung Rosenberg.

Dort durften die Offiziere Tennis spielen und sogar in der Umgebung spazieren gehen. Trotzdem unternahm De Gaulle einen Ausbruchsvorversuch. Mit vier Kameraden entkam er in einer stürmischen Herbstnacht mittels eines selbstgemachten Dietrichs und einer zerlegbaren Leiter über die Gräben und Wälle der Festung. Dann ließen sich die Ausbrecher mit einem Seil aus Bettlaken von einer abgesenkten Bastionsflanke hinab. Nach mehreren

durchmarschierten Nächten wurden sie dann aber bemerkt, als sie sich in einem Schuppen versteckten. Das Kriegsende erlebte Charles de Gaulle schließlich auf der Würzburg bei Weißenburg.

Mit demselben Eigenwillen trat de Gaulle im Zweiten Weltkrieg als Chef der französischen Exilregierung und dann ab 1958 als Staatspräsident auf. Trotz seiner wenig positiven Erfahrungen mit Deutschland setzte er sich für eine enge Zusammenarbeit mit dem Nachbarn ein. Ähnlich gut wie bis vor kurzem Sarkozy und Merkel verstand sich de Gaulle mit Bundeskanzler Konrad Adenauer. Die beiden unterzeichneten 1963 in Paris den Elysée-Vertrag und begründeten auf diese Weise die deutsch-französische Freundschaft.

Die Bayern-Ausstellung „Festungen – Frankens Bollwerke“ in Kronach zeigt Ausbruchswerzeuge und erzählt mehr über die virtuosen Fluchtversuche von Charles de Gaulle. Zu sehen ist die Ausstellung, die vom Haus der Bayerischen Geschichte und der Stadt Kronach veranstaltet wird, auf der Festung Rosenberg, 2. OG Fürstenbau, von 17. Mai bis 21. Oktober 2012 täglich von 9.30 bis 17.30 Uhr.

Kontakt:

Haus der Bayerischen Geschichte
Zeuggasse 7 – 86150 Augsburg
Tel.-Nr.: +49 (0)821 3295-0
E-Mail: pressestelle@hdbg.bayern.de

Informationen unter:
<http://www.hdbg.de/festungen/>

PAS

„Der frühe Dürer“ vom 24. Mai bis 02. September 2012 in Nürnberg –

Größte Dürer-Ausstellung in Deutschland seit 40 Jahren

Albrecht Dürer: Die Wurzeln seiner Kunst

Zum ersten Mal widmet sich eine große Ausstellung ausschließlich Dürers frühem Werk und Leben. Sie zeigt, wie der Goldschmiedesohn bereits zu Lebzeiten zum europaweit bewunderten Künstler wurde. Sie lässt Dürer im Netzwerk von Nachbarschaft und Familie, Handwerk und Humanismus lebendig werden. Hier in der Geburtsstadt Dürers eröffnen sich dem Besucher ganz neue Perspektiven auf Werke und Wirken des Künstlers: beim Betrachten seiner Meisterwerke, bei einem Ausflug hinter die Kulissen der Forschung im „Dürer-Labor“, bei einer Entdeckungsreise mit Kindern im Aktionsraum „AD: Alles Dürer“ oder bei einer Führung durch Dürers Burgstraßenviertel.

Leihgaben aus aller Welt in Nürnberg

Die Ausstellung versammelt über 200 Werke aus den bedeutendsten Museen der Welt. Viele Werke sind zum ersten Mal gemeinsam ausgestellt und geben eine Vorstellung vom künstlerischen Klima in Nürnberg um 1500. Keine andere Stadt Deutschlands konnte dem ambitionierten jungen Künstler bessere Rahmenbedingungen bieten. Nürnberg war das Zentrum der Avantgarde-Kunst. In Dürers Nachbarschaft wirkte der größte Verleger, lebten die bedeutendsten Humanisten, befand sich die größte Privatbibliothek der damaligen Zeit im deutschsprachigen Raum.

Dürer auf der Suche nach einer neuen Kunst

Vier Ausstellungssektionen schlagen den Bogen von der Biographie bis zur Frage nach Dürers Rolle als Archetyp des modernen Künstlers. Mit großem Gespür hat Dürer seine

Rolle und Bedeutung inszeniert und dabei als Künstler, Unternehmer und Theoretiker von einem unvergleichlichen Netzwerk profitiert. Dürers Werke sind Meisterleistungen der Erzählung und Inszenierung, die reißenden Absatz fanden. Im Drang nach höchster Perfektion lotet Dürer die Grenzen der Kunst aus und versucht beispielhaft festzuhalten, worauf gute Kunst basiert.

Abenteuer Forschung

Neueste Technologie ermöglicht den Blick unter die Malschicht und macht den Werkprozeß nachvollziehbar. Die Analyse der chemischen Zusammensetzung historischer Tinten gibt Aufschluß über das Zustandekommen von Dürers Zeichnungen. Internationale Wissenschaftler vieler Disziplinen eröffnen spannende Blicke auf Dürer. Der Besucher lernt einen einmaligen Künstler neu kennen. Nach drei Jahren intensiver Forschung bietet die Ausstellung einen frischen Zugang zu Dürer.

Aktuelle Informationen zur Ausstellung und zum Kulturrahmenprogramm unter www.gnm.de/der-fruehe-duerer.

Kontakt:

Germanisches Nationalmuseum

Telephonnr.: +49 911 13 31-0

Telefaxnr.: +49 911 13 31-200

Kartäusergasse 1

90402 Nürnberg

info@gnm.de / www.gnm.de

Eintrittspreise: € 8,- regulär, € 5,- ermäßigt und Gruppen ab 10 Personen.

Öffnungszeiten: Di – So 10 – 18 Uhr, Mi 10 – 21 Uhr.

Sonderöffnungszeiten: Die Dürer-Ausstellung ist zusätzlich montags von 10 bis 18 Uhr und donnerstags bis 21 Uhr geöffnet.

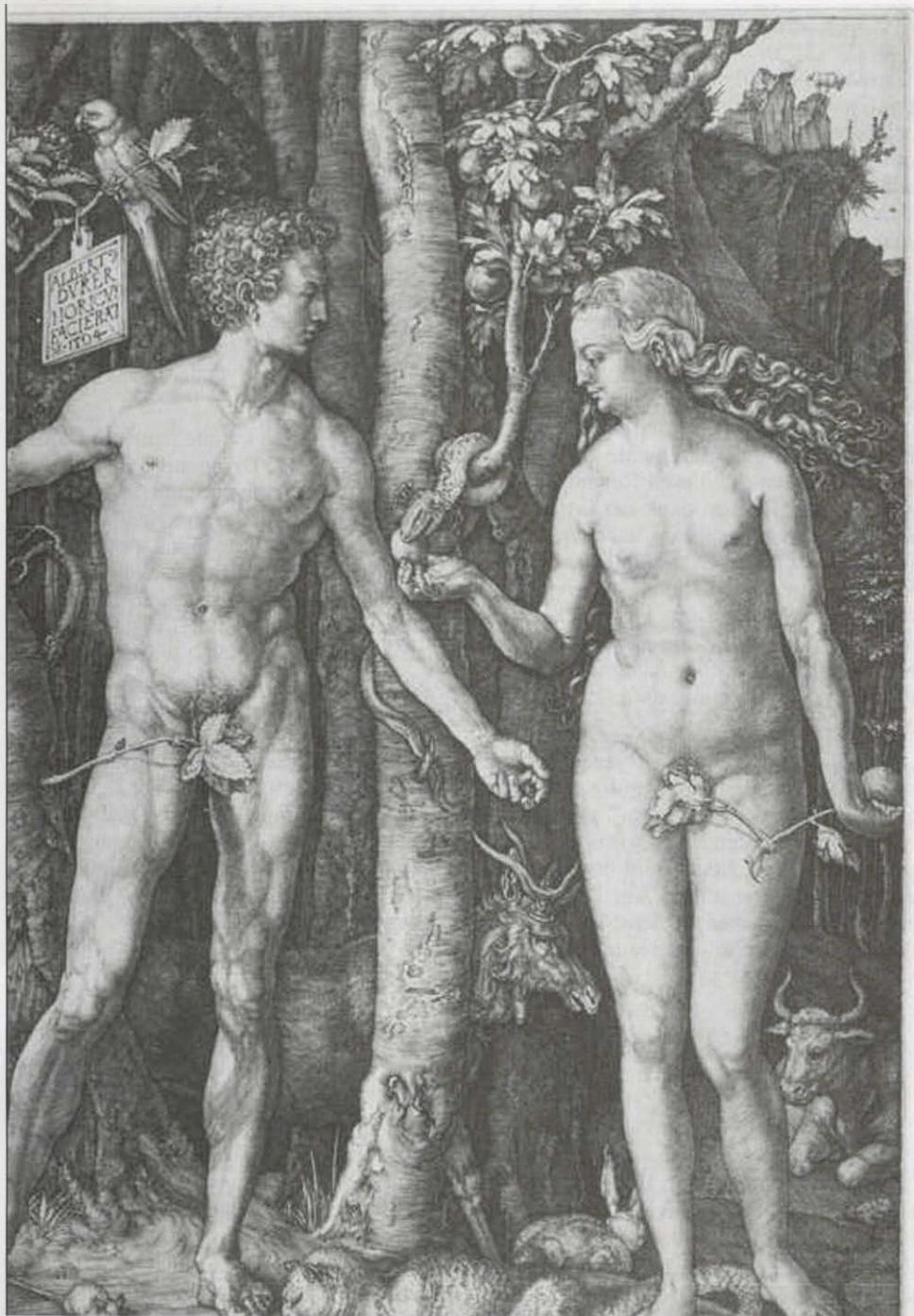


Abb.: Albrecht Dürer, Adam und Eva, 1504. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Inv. St.N. 2067; Leihgabe der Museen der Stadt Nürnberg.

Tagung des Hohenlohe-Zentralarchivs

Da Kultur ein flüchtiges Gut ist und Kulturgut, wie man gerade in unseren Tagen leider immer wieder erleben muß, allzeit gefährdet ist, fand am 14. und 15. Juni 2012 in der Stadthalle in Neuenstein eine Tagung zum Thema „Archiv bewegt Kultur“ statt, die versuchte, die Bedeutung von Herrschaftsarchiven in Region und Wissenschaft herauszuarbeiten. Ganz sicher ist das Hohenloher Land unter den aus historischen Gründen so vielfältigen Kulturlandschaften Deutschlands eine der reichsten, wobei nicht zuletzt die im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein verwahrte, besonders dichte Überlieferung einer vielhundertjährigen Geschichte die passenden Erklärungen für diesen Reichtum birgt. Diese Schätze können dank der in mehr als vier Jahrzehnten bewährten, nachgerade vorbildlichen Kooperation des fürstlichen Hauses Hohenlohe mit der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württembergs als gesichert gelten. Sie sind daher für die Heimatforschung und Wissenschaft leicht zugänglich und können so ihre Wirkung entfalten, ja vermögen Kultur zu bewegen.

Um dies einmal mehr zu verdeutlichen, wurde diese anregende Tagung unter das Motto „Archiv bewegt Kultur“ gestellt und vom Hohenlohe-Zentralarchiv in Kooperation mit der Stadt Neuenstein und dem Hohenlohekreis veranstaltet. Am Donnerstag, den 14. Juni, sprachen zunächst Dr. Kurt Andermann (Karlsruhe und Neuenstein) zum

Thema „Das Hohenlohe-Zentralarchiv – Teil einer reichen Kulturlandschaft“ und Dr. Eberhard Fritz (Altshausen) über „Das Archiv als kulturelles Kapital – Innen- und Außenwirkung ohne Gewinnorientierung“. Im weiteren Verlauf der Veranstaltung zeichnete Dr. Andreas Wilts (Donaueschingen) unter dem Titel „Lebendige Geschichte“ ein Portrait des Fürstenberg-Archivs in Donaueschingen, während Jesko Graf zu Dohna M.A. (Castell) das Fürstlich Castell'sche Archiv als kulturellen Schatz für Haus, Unternehmen und Region charakterisierte.

Den Teilnehmern konnte dann am Freitag, den 15. Juni 2012, Dr. Monika Schaupp aus Wertheim den Archivverbund Main-Tauber als einen Glücksfall für die Region und die wissenschaftliche Forschung präsentieren. Darüber hinaus schilderte Dr. Volker Trugenberger (Sigmaringen) unter dem Schlagwort „Zwei in einem“ die Situation des Fürstlich Hohenzollern'schen Haus- und Domänenarchivs, das als Depositum im Staatsarchiv Sigmaringen verwahrt wird. Den abschließenden Vortrag hielt Dr. Johannes Mötsch aus Meiningen, der die vielfältige Thüringer Geschichtslandschaft am Beispiel der ebenso vielfältigen Thüringer Archive aufzeigte. Eine Schlußdiskussion rundete die Tagung ab, deren Ergebnisse hoffentlich den interessierten Zeitgenossen demnächst auch in Buchform vorliegen werden.

PAS

15. Oberfränkische Malertage 2012

von

Gerhard Gollner

Zwei Städte teilen sich heuer die Veranstaltung der 15. Oberfränkischen Malertage 2012: Unter dem Thema „Nördliches Fichtelgebirge – eine Region im Umbruch“ trafen sich vom 7. bis 10. Juni 14 namhafte Künstlerinnen und Künstler in der Jean-Paul-Stadt Schwarzenbach an der Saale und in der Löhe-Stadt Kirchenlamitz zum traditionellen Work-

shop. Unter den Augen der Bewohner und zahlreicher Gäste entstand in Straßen und Gassen, im Löhe-Heim Kirchenlamitz und anderen historischen und modernen Gebäuden beider Städte eine bedeutende Anzahl von sehenswerten Aquarellen, Zeichnungen, Öl- und Acryl-Gemälden unterschiedlichster Technik und Farbgebung.

Zusammen mit der Gründerin und Organisatorin der Oberfränkischen Malertage, Christel Gollner aus Bayreuth, waren in diesem Jahr beteiligt: Sabine Gollner, Bad Berneck; Dora Grimm, Marktredwitz; Gerhard Grünwald, Schwandorf; Helga Hopfe, Mainleus; Elfi Hübner, Bayreuth; Angelika Kandler-Seegy, Nürnberg; Marion Lucka, Thierstein; Gertrud Plescher-Fahnler, Coburg; Peter Schmidt, Schwarzenbach/Saale; Hans Joachim Sollik, Bayreuth; Gudrun Treiber, Bad Rodach; Günther Wolfrum, Presseck; Hans Wuttig, Sulzbach-Rosenberg.

Die entstandenen Werke wurden am Sonntag, den 24. Juni, mit einer feierlichen Ver-

nissage im Schwarzenbacher Rathaussaal der Öffentlichkeit vorgestellt. Das Eröffnungsprogramm gestalteten neben dem Akkordeon-Jugendensemble der Musikschule der Hofer Symphoniker der 1. Bürgermeister der Stadt Schwarzenbach/Saale, Alexander Eberl, sowie die oberfränkische Regierungsvizepräsidentin, Petra Platzgummer-Martin und der stellvertretende Landrat des Landkreises Hof, Hannsjürgen Lommer.

Die Ausstellung in der Galerie Altes Rathaus in Schwarzenbach ist bei freiem Eintritt geöffnet an allen Samstagen und Sonntagen in der Zeit vom 24. Juni bis 22. Juli 2012 jeweils 11 bis 17 Uhr.

Neue Wege zur Heimatforschung in Nordostoberfranken – aktive Denkmalpflege und regionale Vernetzung von Heimatforschern

von

Dieter Heinrich

Wer sich mit der Geschichte unserer nordoberfränkischen Heimat beschäftigt, gewinnt leider sehr oft den Eindruck, daß unsere Region von der Geschichtsforschung und -schreibung weitestgehend vergessen worden ist. Auch archäologische Untersuchungen haben kaum stattgefunden. Vielleicht liegt dies daran, daß in Nordostoberfranken nie eine Residenzstadt angesiedelt war noch sich ein anderweitiges Machtzentrum herausgebildet hat? Zahlreiche „Herren“ haben hier ihre Besitztümer und Rechte angemeldet, gekauft und verkauft, aber auch mit Waffengewalt verteidigt. Dies führte dazu, daß sich im Mittelalter eine Vielzahl kleiner, meist auch recht selbständiger Herren- und Rittersitze heraus gebildet hat. Beinahe jede Ortschaft hatte ihre Burg, ihr Schloß, ihren Rittersitz oder ihr Rittergut, welche von den verschiedenen kleineren Adelsfamilien bewohnt wurden. Eine große Bedeutung für die überregionale Geschichte hatten diese jedoch nur selten.

Diese Vielfalt hat sich in der Heimatforschung bis heute erhalten: Jede Gemeinde hat

ihre eigene Geschichte, ihre eigene Ortschronik, in jeder Ortschaft kennt man die Familiengeschichte des jeweiligen Herrschaftsgeschlechtes. Erforscht von zahlreichen, auch heute noch sehr aktiven Heimatforschern, die unsere Geschichte in den vielfältigsten Facetten untersuchen. Gleichgültig, ob sich ihr Interesse auf eine bestimmte Ortschaft, eine Landschaft, auf die Familien- oder die Namensforschung, die Archäologie oder auf ein besonderes historisches Thema wie Altstraßenforschung, Bergbau, Burgenforschung etc. richtet, haben sie sich jeweils ein herausragendes Wissen über die Geschichte unserer Region erarbeitet.

Oft schlossen sich eben jene Heimatforscher den wenigen regionalen historischen Vereinen an oder haben sich in historischen Stammtischen und Arbeitskreisen zusammengefunden. Viele bearbeiten ihre Forschungsprojekte aber auch allein oder in kleinen Projektgruppen. Eine Kommunikation zwischen den einzelnen Interessengruppen findet nur begrenzt statt, was besonders im Hinblick auf den fehlenden gegenseitigen

Gedankenaustausch nachteilig ist. Die Öffentlichkeit erfährt über die Arbeit unserer Heimatforscher und damit deren Forschungsergebnisse meist nur sehr wenig.

Hier setzt nun der Nordoberfränkische Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V. aus Hof (abgekürzt auch LNV für „Langnamenverein“ genannt) an. Er versucht mit mehreren Projekten, Abhilfe zu schaffen. Für eine Mitarbeit in diesen Projekten ist keine Mitgliedschaft im Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V. erforderlich. Natürlich freut sich der Verein über jedes neue Mitglied, macht dies aber ausdrücklich nicht zur Bedingung für eine aktive Mitarbeit.

Im Herbst 2010 wurde der **Arbeitskreis „Archäologie und Denkmalpflege“** ins Leben gerufen. Hier arbeiten mehrere, durch eine Schulung des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege (BLfD) ausgebildete, ehrenamtliche Archäologen der Region an verschiedene Projekten zur Denkmalerfassung zusammen. Archäologische Feldbegehungen, aber auch Begutachtungen von historischen Gebäuden und archäologischen Funden werden durchgeführt, wobei das Hauptaugenmerk darauf liegt, die Arbeit des BLfD zu unterstützen und zum Erhalt des kulturellen Erbes der Region beizutragen.

Beinahe zeitgleich wurde eine „**Heimatforscherdatei**“ angelegt, in die sich alle an der Heimatgeschichte interessierten Personen eintragen können, die bereit sind, mit ihrem Fachwissen andere Heimatforscher zu unterstützen. Neben den jeweiligen Forschungsbieten werden Kontaktmöglichkeiten genannt, so daß der Gedankenaustausch untereinander erleichtert wird, aber auch Hilfe suchende schnell und einfach einen adäquaten Gesprächspartner finden. Diese Heimatforscherdatei ist auf den Internetseiten des Nordoberfränkischen Vereins für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V. unter der Internetadresse: www.lnv-hof.de zu finden.

Im Frühjahr 2011 wurde schließlich das „**Historische Forum**“ im Internet eingerichtet. Ziel ist ein möglichst breit gefächerter Informationsaustausch und eine lebhafte Diskussion über alle Themen der Heimatge-

schichte, Familienforschung, Archäologie sowie Natur- und Landeskunde. Dahinter steht die Hoffnung, daß sich die Mitglieder im Forum gegenseitig bei ihrem Hobby unterstützen, bei größeren Forschungsprojekten zusammenarbeiten und daß auf diese Weise die Vernetzung der lokalen Historiker erleichtert wird. Angesprochen sind alle an der Geschichte unserer Heimat interessierten Bürger.

Der Nordoberfränkische Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V. legt als Betreiber des Forums besonderen Wert darauf, daß im Forum keine persönlichen Daten genannt werden müssen. Es werden nur Informationen gespeichert, welche die Foren-Mitglieder selbst und freiwillig eintragen. Lediglich bei der Registrierung muß einmalig eine gültige E-Mail-Adresse angegeben werden. Doch selbst die Anzeige dieser E-Mail-Adresse kann unterbunden werden; einem mißbräuchlichen Gebrauch, beispielsweise für Werbemails, wird damit wirksam entgegengewirkt.

Die Nutzung des Forums ist für Gäste und Mitglieder desselben völlig kostenlos und ohne Verpflichtung. Jedes Mitglied kann sich aktiv an der Diskussion beteiligen und auch eigene Themen einbringen. Gäste können das Forum vollkommen anonym kennenlernen, haben allerdings nur Leserechte, auch das Öffnen sowie das Herunterladen der zahlreichen Anhänge ist ihnen nicht möglich.

Das „**Historische Forum**“ ist unter der Internetadresse www.forum.lnv-hof.de zu finden. Dabei kommt mit dem „Burning Board“ der Firma WortLab GmbH, Berlin, eine professionelle, sichere und sehr benutzerfreundliche Software zum Einsatz, die durch Anpassungen und Erweiterungen regelmäßig aktualisiert wird. Die Speicherung und Verwaltung der Daten ist an einen externen Internet-Dienstleister aus Bayern übertragen worden, um auch hier ein Höchstmaß an Sicherheit gewährleisten zu können. Das Forum wird permanent von zwei Administratoren sowohl in fachlicher als auch in technischer Hinsicht betreut. Die gesamten Kosten trägt der Nordoberfränkische Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V.

Anfang 2012 hatten sich bereits 70 Mitglieder im Forum registriert und diskutierten über mehr als 600 Themen. Dabei bilden die „Regionale Geschichte“, die „Heimatforschung“ sowie die „Archäologie“ und „Denkmalpflege“ die zentralen Schwerpunkte. Zusätzlich wird eine umfangreiche, vereinsunabhängige Übersicht über Termine und Veranstaltungen zur Heimatgeschichte angeboten. Viele der ca. 2.000 Beiträge führen zu weiteren Quellen, teils direkt in den Beiträgen oder als Buchvorstellung, natürlich aber auch als Link auf interne und externe Internetseiten. Durch einen „internen Bereich“, auf welchen nur die jeweiligen Projektmitglieder Zugriff haben, und den Austausch von Informationen über die Funktion „Private Nachricht“ wird die Vertraulichkeit der Forschungsergebnisse sowie der internen Kommunikation sichergestellt.

Alle Beiträge zur Heimatforschung sind willkommen. Politische Stellungnahmen, aber auch Werbung sind nicht gewünscht und werden von den Administratoren gelöscht. Zu den meisten Fragen finden die Mitglieder im Forum Fachleute und somit schnelle Hilfe, gleich ob es sich um die Heimatgeschichte, um Familien- und Namensforschung oder auch um das Lesen alter Dokumente handelt.

Die hohen Zugriffszahlen belegen, daß neben den Mitgliedern auch zahlreiche Gäste regelmäßig unser Forum besuchen, um sich hier über aktuelle Entwicklungen und Diskussionen zu informieren. Auch belegen persönliche Gespräche immer wieder, daß der Bekanntheitsgrad des „Historischen Forums“ in der Region bereits sehr hoch ist. Viele Gäste lesen zwar sehr gerne und auch regelmäßig die Beiträge im Forum, scheuen sich aber, Mitglied zu werden und sich selbst an

den Diskussionen zu beteiligen. Leider ist es auch noch nicht gelungen, alle Mitglieder des Forums zur aktiven Mitarbeit zu motivieren.

Der Nordoberfränkische Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V., Hof, hat mit dem Forum erstmals neue Wege beschritten, um das Internet auch für die Heimatforscher unserer Region mit einer interaktiven Plattform nutzbar zu machen. Im Gegensatz zu vielen Angeboten im Internet ist das Forum rein themenzentriert und dient nicht dem Sammeln persönlicher Daten oder der Verbreitung von Werbung, sondern ausschließlich der gemeinsamen Diskussion und der Kommunikation von gleichgesinnten Heimatforschern. So ist sichergestellt, daß man schnell die passenden Partner findet.

„Wir möchten auch Sie einladen sich das „Historische Forum“ einmal anzusehen, und würden uns freuen, Sie bald als Mitglied im Forum begrüßen zu dürfen.“ erklärt der erste Vorsitzende des Nordoberfränkischen Vereins für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V., Dr. Arnd Kluge. Haben Sie eine Entdeckung gemacht, die Sie anderen mitteilen möchten? Suchen Sie ein längst vergriffenes Buch oder möchten Sie doppelte Exemplare verkaufen? Kommen Sie mit Ihren Recherchen nicht weiter und brauchen Rat oder suchen Sie Partner für ein Forschungsthema? Mit wenigen „Klicks“ können Sie sich im Forum anmelden und den richtigen Gesprächspartner finden.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder noch weitere Fragen haben, sind Ihnen die Administratoren des Forums gerne behilflich. Sie erreichen sie über eine „Private Nachricht“ im Forum oder per E-Mail unter: administrator@forum.lnv-hof.de.

220 Jahre Alexander von Humboldt in Franken

Alexander von Humboldt, geboren am 14. September 1769 in Berlin, verstorben am 6. Mai 1859 ebenda, ist der Allgemeinheit wohl eher als vielseitiger Naturforscher, Forschungsreisender und „Abenteurer“ bekannt. Von seiner Ausbildung her war Humboldt Bergbau-Ingenieur. In einer Rekordzeit absolvierte er von Juni 1791 bis Februar 1792 an der damals bereits sehr renommierten Bergakademie im sächsischen Freiberg ein entsprechendes Studium und wurde anschließend unmittelbar zum „Assessor cum voto“ im preußischen Bergdepartement ernannt. Der Chef des preußischen Bergwesens, Friedrich Anton Freiherr von Heinitz sowie der damalige Chef der preußischen Verwaltung in den fränkischen Fürstentümern Ansbach-Bayreuth und spätere Staatskanzler, Karl-August von Hardenberg, waren früh auf den aus einer angesehenen Berliner Familie stammenden Alexander von Humboldt aufmerksam geworden, dessen Bruder Wilhelm zu einem einflußreichen Bildungspolitiker in Preußen und Sprachforscher von Weltrang werden sollte.

Im Auftrag von Hardenbergs und von Heinitz' begab sich der 23jährige Alexander im Juli 1792 auf Inspektionsreise der fränkischen Bergbau-Reviere und traf am 13. Juli in Steben ein, wo er am 14. Juli erste Grubenbefahrungen unternahm. Über Naila und Münchberg kam er am 17. Juli ins Goldkronacher Revier. Am 20. Juli reiste er weiter ins Wunsiedler Revier und traf am 23. Juli in Arzberg ein. Von dort schrieb er an seinen Freund Carl Freiesleben: „Das Gebirge hat auf der Oberfläche, im Gneiß, in den Gängen, so manches ähnliche mit unserm lieben Erzgebirge...“

Am 26. August 1792 erstattete er dem preußischen Bergbau-Chef von Heinitz in Bayreuth mündlich Bericht über seine ersten Eindrücke. Tags darauf, am 27. August, schrieb er an Freiesleben: „Nur zwei frohe Worte, lieber Junge, die ich Ihnen aber unter der Bedingung sage, daß Sie sie fein in sich verschließen müssen. Ich bin gestern zum Königl. Oberbergmeister in den beiden fränkischen Fürstentümern ernannt worden. Ich habe mit meinen Grubenberichten so viel Ehre eingelegt, daß ich die alleinige direction des

praktischen Bergbaus in den 3 Bergämtern Naila, Wunsiedel und Goldkronach erhalten habe. Alle meine Wünsche, guter Freiesleben, sind nun erfüllt. Ich werde nun ganz dem praktischen Bergbau und der Mineralogie leben.“

Am 5. September 1792 nahm Alexander von Humboldt in Ansbach an einer Besprechung mit von Hardenberg und von Heinitz teil. Am 22. September schloß er seinen umfassenden „Bericht über den Zustand des Bergbaus und Hüttenwesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach“ ab, der die Grundlage für sein bis Februar 1797 andauerndes Engagement für den fränkischen Bergbau darstellt.

An den Beginn des erfolgreichen Wirkens Alexander von Humboldts vor 220 Jahren in Franken will das Alexander von Humboldt-Kulturforum Schloß Goldkronach e.V. durch zahlreiche Veranstaltungen im Jahr 2012 erinnern. Dazu zählen u.a. ein Historisches Symposium am 27. Juli in Schloß Goldkronach, eine „Literarisch-Musikalische Reise auf Humboldts Spuren“ am 28. Juli von Goldkronach über Bad Steben nach Arzberg sowie der inzwischen traditionelle „Humboldt-Tag“ mit Bundesinnenminister Dr. Hans-Peter Friedrich am 15. September in Goldkronach. Auch wird das Kulturforum die Herausgabe einer Buchpublikation zum Thema „Alexander von Humboldt in Franken“ in der Reihe „Auf den Spuren der Dichter und Denker in Franken“ des Schrenk-Verlags, Gunzenhausen, unterstützen. Daneben findet 2012 der traditionelle „Kultursommer Schloß Goldkronach“ mit zahlreichen Veranstaltungen statt.

Historisches Symposium am 27. Juli 2012 in Schloß Goldkronach

Das Historische Symposium findet im Foyer von Schloß Goldkronach statt. Es werden folgende Beiträge dargeboten:

10:00 Uhr: „Franken zur Zeit Alexander von Humboldts“ (Prof. Dr. Dieter Weiß, Ludwig-Maximilians-Universität München),

11:15 Uhr: „Alexander von Humboldt in Freiberg“ (Dr. Norman Pohl, Technische Universität Freiberg),

14:00 Uhr: „Nie war ein Wunsch so lebhaft in mir, als jetzt der Wunsch nach Erz. Das Wirken Alexander von Humboldts in Franken“ (Dr. Ingo Schwarz, Leiter der Alexander von Humboldt-Forschungsstelle der Akademie der Wissenschaften Berlin-Brandenburg),

15:15 Uhr: „Vor Humboldt. Süddeutsche Jesuiten und die beiden Amerikas“ (Prof. Dr. Rainald Becker, Universität Bayreuth),

16:30 Uhr: „Humboldts Erbe und Frankens Identität“ (Prof. Dr. Günter Dippold, Bezirksheimatpfleger, Otto-Heinrichs-Universität Bamberg),

17:45 Uhr: „Felix Mendelssohn Bartholdy, Giacomo Meyerbeer und deren Verhältnis zu Richard Wagner“ (Prof. Dr. Sieghart Döhring, Vorsitzender des Meyerbeer-Instituts, Thurnau).

Kontakt:

Alexander von Humboldt-Kulturforum
Schloß Goldkronach e.V.
Schloßweg 5
95497 Goldkronach
Telephonn.: 09273/96 60 13
Telefaxnr.: 09273/96 60 31
1. Vorsitzende Petra Meßbacher
www.humboldt-kulturforum.de

220 Jahre
1792 - 2012

Alexander von
Humboldt
in Franken

www.humboldt-kulturforum.de

Rotraud Ries/Roland Flade: David Schuster. Blicke auf ein fränkisch-jüdisches Leben im 20. Jahrhundert. (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg, Bd. 7) Würzburg (Verlag Ferdinand Schöningh) 2010, ISBN 978-3-87717-793-3, 126 S., 66 Abb., 9,80 Euro.

Unterfranken war bis zum „Dritten Reich“ der deutsche Regierungsbezirk mit der größten Dichte an jüdischen Gemeinden. Im sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben spielten jüdische Bürger eine wichtige Rolle. Alle Gemeinden wurden durch den Nationalsozialismus ausgelöscht. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist nur in Würzburg wieder eine jüdische Gemeinde entstanden. Ihr hat sich der aus Bad Brückenau stammende David Schuster 1956 angeschlossen, als er aus der erzwungenen Emigration zurückkehrte. Er wurde 1958 zum Vorsitzenden gewählt und erfüllte dieses Amt bis 1996. Das vorliegende Buch porträtiert diese beeindruckende fränkische Persönlichkeit, die einen herausragenden Beitrag zum gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Leben leistete. David Schuster hat jüdisches Gemeindeleben in Würzburg wiederaufgebaut, zum Blühen gebracht und in der Mitte der Gesellschaft integriert.

Das fesselnde, gut lesbare und mit vielen eindrucksvollen Bildern ausgestattete Buch hat zwei Teile. Am Anfang steht ein Gesamtporträt, das bei der Kinder- und Jugendzeit in Bad Brückenau beginnt und deutlich macht, wie tief verwurzelt David Schuster in seiner Familie, in seiner Religion und in seiner fränkischen Heimat war, wo der Vater ein Hotel, ein Textil- und Schuhwarengeschäft sowie eine kleine Landwirtschaft betrieb. Der Bericht fährt fort mit der Zeit von Gymnasium und kaufmännischer Ausbildung in Würzburg sowie der Lehre im elterlichen Geschäft, das er 1930 übernahm. Dann begann die Verfolgung durch die Nazis, die den Besitz in Bad Brückenau enteignen wollten und Vater und Sohn in die Konzentrationslager Dachau und Buchenwald steckten. Durch die Einwil-

lung zum Verkauf und zur kurzfristigen Emigration nach Palästina entkamen sie dem KZ, retteten sie das Leben der Familie. Beschrieben werden dann die folgenden 18 Jahre in Palästina, die Rückkehr 1956 nach Deutschland, nach Würzburg, wo er Mitglied in der kleinen, schon 1945 wiedergegründeten jüdischen Gemeinde wurde, die David Schuster dann Schritt für Schritt und mit großem Einsatz neu aufbaute und zu bemerkenswertem Aufschwung brachte.

Der zweite Teil des Buches bringt Aussagen von Angehörigen, Weggefährten und Freunden, die aus vielfältigen Blickwinkeln das Schicksal und das rastlose Wirken David Schusters deutlich werden lassen sowie ein intensives Bild seiner Persönlichkeit zeichnen: das Bild eines authentischen, geradlinigen und prinzipienfesten Mannes, der in Unterfranken durch seine große Offenheit und Menschlichkeit solide Brücken zwischen Juden und Nichtjuden gebaut hat, und der durch seine Präsenz und seine Dialogfähigkeit bleibende Wirkung entfaltete. Die Aussagen dokumentieren zugleich, daß David Schuster sich immer klar und unmißverständlich für das Erinnern an die Verfolgung und Ermordung der Juden einsetzte, zugleich aber nicht in der Vergangenheit stehen blieb. Im Vordergrund stand für ihn immer die Zukunft jüdischen Lebens in Unterfranken.

Gegliedert sind die Ausführungen der Zeugen in die folgenden Kapitel: Herkunft und Heimat – Zeit in Israel und Rückkehr – persönlicher Umgang mit der Erinnerung an Verfolgung und KZ – der Mensch David Schuster und seine Ehefrau – überzeugter und überzeugender Jude – die Leistungen als Gemeindevorsteher in der Anfangszeit, in den 1980er Jahren und bei der Integration der Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion – David Schuster als Nachbar – Repräsentant der Würzburger jüdischen Gemeinde – Einsatz für die Erinnerungskultur – Tod inmitten seiner Gemeinde – Würdigung durch einen Außenstehenden. Eine Literaturauswahl, ein Glossar jüdischer Fachbegriffe und eine bio-

graphische Übersicht runden dieses höchst lesenswerte Werk ab.

Alexander von Papp

Harald G. Dill/Karlheinz Hetz: Der Luftkrieg in Nordostbayern. Ein vergessenes Kapitel unserer Heimatgeschichte. Weißenstadt (Verlag Druckkultur Späthling) 2011, ISBN 978-3926621955, geb., 208 S., 23,4 x 17 cm, 16,95 Euro.

Das hier anzuseigende Werk behandelt sein Thema in acht Kapiteln, die zunächst einen militärischen und luftfahrttechnischen Überblick über den nordostbayerischen Raum vor und zu Beginn des Zweiten Weltkrieges bieten, die Fliegerausbildung der Luftwaffe und ihre Folgen für Nordostbayern behandeln und Flugunfälle im Verlauf von Überführungs-, Kurier- und Verlegungsflügen schildern. So dann geht es um die Fertigung und Erprobung von Flugzeugen in Nordostbayern, den strategischen Bombenkrieg in dieser Region sowie den taktische Luftkrieg 1944/1945 und den Heimflug der Piloten am Kriegsende. Abschließend wird versucht, eine Bilanz des Luftkrieges in Oberfranken zu ziehen und die Opfer des Luftkrieges zu beschreiben.

Oberfranken, das nördliche Mittelfranken und die nördliche Oberpfalz gehörten bis 1945 zur „Bayerischen Ostmark“ und militärisch geographisch zum Wehrbereich XIII mit Verwaltungssitz und Kommandostandort in Nürnberg, z.T. auch zum Wehrkreis VII mit Sitz in München. Die Region lag gewissermaßen im Zentrum des damaligen „Großdeutschen Reiches“. Diese geostrategisch günstige Lage ermöglichte in den Anfangsjahren des Zweiten Weltkrieges die Ausbildung von Luftwaffenpersonal unter quasi friedensmäßigen Bedingungen auf den Flugplätzen Bindlach-Bayreuth, Kirchenlaibach, Amberg-Schafhof, Cham, Weiden und in den angrenzenden Gebieten. Im Zuge dieser Ausbildung kam es immer wieder zu Flugunfällen, die vor allem auf die im Raum Fürth-Herzogenaurach und in Plauen stationierten Luftwaffenausbildungseinrichtungen zurückgingen. Die Flugplätze Bamberg, Coburg- und Hof/ Saale wurden nur temporär bei Überführungsflügen der Luftwaffe als Außen-

landeplätze und von beschädigten deutschen und amerikanischen Militärmaschinen als Notlandeplätze genutzt. Werkstatt- und Überführungsflüge konnten zwar in den Anfangsjahren des Krieges noch unbehelligt von den gegnerischen Luftstreitkräften durchgeführt werden, aber auch diese verliefen nicht ohne material- und ausbildungsbedingte Flugunfälle.

Die abgelegene Position der Region und die Nähe zum Konzentrationslager Flossenbürg waren ein wesentlicher Grund für die Dislozierung der Jagdflugzeugproduktion aus dem durch Bombenangriffe gefährdeten Großraum Regensburg in die nördliche Oberpfalz. In den letzten Kriegstagen lagen die Absprungbasen für die Jäger- und Jagdbombereinsätze unmittelbar vor den Werkstätten der Messerschmittwerke in der nördlichen Oberpfalz.

Die ersten Luftangriffe auf Oberfranken fanden in der Nacht vom 16./17. Juli 1940 ausgeführt durch britische Bomber des Typs Wellington statt. Es war eine oberfränkische Stadt, Münchberg, auf die die ersten Bomben in Bayern während des Zweiten Weltkrieges fielen. Oberfranken kam bei diesen RAF-Störangriffen noch relativ glimpflich davon. Die Luftkriegslage verschlimmerte sich aber zusehends, als die 8. USAAF 1943 begann, Rüstungszentren in Schweinfurt, Nürnberg und Regensburg zu bombardieren.

Die mit Ersatzabteilungen des Heeres besetzten Garnisonsstädte Bamberg, Coburg, Bayreuth und Hof/Saale wurden in jener Zeit noch als Ausweichziele in den Ziellisten der alliierten Bomberkommandos geführt. Die Garnisonen Amberg und Weiden und der Truppenübungsplatz Grafenwöhr rückten erst sehr spät in das Fadenkreuz der alliierten Bombenschützen. Notlandungen amerikanischer und deutscher Flugzeuge nach Luftkämpfen oder nach dem Beschuß durch die Flak häuften sich jedoch in den Monaten des Jahres 1943. Mitte 1944 erschienen US-Bomber des Typs B-17 und B-24 mit Begleitjägern über Nordbayern, die nicht nur die Bomber gegen die deutschen Jagdflugzeuge schützen, sondern auf Grund der alliierten Luftüberlegenheit auch bereits zu Tiefangriffen auf militärische Einrichtungen übergingen.

Ende 1944 und 1945, als die US-Luftstreitkräfte bereits von Basen auf dem Festland operieren konnten, nahmen diese Tiefangriffe der US-amerikanischen Kampfflugzeuge in Oberfranken und der Oberpfalz zu, und sie führten zu ersten Todesopfern auch unter der Zivilbevölkerung. In dieser Phase wurden auch die Flugplätze Adlholz und Rötz, die bereits vor dem Krieg angelegt worden waren, aktiviert.

In den letzten Kriegsmonaten versuchte man, sich mit den noch zur Verfügung stehenden Flugzeugen den amerikanischen Luftstreitkräften und Heereseinheiten entgegenzustellen. Im Zuge der Rückzugsbewegungen der Wehrmacht wurden vor allem Jagdflugzeuge des JG 300 als Jagdbomber, zweimotorige Kampfflugzeuge des Typs Ju 88 und Nahauklärer mit der Me 109 gegen die vorrückenden alliierten Heeresspitzen, die Artilleriebeobachtungsflugzeuge und US-Jabos eingesetzt.

In der Nacht oder während der Dämmerung stiegen die aus den Blitzkriegszeiten bekannte Stukas des Typs Ju 87 zu Nachtschlachteinsätzen auf. Die wenigen verbliebenen Flugzeuge wurden durch leichte Fla-Batterien unterstützt. Schwere Fla-Batterien gab es zu jener Zeit nur noch im Hof/Saale. Aus den übrigen oberfränkischen Städten waren diese Fla-Einheiten bereits an bedeutendere Schutzobjekte wie Raffinerien und Hydrierwerke verlegt worden.

Im Zuge des Rückzuges im Frühjahr 1945 brach auch die Infrastruktur der Luftraumüberwachung zusammen. Flugwachstützpunkte und Funkmeßstationen der Luftwaffe mußten in Oberfranken Zug um Zug aufgegeben werden. Die letzten Einsätze fochten Luftwaffensoldaten in Hohenberg a.d. Eger Seite an Seite mit versprengten Soldaten des Heeres. In anderen Fällen, wie in Bayreuth, ergaben sich die im Erdeinsatz nicht ausgebildeten Luftwaffenangehörigen den Truppen der US-Army.

Selbst unmittelbar nach oder kurz vor der Kapitulation gab es noch Flugbewegungen in Nordbayern. Luftwaffenangehörige versuchten, sich der Gefangenschaft durch die Rote Armee zu entziehen, und flogen mit den letzten flugfähigen Maschinen aus dem ehe-

maligen „Protektorat Böhmen und Mähren“ (Tschechische Republik) und Österreich nach Oberfranken und in die nördliche Oberpfalz.

Mit diesem Buch haben die Autoren ein Werk vorgelegt, das zahlreiche Leser ansprechen wird, die sich sowohl für die Heimatkunde und Regionalgeschichte Nordostbayerns interessieren als auch mehr über die Militärgeschichte des Zweiten Weltkrieges allgemein und darüber hinaus über Technik der Luftwaffe und der Alliierten Luftstreitkräfte wissen wollen.

Peter A. Siß

Schreibwerkstatt Wendelstein (Hrsg.): Spielzeugland – Vom Wiechergaul zur Playstation. Geschichten und Gedichte rund ums Spielen. Treuchtlingen (wek-Verlag) 2011, ISBN 978-3934145-82-5, Paperback, Format DIN A 5, 276 S., 202 Zeichnungen, 16,80 Euro.

Kinderspiele sind immer auch ein Spiegel der jeweiligen Kultur. Daß sich hier in den zurückliegenden fünf bis sechs Jahrzehnten ein enormer und struktureller Wandel vollzogen hat, ist allgemein bekannt. Daß sich heute noch die Generationen an den gleichen Spielen ergötzen (wie vielleicht früher), ist bestimmt vorbei. Ein flüchtiger Blick in moderne Kinderzimmer zeigt dies überdeutlich.

Anläßlich des 40jährigen Bestehens des Spielzeugmuseums in Nürnberg hat sich die Schreibwerkstatt Wendelstein unter der Leitung von Gudrun Vollmuth aufgemacht, von insgesamt 29 Autorinnen und Autoren der unterschiedlichsten Generationen die bunte Welt des Spielzeuges erkunden zu lassen. Dazu kommen noch Gastbeiträge von Mitgliedern der Neuen Gesellschaft für Literatur/Erlangen und vom Autorenverband Franken.

Vielfach geht in den nun in Buchform vorliegenden Texten der Blick zurück in Zeiten, als sich noch der „Brummkreisel“ drehte und der „Wiechergaul“ – also das Schaukelpferd – kindliche Begeisterung auslöste, Brettspiele beliebt waren und die Modelleisenbahn Kinderäugn glänzen ließ... Auch Holzkreisel und Kaufläden waren damals noch interessant und Mädchen begeisterten sich für Teddys,

Puppen und Kinderwagen... Heute haben diesen Platz oft schon längst die elektronischen Playstationen eingenommen.

Um auch die heutige Jugend in diesem Rahmen zu Wort kommen zu lassen, wurden 27 Schüler der Klasse 4 b der Waldorfschule Wendelstein in das Schreib-Projekt einbezogen. Sie wurden gebeten, phantasievolle Spontan-Geschichten zum rätselhaften "Mugnog" zu entwickeln.

Gudrun Vollmuth, die schon seit vielen Jahren mit unermüdlicher Begeisterung die Schreibwerkstatt Wendelstein leitet, publiziert die hier entstehenden Werke im wek-Verlag Walter E. Keller (Treuchtlingen). Der Band „Spielzeugland“ ist schon der 10. Titel, den dieser Verlag mit der Schreibwerkstatt Wendelstein gestaltet hat. Die auflockernden Illustrationen zu diesem recht umfangreichen Werk steuerte wiederum Frau Hortense Kurth aus Neumarkt/Opf. bei.

„Laßt euch die Kindheit nicht austreiben! ... Nur wer erwachsen wird und Kind bleibt, ist ein Mensch“, meinte einst Erich Kästner. Das Buch „Spielzeugland“ bietet eine riesige, in sich ungeheuer bunte und spannende Palette von Facetten rund um das unendlich weite Feld der Kindheit, also unseres Menschseins.

Walter Tausendpfund

Günter Dippold/Peter Bäumel: Der Landkreis Lichtenfels. Kulmbach (Fränkischer Tag Buchverlag) 2009, ISBN 978-3-936897-63-0, geb., 168 S., zahlr. SW- und Farabb., 24,95 Euro.

Bei einer vom Manager-Magazin in Auftrag gegebenen, europaweiten Standortanalyse schnitten Ende des Jahres 2009 die deutschen Wirtschaftsregionen sehr gut ab. Während der Landkreis München, Ingolstadt und die Stadt München europaweite Spitzenpositionen belegten, hielt sich auch Franken deutschlandweit unter den insgesamt 429 Landkreisen und kreisfreien Städten durchweg im oberen Drittel. Dabei lag der Landkreis Lichtenfels bundesweit an Platz 124 und stand damit an der Spitze der oberfränkischen Landkreise. Im europaweiten Ver-

gleich, bei dem 1.034 Regionen beziehungsweise 25 Standortfaktoren – darunter beispielsweise die demographische Entwicklung, die wirtschaftliche Dynamik, die Effizienz der Arbeitsmärkte als auch die Ballung an Wissen und an Wertschöpfung in der Hochtechnologie – verglichen und analysiert wurden, belegte der Landkreis Lichtenfels Platz 311, womit er sich im Vergleich gegenüber 2007 um 222 Plätze verbesserte.

Wer sich unterdessen ein konkretes Bild über den Landkreis Lichtenfels verschaffen möchte, kann dies in hervorragender Weise mit dem vorliegenden, von Bezirksheimatpfleger Prof. Dr. Günter Dippold und Peter Bäumel veröffentlichten Text-Bilder-Buch tun. Darin vorgestellt werden in sehr groben Zügen nicht nur die elf zum Kreis gehörenden Städte und Gemeinden, sondern auch die rund 1000jährige Geschichte von Herrschaft und Verwaltung sowie die kulturellen und landschaftlichen Kostbarkeiten des Landkreises wie Banz, Vierzehnheiligen, Kloster Langheim und der Staffelberg. Darauf hinaus finden sich interessante Ausführungen zur Korb-Industrie, zum Obermain und, wie könnte es anders sein, zum Bier als „Lebensnerv der Städte und dörflicher Genuß“.

Während der Historiker Günter Dippold, der wohl profundierte Kenner der Regionalgeschichte im Landkreis Lichtenfels, den Text erstellte, fertigte der Graphiker Peter Bäumel die brillanten Aufnahmen an, wobei er aus einem Fundus von rund 4.000 Aufnahmen für den vorliegenden Band 165 der schönsten auswählte. Das im DIN-A-4-Format gestaltete Landkreisbuch erscheint in dem zur „Mediengruppe Oberfranken“ gehörenden „Fränkischen Tag Buchverlag“ und wurde unter anderem in der zum Unternehmen gehörenden Tageszeitung „Fränkischer Tag“ eine Zeit lang regelmäßig wie folgt beworben: „Dieser Bildband liefert außergewöhnliche Photos von Peter Bäumel, Bezirksheimatpfleger Günter Dippold liefert den passenden Text dazu. Eine Liebeserklärung der beiden an das wunderschöne Obermain-Gebiet“.

Landrat Reinhard Leutner, der zu dem Buch ein Vorwort beigesteuert hat, war bei der Präsentation der Neuerscheinung im Landratsamt Lichtenfels so begeistert, daß er

sofort 500 Exemplare orderte, um damit Jubilaren und Gästen eine bleibende Freude zu bereiten. Wer nicht zu diesen Glücklichen gehört, muß für den gelungenen Band knapp 25 Euro hinlegen, eine Investition, die sich aber allemal lohnt.

Hubert Kolling

Herbert Woltering: Die Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber und ihre Herrschaft über die Landwehr. Inzingen
(Verlag Degener) 2010 (= Rothenburg-Franken-Edition, Band 4), 312 S., 4 Bildseiten, 17,80 Euro.

1987 war in der ehemaligen Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber die bayerische Landesausstellung „Reichsstädte in Franken“ zu sehen. Sie dokumentierte Charakteristika des „Reichsstädtischen“ der „bis dahin in der Forschung nicht umfassend bearbeiteten freien Reichsstädte“. Mit dem vorliegenden Forschungsbericht gibt es nun, zumindest für die ehemalige Reichsstadt Rothenburg, einen umfassenden und weitgespannten Forschungsbericht über Entwicklung, Blütezeit und Niedergang dieses im Mittelalter bedeutenden fränkischen Stadtstaates mit einer erstaunlichen territorialen Ausdehnung. In einem breiten thematischen Ansatz, mit vielen Einzelheiten und einer Fülle an dokumentarischen Belegen veranschaulicht die Arbeit das Wesen und Handeln dieser Stadt von Mitte des 13. Jahrhunderts bis nach dem Dreißigjährigen Krieg und, in einzelnen Aspekten, bis zum Ende der Freien Reichsstadt in der napoleonischen Zeit. Sie entstand als Dissertation an der Universität Münster im Jahr 1965 und wurde seinerzeit in zwei Teilen publiziert. Aufgrund großer Nachfrage ist jetzt dieser Nachdruck erschienen, in dem die zwei Teile nunmehr vereint sind.

Die Studie ist außerordentlich detailreich, was hier nur an einigen Beispielen verdeutlicht sei. Sie beleuchtet im historischen Ablauf zunächst, wie die Stadt ihr Hoheitsgebiet ins umliegende Land ausweitete und schließlich eine weitreichende Landesherrschaft über ihre „Landwehr“ ausübt. Neben den Prozessen dieser territorialen Machtausdehnung

werden auch die damit verbundenen vielfältigen Konflikte mit den umliegenden Herrschaften (wie den Markgrafen von Ansbach, den Hohenlohe usw.) angesprochen. Ebenso faktenreich läßt der Autor deutlich werden, wie sich trotz der hoheitlichen Zugehörigkeit des Raumes zu Rothenburg innerhalb dieses Gebietes die obrigkeitlichen Strukturen sehr verworren darstellten – ein Spiegelbild der zersplitterten fränkischen Kleinstaaten.

Die weiteren Kapitel behandeln den Aufbau und die Aufgaben der Verwaltung im Städtebereich bzw. in den ländlichen Gebieten sowie die Einflüsse der Stadt auf ihren ländlichen Herrschaftsbereich. Im Teil II folgen Abhandlungen über das Gerichtswesen in der Stadt und in den Landgebieten, über die Formen und Strukturen der örtlichen Selbstverwaltungen und über die Stellung und Pflichten der Untertanen, d.h., der Leibeigenen, Lehensbauern und eigenständigen Ackersleute im ländlichen Herrschaftsgebiet. Hochinteressant sind auch die Ausführungen über die Rothenburger Untertanen im Vergleich zu den Untertanen anderer Herrschaften, wobei zugleich gegenübergestellt wird, wie die städtische Aristokratie Rothenburgs und monarchische Herrschaften in der Nachbarschaft oder im übrigen Reich ihre Untertanen behandelten. Mit zahlreichen Beispielen wird belegt, daß die Bauern und Leibeigenen anderer Herrschaftsgebiete von Norddeutschland über Böhmen bis Österreich zumeist ein härteres Los hatten. Zum Schluß befaßt sich der Autor noch mit dem Mitte des 17. Jahrhunderts beginnenden Niedergang der Stadtherrschaft und des Gemeinwesens infolge vielfältiger Mißstände und konservativen Festhaltens am Hergebrachten, bis dann 1802 Bayern die Reichsstadt okkupierte.

Insgesamt bietet das Buch umfassende und instruktive Information zur Stadt- und Landesgeschichte. Es besticht sowohl durch die interessanten Einzelthemen sowie die Fülle der Daten und dokumentarischen Quellen, als auch durch die Mitteilungen „zwischen den Zeilen“. Mittelbar erschließt sich sehr viel Information über das Entstehen der deutschen Stadt und des Bürgertums oder des Unterschieds zwischen den Einwohnern einer Stadt und den „unfreien“ Bewohnern des

Landes. Es relativieren sich aber auch so manche in der Literatur oft vorzufindende Feststellungen wie „*die Stadtluft mache frei*“ oder „*die mittelalterliche Stadt sei die ureigene Schöpfung des Bürgers*“. Das betrifft wohl auch die Behauptung des Chronisten einer der benachbarten kleinen Reichsstädte Frankens, daß in seinem Ort „*sowie in den 60 anderen alten Reichsstädten ... einmal wenigstens ein Optimum der Menschheit erreicht worden*“ sei.

Alexander von Papp

August Schenk: Der Klausstein in der Fränkischen Schweiz. Ort einer Vision.
Erlangen (Verlag Palm & Enke) 2011, ISBN 978-3-7896-1700-3, 19,80 Euro.

Ein paar Jahrzehnte, nachdem das 12. Jahrhundert begonnen hatte, schrieb ein ehemaliger „minister“ des berühmten Bamberger Bischofs Otto I., des Pommernmissionars, eine seltsame Geschichte auf. Ein gewisser Heinrich von Ahorn sei, da er das Gelöbnis einer Wallfahrt zum heiligen Jakobus von Compostela nicht erfüllt habe, auf das Krankenbett niedergeworfen worden. Hier empfing er eine Vision, die er, nachdem er plötzlich und wunderbar geheilt worden sei, dem Schreiber getreulich mitgeteilt habe: er sei von einem Greis durch die Hölle geleitet worden, er habe dort einige ihm bekannte Sünder getroffen, die ihm genaue Anweisungen gaben, etwa in Bezug auf ein Opfer, das man, um einem wahnsinnigen Sohn zur Gesundung zu helfen, am Nikolausaltar der Burgkapelle von Burg Ahorn zu entrichten habe.

Es gibt nur sehr wenige Visionstexte des Mittelalters, die so eindeutig mit dem heutigen Oberfranken zu tun haben wie jener des Heinrich von Ahorn. Im 13. Jahrhundert hat man diesen Text – eine auf dem Wunderglauben basierende politische Tendenzschrift – mindestens einmal abgeschrieben; diesen Text mit einer genauen Übersetzung und Analyse des merkwürdigen Falles einer Jenseitsreise hat nun der ehemalige Lehrer August Schenk im Palm & Enke-Verlag veröffentlicht, der für seine sorgfältig konzipierten und gestalteten Bände bekannt ist. Wie die enge

Heimatkunde und weite Kulturgeschichte ineinander übergehen, das belegt auch dieser Band, der den Visionstext mit all seinen historischen Hintergründen beleuchtet. Der Vergleich mit der literarischen Jenseitswanderung Dantes hinkt zwar, aber hier wie dort wollten die Autoren auf jeweils aktuelle Mißstände hinweisen. Für die Ortsgeschichte spannend ist die Erwähnung jenes ehemaligen Altars in der heutigen Klaussteinkapelle, die eine detaillierte archäologische Betrachtung erfährt.

Leider hat man bei der letzten großen Renovierung die hochmittelalterlichen Reste von Fresken wieder verschwinden lassen; die Monographie über die baugeschichtlich bedeutende Kapelle und den Visionsbericht macht offenbar, was hinter einer Putzschicht verschwand: daß sich vor rund 900 Jahren auch auf Burg Ahorn mentalitätsgeschichtlich interessante Dinge begaben. Der sehr genau gedeutete Text des anonymen Schreibers verrät uns eine Menge über den Wunderglauben und die kirchenpolitischen Maßnahmen, mit denen sich der Klerus gegen die Übergriffe des räuberischen Adels aus den Nester in der heutigen Fränkischen Schweiz zu erwehren suchte. Außerdem macht er Lust, sich wieder einmal zur kleinen, aber kulturhistorisch wertvollen Kapelle zu begeben.

Frank Piontek

Sabrina Steinmetz: „Jüdische Kultusgemeinde Unterleinach – unsere vergessenen Bürgerinnen und Bürger. Leinach 2008.

Auf dem Gebiete des heutigen Regierungsbezirks Unterfranken gab es schon immer die meisten jüdischen Kultusgemeinden in Bayern: bereits im Mittelalter wurden viele durch Pogrome und Vertreibungen ausgelöscht, es entstanden aber auch wieder neue. Aber nicht nur durch Gewalt oder staatliche Erlasse verschwanden Gemeinden – manche lösten sich auch ganz einfach durch den Wegzug der Mitglieder von alleine auf. Dieses Schicksal widerfuhr auch der Jüdischen Kultusgemeinde Unterleinach, die ungefähr vom 18. Jahrhundert (möglicherweise auch schon früher, denn bereits 1421 werden Juden in

Unterleinach urkundlich erwähnt) bis zum Jahre 1885 existierte.

Zeitungsauftrag über „Stolpersteine“ in Würzburg hatten das Interesse der in Unterleinach – heute Leinach – wohnenden Abiturientin Sabrina Steinmetz geweckt, auch in ihrem Heimatort nach Spuren jüdischen Lebens zu suchen. In der Ortschronik aus dem Jahre 1999 von Christine Demel wurde sie fündig. So entschloß sie sich, eine Facharbeit in Geschichte mit dem Thema „Jüdische Kultusgemeinde in Unterleinach“ zu erstellen. Das Ergebnis ihrer Forschungsarbeit ist eine erstaunliche Dokumentation.

Eingeleitet wird die Arbeit mit einer detaillierten Inhaltsübersicht, der sich ein erstes kurzes Kapitel anschließt, in welchem die Autorin darlegt, wie sie zu dem Thema ihrer Facharbeit gelangt ist und unter welchen erschwerenden Bedingungen sie bei der Spurenrecherche für die Dokumentation vorgehen mußte.

Ein weiterer ausführlicher Abschnitt beschäftigt sich mit dem Leben der Landjuden in Mainfranken: hier kann man viele interessante Details über die rechtlichen Beschränkungen (Schutzbücher – Judenregal, Matrikelparagraphen und Probleme bei der Annahme von Familiennamen), die erwerbswirtschaftlichen Beeinträchtigungen und über den gesellschaftlichen Status der Juden (Außenseitertum, Selbstisolierung und antisemitische Gerüchte und Klischees) erfahren.

Der dritte große Teil der Arbeit ist der Spurenrecherche im heutigen Leinach gewidmet: Sabrina Steinmetz dokumentiert sehr anschaulich alles Wissenswerte über die 1815 erbaute Synagoge, die nach dem Wegzug der jüdischen Bevölkerung aus dem Ort mehrfach den Besitzer wechselte. Obwohl sie 1988 als Bauwerk noch fast vollständig erhalten war (alle Fenster und Türen waren erhalten, ebenso die Nische des Ahron Hakodesch und eine verputzte Fläche links der Eingangstür, möglicherweise ein Chuppastein) wurde sie 1991/92 abgerissen. Auch die Mikwe, ursprünglich eine mittelalterliche Badstube, die 1745 von Caspar Freudenberger als jüdisches Ritualbad erworben wurde und ab 1911 der Gemeinde Unterleinach als Wasserwerk

diente, wird ausführlich in Wort und Bild dargestellt. Beschrieben werden ferner die Schulverhältnisse, die Lage der ehemaligen jüdischen Häuser im Ort (mit Ortsplan und Lagebezeichnung ehemaliger jüdischer Häuser) sowie die Beerdigungskultur (die Juden von Unterleinach beerdigten ihre Toten auf dem jüdischen Friedhof von Laudenbach bei Karlstadt). Besonders interessant ist die Auswertung amtlicher Register von 1421 bis 1876: Gült- und Zinsbücher, besonders aber die kompletten Geburts- (1811–1876), Sterbe- (1811–1873) und Trauregister (1812–1873).

Ein viertes Kapitel der Arbeit befaßt sich mit der aus Unterleinach stammenden Familie Freudenberger. Sehr einfühlsam berichtet Sabrina Steinmetz über das Leben der Familie vor dem Dritten Reich, die erfolgreichen Bemühungen der Eltern, alle ihre acht Kinder aus NS-Deutschland in Sicherheit zu bringen, und schließlich den Tod von Richard Freudenberger s.A. 1941 im KZ Dachau und den seiner Frau Gutta s.A. 1942 im Vernichtungslager Auschwitz.

In einem letzten Abschnitt erklärt die Autorin nach einem kurzen Rückblick über ihr Werk die Absicht, bei den Behörden ihres Heimatortes einen Antrag zu stellen, damit diese in irgendeiner Form – z.B. als „Stolperstein“ – auf dem neu geschaffenen Platz des Ortes an die jüdische Geschichte der Gemeinde erinnern. Ein ausführlicher Anhang – bestehend aus Literatur- und Quellenverzeichnis, mehreren transkribierten Originalurkunden aus dem Leben der Juden in Unterleinach sowie aus einigen Photokopien runden diese in der Tat sehr eindrucksvolle Dokumentation harmonisch ab.

Es wundert nicht, daß die Arbeit im Gutachten des Friedrich-Koenig-Gymnasiums Würzburg mit der Höchstpunktzahl und der Note „sehr gut“ beurteilt wurde. Die Autorin erhielt für ihre hervorragende Facharbeit auch den Preis des Jahres 2008 des Vereins der Freunde des Friedrich-Koenig-Gymnasiums Würzburg und den Sonderpreis der Bayerischen Einigung e.V. sowie der Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e.V.

Mit ihrer Dokumentation hat Sabrina Steinmetz nicht nur eine hervorragende Facharbeit erstellt. Sie hat darüber hinaus auch die vor

weit über einem Jahrhundert aufgelöste jüdische Kultusgemeinde Unterleinach dem dauernden Vergessen entrissen und ihr ein bleibendes Denkmal gesetzt. Dafür gebührt ihr tiefer Dank und höchste Anerkennung.

Israel Schwierz

Hans-Peter Süss: Jüdische Archäologie im nördlichen Bayern, Franken und Oberpfalz. Arbeiten zur Archäologie Süddeutschlands. Band 25. Büchenbach (Verlag Dr. Faustus) 2010, ISBN 3-933474-69-8, 39.—Euro.

Zum Jahresende 2010 veröffentlichte Dr. Hans-Peter Süss im Verlag Dr. Faustus in Büchenbach den Band 25 der Arbeiten zur Archäologie Süddeutschlands „Jüdische Archäologie in nördlichen Bayern“ aus den drei fränkischen Regierungsbezirken und der Oberpfalz. Mit der Herausgabe dieser sehr schönen Dokumentation wurde eine weitere Lücke in der wissenschaftlichen Erforschung der jüdischen Archäologie Bayerns geschlossen.

Nach einem Vorwort und einem Dank an alle, die ihm bei der Konzipierung der Arbeit behilflich waren sowie einem kurzen Vorwort befaßt sich der Autor der Dokumentation im ersten Kapitel sehr eindrucksvoll mit der Geschichte der Juden im nördlichen Bayern. Alle wichtigen Daten und Ereignisse der jüdischen Geschichte der Region werden übersichtlich dargestellt und erläutert.

Der zweite Teil des Werkes hat die jüdischen Kulteinrichtungen – Synagogen, Ritualbäder (Mikwaot), Genisot und die jüdischen Friedhöfe – zum Inhalt. Sie werden nicht nur genau beschrieben, sondern auch durch sehr schöne Photos recht anschaulich illustriert.

Dem dritten Kapitel kann der interessierte Leser und Betrachter äußerst interessante Informationen über die jüdische Archäologie – den Begriff, die Geschichte, den Forschungs- und Literaturstand entnehmen. Vielen wird beim Lesen der sehr spannend geschriebenen Erläuterungen des Themas erst richtig klar, wie wenig doch davon der breiten Öffentlichkeit bekannt ist.

Im vierten Teil der Dokumentation – es ist auch ihr Hauptteil – werden die Untersuchungen in alphabetischer Reihenfolge der Orte beschrieben. Hier wurden vom Verfasser die archäologischen Ausgrabungen, Sondagen sowie Projekte der Bauarchäologie und der Bauforschung – dazu gehören auch die Genisa-Funde – ausgewählt. Es ist schon erstaunlich, in welchen und in wie vielen Orten jüdische Archäologie zu finden ist: zu den 35 in der Dokumentation beschriebenen Ortschaften gehören neben den großen Städten Ansbach, Bamberg, Nürnberg, Regensburg und Würzburg sowie den Kreisstädten Forchheim, Fürth, Kronach, Kulmbach, Miltenberg, Neumarkt/Oberpfalz, Roth und Schwabach auch durchaus kleinere Orte wie Altenstein, Cronheim, Ermreuth, Kirchheim, Memmelsdorf, Pretzfeld, Schnaittach, Urspingen und Veitshöchheim, in allen vier nördlichen bayerischen Regierungsbezirken, um nur einige exemplarisch zu nennen.

In einem fünften Kapitel werden die Ergebnisse der archäologischen Forschungsarbeit, die kaum mehr als die letzten 25 Jahre umfaßt, sehr anschaulich dargestellt. Dazu trägt auch eine genaue Zeittafel der archäologischen Aktivitäten von 1985/86 bis 2007 bei.

Ein Verzeichnis der jüdischen Museen und erhaltenen jüdischen Baudenkmäler, ein Glossar der hebräischen bzw. jüdischen Ausdrücke, ein sehr übersichtliches und umfangreiches Literaturverzeichnis sowie ein genauer Abbildungsnachweis runden diese in der Tat einmalige und sehr schöne Dokumentation harmonisch ab.

Dr. Hans-Peter Süss ist es gelungen, ein für viele Menschen eigentlich nicht sehr interessantes Thema spannend und anschaulich darzustellen. Hinzu kommt, daß die Dokumentation durch sehr gute photographische Darstellungen auch sehr schön gestaltet ist. Dafür gebührt ihm und allen, die ihm bei der Erstellung dieses bedeutenden Werkes behilflich waren Dank und Anerkennung aller, denen die jüdische Geschichte Bayerns wichtig ist.

Israel Schwierz

Robert Unterburger: Geschichtliche Spaziergänge zu den Orten des Landkreises Roth – Band 2: Allersberg.

Allersberg 2009, 348 S., Format: 21 cm x 15 cm, EUR 19,90; zu beziehen beim Autor (Johannisstr. 8, 90584 Allersberg; Tel.: 09176-1817; Mail: unterburger-allersberg@t-online.de).

Es ist schon einige Zeit her, daß Robert Unterburger den zweiten Band seiner „Geschichtlichen Spaziergänge zu den Orten des Landkreises Roth“ im Selbstverlag veröffentlicht hat. Mit 348 Seiten ist er wesentlich umfangreicher ausgefallen als der ebenfalls im *FRANKENLAND* (Heft 4, August 2010) besprochene Band 1, was vielleicht daran liegt, daß die Marktgemeinde Allersberg die Wahlheimat des Autors darstellt.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen widmet sich Robert Unterburger auf den ersten knapp 60 Seiten der Geschichte des leonischen Drahtzugs in Allersberg, die eng mit den Familien Heckel und Gilardi verknüpft ist. Die Häuser dieser beiden Familien prägen bis heute den Marktplatz des Ortes. Sehr detailliert werden die Leistungen der verschiedenen Generationen beim Aufbau und Betreiben der Drahtproduktion, aber auch deren Niedergang beschrieben.

Die Darstellung der Allersberger Kirchen,

ihrer Baugeschichte, der in ihnen zu findenden Kunstwerke, die durchaus Beachtung verdienen, und der in ihnen tätig gewordenen Künstler nimmt breiten Raum in dem Buch ein (S.58–283). Sehr deutlich wird dabei, daß es mit der Errichtung einer Kirche noch lange nicht getan ist; denn in der Regel müssen die nachfolgenden Generationen ein Vielfaches der Baukosten aufwenden, um die Bauwerke zu erhalten, zu renovieren oder sie nach Zerstörungen im Krieg wiederherzustellen.

Betrachtungen über einige Einzelanwesen (z.B. Altes Spital, Gilardihaus), über zwei Kriegerdenkmäler, über die Allersberger Schulgeschichte und ein sehr persönlich gehaltener Blick des Autors auf seine Heimatgemeinde runden das Buch ab.

Wie schon der erste Band der Reihe eignet sich auch dieses Werk zum Nachschlagen sowie als Informationsquelle vor Ort, so daß man mit dem reich und durchweg farbig bebilderten Buch auch auf eigene Faust den Markt Allersberg erkunden kann. Wer dies unternimmt, wird schnell feststellen, daß Allersberg weit mehr zu bieten hat als einen Autobahnanschluß und einen Bahnhof an der ICE-Strecke zwischen Nürnberg und München.

Bernhard Wickl

Bericht über den 83. Bundestag des FRANKENBUNDES am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Am 12. Mai 2012 fand der 83. Bundestag des Frankenbundes unter den Auswirkungen der Eisheiligen bei recht kühlem und windigem Wetter in Hilpoltstein statt. Auf Einladung der Gruppe Nürnberg traf sich der FRANKENBUND zum ersten Mal in dieser malerischen Stadt im mittelfränkischen Kreis Roth. Die Gruppenvorsitzenden Hans Wörlein und Dr. Bernhard Wickl hatten sich mit der eifriger Unterstützung von Frau Irmgard Prommersberger, Mitarbeiterin im Landratsamt Roth, und Herrn Willi Baier, Vorsitzender des Museums- und Heimatvereins Hilpoltstein e.V., zusammen mit einigen guten Geistern sehr für das Gelingen unserer Veranstaltung eingesetzt. Dank dieses Engagements konnte sich sowohl der Festakt im „Freyers Keller“ am Burganger als auch die nachmit-

tägliche Delegiertenversammlung im Gasthof „Zum Schwarzen Roß“ zu einer sehr gelungenen Veranstaltung gestalten.

Nach dem traditionellen Begrüßungsfrühstück im Haus des Gastes, dem ehemaligen Getreidekasten in der Vorburg der Burgruine Hilpoltstein, wo auch eine von Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof vorbereitete Ausstellung über „Zeitgemäße Trachtenmode“ zu besichtigen war, begab sich die Corona schließlich um 10 Uhr in den „Freyers Keller“ zum Festakt. Dessen schwungvolle musikalische Umrahmung hatte die Jahrsdorfer Blaskapelle unter der Leitung von Herrn Walter Landkammer übernommen.

Die Reihen waren mit zahlreichen Ehrengästen und Bundesfreunden gut besetzt. Zu



Abb. 1: Die Jahrsdorfer Blaskapelle unter der Leitung von Herrn Walter Landkammer begrüßt die Teilnehmer des Festaktes im „Freyers Keller“ musikalisch. In der ersten Reihe v.l.n.r.: Bürgermeister Markus Mahl, 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer, Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen, Stellvertretende Bundesvorsitzende Annette Schäfer M.A.

Photo: Alois Hornung

Beginn begrüßte der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, die zum Bundestag erschienenen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, darunter vor allem den Landrat des Landkreises Roth, Herrn Herbert Eckstein und den Bürgermeister der Stadt Hilpoltstein, Herrn Markus Mahl, und hieß sie herzlich willkommen. Beide gaben sich anschließend auch die Ehre eines Grußwortes, wobei vor allem Landrat Eckstein sich zur Freude der Zuhörer als prononziert Franke zu erkennen gab. Nachdem weitere Ehrengäste aus Politik und öffentlichem Leben sowie alle zum Teil weit angereisten FRANKENBUND-Mitglieder begrüßt waren, ergriff Dr. Beinhofer die Gelegenheit, in seiner Ansprache die Bedeutung der Denkmalpflege für den Erhalt, die Entwicklung und Charakteristik unserer fränkischen Heimat deutlich hervorzuheben. Wörtlich führte er aus:

„Hilpoltstein – für den flüchtigen Zeitgenossen vielleicht nur eine Autobahnabfahrt auf der Autobahn A 7 – für den kulturell und kunstgeschichtlich Interessierten ein Kleinod fränkisch-mittelalterlicher Stadtbaukunst mit einem ungewöhnlich geschlossenem Bestand an Fachwerkbauten, überragt von der Burg (Ruine) des Ortsnamen gebenden Rittergeschlechtes derer von Stein und einem noch weithin ungestörten Weichbild – ein idealer Ort und eine anregende Umgebung, in der wir uns zu befruchtender Beratung und Gedankenaustausch im Rahmen unseres 83. Bundestages zusammengefunden haben. Für die liebenswürdige Begrüßung in Ihrer Stadt, sehr geehrter Herr Bürgermeister Mahl, und die freundliche Aufnahme möchte ich mich bereits jetzt sehr herzlich bedanken – so willkommen geheißen zu werden, befügelt die gemeinsame Arbeit und lässt die Vorfreude auf ein Kennenlernen von Hilpoltstein mit seinem historischen Ambiente und den gastfreundlichen Menschen wachsen.“

Ein wichtiges Indiz für die Einstellung der Bürgerinnen und Bürger zu ihrem historischen Erbe und zu ihrer kulturellen Identität stellt die Verantwortung für den Denkmalbestand vor Ort dar: Dort, wo die Menschen sich um die Erhaltung ihrer ererbten Bausubstanz kümmern und im Zusammenwirken

mit der Kommune und amtlicher Denkmalpflege ein Ortsbild bewahren, ist ein Bewußtsein für die eigene Geschichtlichkeit vorhanden. Denn wer sich um die historische Bausubstanz seines Lebensumfelds kümmert und damit die Unverwechselbarkeit seines Wohnortes fördert, bekämpft die mit übertriebener Modernisierung verbundene Verödung und Gleichmacherei unserer gebauten Umwelt. Er nutzt die Chance zur Identifizierung mit dem eigenen historischen Erbe und zum einmaligen Profil der eigenen Heimat. Denkmalbewußtsein der Menschen bedeutet häufig den ersten Schritt hin zu einem Geschichtsbewußtsein für die eigene Region – ganz im Sinne des bekannten Satzes von Sir Alec Guinness, der Denkmäler als ‚gefrorene Geschichte‘ bezeichnete.“

Mit kaum einem anderen Anliegen gelingt es, Menschen für das historische Gewordensein des eigenen Ortes empfänglicher zu machen als mit dem Eintreten für ein gefährdetes (Bau-)Denkmal. Baudenkmäler bilden die für die Menschen zuvorderst erfahrbaren Zeugnisse der historischen Entwicklung ihrer Umgebung und stellen Identifikationsobjekte heimatgeschichtlichen Bewußtseins dar. Denn erst die anschauliche Erfahrbarkeit des heimatlichen Raumes mit Denkmälern als Zeichen der Regionalkultur lässt für den Menschen die Umgebung zu einem Kulturraum werden und ermöglicht Identitätsbildung und Wege für ein kommunikatives Miteinander.

Dabei ist es wichtig zu beachten, daß die professionelle Denkmalpflege ein Denkmal heute nicht mehr nur als Einzelobjekt in seiner künstlerischen Bedeutung sieht, sondern als Teil einer geschichtlich geprägten Landschaft, als ein Element, das aus der Zugehörigkeit zu diesem historisch-räumlichen Umfeld erst seine spezifische Bedeutung erhält. Das Interesse gilt nicht mehr nur in erster Linie dem kunsthistorisch bedeutsamen Schloß oder einer Kirche als Mittelpunkt im historischen Stadtgefüge. Auch ein schlichtes Bürgerhaus oder ein einfaches bäuerliches Anwesen ebenso wie bauliche Zeugnisse des Handwerks und der Technikgeschichte können Denkmaleigenschaft haben. Hierbei ist entscheidend, ob an ihnen Geschichte exemplarisch deutlich wird.“

Daraus folgt, daß Denkmalpflege heute schon aus ihrem erweiterten Ansatz heraus vielfältiges Wissen und verschiedene Disziplinen einbinden muß. Darüber hinaus bedarf Denkmalpflege in ihrer sozialen Dimension einer möglichst weit gefaßten Einbindung von Interessierten aus allen Teilen der Gesellschaft. Die Verantwortung für das baulich-kulturelle Erbe ist eben nicht nur ein Anliegen der öffentlichen Hand mit ihrer unbestritten notwendigen fachlichen Denkmalpflege, sondern gebietet eine Partnerschaft aller an Fragen der Denkmalpflege und des Städtebaus interessierten Persönlichkeiten.

Denkmalpflege geht uns alle an. Sie hilft uns, vergangene Zeiten für unsere heutige Zeit verständlich zu machen. Sie schafft schließlich auch Geborgenheit und Heimatgefühl. Durch Erhaltung des historischen Erbes bewahren wir uns und unseren Nachkommen ein erlebbares Geschichtsbild. Wir finden Einblicke in die Lebens- und Arbeitsbedingungen früherer Epochen.

Wer den historischen Wert alter Gebäude und Gegenstände erkennen und sie aufgrund dieser Erkenntnisse fachgerecht instandsetzen will, muß sich mit ihrem geschichtlichen Werdegang befassen. Die geschichtliche Erforschung der Denkmäler bietet deshalb – zusammen mit der Sicherung und Erhaltung des historischen Erbes – einen der wichtigsten Teilbereiche heutiger Denkmalpflege.

Dies ist geradezu vorbildhaft hier in Hilpoltstein geschehen. Auf Privatiniziative der Eheleute Walter und Ursula Mehl konnte die Siedlungsgeschichte des Schwarzen Rosses umfangreich erschlossen werden. Der Festredner des heutigen Tages, Herr Dr. Martin Ruf, hat über sieben Jahre an den Grabungsarbeiten teilgenommen und die Funde wissenschaftlich aufgearbeitet. Von den Ergebnissen dieses Projektes handelt sein Vortrag, den wir gleich hören werden.

Dies bedeutet allerdings nicht, daß Denkmalschutz und Denkmalpflege nur in die Vergangenheit zurückzuschauen soll. Vielmehr ist es ihre Aufgabe, die Geschichte für die Gegenwart zwar anschaulich zu machen, dabei aber die Nutzung dieses Erbes für Gegenwart und Zukunft nicht aus den Augen zu verlieren.

Der Einsatz für das bauliche Erbe unserer Vergangenheit ist auch eine wichtige Aufgabe für unsere Heimat- und Geschichtsvereine. Hier sehe ich gerade für den Frankenbund noch Möglichkeiten verstärkten Engagements. Erinnern wir uns daran, daß das Bewahren und Schützen unserer geschichtlich gewachsenen Umwelt eine der Wurzeln für die Entstehung der Heimat- und Geschichtsvereine am Ende des 19. Jahrhunderts bildete. Auch Dr. Peter Schneider, der den Frankenbund im Jahr 1920 gründete, maß dem Eintreten für den denkmalpflegerischen Schatz unserer fränkischen Städte, Dörfer und Fluren zur Bewahrung der Weiterentwicklung eines echten Heimatgefühles überragende Bedeutung zu.

Heute gehört der Einsatz für den Denkmalschutz zu den in der Satzung festgeschriebenen Aufgaben des Frankenbundes. Dieses Ziel wird in den einzelnen Frankenbund-Gruppen aktuell in ganz unterschiedlicher Weise realisiert. Ich möchte pars pro toto auf zwei Beispiele aus der hiesigen Region hinweisen:

In Tauchersreuth, einem Stadtteil von Lauf an der Pegnitz, befindet sich an markanter Stelle ein hölzerner Wasserturm, der Anfang des letzten Jahrhunderts als Teil einer historischen Wasserversorgungsanlage errichtet worden ist. Im Jahr 1976 wurde die Anlage stillgelegt. Auf Initiative der Frankenbund-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ unter ihrem damaligen Vorsitzenden Wilhelm Barthel wurde das Bauwerk als Denkmal der Technikgeschichte in die Denkmalliste eingetragen. Mit Zuschüssen und dank erheblicher Eigenleistungen des Vereins konnte die Sanierung im Jahr 1987 abgeschlossen werden. Noch heute wird diese historische Wasserversorgungsanlage von der Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ betreut, die alljährlich rund um das Denkmal ein Fest veranstaltet, um die Anlage im Bewußtsein der Bevölkerung lebendig zu halten.

Auch die Frankenbund-Gruppe Weißenburg hat sich um den Denkmalschutz verdient gemacht. Hier ist es das Flachsprechhaus in Göhren, einem Ortsteil von Pappenheim, das vom Verfall bedroht war. Es war der damalige Vorsitzende der Gruppe Weißenburg, der Kreisheimatpfleger Gustav Mödl, der den An-

stoß zur Instandsetzung dieses heute nur noch selten anzutreffenden Exemplars eines Brechhauses gab. Im Jahr 2008 konnte schließlich mit dem Einbau eines nach alten Plänen errichteten Backofens die Außen- und Innenrestaurierung des Hauses abgeschlossen werden, an der all die Jahre Mitglieder der Gruppe Weißenburg tatkräftig mitgeholfen haben. Seit der Einweihung wird dieses Gebäude vielfältig genutzt.

In anderer Weise engagierte sich diese Gruppe, als bei Bauarbeiten in Weißenburg Gräber aus der Merowingerzeit gefunden wurden. Für eine sachgerechte Restaurierung von Grabinhalten spendete der Verein eine hohe Geldsumme unter der Auflage, daß die restaurierten Gegenstände in Weißenburg verbleiben.

Auch für die heutige Zeit gilt also: Der Frankenbund verfügt in seinen Reihen über Männer und Frauen, die mit hohem Wissen und Können aktiv das hauptamtliche Tun der Mitarbeiter der staatlichen Denkmalpflege unterstützen und fördern können. Auch für die Kommunen, die nach Art. 141 Abs. 2 der Bayerischen Verfassung eine besondere Verantwortung für die Denkmalpflege in ihrem Gebiet tragen, stehen sie als ehrenamtliche Fachleute mit Rat und Tat zur Seite.

In diesem Zusammenhang kommt den Heimat- und Geschichtsvereinen – ich spreche hier für den Frankenbund im besonderen – jedoch nicht nur eine Beraterrolle zu. Vielmehr stellen sie auch das ‚mahnende Gewissen‘ für all diejenigen dar, die Denkmäler leichtfertig vordergründigen kommerziellen Interessen oder sonstigen als alternativlos vorgeschenbten Motiven opfern wollen – manche Beispiele gerade für das Versagen einzelner Kommunen auf diesem Gebiet wurden in letzter Zeit in den Medien häufiger publiziert. Ich erachte es für richtig, wenn sich auch die Gruppen des Frankenbundes künftig stärker in dieser Hinsicht engagieren.

Gefährdungen für das Überleben unseres Denkmalbestandes gehen aber nicht nur von überzogenen kommerziellen Interessen aus. Zu einer der größten Bedrohungen für ihren Erhalt wächst sich die demographische Entwicklung aus, die ganze Regionen auch in

Franken bereits erfaßt hat und noch stärker erfassen wird: Sterben mit den alten Menschen die Bewohner denkmalgeschützter Häuser weg und ziehen keine Jungen nach, wird aus Leerstand einzelner Gebäude bald die Verödung einer ganzen Ortschaft. Auch wenn es dagegen kein Patentrezept gibt, erwachsen doch in vielen betroffenen Städten und Gemeinden einzelne Initiativen, die sich dagegen stemmen. Hier erachte ich es ebenfalls für wichtig, daß sich der Frankenbund dieser Fragen annimmt und möchte daher in unseren Reihen hierzu eine vertiefte Diskussion anstoßen. Die Kompetenz der Heimat- und Geschichtsvereine kann in jedem Fall einen Baustein für eine Problemlösung liefern.“

Nach den Grußworten des Landrats und Bürgermeisters sowie von Herrn Dr. Bernhard Wickl, dem 2. Vorsitzenden der Nürnberger Gruppe, die ja nach Hilpoltstein eingeladen hatte, folgte nun der Festvortrag von Herrn Dr. Martin Ruf. Er beschäftigte sich mit der „Siedlungsgeschichte des Schwarzen Rosses in Hilpoltstein vom Frühmittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg“ und zeichnete darin die vielgestaltige und wechselhafte Geschichte eines der markantesten Gebäude der Stadt anschaulich nach. Nebenbei bemerkt ist es vorgesehen, den Text dieses Vortrages in einem der kommenden Hefte des FRANKEN-LANDES auch unseren Lesern zugänglich zu machen. In ihrem obligatorischen Schlußwort dankte schließlich die Stellvertretende Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Frau Annette Schäfer M.A., nochmals allen Beteiligten sowie den Organisatoren humorvoll und herzlich für ihr Engagement und beendete die Festsitzung des 83. Bundestages.

Nach der Mittagspause, die die Gäste und Delegierten des Bundestages im geschmackvoll restaurierten Gasthof „Zum Schwarzen Roß“ zusammenführte, erläuterte der in historischem Kostüm erschienene „Burgvogt von Hilpoltstein“ alias Stefan Ehrenfried bei einer Führung die Geschichte und Schönheiten der Stadt. Außer dem „Schwarzen Roß“, dem Rathaus und der „Residenz“ erläuterte er besonders das Wahrzeichen von Hilpoltstein, die Ruine Butiglerstein, und beendete schließlich den Rundgang mit einer Visite in der katholischen Pfarrkirche St. Johannes der Täu-



Abb. 2: Der „Burgvogt“ begann seine Stadtführung für die Delegierten im Innenhof des „Schwarzen Rosses“.
Photo: Alois Hornung.

fer. Während sich anschließend die Delegierten zur Sitzung in den Gasthof „Zum Schwarzen Roß“ begaben, konnten die nicht delegierten Frankenbündler das Museum im Rückgebäude des „Schwarzen Rosses“ mit Ausstellungen zu den Themen „Altes Handwerk am Bau, Stadtgeschichte oder Brauen“ besichtigen. Das Besitzer-Ehepaar Walter und Ursula Mehl führte auch auf Wunsch durch die mittelalterlichen Gewölbe ihres Anwesens.

Zu Beginn der Delegiertenversammlung im Saal des Gasthauses „Zum Schwarzen Roß“ gab der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer den Jahresbericht der Bundesleitung für 2011 ab, der auf allgemeine Zustimmung stieß. Auch der Kassenbericht bzw. der Kassenprüfungsbericht wurden zustimmend zur Kenntnis genommen. Nachdem sich alles in bester Ordnung befand, wurden die Bundesleitung und der Kassier einstimmig entlastet.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes in diesem Sommer und Herbst sowie im kommenden Jahr 2013. Am 1. Juni 2012 findet

zum zweiten Mal eine Regionaltagung „(Burgen-)Landschaft am Main“ statt, die mit einer Schiffahrt, Vorträgen und Besichtigungen sehr interessant zu werden verspricht. Für den 29. September 2012 ist der 2. Fränkische Thementag in Heilsbronn zum Thema „Klöster in Franken“ geplant. Am 20. Oktober dieses Jahres lädt dann der Historische Verein Karlstadt e.V. zur 65. Bundesbeiratstagung in seine schmucke Fachwerkperle ein.

Zu der auf der letztjährigen Bundesbeiratstagung angeregten Veränderung der Veranstaltungen des Gesamtbundes hatte die Bundesgeschäftsstelle eine Umfrage durchgeführt, die eine Mehrheit für die avisierte Neuordnung ergab. So wird künftig der Bundesbeirat im Frühjahr als Tagung zur Vertiefung inhaltlicher Fragestellungen innerhalb des FRANKENBUNDES abgehalten. Für nächstes Jahr wurde ein Termin Anfang/Mitte Juni 2013 in Schweinfurt ins Auge gefaßt. Das heißt aber auch, daß künftig die Bundestage im Herbst des Jahres stattfinden werden. Sie sollen weiter in altbewährter Form mit Festakt und Delegiertenversammlung durchgeführt werden, wobei jetzt auch der früher auf der Bundes-



Abb. 3: Blick in den großen Saal des „Schwarzen Rosses“ während der Delegiertenversammlung des 83. Bundestages.
Photo: Alois Hornung.

beiratstagung verliehene Kulturpreis des FRANKENBUNDES auf ihm an die ausgewählten Preisträger ausgehändigt werden wird. Für den 12. Oktober 2013 lädt die Gruppe Bayreuth des FRANKENBUNDES dazu in die oberfränkische Regierungshauptstadt ein.

Schließlich wurde noch ein wichtiger Schritt zur Erneuerung der Zeitschrift FRANKENLKAND getan. Es wurde beschlossen, die Titelseite graphisch zu modernisieren und künftig mit dem Untertitel „Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur“ zu firmieren. Dieser Wechsel des Erscheinungsbildes soll zum Jahreswechsel geschehen. Damit soll neben der zeitgemäßen Optik auch eine Kostenersparnis einhergehen, weswegen die Anzahl der pro Jahr erscheinenden Ausgaben von sechs auf fünf reduziert werden wird. Zur leichteren Lesbarkeit, soll die Schriftgröße minimal erhöht und Kopfzeilen mit Autoren- und Titelnennung auf den Seiten eingeführt werden.

Nachdem die Vorsitzende der Gruppe Gerolzhofen, Frau Sabine Wolf, ihr Veranstaltungskonzept „Alte Familien stellen sich vor“ und der Vorsitzende der Gruppe Marktbreit/Ochsenfurt, Herr Peter Wesselowsky, die Idee seiner Gruppe, „Nahziele“ zu besuchen, vorgestellt hatten, lagen am Ende der Beratungen keine Anträge oder Wünsche an die Delegiertenversammlung vor. So konnte sich der 1. Bundesvorsitzende bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung abschließend für ihr Erscheinen sowie die erfolgreichen Weichenstellungen für die Zukunft bedanken. Mit einem erneut kräftigen Lob auf die ausrichtende Gruppe Nürnberg für ihr großes Engagement schloß daraufhin Dr. Beinhofer den 83. Bundestag des FRANKENBUNDES mit guten Wünschen für die Entwicklung der Gruppen und einen gesunden Nachhauseweg.

PAS/Dr. Paul Beinhofer

Aufsätze*Martin Ruf*

Die Siedlungsentwicklung des ‚Schwarzen Rosses‘ in Hilpoltstein/Mittelfranken vom Frühmittelalter bis zum 30jährigen Krieg.....	231
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Heinz Schmutterer

Heilsbronn und sein ehemaliges Zisterzienserkloster.....	240
----------------------------------------------------------	-----

Andreas Flurschütz da Cruz

Der Sprung über den Misthaufen: Familiäre Endogamie in Franken.....	245
---------------------------------------------------------------------	-----

Heinrich Weisel

Johann Georg Husemann, Obervogt der Herren von Greiffenclau in Gereuth.....	253
-----------------------------------------------------------------------------	-----

Wolfgang Bühling

Bernhard von Gudden – Aus der Biographie des ersten Wernecker Chefarztes.....	260
-------------------------------------------------------------------------------	-----

Bernd Schätzlein

Wie Helmstadt zu seinem Wappen und Dorfnamen kam.....	267
-------------------------------------------------------	-----

Kunst und Kultur*Gerhard Wulz*

Die Natur als Wegweiser zum Unternehmenserfolg –	
--------------------------------------------------	--

Über 300 Jahre Boxberger-Apotheke.....	274
----------------------------------------	-----

Erich Meidel

Schaufelbuchen waren einst der Stolz des nördlichen Steigerwaldes.....	282
------------------------------------------------------------------------	-----

Aktuelles*Ute Feuerbach*

Sonderausstellung im ‚Museum Barockscheune‘ Volkach – Bild und Photographie	285
-----------------------------------------------------------------------------	-----

Wolfgang F. Reddig

„Dem Himmel entgegen“ –	
-------------------------	--

Sonderausstellung lädt zur 1000jährigen Geschichte des Bamberger Domes ein.....	288
---------------------------------------------------------------------------------	-----

Erich Meidel

Wichtige Hinweise zum Klimaschutz aus der Mittleren Steinzeit.....	291
--------------------------------------------------------------------	-----

Ludwig Unger

Heimat und Geschichte vermitteln den Menschen Identität im ‚global village‘	293
-----------------------------------------------------------------------------------	-----

Frankenbund intern*Ute Feuerbach*

Ehrenbürgerwürde für Herbert Meyer, Volkach.....	295
--------------------------------------------------	-----

Ernennung des 2. Bundesvorsitzenden zum Mitglied des	
------------------------------------------------------	--

„Pontificio Comitato di Scienze Storiche“.....	297
------------------------------------------------	-----

Bernhard Wickl

Der „Tag der Franken“ 2012 in Schwabach.....	298
----------------------------------------------	-----

Gratulation an Bundesfreund Hans Wörlein.....	299
-----------------------------------------------	-----

Auslieferung der Einbanddecken verzögert sich!	299
------------------------------------------------	-----

2. Fränkischer Thementag am Samstag, den 29. September 2012, in der ehemaligen Zisterzienserabtei Heilsbronn.....	300
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Einladung zur 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012 in Karlstadt.....	303
--------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Wolfgang Bühling	Kirchbachlweg 9 b, 83083 Riedering
Dr. Ute Feuerbach	Historikerin, 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Gründleinstraße 3, 97332 Volkach
Andreas Flurschütz da Cruz M.A.	Schriftleiter der Gesellschaft für Familienforschung in Franken e.V. Trimbergstraße 8, 96050 Bamberg
Dr. Erich Meidel	Altstadtstraße 2, 97422 Schweinfurt
Dr. Wolfgang F. Reddig	Diözesanmuseum Bamberg Domplatz 5, 96049 Bamberg
Dr. Martin Ruf	Raiffeisenstraße 2, 89331 Burgau
Bernd Schätzlein	Hochstatt 13 a, 97264 Helmstadt
Heinz Schmutterer	Lehrer i.R. Rosenstraße 13, 91560 Heilsbronn
Dr. Ludwig Unger	Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus Pressestelle, Salvatorstraße 2, 80333 München
Heinrich Weisel	Maschinenbautechniker i.R. Haardtweg 17, 97475 Zeil a. Main
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach
Gerhard Wulz	Studiendirektor i.R. Albrecht-Dürer-Straße 24, 97688 Bad Kissingen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Die Siedlungsentwicklung des ‚Schwarzen Rosses‘ in Hilpoltstein/Mittelfranken vom Frühmittelalter bis zum 30jährigen Krieg

von

Martin Ruf

Eine Handvoll Keramikscherben des 12. Jahrhunderts direkt unter dem Fußboden der Gaststube: das war der Beginn der archäologischen und bauforscherischen Untersuchungen im Brauereigasthof ‚Schwarzes Roß‘ in Hilpoltstein. Bereits stark heruntergekommen, erwarb 1992 das Ehepaar Walter und Ursula Mehl aus Roth das Anwesen, mit der Absicht es zu sanieren und wieder als Gasthof zu eröffnen. Die unerwarteten hochmittelalterlichen Keramikfunde führten bereits in den älteren vorbereitenden Maßnahmen zur Sanierung des Anwesens zur Einbindung von Archäologen und Bauforschern.

Die baubegleitenden Ausgrabungen zwischen 1994 und 2004 brachten dann auch Ergebnisse hervor, die weit über vergleichbare Untersuchungen hinausgingen. In der älteren Forschung zu Hilpoltstein wurde immer von einer Stadtgründung um 1280, fußend auf der ältesten Nennung der Siedlung, ausgegangen. Dementsprechend war für das Stadtgebiet von spätmittelalterlichen, vereinzelt hochmittelalterlichen Befunden ausgegangen worden. Daß bereits für das Hochmittelalter mit dichter Siedlungstätigkeit im Altstadtbereich, teilweise in Steinbauweise zu rechnen war, hatte bereits Kai Thomas Platz in seiner Dissertation nachgewiesen. Mit der Untersuchung im ‚Schwarzen Roß‘ konnte nun an einer zentralen Innenstadtparzelle zwischen Marktstraße und Stadtmauer die Siedlungsentwicklung Hilpoltsteins im Detail untersucht werden.

Im ‚Schwarzen Roß‘ konnten von Anfang an neben der Archäologie auch die Bauforschung, dendrochronologische Analysen und Schriftquellen einbezogen werden. Im Laufe der Sanierung und Restaurierung des Anwesens wurde die gesamte Fläche von ca. 1.200 Quadratmeter komplett archäologisch untersucht und die Baumaßnahmen fachlich begleitet. Dieser Umstand ist dem Enthusiasmus des Besitzerehepaars zu verdanken, das

in der Planung und Koordinierung der Baumaßnahmen auf die Belange der Archäologie Rücksicht nahm. Im Ergebnis sind die Brauerei der frühen Neuzeit und ein Pflasterweg des 10. Jahrhunderts als bayernweit einzigartige Befunde erhalten und Besuchern zugänglich.

Über 2.000 archäologische Befunde belegen eine intensive und vielschichtige Besiedlungsgeschichte des Anwesens. Korrespondierend zur Anzahl der Befunde, die sich durch die vollständige Ausgrabung des Grundstücks ergeben hat, ist auch die Menge des Fundgutes aus ca. 1.000 Kubikmeter Aushub gewaltig. Für die Fundbearbeitung mußten daher große Mengen Fundstücke gereinigt und gesichtet werden.

Historischer Hintergrund Hilpoltsteins und der Herren von Hilpoltstein

In der älteren historischen Forschung zu Hilpoltstein, besonders den grundlegenden Forschungen von Carl Siegert und nachfolgend von Wolfgang Wiessner, wurde die Entstehung von Burg und Siedlung erst in nachsalischer Zeit postuliert, da für die karolingisch bis salischen Perioden die schriftlichen Belege fehlten. Die erste Erwähnung, die mit Hilpoltstein in Zusammenhang gebracht werden kann, erfolgte 1154 im ältesten Lehensbuch des Bistums Eichstätt mit der Nennung der Herren „von Stein“, „de lapide“.

Sicher faßbar wird das Geschlecht der ortsnamengebenden Hilpoltsteiner erst 1254 mit dem Auftreten des Heinrich von Stein, der wenige Jahre später das Amt des Reichsbüttlers in Nürnberg bekleidete. Der durch das Aussterben der Herren von Hilpoltstein 1385 erfolgte Übergang an das Herzogtum Baiern-Ingolstadt führte seitens der nahen Reichsstadt Nürnberg zu einem Versuch, Hilpoltstein in das Nürnberger Territorium einzuradeln. Bis 1416 wurde die Stadt von den



Abb. 1: Das 'Schwarze Ross' in Hilpoltstein aus der Vogelperspektive.

Photo: Stadt Hilpoltstein.

Baiern mehrfach verpfändet und geriet danach in die Wirren des Krieges zwischen Baiern-Ingolstadt und Baiern-Landshut. An letzteres fiel sie auch Mitte des 15. Jahrhunderts.

Der 30jährige Krieg hielt in Hilpoltstein 1632 Einzug, als der schwedische König Gustav Adolf und seine Verbündeten in jenem Jahr nach Süddeutschland vordrangen. Mit dem protestantisch gewordenen Nürnberg und seinem Territorium besaß die protestantische Union eine wichtige Bastion in Franken. Die ab 1627 zwangsweise durchgeführte Rekatholisierung in Pfalz-Neuburg betraf auch Hilpoltstein. Hilpoltstein selbst wird dann, neben dem benachbarten Heideck, am 28. August

1634 von kaiserlicher Kavallerie erstürmt und geplündert.

Wie bereits Kai Thomas Platz in seiner Dissertation zur mittelalterlichen Siedlungsentwicklung von Burg und Stadt Hilpoltstein anschaulich dargelegt hat, muß die Ansicht der älteren Forschung erheblich revidiert werden, daß die Siedlung unterhalb der Burg erst Ende des 13. Jahrhunderts, etwa zeitgleich zur ersten urkundlichen Nennung von 1280, entstanden sei. Auch erhaltene Bausubstanz von Steingebäuden, teilweise des 12. Jahrhunderts, widerlegt diese Annahme. In den Ministerialensitzen, die sich im älteren Siedlungsgebiet befinden, ist diese Bausubstanz nach-

gewiesen, was eine deutlich ältere und auch komplexere Siedlungsgeschichte beweist. Das Patrozinium der Stadtpfarrkirche, die Johannes dem Täufer geweiht ist, legt dies ebenfalls nahe. Johannes der Täufer ist einer der zentralen Heiligen des Karolingerreiches, dem vielfach Kirchen geweiht wurden. Hypothetisch war so durchaus mit einem Siedlungsbeginn unterhalb der Burg für das Frühmittelalter zu rechnen.

Daß die Geschichte der Siedlung Hilpoltstein erheblich vielschichtiger und differenzierter ist, als es die ältere Forschung darstellte, war bereits durch einige Baubeforschungen bei Straßen- und Rohrleitungsbau- maßnahmen innerhalb des ummauerten Bereiches zu erkennen gewesen. Die ältesten Siedlungsspuren auf der Burg weisen zumindest in das 10. Jahrhundert, sofern sie durch die späteren Bauphasen nicht gestört waren.

Geschichte des ‚Schwarzen Rosses‘

Die schriftlichen Quellen zum ‚Schwarzen Roß‘ selbst sind bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfreulich häufig. Vorhanden sind Besitzernennungen, die im Zusammenhang mit Salbüchern, Steuerveranlagungen, Waffenverzeichnissen und Steuerrechnungen eine umfangreiche Liste zur Besitzerfolge auf der Nord- und der Südparzelle liefern und die zum Teil auch Hinweise auf Verwandtschaftsverhältnisse und Berufe geben. Zum Baubestand des ‚Schwarzen Rosses‘ hingegen ist der Informationsgehalt nur gering. Die früheste Nennung im Zusammenhang mit dem Anwesen erfolgte 1475, als ein „Haintz Zie- ner“ als Besitzer der Nordparzelle und auf der Südparzelle ein „Schwablin“ genannt wurde.

Eine erste Nennung einer Braustätte in der Nordparzelle des ‚Schwarzen Rosses‘ findet sich im Salbuch der Stadt für das Jahr 1542. Deutlich umfangreicher sind die Unterlagen, die im Zusammenhang mit dem Betrieb des sogenannten „Unteren Bräuhauses“ im Stadtarchiv in Hilpoltstein erhalten sind. Für die Jahre 1617 bis 1637 sind insgesamt vier umfangreiche Bände mit Jahresrechnungen der Hilpoltsteiner „Weißbierbräuergesellschaft“ erhalten.

Die archäologischen Befunde im ‚Schwarzen Roß‘ – Die Holzbauphasen

Der Beginn der Siedlungstätigkeit im ‚Schwarzen Roß‘ ist durch eine intensive Bebauung mit Holzpfostenkonstruktionen geprägt. Die heutige Lage an der Stadtmauer ist ein Charakteristikum, das bereits in den frühmittelalterlichen Siedlungsphasen angelegt ist. Das ursprüngliche Gelände des ‚Schwarzen Rosses‘ bildete einen leicht ausgeprägten Geländesporn oberhalb des Gänzbaches am westlichsten Ende des älteren Siedlungsareals. Diese fortifikatorisch günstige Lage ausnutzend ist das Areal bereits in den frühesten faßbaren Phasen mit Pfostenkonstruktionen, zum Teil mit einer Holzpalisade, befestigt worden. Mit insgesamt elf unterschiedlichen Befestigungsphasen, acht Hauptphasen und drei Unterphasen der Holzpalisaden ist die Befestigung über drei Jahrhunderte, vom 9. bis 11. Jahrhundert, belegt. Soweit erkennbar handelte es sich bei diesen Befestigungsphasen in erster Linie um die Eigenbefestigung der Parzelle und nur indirekt um einen Teil des Schutzes der gesamten Siedlung.

Auf der Südwestseite der Parzelle ist für die Befestigungsphasen 4 und 5 eine aus dem südlichen Graben kommende Wegesituation, vermutlich des 10. Jahrhunderts, feststellbar. Der zwei Meter breite Pflasterweg ist aus dem anstehenden Sandsteinfelsen herausgearbeitet und verläuft parallel zur Holzbefestigung auf der Südwestseite. Zwei Pfostenbefundpaare quer zum Weg legen eine flankierende Torsituation nahe. In der Befestigungsphase 6 ist der Weg bereits wieder aufgegeben und durch Pfostenstellungen der Befestigung überbaut.

Von der ehemaligen Innenbebauung der Pfostenbauphase konnten zahlreiche Pfostenbefunde dokumentiert werden. Die späteren Überbauungen lassen aber nur einen unvollständigen Blick auf die Pfostenverteilung zu. Ein Pfostenbau in mehrfacher Erneuerung füllte den westlichen Bereich des Geländesporns. Im zentralen Hofbereich und im Bereich des Hauptgebäudes liegen weitere Gebäude. Insgesamt 13 Strukturen zu Hausgrundrissen sind faßbar. Der größte Grundriß eines Gebäudes mißt 12,4 x 8,8 Meter. Die

Ausrichtung der Pfostenbauten orientiert sich an der Befestigung und ist bis auf eine Ausnahme in Nordost-Südwest- oder Nordwest-Südost-Richtung.

Am Ende der Holzbauphasen sind im zentralen Bereich der Parzelle vier Grubenhäuser angelegt worden, die als Vorratsgebäude anzusprechen sind. Eine Gleichzeitigkeit aller vier Grubenhäuser ist dabei möglich.

Das Fundmaterial, vor allem die Keramik (belegt durch die als Import zu wertenden gelbtonigen Drehscheibenware oberrheinischer Provenienz und der stempelverzierten Keramik nach Straßburger Art), weist ebenfalls in das 9. Jahrhundert und deckt sich mit der relativchronologischen Abfolge und dem daraus abgeleiteten Siedlungsbeginn. Mit den archäologischen Ergebnissen aus dem ‚Schwarzen Roß‘ liegen nun Siedlungsreste und Fundmaterial vor, die eine Besiedlung bis weit ins 9. Jahrhundert belegen. Für das ‚Schwarze Roß‘ und damit auch für die Siedlung Hilpoltstein ist somit die Existenz am Ende der Karolingerzeit gesichert. Ob das ‚Schwarze Roß‘ älter als die Burg und vielleicht auch der ältere Sitz des ortsansässigen Adelsgeschlechts ist, muß unbeantwortet bleiben. Mit einem gesicherten Siedlungsbeginn im 9. Jahrhundert ist zumindest gut denkbar, daß im Bereich zwischen ‚Schwarzem Roß‘ und der Kirche ein älterer Siedlungskern vorliegt.

Die Steinbauphasen

Um 1100 oder zu Beginn des 12. Jahrhunderts wird der reine Holzbau durch die Errichtung von Fachwerkbauten über einem Sockelfundament abgelöst. Mehrere Gebäudegrundrisse befanden sich teilweise im heutigen Hofbereich und dem Bereich des Hauptgebäudes. Die rechteckigen Gebäude besitzen alle Nordwest-Südost-Ausrichtung. Sie sind über einem Steinsockel aus trocken gesetzten Sandsteinbrocken in einer Schwellbalkenkonstruktion errichtet. Eines der Gebäude scheint durch einen Brand zerstört worden zu sein. Gegenüber den vorhergehenden Pfostenbauten erscheinen die Gebäudegrundrisse verkleinert. In der Weiterführung der Befestigung der Nordparzelle scheint ebenfalls ein

Wechsel zum Steinbau stattgefunden zu haben. Nicht eindeutig, aber zu vermuten, ist ein Zusammenhang mit einem Ofenkomplex aus sechs birnenförmigen Öfen, die konzentriert im Malzhaus zutage traten. Deren Funktion dürfte am wahrscheinlichsten mit der Produktion von Nahrungsmitteln in Verbindung stehen. Einen absoluten Datierungsansatz bietet eine Münze aus der Zeit um 1120/30, die in der Ofenwandung von Ofen 3a geborgen werden konnte. Dadurch ergibt sich ein Zeitanker für den Übergang von den Holzbauphasen zur Steinbebauung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Zur Baumaterialgewinnung für alle Steinbauphasen bot Hilpoltstein den Vorteil, daß die Siedlung direkt auf einer Burgsandsteinterrasse liegt und Sandstein in unmittelbarer Umgebung gebrochen werden konnte. Dieser Umstand trug sicherlich zu diesem frühen Übergang zum Steinbau bei und bot sich als innovatives und dauerhaftes Baumaterial geradezu an.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts kam es mit der Steinbauphase 2 zu einer weitreichenden Umgestaltung der Nordparzelle des ‚Schwarzen Rosses‘, die bis auf den heutigen Tag in der Grundstruktur der Parzelle prägend ist. Bautechnisch erfolgte der Übergang zum vollständigen, massiven Steinbau. Dabei geschah auch eine funktionale Einteilung der Nordparzelle. Im straßenseitigen Bereich wurde, einige Meter zurückgesetzt, ein annähernd quadratisches Steinhaus mit sieben Metern Seitenlänge und sehr massiver Fundamentierung errichtet, das mindestens in zwei Geschossen in Stein gebaut war. Bei annehmenden drei Geschossen wurde dadurch eine turmartige Wirkung erzielt. Zur Straße hin war dem Steinhaus ein hölzerner Schwellenbau vorgelagert. Hofseitig war hinter dem Steinhaus eine massive Mauer, die mit einem Durchlaß den Hof nach Osten abriegelte. Der allseitig ummauerte Hof wies im westlichen Bereich noch einen Brunnen und einen mehrgeschossigen Saalbau von etwa 8 x 12 Metern auf, dessen Außenmauern in Stein, das Innengefüge aber auf Holzständern errichtet war. Typologisch kann dieser Saalbau 1 von den Palasbauten in Wehranlagen abgeleitet werden. Insgesamt weist die Nordpar-

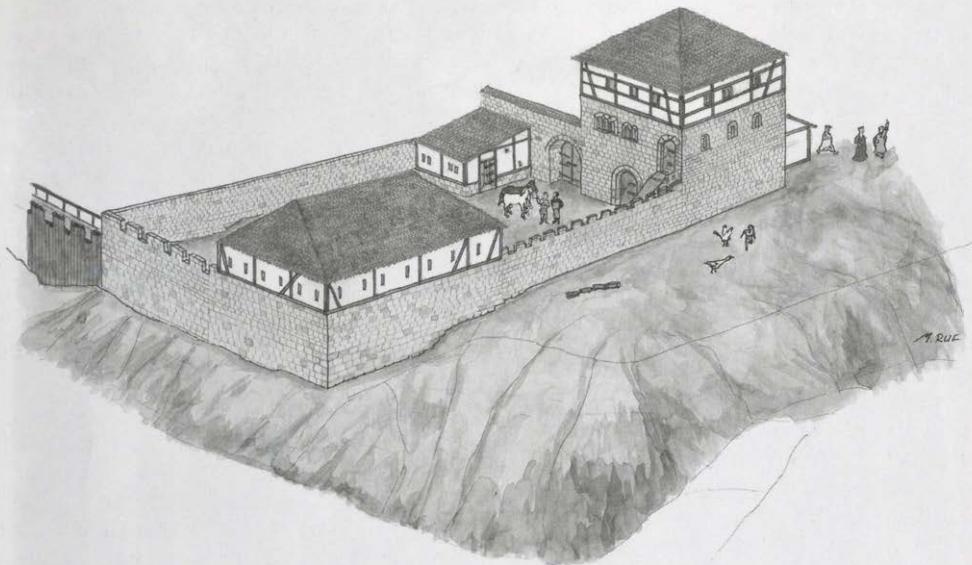


Abb. 2: Rekonstruktionsversuch der Bebauung des ‚Schwarzen Rosses‘ um die Mitte des 12. Jahrhunderts.
Zeichnung: Autor.

zelle in der Steinbauphase 2 einen wehrhaften Charakter auf und kann als befestigter Adelsitz angesprochen werden. In der Entwicklung wird damit die Eigenbefestigung der Holzbauphasen beibehalten.

Noch gegen Ende des 12. Jahrhunderts erfolgte die Errichtung eines qualitätvollen Gewölbekellers mit Kellerhals zur Straße. Die vorhandenen Steinmetzzeichen in den Sandsteinquadern der Gewölbedecke weisen auf einen ausgebildeten Steinmetzen oder eine Bauhütte hin. Stilistisch kann der Gewölbekeller gut in die Zeit um 1170/80 eingeordnet werden.

Eine umfassende Erneuerung erfuhr die Bebauung in der Steinbauphase 4 um die Mitte der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In dieser Bauphase bildet sich die Südparzelle als eigenständiges Anwesen heraus. Diese Steinbauphase ist nicht nur im ‚Schwarzen Ross‘, sondern auch auf der Burg und der gesamten Siedlung nachzuweisen. Größtes Bauvorhaben ist die Umwehrung der Siedlung, einschließlich der südlichen Erweiterung, mit einer massiven Stadtmauer von etwa 1,5 Meter Stärke einschließlich eines Wehrganges bis über acht Meter Höhe. Hinzu kam noch ein

vorgelagerter Spitzgraben, der im Gartenbereich des ‚Schwarzen Rosses‘ gestaffelt ist. Ursache dafür ist der markante Mauerverprung im Malzhausbereich, welcher die Lage des Saalbaus 1 und damit den Verlauf der älteren Holzbefestigungen beibehält.

Auf der Nordparzelle wurde das quadratische Steinhaus 1 durch einen großen Doppelbau mit 12 x 14 Metern ersetzt, der nun die gesamte Breite des Grundstücks bis zur Straße einnahm. Dieses Steingebäude 3 war in mindestens zwei Geschossen in Stein ausgeführt, was auch die Binnengliederung mit einschließt. An Baugestaltung ist ein großes, profiliertes Rundbogenportal aus Sandstein als Hauptzugang anzunehmen, eventuell auch Arkadenfenster mit Würfelkapitellen aus Kalkstein.

Im rückwärtigen Hofbereich wurde, unter Ausnutzung der Stadtmauer, der Saalbau 1 durch einen Neubau, Saalbau 2, in vergrößerten Dimensionen von 10 x 12 Metern ersetzt. Anstelle der Holzständer im Erdgeschoss trat eine Mittelsäule aus Sandsteintrommeln, welche die Deckenkonstruktion trug. Im Obergeschoss kann ein Festsaal vermutet werden, wie er in Palasbauten und repräsentativen

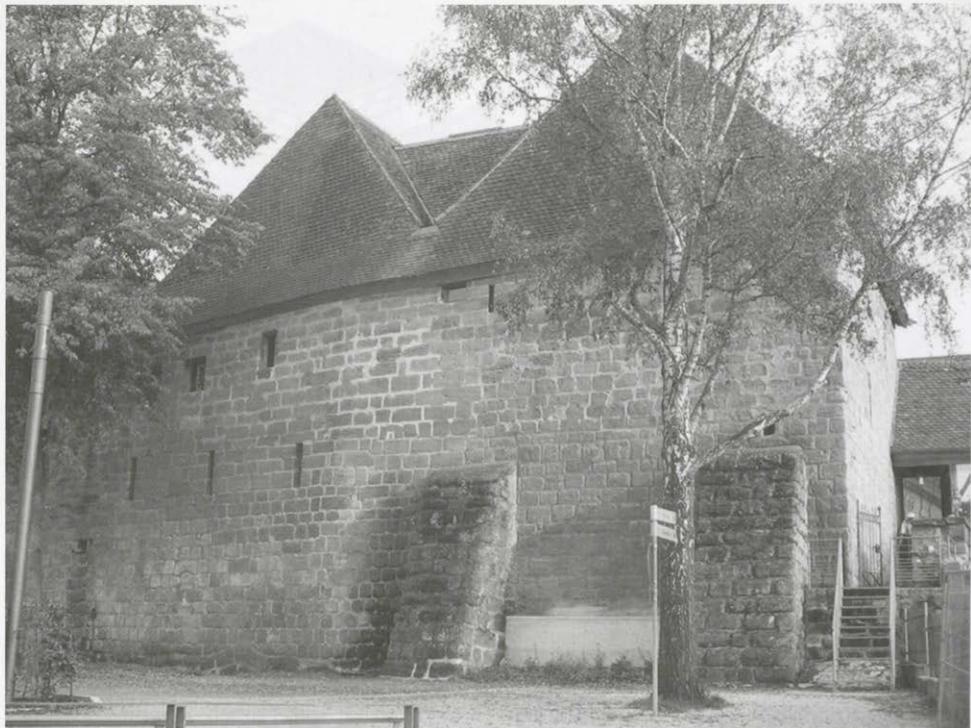


Abb. 3: Ansicht der Stadtmauer im Bereich des Malzhauses des 'Schwarzen Rosses' von Westen.
Photo: Autor.

Bürgerhäusern wie z.B. in Regensburg typisch ist. Das vordere Steingebäude und der Saalbau 2 wurden durch außen liegende Treppeanlagen erschlossen. In der Entwicklung von der Steinbauphase 2 bis zur Phase 4 vollzog sich auf der Nordparzelle der Übergang von städtisch adaptiertem Burgenbau hin zu repräsentativer Stadtbebauung, wie er auch in den städtischen Sitzungen des Adels in Regensburg faßbar wird.

Das Fundmaterial, das der Steinbauphase 4 zugeordnet werden kann, weist einige besondere Stücke auf. Zuallererst ist dies ein Fragment eines Hedwigsbechers mit einem Greifenmotiv. Zusammen mit den beiden Fragmenten von der Burg liegen somit insgesamt Belege für drei unterschiedliche Hedwigsbecher aus Hilpoltstein vor. Daneben ragen noch ein Fragment eines Schwertortbandes, Reiterzubehör und mehrere Münzen des 13. Jahrhunderts heraus. In dieselbe Zeit fällt in Hilpoltstein auch der technologische Übergang zur reinen Drehscheibenware. Mit dem auf-

fälligen Mauerversprung, der repräsentativen Bebauung und einigen herausragenden Fundstücken ist die Nordparzelle einer adeligen Familie, wahrscheinlich dem Burg- und Stadt-herren zuzuweisen.

In der Steinbauphase 4 (um 1220/30) bildete sich auch die eigenständige Entwicklung der Südparzelle heraus. An der Grabenböschung des älteren, verfüllten Befestigungsgrabens wurde ein qualitätvoller Sandstein-Keller mit Flachdecke aus dem Felsen herausgebrochen und mit Kellerhals, sauber gearbeiteten Quaderwänden und Lichtnische versehen. Über den Kellerwänden wurde ein Steinhaus errichtet. Im Spätmittelalter ersetzte man die Flachdecke durch eine eingestellte Gewölbedonne, riß das darüber errichtete Gebäude ab und errichtete darüber einen vergrößerten Neubau.

Seit der Steinbauphase 4 sind auf der Nordparzelle über gut 350 Jahre keine Veränderungen mehr nachweisbar. Erst 1595 wird,

dendrochronologisch datiert, unter dem Besitzer Michael Reindl die gesamte Nordparzelle erneuert. Die Baukörper der Steinbauphase 4 werden dabei in der Größe übernommen. Nur der Saalbau 2 wird an den beiden Binnenseiten leicht verändert. Hinzu kommt nördlich des Saalbaus das sogenannte Brauereigebäude und an den beiden Schmalseiten des Hofes jeweils ein Galerieflügel mit offenem Laubengang im Obergeschoß. Alle Gebäude außer dem Hauptgebäude wurden in Fachwerk ausgeführt. Von diesem Baubestand sind bis heute noch das Malzhaus und der nördliche Galerieflügel vorhanden. Funktional ist die Teilung der Parzelle sehr gut faßbar. Das Gebäude anstelle des Saalbaus 2 wird das Malzhaus, an das die eigentliche Brauerei anschließt. Von dieser haben sich noch die Kesselanlagen zur Bierherstellung im archäologischen Befund erhalten. Das Brauereinventar ist durch umfangreiche Schriftquellen zum Brauereibetrieb belegt. Die Freilegung eines vollständigen Brauereibereichs der frühen Neuzeit ist dabei von weit überregionaler Bedeutung.

Insgesamt spiegelt die Parzelle des Brauereigasthofes zum ‚Schwarzen Roß‘ in Hilpoltstein eine sehr umfangreiche, komplexe Siedlungsgeschichte wider. Von der frühmittelalterlichen Bebauung mit Pfostenbauten und Eigenbefestigung spannt sich der Bogen zur repräsentativen, herrschaftlichen Bebauung des Hochmittelalters bis zum Fachwerk anwesen eines Wirtshauses mit Brauerei der Zeit um 1600.

Fundmaterial

Die Verteilung der Fundgattungen entspricht dem üblichen Verteilungsmuster bei vergleichbaren Grabungen. Die größte Fundkategorie stelltte erwartungsgemäß die Keramik dar, die jedoch bis auf den kleineren Teil nicht zweifelsfrei stratifiziert ist. Danach folgen Knochen, Glas und Eisen. Keramik aus gesicherten Befunden gehört zumeist ins Früh- und Hochmittelalter. Für das Spätmittelalter ist das Fundgut meist in neuzeitliche Befunde eingebettet, was an einer Abtragung oder Störung der Siedlungsschichten ab der Neuzeit liegt.

Auffallend ist das Fehlen von Belegen handwerklicher Produktion, abgesehen von vielen Schläckebruchstücken der Eisenherstellung, die in den ältesten Horizonten der Besiedlung zutage kamen. Sie belegen die Eisengewinnung bzw. Eisenverarbeitung für das Frühmittelalter im Bereich der Siedlung. In den bis heute prägenden hochmittelalterlichen Bauphasen des 12. und 13. Jahrhunderts ist von einer Nutzung der Nordparzelle im herrschaftlichen Kontext mit den Burg- und Stadtherren auszugehen. Stärkstes Indiz dafür ist der Fund eines Glasfragmentes, das als Bruchstück eines sogenannten Hedwigsbechers mit Greifenmotiv identifiziert werden konnte, wie er auch im Bestand des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg erhalten ist. Aus den Grabungen auf dem Burgberg in Hilpoltstein stammen zwei weitere Fragmente von zwei unterschiedlichen Hedwigsbechern. Diese Hedwigsbecher werden aufgrund ihrer Qualität und Seltenheit im adeligen Kontext gesehen. Einige Fragmente von Rüstungsteilen wie Schwertortband, Reiterzubehör und Kettenhemden deuten ebenfalls in Richtung Burgherrschaft. Die große Anzahl von über 60 filigranen Spinnwirten, überwiegend aus dem Hochmittelalter belegt die häusliche Beschäftigung mit der Herstellung von feinen Garnen.

Die Nutzung als Gastwirtschaft und Brauerei, zunächst der Nordparzelle, ist erst für das ausgehende Spätmittelalter anzunehmen. Ab der frühen Neuzeit sind enorme Mengen von Keramikfragmenten von Haushaltsgeschirr vorhanden, wobei explizites Schankgeschirr unerwartet schwach vertreten ist.

Eine Besonderheit stellen die vielen Hundert gefundenen Geschoßkugeln aus Stein und Metall unterschiedlichster Kaliber dar. Sie belegen die zunehmende Nutzung von Feuerwaffen seit dem Spätmittelalter. Die Lage des ‚Schwarzen Rosses‘ an der Stadtmauer zeigt die kriegerische Geschichte Hilpoltsteins.

Für den 30jährigen Krieg lassen sich sogar Befund und Schriftquellen verbinden. Auf der untersten Schwemmschicht im Stadtgraben, der im Garten des ‚Schwarzen Rosses‘ ausgegraben werden konnte, gab es eine Massierung von Bleikugeln. Die Bleikugeln wiesen



Abb. 4: Bleikugeln aus dem 30jährigen Krieg aus dem Stadtgraben im Bereich des Malzhauses.

Photo: Autor.

die gängigen Kaliber für Pistolen und Musketeen des 30jährigen Krieges auf und waren oft geplättet mit Anhaftungen von Sandstein. An der Stadtmauer finden sich dazu die Einschlaglöcher der abprallenden Geschosse, die daraufhin in den Graben rollten. Aus den Schriftquellen sind nur zwei Kampfhandlungen 1632 und 1634 für die Gegend um Hilpoltstein belegt, wobei nur für den 28. August 1634 heftige Kämpfe um Hilpoltstein belegt sind.

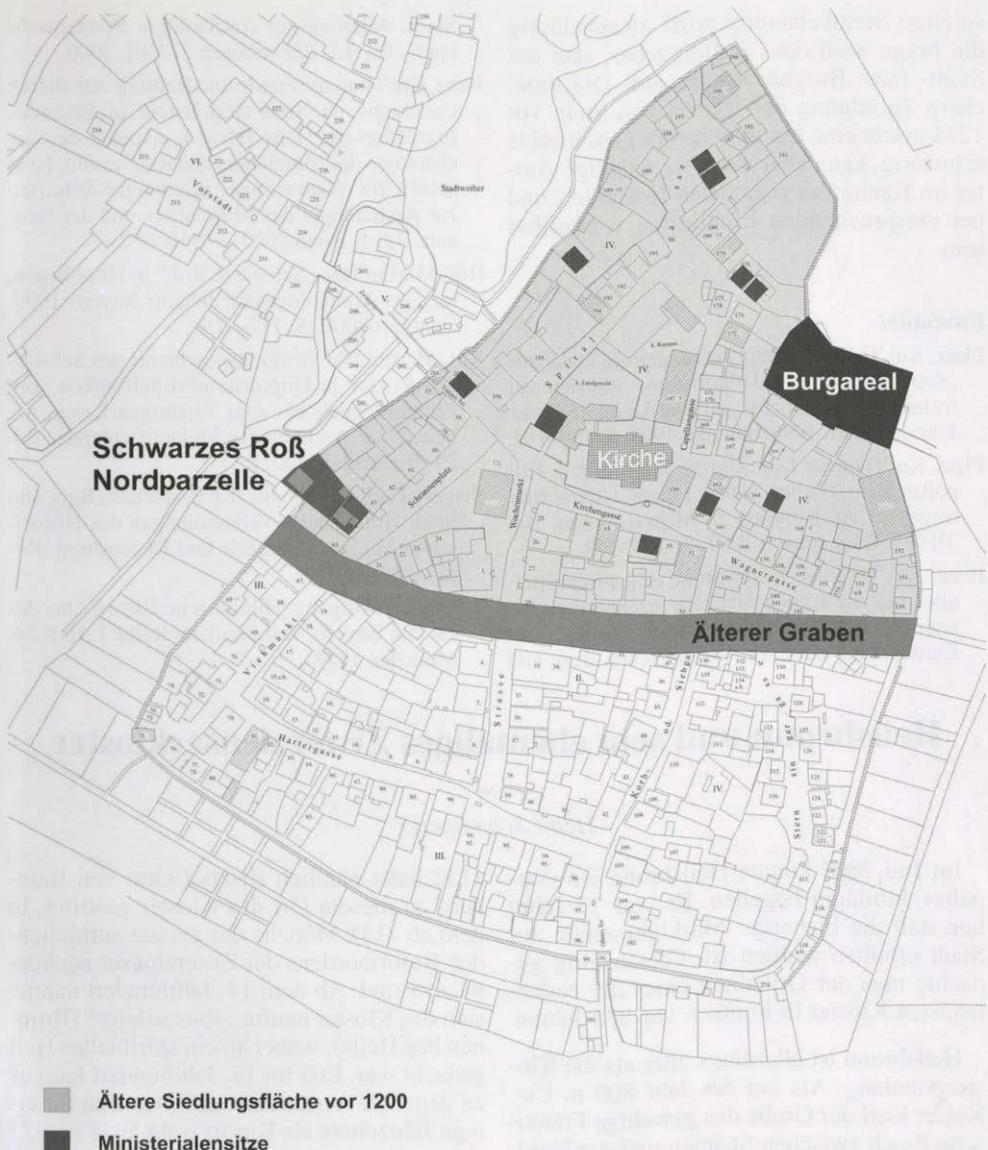
Zusammenfassung

Insgesamt zeigt das ‚Schwarze Roß‘ eine Entwicklung vom frühmittelalterlichen Pfeilenschießen bis zum neuzeitlichen Fachwerkbau fränkischer Prägung. Mit elf faßbaren Befestigungsphasen der Holzbauperioden und zahlreichen Gebäudestrukturen ist bereits im 9. Jahrhundert eine intensive Siedlungstätigkeit nachweisbar, die auch durch das keramische Fundmaterial, allen voran oberrheinischer Importkeramik, gestützt wird. Die grundlegende Parzellenstruktur des Frühmittelalters auf der Nordparzelle, die sich durch die günstige Lage auf dem Geländesporn ergab, ist bis heute sichtbar. Der Steinbau setzt im frühen 12. Jahrhundert ein und gibt bereits die strukturelle Prägung der Bebauung bis

auf den heutigen Tag vor. Bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts ist die Parzellenstruktur voll ausgebildet, die auch eine Teilung in Nord- und Südpazelle mit einschließt. Ab der Steinbauphase 2 um die Mitte des 12. Jahrhunderts existierten zwei separate Parzellen, die erst um 1840 fusionierten. Auf dem Gesamtanwesen sind bis in die Zeit um 1600 sieben Steinbauphasen zu identifizieren. Die bedeutendere Nordparzelle erfuhr nach der hochmittelalterlichen Blütezeit das gesamte Spätmittelalter hindurch keine faßbaren Veränderungen. Erst eine große Umbauphase kurz vor 1600 trug der Nutzung als Gastwirtschaft und Brauerei Rechnung. Der Hochphase der eigens gegründeten Weißbierbraugesellschaft im sogenannten „Unteren Brauhaus“ im ‚Schwarzen Roß‘ folgte mit dem 30jährigen Krieg bereits wieder der Niedergang.

Die Nordparzelle des ‚Schwarzen Rosses‘ kann als stadts seitiger Sitz der Burgherren angesehen werden und ist eventuell älter als die Burgbesiedlung selbst. Der Zusammenhang mit den Burgherren ergibt sich auch durch den markanten Versprung in der Stadtmauer im Malzhaus, der ansonsten nicht erklärbar erscheint. Der Initiator der Stadtmauer wollte auf den Saalgeschoßbau als Vorgänger des Malzhauses unbedingt Rücksicht nehmen und nahm dafür die fortifikatorisch nachteilige Mauerecke in Kauf. Mit den frühmittelalterlichen wehrhaften Bauphasen ist es unter Umständen sogar als ursprünglicher Sitz der Siedlungsherrschaft vor der Nutzung des Burgareals anzusehen. Mit dem Aussterben der Herren von Hilpoltstein erfolgte spätestens um 1475 ein Übergang auf eine bürgerliche Nutzung als Wirtshaus und Brauerei.

Eine Sonderstellung nahm die Nordparzelle im Hochmittelalter bezüglich Struktur und Qualität ein. Sie zeigt die Ableitung der Steinbauphase 2 mit der wehrhaften Bebauung vom Burgenbau und den Übergang zu repräsentativen Adelshöfen in den mittelalterlichen Städten des 13. Jahrhunderts. Hilpoltstein weist für das 12./13. Jahrhundert neben der Burg und dem ‚Schwarzen Roß‘ noch ein halbes Dutzend Ministerialensitze mit Steinbebauung sowie mit der Stadtmauer eine qualitativolle und wehrhafte Gestalt auf. Diese kost-



■ Ältere Siedlungsfläche vor 1200

■ Ministerialensitze

Siedlungstopographie Hilpoltsteins mit wichtigen Gebäuden in der 2. Hälfte des 12. Jhds.

Abb. 5: Siedlungstopographie Hilpoltsteins in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Entwurf: Autor.

spielige Steinbebauung wirft zwangsläufig die Frage nach dem Auftraggeber, also der Stadt- bzw. Burgherrschaft, auf. Die unsichere Zuordnung der Herren von Stein vor 1254 macht eine Einordnung des Geschlechts schwierig, kann aber nur über wichtige Ämter im Kanon des regionalen Hochadels und bei entsprechenden Einkünften vorstellbar sein.

Literatur:

Platz, Kai Thomas: Untersuchungen im Gasthaus „Schwarzes Roß“ in Hilpoltstein – Beiträge zur frühen Stadtgeschichte, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1996. Stuttgart 1997, S. 180–182.

Platz, Kai Thomas: Das „Untere Brauhaus“ in Hilpoltstein, in: Nadler, Martin/Pfauth, Ulrich: Beiträge zur Archäologie in Mittelfranken. Bd. 3/1997. Büchenbach 1997, S. 265–273.

Platz, Kai Thomas: Hilpoltstein vom Frühmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Archäologische, baugeschichtliche und historische Aspekte zur Entwicklung einer mittelfränkischen Burg und

Stadt. Arbeiten zur Archäologie Süddeutschlands. Bd. 12. Büchenbach 2. Aufl. 2006.

Platz, Kai Thomas: Funde und Befunde zur älteren Geschichte der Stadt Hilpoltstein, in: Ericsson, Ingolf/Losert, Hans (Hrsg.): Aspekte der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift für Walter Sage. Bamberger Schriften zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Bd. 1. Bonn 2003, S. 356–362.

Ruf, Martin: Das „Schwarze Roß“ in Hilpoltstein, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1999. Stuttgart 2000, S. 117–119.

Ruf, Martin: Die Siedlungsgeschichte des Schwarzen Rosses in Hilpoltstein/Mittelfranken vom Frühmittelalter bis zum 30jährigen Krieg. Arbeiten zur Archäologie Süddeutschlands. Bd. 27. Büchenbach 2011.

Siegert, Carl: Geschichte der Herrschaft, Burg und Stadt Hilpoltstein. Verhandlungen des Historischen Vereins Oberpfalz und Regensburg. Regensburg 1861.

Wiessner, Wolfgang: Hilpoltstein. Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken. Reihe I. Heft 24. München 1978.

Heilsbronn und sein ehemaliges Zisterzienserkloster

von

Heinz Schmutterer

Im Juli 2007 konnte Heilsbronn ein doppeltes Jubiläum begehen. Es war 75 Jahre her, daß die bisherige Marktgemeinde zur Stadt erhoben worden ist. Gleichzeitig gedachte man der Gründung eines der bedeutendsten Klöster in Franken vor 875 Jahren.

Heilsbronn ist allerdings älter als die Klostergründung. Als um das Jahr 800 n. Chr. Kaiser Karl der Große das gewaltige Fränkische Reich zwischen Spanien und der Nordsee regierte, ließen sich in einer quellenreichen Talmulde, dort wo heute Heilsbronn liegt, fränkische Siedler nieder. Nach ihrem Oberhaupt und Anführer Hahold nannte man den Ort an den Quellen der Schwabach künftig „Haholdesprunn“.

Wo bis dahin einige Bauernhöfe gestanden hatten, sollte sich dann schließlich ein Kloster entwickeln, das im Laufe der nächsten Jahrhunderte zu einem der größten Grundbesitzer zwischen Main und Donau wurde. Im Jahre

1132 hatte nämlich Bischof Otto von Bamberg an diesem Ort das Kloster gestiftet, in dem ab 1141 Mönche des gerade aufblühenden Reformordens der Zisterzienser nachgewiesen sind. Ab dem 14. Jahrhundert nannte sich das Kloster häufig „fons salutis“ (Brunnen des Heils), wobei an ein spirituelles Heil gedacht war. Erst im 18. Jahrhundert kam es zu dem Mißverständnis, daß man sich für einige Jahrzehnte als Kurort wähnte.

Die ersten Mönche kamen aus Ebrach im Steigerwald. Dort hatte der Zisterzienserorden 1127 sein erstes Kloster rechts des Rheins gegründet. Jener Bamberger Bischof Otto, auch als Apostel der Pommern und Stifter zahlreicher weiterer Klöster bekannt, hatte von den Grafen von Abenberg Grund und Boden erworben, um so die wirtschaftlichen Voraussetzungen für das Kloster zu schaffen. Anfangs noch hielten sich die Mönche an die strengen Regeln des Reformordens. Doch zahlreiche Schenkungen und wirtschaftliches

Gedeihen brachten dem Kloster immer mehr Reichtum, womit jedoch eine zunehmende Abkehr der Mönche von den alten Idealen verbunden war.

Bereits in vorklösterlicher Zeit stand an der Stelle des heutigen Ostchores des Münsters eine Grabkapelle der mächtigen Rangaugrafen von Abenberg. Auch deren Erben, die Nürnberger Burggrafen und späteren Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach aus der Familie Hohenzollern wurden bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hier beigesetzt.

Da aber schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Zahl der Mönche stark angestiegen war, wurde eine Chorerweiterung notwendig. Dem Erweiterungsbau stand allerdings die erwähnte Grabkapelle der Grafen von Abenberg bzw. deren Nachfolger, der Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, im Wege. Sie wurde erworben, abgetragen und die Grablegen kamen dadurch in den neuen, nun bereits gotisch errichteten Chor der heutigen Münsterkirche.

Schutzherr aller Zisterzienserklöster war der Kaiser, der diese Aufgabe allerdings an lokale Adelige delegierte. Im Falle Heilsbronn's waren dies die Grafen von Abenberg bzw. deren Nachfolger gewesen. Dort, wo die mächtigen Burggrafen – die späteren Markgrafen von Ansbach – bestattet wurden, dort wollte auch gerne der fränkische Adel seine letzte Ruhestätte finden. Daher befinden sich neben 21 Mitgliedern der fürstlichen Familie in der Hauptgruft etwa weitere 500 Grablegen im Münster; man kann deshalb mit Fug und Recht sagen, daß ein Großteil des fränkischen Adels in Heilsbronn bestattet wurde.

So ist es auch verständlich, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Grabkapelle, die „Ritterkapelle“ errichtet werden mußte. Auch sie reichte bald nicht mehr aus, so daß um 1420 mit dem spätgotischen „Mortuarium“ die letzte große Baumaßnahme des Klosters am Münster durchgeführt wurde.

Die im Münster bestatteten Adelsgeschlechter ließen dem Kloster reichlich Vergünstigungen zukommen: Grundbesitz, Kunstwerke, aber auch Kostverbesserung für die Mönche. Die oben erwähnte Abkehr von

den Idealen hat hier auch ihre Ursachen. „Nichts ist so schwer zu vererben wie die Armut“ war ein geflügeltes Wort in den Klöstern.

Mit der Einführung der Brandenburgisch-Nürnberger Kirchenordnung im Zuge der Reformation lag Heilsbronn im süddeutschen Kernland der Reformation. Der anfängliche Versuch, das Kloster als solches unter lutherischem Bekenntnis zu erhalten, war auf die Dauer nicht möglich. Als Schutzherrn waren die Hohenzollern, nämlich die Markgrafen von Ansbach und Kulmbach (später Bayreuth), aber gewissermaßen auch die Erben des Klosters, falls dieses nicht mehr bestehen sollte. 1578 ist nach dem Tod des letzten Mönchs dieser Erbfall eingetreten, wobei vermerkt werden muß, daß die Hohenzollern wahrlich alles Mögliche getan hatten, um das Kloster zum Erliegen zu bringen.

So erbten in jenem Jahre die „Schutzherrn“ des Klosters den gesamten Besitz zwischen Main und Donau. Der „Heilsbronner Klosterstaat“ wurde nun zu einem markgräflichen Verwalteramt. Ein Klosteramtsverwalter übernahm die weltlichen Aufgaben des Abts und verwaltete die zahlreichen Besitztümer des früheren Klosters.

Markgraf Georg Friedrich, der beide Fürstentümer in Personalunion regierte, errichtete in den leerstehenden Konventsgebäuden eine Fürstenschule, ein Gymnasium für hundert Knaben aus weniger wohlhabenden Familien. Mit dessen Ende im Jahre 1736 stand das einstige Kloster weitgehend leer, und so begann der Abriß der nicht mehr benötigten Gebäude.

Erhalten geblieben sind vor allem außer der Kirche das Refektorium, in dem damals ein Brauhaus eingerichtet war und die Abtei. Um 1770 fielen die letzten Reste des Kreuzgangs, dessen vier Flügel seit 2011 durch einen neuen Bodenbelag wieder sichtbar gemacht sind.

In Heilsbronn selbst lebten 1578 gerade einmal 170 Menschen, und es dauerte lange, bis der Ort aus der nunmehrigen Bedeutungslosigkeit herauswachsen konnte. Durch den Verkauf der meisten Konventsgebäuden brachte der Markgraf vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg neue Bewohner in das

ehemalige Kloster, weswegen sich auf diese Weise langsam eine Ansiedlung entwickelte. 1727 zählte man bereits etwa 800 Einwohner. In diesem Jahr erhielt Heilsbronn dann auch eine Gemeindeordnung, so daß es seither auch einen Bürgermeister mit einem Rat in der Gemeinde gibt.

Ein großer Sprung nach vorn gelang dem Marktflecken durch den Anschluß an die 1874 in Betrieb genommene Bahnlinie von Nürnberg nach Crailsheim und später nach Stuttgart. Zur Zeit der Reichsgründung (1871) lebten etwa 1.000 Menschen in Heilsbronn, 1939 waren es schon 1.650. Einige Jahre zuvor konnte der bisherige Marktflecken anlässlich des 800jährigen Klostergründungsjubiläums sogar seine Ernennung zur Stadt erreichen.

Einen enormen Bevölkerungsanstieg brachten schließlich die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs: Durch Flucht und Vertreibung nahm die Bevölkerung ab 1945 um etwa 1.500 Personen sprunghaft zu. Wegen der Ansiedlung dieser vielen Heimatvertriebenen wuchs der Ort bis 1970 auf etwa 5.000 Einwohner an. Eine weitere Vergrößerung brachten dann die Eingemeindungen 1971/72 und 1978. Heute leben etwa 9.000 Menschen in Heilsbronn, das zu einer wichtigen Gemeinde am Rande des Ballungsraumes Nürnberg-Fürth geworden ist.

Als östlichste Gemeinde im Landkreis Ansbach hat Heilsbronn inzwischen eine zentrale Stellung zwischen dem Ballungszentrum im Osten und der Kreisstadt im Westen erringen können. Durch die Ansiedlung zahlreicher Betriebe ist es möglich geworden, viele Arbeitsplätze am Ort zu schaffen. Wegen seiner günstigen Verkehrslage, des guten Angebots an schulischen Einrichtungen und der noch relativ intakten Natur haben viele im Ballungsgebiet Beschäftigte Heilsbronn zu ihrem Wohnort gewählt, obwohl sie ursprünglich keine Verbindungen dahin hatten.

Seit Oktober 2006 kann Heilsbronn mit einem neuen Mosaikstein in seinem kulturellen Angebot – dem Museum „Vom Kloster zur Stadt“ aufwarten. Brennpunktartig wird in einem aufwendig renovierten Gebäude die Entwicklung durch die Jahrhunderte dargestellt. Im Jahre 2011 ist die lange ersehnte S-Bahn

eröffnet worden, dadurch kann die Attraktivität des dann bald 900jährigen Ortes gewiß weiter gesteigert werden.

Der einstige Kreuzgangbereich in Heilsbronn wurde 2009 neugestaltet

Da die drei Hochstifte Würzburg, Eichstätt und Bamberg mit ihren Grenzen nicht allzu weit von Haholdesbrunnen zusammenstoßen, hatte Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1132 nicht nur aus frommen Beweggründen, sondern auch als Machtpolitiker der Jungfrau Maria und Gottesmutter zu Ehren hier ein Kloster gestiftet. Unklar ist immer noch, welchen Orden Bischof Otto zunächst mit der Besiedelung des Klosters betrauen wollte; ab 1140 aber sind die Zisterzienser eindeutig dort nachzuweisen.

Wenige Jahrzehnte zuvor, im Jahre 1098, hatte in Burgund eine Gruppe von Mönchen des Benediktinerordens ihr Kloster Molèse verlassen, in der festen Absicht, die Gebote des Neuen Testaments wieder ernster zu nehmen. Nicht durch weltliche Arbeitskräfte, sondern mit der eigenen Hände Arbeit wollten sie ihr Kloster errichten und ihren Bedarf zum Lebensunterhalt selbst erwirtschaften. Mit dem Eintritt des charismatischen Bernard de Fontaines, später bekannt als Bernhard von Clairvaux, konnte der streng asketische Orden sich in raschem Tempo im ganzen Abendland ausbreiten.

Wie oben erwähnt, wurde mit Ebrach im Steigerwald 1127 die erste Abtei dieses Reformordens rechts des Rheins gegründet, und von dort kamen auch die Mönche nach Haholdesbrunnen. Im Lauf der folgenden Jahrhunderte konnte sich das Kloster zu einer der reichsten und angesehensten Abteien in Deutschland entwickeln. Dies war, wie gesagt, mit der ursprünglichen Forderung nach Einfachheit nicht zu vereinbaren; der wirtschaftliche und kulturelle Impuls, der von dem Kloster ausging war jedoch gewaltig. In etwa 300 Orten zwischen Main und Donau hatte die Abtei Besitz.

Wie bereits gesagt, hatten die Burggrafen von Nürnberg und nachmaligen Markgrafen von Brandenburg-Ansbach die Klosterkirche



Abb. 1: Der ehemalige Kreuzgang neben dem Heilsbronner Münster wurde mit Hilfe von Bodenplatten wieder sichtbar gemacht.

spätestens ab 1297 zu ihrer Grablege erwählt, und auch ein Großteil des fränkischen Adels wollte deshalb ebenfalls bei den Mönchen bestattet sein. Damit waren vielfältige Schenkungen an Kunstwerken und auch an Gütern verbunden. So kamen beispielsweise etwa 200 ha Land um Randersacker am Main in den Besitz des Klosters. Der Wein aus Randersacker galt im Mittelalter als „der Kaiserwein“, denn zwischen 1273 (Rudolf von Habsburg) und 1492 (Friedrich III.) waren alle deutschen Könige bzw. römisch-deutschen Kaiser häufig zu Besuch im Kloster. Heute wird an mehreren Verkaufsstellen in Heilsbronn wieder Wein aus Randersacker angeboten; die Bocksbeutel sind mit einem Motiv des Münsters auf dem Etikett geschmückt. Das Kloster freilich gibt es als geistliche Einrichtung schon lange nicht mehr.

Sehr bald nämlich waren Luthers Gedanken auch bei den Mönchen auf fruchtbaren Boden gefallen; der lutherisch eingestellte Abt Johannes Schopper wagte den Versuch, mönchisches Leben mit lutherischer Lehre in Einklang zu bringen. Dies war auf Dauer aller-

dings nicht möglich, denn die Markgrafen von Ansbach und Kulmbach, Schutzherrn des Klosters, versuchten alles, um das Klosterleben zum Erliegen zu bringen, um so dann den reichen Besitz erben zu können. Durch die Verhängung eines Eintrittsstoppes, verbunden mit der Gewissheit, daß auf diese Art demnächst das Kloster mit dem letzten Mönch aussterben würde, ist ihnen das 1578 auch gelungen.

Das unter Markgraf Georg Friedrich im leer stehenden Kloster gegründete Gymnasium für Knaben weniger begüterter Eltern nutzte bis zu seiner Auflösung im Jahr 1737 wenigstens die alten Gebäude der Abtei. Da es anschließend an einer Nutzung für die Bauten fehlte, kam es in der Folgezeit zur Zerstörung vieler Klostergebäude. Das letzte, der ehemalige Konversenbau, wurde erst am 9. November 1889 versteigert und sofort abgerissen.

2009 hat sich der Stadtrat von Heilsbronn entschlossen, den Bereich zwischen Kirche und Refektorium, also den ehemaligen Kreuz-



Abb. 2: Der neue gläserne Brunnen bei Nacht.

gangsbereich, umzugestalten. Aufschüttungen bis zu fast einem Meter Höhe wurden abgetragen, Bäume und viel Buschwerk wurden abgeholt. Nun aber kann man nach Pflasterung der ehemaligen vier Gänge und Neuanpflanzungen die ehemalige Anlage wieder nachempfinden.

Im Stadtmuseum ist zudem eine 3-D Rekonstruktion der gesamten Klosteranlage zu sehen. Eine weitere Attraktion ist der neu geschaffene dreischalige Brunnen. Im Jahre

1502 hatte Abt Sebald Bamberger einen Dreischalenbrunnen aus Blei und Messing gestiftet und dessen Bild in sein Wappen aufgenommen. Auch die Nachfolger führten dann die Brunnenabbildung in ihrem Wappen, ebenso das markgräfliche Klosteramt und schließlich auch die 1727 entstandene Gemeinde Heilsbronn. Der neu geschaffene Brunnen ist aus Glas und versucht in seiner eigenwilligen Gestaltung die Vergangenheit mit dem Heute zu verbinden.

Der Sprung über den Misthaufen: Familiäre Endogamie in Franken

von

Andreas Flurschütz da Cruz

Im Zuge einer Bevölkerungsanalyse des konfessionell gemischten Ortes Westheim bei Haßfurt wurde im Jahr 2008 ein Familienbuch der evangelischen Gemeinde veröffentlicht, das den Zeitraum von 1650 bis 1900 umfaßt.¹ In der Folgezeit wurde im Rahmen einer Magisterarbeit an der Universität Bamberg der protestantische Bevölkerungsteil in seinem Verhalten auf verschiedenen Ebenen mit seinem katholischen Pendant im Ort verglichen, wobei gleichzeitig die Vorbereitungen zu einem Familienbuch der katholischen Gemeinde getroffen wurden.² Ein Untersuchungsmerkmal war dabei das Heiratsverhalten und diesbezüglich speziell der Umgang mit inzestuösen Beziehungen, für die das ländlich geprägte Franken und seine ‚Misthaufen‘ bis heute sprichwörtlich bekannt sind. Doch entspricht die lose Heiratspolitik ländlicher Gebiete der Frühen Neuzeit tatsächlich der historischen Wirklichkeit? Gerade zu Beginn dieses Jahres geriet diese Thematik auf Bundesebene erneut in den Brennpunkt des politischen Interesses, als die Verabschiedung eines neuen Inzestgesetzes anstand, was in den Medien und der Bevölkerung für kontroverse Diskussionen sorgte. Die vorliegende Mikrostudie über den unterfränkischen Ort Westheim versucht, diesbezüglich einen Einblick aus historischer Perspektive zu vermitteln und eine Frage auf die Antwort zu geben, wie der Sonderfall der Verwandtenehe früher gehandhabt wurde.

Zunächst zur räumlich-konfessionellen Komponente des Heiratsverhaltens: Nahezu die Gesamtheit aller Eheschließungen im Untersuchungsort und -zeitraum fand zwischen Angehörigen derselben Konfession statt; Katholiken heirateten Katholiken und Protestanten heirateten Protestanten. Hier ist allerdings ein besonderer Umstand zu erwähnen: Die protestantische Gemeinde Westheims war, abgesehen vom Nachbarort Eschenau, von einem nahezu ausschließlich katholischen Umland umgeben. Bis zum Abschluß der

Gegenreformation Ende des 17. Jahrhunderts diente Westheim mit insgesamt ca. 35 aus diesem Grund geschlossenen Eheschließungen als Auffangstation und Heiratsbörse für protestantische Glaubensflüchtlinge aus dem katholischen Umland. Um 1700 waren die umliegenden Ortschaften, allen voran Knetzgau sowie Ober- und Unterschwappach, vollständig zum Alten Glauben zurückgeführt worden. Der Oberschwappacher Pfarrer vermeldete beim Tod der Margaretha Feuerlein am 18. Februar 1699 stolz, das mit ihr die „*femina ultima Lutherana*“, also die letzte lutherische Frau, gestorben sei.³ Somit fielen zur Jahrhundertwende auch diese Orte für heiratswillige Westheimer Protestanten weg: In den folgenden Jahrhunderten heirateten aus dem direkten Umland nur noch Katholiken nach Westheim und zwar wiederum ausschließlich katholische Ehepartner.

Die nächsten evangelischen Gebiete lagen in der für das 17. und 18. Jahrhundert nur mit gewissem Aufwand zurücklegbaren Entfernung von durchschnittlich 15 bis 20 Kilometern. Es waren dies im Westen das Gebiet der Freien Reichsstadt Schweinfurt mit den Reichsdörfern Gochsheim und Sennfeld, im Norden die sächsische Enklave des Amtes Königsberg und im Süden das Territorium der Grafen von Castell. Zu all diesen Gebieten mußten beachtliche Entfernungen zurückgelegt werden. Schon allein aus diesem Grund scheint es nur zu verständlich, daß sich die Westheimer Protestanten vor allem innerhalb des heimatlichen Ortes und im Nachbarort Eschenau, mit dem bis ins 20. Jahrhundert ausgeprägte verwandtschaftliche Beziehungen unterhalten wurden, nach Ehepartnern umsahen.

Die Tatsache, daß die evangelischen Westheimer Familien im Laufe des 18. Jahrhunderts eine enorme Bereitschaft entwickelten, sich vor allem im eigenen Heimatort nach Ehepartnern umzusehen, hatte in einem recht

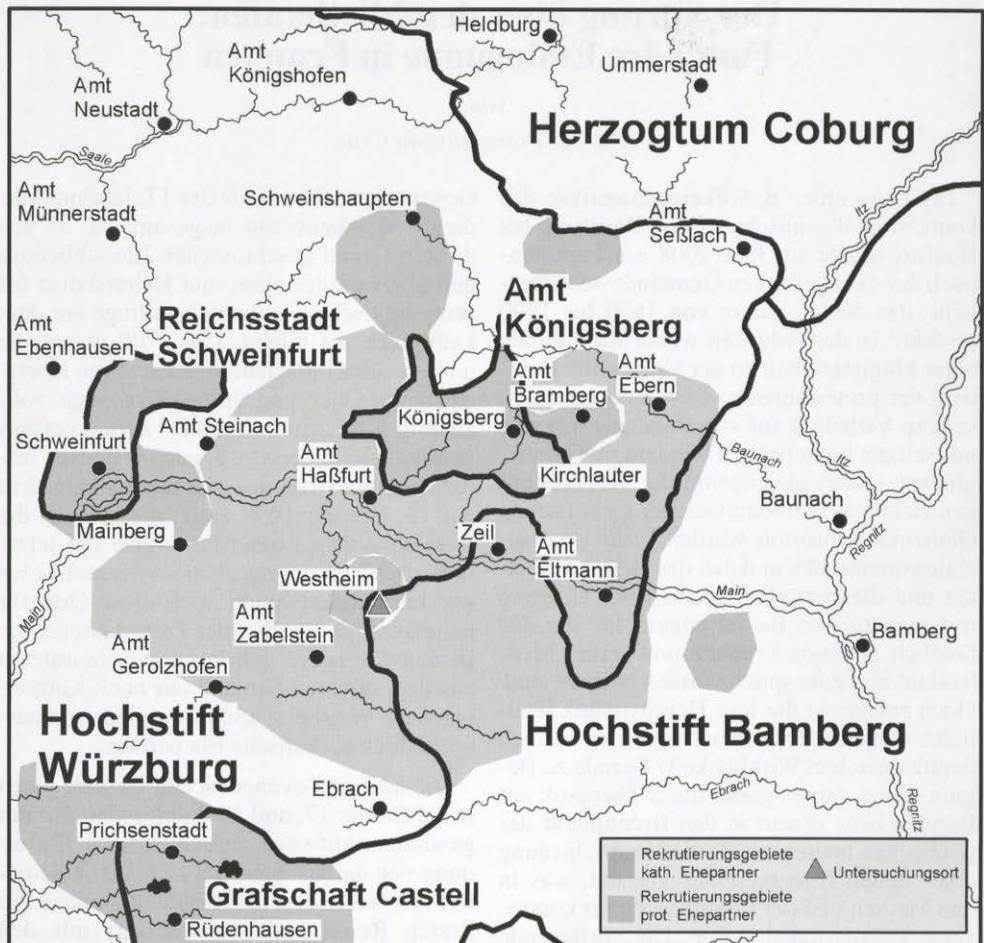


Abb. 1: Die Rekrutierungsgebiete Westheimer Ehepartner, 1650–1750.

überschaubaren Dorf wie dem Untersuchungsort naturgemäß zur Folge, daß man schnell an die Grenzen des noch nicht verwandten ‚Genpools‘ stieß. Zwar zeichnet sich ein regelrechter Boom von Verwandtenehen erst gegen Ende des Untersuchungszeitraums ab, ein erster Fall ist jedoch sogar schon vor Beginn der Westheimer Kirchenbücher im Jahr 1650 bekannt.⁴ Es handelt sich dabei um einen Zufallsfund in den evangelischen Matrikeln des ca. 25 km entfernten Ortes Zeilitzheim, wo der Westheimer Hans Hauck (I.) 1645 die Cousine seines Vaters, Anna Neubert aus Dampfach, heiratete.⁵ Der Grund für die weit entfernt stattfindende Hochzeit mag nicht

in der Unerhörtheit des Aktes gelegen haben, wie man im ersten Moment vermuten könnte, sondern in den in Westheim herrschenden Kriegs- und Konfessionswirren: Die Pfarrei Westheim war damals nicht besetzt und der evangelische Pfarrer Johann Wilhelm Haas geflüchtet.

Eine Verwandtenheirat aus dem Jahr 1695 zeigt jedoch, daß es im 17. Jahrhundert durchaus als skandalös galt, wenn sehr nahe Verwandte den Bund der Ehe schlossen. Michael Fräz wurde mit seiner Cousine Anna Fräz getraut, „nachdem Sie wegen begangener blutschand es bey nahmhafter Straff erhalten“

hatten.⁶ Während das 1692 vorehelich geborene Kind der beiden, Johannes Gervasius Fräs, als „*Hurenkind, so sie mit Ihren vetter Michel Fräsen in Unzucht erzeuget*“, bezeichnet wird, wird bei den Taufeinträgen der folgenden ehelich geborenen Kinder die ungewöhnliche Beziehung der beiden Eltern allerding mit keinem Wort mehr erwähnt.⁷ Hier lag der Akzent also mehr auf dem Skandal der unehelichen sexuellen Beziehung als auf dem nahen Grad der Verwandtschaft.

Im Laufe der Zeit wurde die Verwandtenehe vollkommen akzeptiert.⁸ Auch Hans Haucks Urenkel Hans (IV) heiratete 1735 seine Großcousine Anna Barbara Rothaupt, ohne daß dies jedoch im Kirchenbuch in irgendeiner Form Erwähnung gefunden hätte. Solche Konstellationen lassen sich in Westheim oft nur über die gründliche Zusammenschau von Verwandtschaftsverhältnissen erkennen.⁹ Es handelte sich inzwischen offensichtlich um einen nicht ungewöhnlichen, nicht zu ahndenden und daher nicht erwähnenswerten Akt.

Auch Anna Barbara Rothaupts Schwester Dorothea hatte mit ihrem Cousin Johann Georg Burckhardt ein Jahr zuvor einen nahen Verwandten geheiratet. Bei dieser Heirat fanden die verwandtschaftlichen Umstände allerding Niederschlag im Kirchenbuch, wenn auch auf recht neutrale Art und Weise, „*weilen sie leiblich Geschwister Kind*“ waren, und somit nur „*nach vorher erlangter dispensation von Hochfürstlicher Herrschaft*“, also mit einer Erlaubnis ihres Grundherrn, getraut werden konnten.¹⁰ Der skandalöse Charakter, der noch im Jahrhundert zuvor in der Formulierung der „*blutschand*“ anklingt, ist hier bereits verschwunden. Heirat von Geschwisterkindern war – als zu nahe Verwandtschaft – zwar grundsätzlich immer noch nicht gestattet, konnte allerdings durch einem entsprechenden Antrag bei der Herrschaft leicht gestattet werden.¹¹

Mit den Familien Hauck, Rothaupt und Burckhardt sind die Hauptvertreter dieses familiären Heiratsverhaltens in Westheim bereits genannt, die eine besondere Neigung untereinander zu heiraten aufwiesen und anscheinend alles taten, um „*genealogisch unter sich zu bleiben*“.¹² Es handelte sich dabei nicht etwa um dörfliche Außenseiter, die nur

in ihrem eigenen familiären Kreis Heiratspartner gefunden hätten, sondern um alteingesessene Familien aus der politischen und wirtschaftlichen Elite des Dorfes.¹³ Es liegt daher nahe, die Ursachen für dieses Phänomen im ökonomischen Bereich zu suchen. Gerade in Zeiten einer zunehmenden Knappheit der Bodenressourcen wurden vermehrt Verwandtschaftssehen geschlossen. Besonders in Gebieten mit Realteilung, wo alle Kinder mehr oder weniger gleichberechtigt erbten, bot sich diese Praxis an, um die Zerstückelung des Familienbesitzes so gut wie möglich zu verhindern.¹⁴ Durch dieses Untereinanderverwandtsein bildeten sich dörfliche, aber auch noch kleinere „*Gesellschaftsinseln*“ wie bei den drei genannten Familien heraus.¹⁵ Auch handelt es sich dabei nicht um ein ausschließlich ländliches Verhaltensmuster: Ein gutes Beispiel für exklusive und abgeschottete Kreise in der städtischen Gesellschaft sind für die Frühe Neuzeit die Patriziate von Städten wie Nürnberg, bei denen die Abkapselung innerhalb bestimmter Verwandtschaftskreise schon im 14. Jahrhundert einsetzte und sich auf bis zu 80 Prozent belief.¹⁶

Exemplarisch soll noch einmal die Geschichte der Familie Hauck näher und über den Untersuchungszeitraum hinaus betrachtet werden, also bis hinein in eine Phase, die von zunehmender Enttabuisierung von Eheschließungen und damit von sexuellen Beziehungen in der nahen Verwandtschaft geprägt war.¹⁷ Denn erst nach 1750, nach dem Aufspalten der Familie Hauck in zwei Linien, häufte sich das wiederholte Knüpfen oder Verstärken von bereits bestehenden Verwandtschaftsbeziehungen. Dies diente der Aufrechterhaltung und Intensivierung der Bande zwischen beiden Linien und dem Erhalt des Familienvermögens. Eine Tochter aus der Familie zu geben, war stets eine teure, oft einseitige Angelegenheit. Die einzige materiell vorteilhafte Option, auf die man dabei hoffen konnte, war die, daß bei Kinderlosigkeit einer solchen Tochter Aussicht auf das von ihr an die Familie zurückfallende Erbe bestand.¹⁸ Sicherer war es allemal, gar nicht erst allzu viele Nachkommen zu „produzieren“ und Töchter innerhalb des eigenen Verwandtschaftsgefüges unterzubringen. So heiratete Johann Nicolaus Hauck im Jahr 1767 seine Cousine Anna Eli-

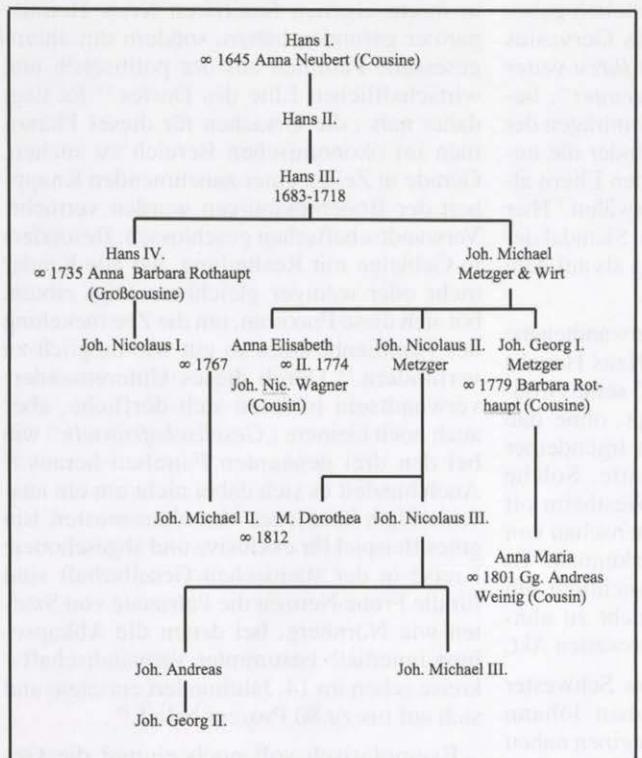


Abb. 2: Endogamie. Die Westheimer Familie Hauck

sabeth, die Tochter seines Onkels, des Metzgermeisters und Gastwirts Johann Michael Hauck, die nach seinem Tod 1774 ein zweites Mal heiratete, und zwar wiederum in der eigenen Familie, nämlich ihren Cousin Johann Nicolaus Wagner.¹⁹ Auch Anna Elisabeths Bruder Johann Georg heiratete 1779 mit Barbara Rothaupt eine Cousine; beider Tochter Anna Maria wurde 1801 wiederum von ihrem Cousin Georg Andreas Weinig zum Altar geführt. Anna Elisabeths Sohn Johann Michael Hauck (II.) heiratete 1812 seine Großcousine Maria Dorothea Hauck. Auffallend ist bei dieser Eheschließung auch das verhältnismäßig hohe Alter des männlichen Ehepartners: Der Bräutigam stand zum Zeitpunkt der Eheschließung wenige Tage vor seinem 41. Geburtstag. Die Ehe blieb im übrigen kinderlos.

Der durch die beschriebene Konstellation eintretende „Schrumpfungsprozeß von Verwandtschaft“²⁰ und der damit einhergehende

Ahnenverlust sorgte andererseits auch für eine „Verdichtung des Erbstroms durch Ineinanderheiraten“.²¹ Eheschließungen in der eigenen Verwandtschaft waren offensichtlich vor allem durch den allgemeinen Wunsch motiviert, das Vermögen innerhalb einer mehr oder weniger großen Gemeinschaft oder Gruppe von Verwandten zu halten,²² einem Wunsch also, der in den dörflichen Unterschichten in Ermangelung erwähnenswerten Eigentums keine Rolle spielen konnte. Hier war man als Tagelöhrner, Knecht oder Magd ohnehin räumlich flexibler und mobiler: Man hatte keine eigenen landwirtschaftlichen Güter und somit ‚nichts zu verlieren‘ und konnte bzw. mußte mögliche Ehepartner nach anderen Kriterien auswählen.

Die auf genealogischen Grundlagen basierende wirtschaftliche und die damit einhergehende politische ‚Vetternwirtschaft‘ schilderte der Egolsheimer Emigrant Jacob Hampf, der 1817 nach Amerika auswanderte und beklagte, daß der Bürgermeister und der Schultheiß seines Heimatortes zusammenhielten, weil sie Cousins seien, und daß die Gemeinderäte sie unterstützten, weil sie alle miteinander verwandt seien.²³ Hier kommt die Funktion von Verwandtschaft als Ordnungselement und ihre politische Dimension klar zum Ausdruck: Nicht nur politische Macht, Vermögen und Status von Einzelpersonen waren für die Zugehörigkeit zu Führungsgruppen ausschlaggebend, sondern auch die teilweise hochkomplexen Beziehungssysteme zwischen ihren Mitgliedern.²⁴ Durch die oft als ‚Vetternwirtschaft‘ bezeichnete Kooperation mit engen Blutsverwandten schufen die Familien aus der Obrigkeit des Dorfes nicht nur ein neues politisches System, mit dem sie die wichtigsten Ressourcen und Ämter der Ge-

meinde kontrollierten, sondern beeinflußten auch die Beziehungen zum Grundherrn, vor allem durch die generationenlange Weitergabe von wichtigen Ämtern in den gleichen Familien.²⁵

Im Vergleich der Bevölkerungsaufstellungen von 1700 und 1750 zeichnet sich zumindest auf evangelischer Seite der klare Trend hin zur Verwandtenehe ab: Während im Jahr 1700 auf evangelischer Seite mit den „*in blutschand*“ vereinigten Michael und Anna Fräsl nur ein entsprechendes Paar bekannt ist, sind es 1750 schon drei. Außerdem muß man davon ausgehen, daß aufgrund des späten Einsetzens der Kirchenbücher nicht alle Verwandtschaftsverhältnisse bis ins Detail bekannt sind.

Auf katholischer Seite ist zwischen 1700 und 1750 nur ein einziger Fall eines in nahem Grad verwandten Ehepaars nachweisbar. Das Paar mußte jedoch eine Heiratsgenehmigung von allerhöchster kirchlicher Instanz einholen: „*obtinuerunt dispensatione Summo pontifice innocentio 13tio*“²⁶ Papst Innozenz XIII. beziehungsweise die Kurie in Rom mußte also die entsprechende Genehmigung ausstellen.

Seit dem Konzil von Trient (1545–1563) war die Ehegesetzgebung der römischen Kirche um ein vielfaches ausgeprägter und komplexer als auf evangelischer Seite, indem das kanonische Recht Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft gleichgesetzt und mit Eheverboten belegt hatte. Auch in der katholischen Kirche konnte man Dispensen erhalten, um die Verbote zu umgehen. Affinitätsdispensen (bzgl. des 3. und 4. Verwandtschaftsgrades) wurden allerdings leichter erteilt als Konsanguinitätsdispensen (im Falle sehr naher Verwandtschaft), die, wie bereits dargestellt, unter Lutheranern problemlos gewährt wurden.²⁷ Ein ganzes Bündel an aufschiebenden und trennenden Ehehindernissen entstand zudem durch das System der geistigen, im Patenamt begründeten Verwandtschaft, das sich schon im 5. und 6. Jahrhundert auszuprägen begann,²⁸ während in der Bibel die Thematik der Verwandtenheirat verschwindend gering behandelt wird.²⁹

Auf dem Konzil von Trient wurde die Heirat zwischen Verwandten verboten, wobei die

Verwandtschaftsgrade näher definiert wurden.³⁰ Diese Hindernisse engten den Kreis der möglichen Ehepartner innerhalb des Dorfs für Katholiken sehr ein. Sie zwangen heiratswillige Katholiken, sich einen Ehepartner von außerhalb zu suchen und wirkten so einem endogamen Heiratsverhalten und damit einer genetischen Abkapselung der katholischen Ortsgemeinde entgegen.³¹ Die Dispensen, also Heiratsgenehmigungen, die erteilt wurden, sind jedoch genauer zu untersuchen, da sie meist auf geistiger Verwandtschaft beruhten. Einen wirklich auf Blutsverwandtschaft basierenden Fall gab es mit dem päpstlich absolvierten Fall von 1722 nur ein einziges Mal. Katholiken, die somit von seiten der Kirche einer wesentlich rigideren Heirats- und Inzestkontrolle ausgesetzt waren, waren außerdem aufgrund herrschaftspolitischer und bevölkerungsgeschichtlicher Entwicklungen in Westheims vermögender Oberschicht weniger stark vertreten als Protestant. Sie waren somit in doppeltem Sinn weniger anfällig für familieninterne Heiratspolitik.

Abseits von verwandtschaftlichen Graden existierten weitere Ehebeschränkungen für beide Konfessionen, auf die hier ergänzend verwiesen werden soll: Neben den gesetzlich verankerten Mitsprache- und Einspruchsrrechten der Erziehungsberechtigten, denen sogar ein Entscheidungsrecht zukommen konnte, bildete sich in Form des von der Forschung so genannten „politischen Ehekonsenses“ eine obrigkeitliche Heiratsbeschränkung heraus.³³ Vom Konzept her eng mit der Armenfürsorge verknüpft, war der politische Ehekonsens jenes Instrument, das auf kommunaler Ebene garantieren sollte, daß nur jene Paare heirateten, die auch über Besitz oder ausreichendes Einkommen verfügten, um die entstehende Familie auch versorgen und ernähren zu können. Durch diese restriktive Ehegesetzgebung war ein großer Teil der ärmeren Bevölkerung von der Eheschließung und Familiengründung ausgeschlossen bzw. mußte sie zeitlich hinausschieben. Auf diese Weise versuchten die Kommunen, die Zahl der Armen und potentiellen Fürsorgeempfänger möglichst niedrig zu halten und eine stärkere Beanspruchung der Gemein oder Allmende von seiten zahlreicher Mittellosen zu vermeiden.³⁴ Die Konsequenz war hingegen

das Gegenteil: Neben dem Anstieg des durchschnittlichen Heiratsalters zwischen 1700 und 1900, bei Männern wie bei Frauen, stiegen auch die Geburtenraten unehelicher Kinder an, die die mittellose Unterschicht, die man eigentlich hatte kontrollieren und in ihren Grenzen hatte halten wollen, nur noch anwachsen ließ.³⁵ Erst nach 1860 erfolgte eine allmähliche Liberalisierung der politischen Ehebeschränkungen, in Bayern sogar erst nach dem Ersten Weltkrieg.³⁶ Direkten Einfluß auf ein inzestuöses Heiratsverhalten der Bevölkerung hatten diese vor allem auf wirtschaftlichen Prinzipien beruhenden staatlichen Reglementierungen hingegen nicht.

Es wird zusammenfassend ersichtlich, daß der Wille zur Schließung von Verwandtenen nicht in sich selbst begründet war, sondern von den verschiedensten äußeren, nämlich ökonomisch-politischen, religiös-konfessionellen und räumlichen Faktoren in unterschiedlichem Grad beeinflußt war. Im herrschaftlich sehr kleinräumigen – oder positiv formuliert: abwechslungsreichen – Gebiet Frankens, das einem Fleckenteppich glich (*territorium non clausum*), auf dem nicht nur an jeder Orts- und Flurgrenze, sondern wie am Westheimer Beispiel sogar – um bei der einleitenden Metapher zu bleiben – hinter jedem Misthaufen eine Herrschafts- und Konfessionslinie lauern konnte, waren diese abgrenzenden Elemente besonders wirksam. Sie führten an vielen Stellen zu herrschaftlicher und konfessioneller Verinselung und zum Rückzug in den eigenen Heimatort, wenn es um die Suche nach geeigneten Heiratspartnern ging, die durch diese Grenzen teilweise ziemlich erschwert wurde. Unterstützt wurde diese Tendenz hin zur eigenen Verwandtschaft von dem Wunsch, den lokalen Besitz, vor allem an Immobilien, Grund und Boden, möglichst in der Familie zu erhalten und zu vermehren. Auf der anderen Seite bürgerte sich im Zuge der Trennung der Kirche in zwei Konfessionen, die katholische und die evangelische, eine grundlegend unterschiedliche Handhabung inzestuöser Beziehungen ein, die in Westheim Hand in Hand mit den aufgezeigten politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen verlief. Die vorliegende Mikrostudie, die sich nur auf einen Ort konzentriert, kann im Bezug auf dieses Phänomen

nur als Einzelbeispiel gelten, wird aber durch die Untersuchungen anderer süddeutscher und angrenzender Gebiete sowie auch anderer Bevölkerungsschichten weitgehend bestätigt und kann daher als exemplarisch gelten.³⁷

Das Zeitalter der Aufklärung und schließlich der Industrialisierung und des Ausbaus der Verkehrswägen im 19. Jahrhundert, das im ländlichen Bereich mit gewisser zeitlicher Verzögerung einsetzte, brachte nicht nur eine Öffnung nach außen, auch hin zu weiter entlegenen und zunehmend leichter erreichbaren Regionen, mit sich. Die hinlänglich bekannten Konsequenzen von inzestuösen Beziehungen erfuhren durch Medizin und Vererbungslehre eine wissenschaftliche Ummauerung: Als Folge dessen setzte eine neue Phase der Intoleranz gegenüber den als rückständig und für die Nachkommen als genetisch gefährlich gebrandmarkten intimen Beziehungen von Verwandten ein. Die wachsende Mobilität und die gesellschaftliche Ächtung inzestuöser Sexualität der Neuzeit sorgten schließlich dafür, daß sie heute in der europäischen Gesellschaft auf einen verschwindend geringen Prozentsatz zusammengeschrumpft ist und, zumindest in der westlichen Welt, nahezu als ein Relikt der Vergangenheit gelten kann. Die Reise über den Misthaufen – mag sie auch noch so bequem und kurz gewesen sein – scheint ein Ende gefunden zu haben, zumindest in Bezug auf die Ursachen, die in der Vergangenheit dafür ausschlaggebend waren: Der Wunsch nach Erhaltung der heimischen Güter und das Problem mangelnder Mobilität spielen in unserer westlichen Gesellschaft für inzestuöse Beziehungen und Heiraten kaum mehr eine Rolle; es sind heute wohl hauptsächlich emotionale Gründe, die die Partnerwahl bestimmen. Unter anderen Vorzeichen existieren intime Beziehungen unter nahen Verwandten aber in jedem Fall auch heute noch, wenn auch in geringerem Umfang – das beweist die Notwendigkeit ihrer gesetzlichen Regelung. Wie immer man diese Form von Beziehungen auch beurteilen mag: Mit der nahezu routinierten und ausgeklügelten Geschäftsmäßigkeit der Vergangenheit haben sie nichts mehr zu tun. Wer sich heutzutage zur Partnerschaft mit einem nahen Verwandten entschließt, sich dazu bekennt und sich dadurch der öffentlichen

Kritik aussetzt, mag bessere Gründe dafür haben als unsere Vorfahren.

Anmerkungen:

- 1 Andreas Flurschütz da Cruz: Evangelisches Familiienbuch des Dorfes Westheim bei Haßfurt 1650–1900 (Fränkische Ahnen Band 7 = Deutsche Ortssippenbücher der Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte Reihe B 416). Nürnberg 2008.
- 2 Ders.: Katholiken und Protestanten in einem bikonfessionellen Ganerbendorf in Franken 1650–1750. Untersuchungen in Westheim bei Haßfurt. Bamberg 2010 (Magisterarbeit).
- 3 Diözesanarchiv Würzburg, kath. Pfarrarchiv Westheim (DAW, ePAW), Matrikel Schwappach B1: Taufen, Ehen, Sterbefälle, Firmungen Ober- und Unterschwappach 1673–1704, S. 213.
- 4 Auch Mathieu spricht von einem „real boom“ von inzestuösen Ehen ab 1750, der schließlich zu einer Multiplikation von Heiraten zwischen nahen Verwandten im 18. und 19. Jahrhundert mündete und sich bis ca. 1880 fortsetzte, vgl. Jon Mathieu: Kin Marriages. Trends and Interpretations from the Swiss Example, in: David W. Sabean/Simon Teuscher/Jon Mathieu (Hrsg.): Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900). New York/Oxford 2007, S. 211–230, S. 211, vgl. dazu auch Jean-Marie Gouesse: Mariages de proches parents (XVI^e–XX^e siècle), in: Le modèle familial européen. Actes des séminaires organisés par l’école française de Rome 90. Rom 1986, S. 31–61.
- 5 Ev. Pfarrarchiv Zeilitzheim, Kirchenbuch (KB) Zeilitzheim Nr. 1, S. 50.
- 6 Ev. Pfarrarchiv Westheim (ePAW), KB Westheim (W) Nr. 1, S. 72.
- 7 EPAW, ev. KBW Nr. 1, S. 35.
- 8 Vgl. Sabean/Teuscher/Mathieu: Kinship in Europe (wie Anm. 4), S. 21.
- 9 Vgl. ePAW, ev. KBW Nr. 1, S. 77.
- 10 EPAW, ev. KBW Nr. 1, S. 77.
- 11 Die Zahl der dispensierten Verbindungen multiplizierte sich im 18. Jahrhundert, vgl. David W. Sabean: Kinship in Neckarhausen. 1700–1870. Cambridge 1998, S. 82.
- 12 Hermann Mitgau: Geschlossene Heiratskreise sozialer Inzucht, in: Hellmuth Rössler (Hrsg.): Deutsches Patriziat 1430–1740 (Büdinger Vorträge 1965/Schriften zur Problematik der deutschen Führungsschichten in der Neuzeit Bd. 3).
- 13 Vgl. David W. Sabean: Property, production, and family in Neckarhausen. 1700–1870 (Cambridge Studies in Social and Cultural Anthropology 73). Cambridge 1990, S. 23.
- 14 Vgl. Barbara Rajkay: Verflechtung und Entflechtung. Sozialer Wandel in einer bikonfessionellen Stadt. Oettingen 1560–1806. Augsburg 1999, S. 73.
- 15 Mitgau: Heiratskreise (wie Anm. 12), S. 5.
- 16 Vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat (wie Anm. 12), S. 229ff.
- 17 Lanzinger und Saurer stellen ungefähr zeitgleich, nämlich ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert, die Verlagerung in der Auswahl von Partnern und Partnern auf Verwandte, vornehmlich Onkel und Tanten der Kinder, aber auch Großeltern fest, vgl. Margaretha Lanzinger/Edith Saurer: Politiken der Verwandtschaft. Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht. Göttingen 2007, S. 7–24, S. 18.
- 18 Vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat (wie Anm. 12), S. 231.
- 19 Vgl. ePAW, ev. KBW Nr. 2, S. 125 und 131.
- 20 Lanzinger/Saurer: Politiken der Verwandtschaft (wie Anm. 17), S. 21.
- 21 Mitgau: Heiratskreise (wie Anm. 12), S. 5.
- 22 Vgl. Gérard Delille, Position und Rolle von Frauen im europäischen System der Heiratsallianzen, in: Lanzinger/Saurer (Hrsg.): Politiken der Verwandtschaft (wie Anm. 17), S. 227–254, S. 230.
- 23 Vgl. Günter Moltmann: Aufbruch nach Amerika. Friedrich List und die Auswanderung aus Baden und Württemberg 1816/17. Dokumentation einer sozialen Bewegung. Tübingen 1979, S. 131.
- 24 Vgl. Bernhard Jussen: Künstliche und natürliche Verwandtschaft? Biologismen in den kulturwissenschaftlichen Konzepten von Verwandtschaft, in: Yuri L. Bessmertny/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.): Das Individuum und die Seinen. Individualität in der okzidentalen und der russischen Kultur in Mittelalter und Früher Neuzeit.

Göttingen 2001, S. 40–58, S. 42ff., vgl. auch Marco Eckerlein: Die bürgerliche politische Führungsgruppe in Bamberg zu Beginn der Frühen Neuzeit, in: Mark Häberlein/Kerstin Kech/Johannes Staudenmaier (Hrsg.): Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge zur Geschichte von Stadt und Hochstift (Bamberger Historische Studien Bd. 1/Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg Bd. 11). Bamberg 2008, S. 77–112, S. 79.

²⁵ Vgl. Jon Mathieu: „Ein Cousin an jeder Zaunlücke“. Überlegungen zum Wandel von Verwandtschaft und ländlicher Gemeinde. 1700–1900, in: Lanzinger/Saurer (Hrsg.), Politiken der Verwandtschaft (wie Anm. 17), S. 55–71, S. 57, sowie Gérard Delille: *Réflexions sur le “système” européen de la parenté et de l’alliance*, in: Annales H.S.S. 56 (2001), S. 369–380.

²⁶ 12.10.1722: Ehe des Westheimer Lehrers Johann Michael Heffner und seiner Braut Elisabetha Mandel: „*fuerunt invices conjuncti in Secundo gradu affinitatis, concurrente cum tertio*“, DAW kath. KBW Nr. 2, S. 265.

²⁷ Lanzinger/Saurer: Politiken der Verwandtschaft (wie Anm. 17), S. 9f.

²⁸ Die Kirchenrechtssammlung Gratians unterschied mit der „*paternitas spiritualis*“ zwischen Paten und Patenkind, der „*compaternitas spiritualis*“ zwischen Paten und Eltern des Patenkindes, der „*fraternitas spiritualis*“ zwischen leiblichen Kindern von Paten und ihren Patenkindern und zusätzlich der „*compaternitas indirecta*“ zwischen Patensohn und Ehefrau des Paten, Patentochter und Ehemann der Patin, Eltern des Kindes und dem Ehepartner des Paten. All diese Personen waren durch eine geistige Verwandtschaft verbunden und fielen daher unter das Inzestverbot, vgl. Guido Alfani: Geistige Allianzen. Patenschaft als Instrument sozialer Beziehung in Italien und Europa (15. bis 20. Jahrhundert), in: Lanziger / Saurer: Politiken der Verwandtschaft (wie Anm. 17), S. 25–55, S. 26f., vgl. auch ders.: Padri, padrini, patroni. La parentela spiritualis nella storia. Venedig 2006. Als der Witwer Caspar Dömling 1691 ein weiteres Mal heiratete, vermerkte der Westheimer Pfarrer: „*NB fuit inter personas copulatas in peditum cognationes spiritualis sed fuit descepit ab Episcopo dispensatum.*“ KPAW, kath. KBW A1, S. 273. Von katholischer Seite waren solche, auf einer Patenschaft beruhenden Ehehindernisse also dispensierbar. Auch weitläufige

feste Blutsverwandtschaft konnte dispensiert werden, wie im Fall von Johann Ziegler und Margaretha Müller 1708: „*NB erant consanguinei in 3tio grado [...] obtinuerunt dispensationem*“, KPAW, kath. KBW A2, S. 257.

²⁹ Im Judentum wird die Nichtenehe sogar gewünscht, Anstoß wird jedoch an Eheschließungen von Schwager und Schwägerinnen genommen, obwohl in einem solchen Fall keine Blutsverwandtschaft vorliegt, vgl. Michael Mitterauer: Historisch-anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen. Wien – Köln 1990, S. 41ff.

³⁰ Vgl. *Canones et Decreta Sacrosanti Oecumenici Concilii Tridentini. Sessio XXIV.* (11.11.1563), *Decretum de reformatione matrimonii*, Cap. V.

³¹ Stefan Breit: „Leichtfertigkeit“ und ländliche Gesellschaft. Voreheliche Sexualität in der Frühen Neuzeit. München 1991, S. 55.

³² Die ausführliche Untersuchung dazu: Andreas Flurschütz da Cruz: „*Westheimensis vivunt sub septem Dominis*“. Herrschaft, Untertanen und Konfession in einem unterfränkischen Ganerbendorf, in: JfL 71 (2012), S. 85–109.

³³ Vgl. auch Andreas Gestrich: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert (Enzyklopädie Deutsche Geschichte Bd. 50). München 1999, S. 29.

³⁴ Vgl. ebd., S. 29.

³⁵ Vgl. Margaretha Lanzinger: Das gesicherte Erbe. Heirat in lokalen und familialen Kontexten. Innsbruck 2003, Tabelle S. 134, sowie Eva Sutter: „*Ein Act des Leichtsinns und der Sünde*“. Illegitimität im Kanton Zürich: Recht, Moral und Lebensqualität (1800–1860). Zürich 1995, insbesondere Teil C, sowie Klaus-Jürgen Matz: Pauperismus und Bevölkerung. Die gesetzlichen Ehebeschränkungen in den süddeutschen Staaten während des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1980.

³⁶ Vgl. Gestrich: Geschichte der Familie (wie Anm. 33), S. 29.

³⁷ Vgl. Christopher R. Friedrichs: *Urban Society in the Age of War: Nördlingen 1580–1720*. Princeton (NJ) 1979, John E. Knodel: Demographic behavior in the past. A study of fourteen German village populations in the eighteenth and nineteenth centuries. Cambridge 1988, David W. Sabean: *Power in the Blood. Popular culture and village discourse in early modern Germany*. Cambridge 1984.

Johann Georg Husemann, Obervogt der Herren von Greiffenclau in Gereuth

von

Heinrich Weisel

In der Schloßkirche von Gereuth, einem Ortsteil der Gemeinde Untermerzbach im Landkreis Haßberge, hängen drei alte Gedenktafeln aus Muschelkalk, einem Material, wie es noch heute in der Umgebung von Würzburg gebrochen wird. Eine Tafel ist im Kirchenschiff angebracht und berichtet von der Trauer des Johann Georg Husemann um seine 1747 im Alter von erst 30 Jahren verstorbene Ehefrau Catharina Theresia. Weiterhin wird eine Stiftung von ihm beschrieben, nach der alljährlich am Todestag seiner Ehefrau (2. April) und dereinst auch an seinem Todestag eine hl. Messe gefeiert, Litaneien gebetet, Almosen ausgegeben und eine der Gottesmutter Maria gewidmete Kerze während der Messen und Litaneien angezündet werden soll. Die Durchführung dieser Stiftung wird von ihm durch eine Vermehrung der Kirchenpfründe gesichert.

Die beiden anderen Tafeln befinden sich hinter dem Hochaltar und tragen die ausführliche Beschreibung für die Ausstattung der obigen Stiftung, wonach Johann Georg Husemann der Gereuther Kirche zwei Grundstücke und eine Kapitalsumme von 50 Gulden vermachte. Die beiden Jahrtagsmessen sollen am 29. Januar für den Stifter Johann Georg und am 2. April für seine Ehefrau Catharina Theresia gefeiert werden. Weiterhin werden Meßfeiern für die lebenden und verstorbenen Verwandten gewünscht und deren Termine genau festgelegt.¹

Wer war dieser Johann Georg Husemann, der als Beamter in Gereuth in Diensten der Herren von Greiffenclau stand? Im Diözesanarchiv Würzburg gibt es im Bestand der Pfarrei St. Philippus Gereuth Stiftungsrechnungen von 1753 bis 1807, die mit einer Stiftungsurkunde und mit Angaben über die Herkunft des Stifters beginnen. Darin heißt es im Jahr 1753 in lateinischer Formulierung, hier frei übersetzt: „Zum immerwährenden Gedächtnis. Ich Johann Georg Husemann aus

Husen in der Grafschaft Arnsberg, Kurfürstentum Köln, erster Präfekt [= Verwaltungsbeamter] der Rittergüter des hochwohlgeborenen Reichsfreiherrn der Familie von Greiffenclau in Vollraths, allgemein Obervogt in Gereuth genannt, habe bei klarem Verstand bedacht [...], gewisse unbewegliche Güter, nämlich eine Wiese zwischen Memmelsdorf und Bodelstadt, am Fluß Rodach gelegen, die Stergwiese genannt [...] und obendrein einen Garten, der Grimmers-Garten genannt und beim Dorf Gereuth gelegen [...], erworben durch rechten Kauf und gütige Zustimmung des unmittelbaren und erlauchten oben genannten Freiherrn von Greiffenclau, und mich verglichen habe, mit jeglicher Zustimmung und Billigung, frei von allen anderen Lasten und zusammen mit 50 Gulden fränkisch als Gabe und Eigentum zum beständigen Besitz der Katholischen Kirche, die zu Ehren der seligen Jungfrau in Gereuth, Diözese Würzburg errichtet ist, zu übertragen, was zu keiner Zeit von ihr weggenommen werden darf, wie es in den heiligen Canones [= kirchenrechtlichen Normen] die ich bindend erfüllen will, wie es mit Umsicht festgelegt ist. Die Erträge dieser Güter sollen jährlich oder in 3jährigem Zeitraum als Opfer verzinst werden um 28 Gulden fränkisch, wie es bisher jährlich geschehen ist, nämlich die Wiesen und die Gärten zu 8 Gulden und der genannten Kirche soll die Nutznießung des Gartens dazu jährlich 5 Gulden fränkisch als bezeichnete Geldsumme für immer zugestanden werden.“

Der Stifter Johann Georg Husemann brachte auf zehn Seiten in gut leserlicher Handschrift seine Gedanken über den Sinn und Zweck diese Stiftung zu Papier und schloß mit dem Hinweis: „Dieser Stiftungsbrief ist zum ewigen Gedächtnis gegeben zu Gereuth im Jahr der Geburt des Herrn 1753, am 2. April. Johann Georg Husemann. Diesen Brief habe ich eigenhändig unterschrieben.“²



Abb. 1: Die Pfarrkirche St. Philippus in Gereuth.

Photo: Ingo Gärtner.

Obwohl in der Stiftungsurkunde die Herkunft des Johann Georg Husemann von Husen in der Grafschaft Arnsberg im Sauerland ziemlich genau beschrieben ist, waren viele Recherchen notwendig, um eine eindeutige Zuordnung seines Geburtsortes zu ermöglichen. Es gibt in Westfalen mehrere Orte dieses Namens, die jedoch nur aus einem Gehöft oder Wohnplatz bestehen.

Dann ging der Verf. mit Hilfe des Internets im Raum Arnsberg auf Suche und fand tatsächlich eine postalische Anschrift „*Husen 1*“ die jetzt von einer Familie Wiethoff bewohnt wird. Bei einem Telefonat mit der Ehefrau des Besitzers zeigte sich sehr schnell, daß diese auf Grund von genealogischen Nachforschungen über frühere Hofbesitzer namens „*Husemann*“ Informationen hatte. Von dort wurde ich an den Apotheker Rudolf Franzen in Eslohe verwiesen, der als Vorsitzender des dortigen Maschinen- und Heimatmuseums und des Museumsvereins sehr viel heimatgeschichtliches Wissen besitzt. Er war auch sofort an meiner Forschung interessiert und konnte sich sogar an eine Veröffentlichung aus dem Jahr 1819 erinnern, in der über einen „*Husemann*“ berichtet wurde. Kurz darauf bekam ich von ihm per Post eine Kopie dieser Veröffentlichung und damit war meine Nachforschung schon fast am Ziel angelangt.

In dem Bericht über einen „*N. Husemann*“ hieß es, er „wurde zu Husen, einem Filialdorfe der Pfarrei Eslohe im Amte gleichen Namens 1698 geboren.“³

Mein nächster Kontakt ging somit zur Pfarrei St. Peter und Paul in Eslohe, und von dort bekam ich durch eine ehrenamtliche Mitarbeiterin im Pfarrbüro und Pfarrarchiv die aufklärenden Namen und Daten der Familien Husemann im 17./18. Jahrhundert auf dem Gutshof Husen übermittelt.⁴

Danach hatte Ende des 17. Jahrhunderts der Hofbesitzer Hermann Theodor (Dietrich) Husemann (1665–1744) am 13. Juni 1694 in der Pfarrkirche von Eslohe Anna Maria Margaretha Schulte (1674–1728/29) geheiligt. Dem Ehepaar wurden acht Kinder geboren:

* ca 1694 Anna Margaretha,
*25.07.1695 Anton Hermann,

*14.02.1698	Theodor Hermann,
*21.04.1701	Anna Elisabeth,
*28.02.1704	Johann Mathias,
*08.03.1707	Johann Georg,
*01.03.1710	Lothar Caspar Adolph Anton,
*20.04.1713	Maria Catharina.

Wie und wo der am 8. März 1707 als sechstes Kind geborene Johann Georg Husemann seine Berufsausbildung absolvierte, ist in Details ungeklärt. Sicherlich spielte in seinem Berufsleben aber der ältere Bruder Hermann Theodor (geb. 14. Februar 1698) sowie die Adelsfamilie von Greiffenclau in Vollrads im Rheingau eine entscheidende Rolle, denn schon im Jahr 1727/28 erscheint in dortigen Greiffenclau-Archivalien erstmalig ein „*H. T. Husemann*“ als Rechnungsführer der Kapital- und Zinsrechnung des Lothar Gottfried Heinrich von Greiffenclau. Er war der genannte ältere Bruder, der dem jungen Johann Georg Husemann wohl den Weg zu seiner Berufsausbildung ebnen half.⁵ Über Hermann Theodor ist ebenfalls ein Lebensbild in Vorbereitung.

Johann Georg Husemann kam wohl durch seine berufliche Verbindung zur Familie von Greiffenclau in Vollrads nach Würzburg, wo schon von 1699 bis 1719 Johann Philipp von Greiffenclau-Vollraths und dann später auch von 1749 bis 1754 Karl Philipp von Greiffenclau-Vollraths jeweils als Fürstbischöfe in Amt und Würden waren. Die genauen Stationen der beruflichen Laufbahn Husemanns von Vollrads im Rheingau bis nach Würzburg ließen sich bisher nicht aufklären. Nach Mitteilung des Stadtarchivs Würzburg liegen über ihn auch keine biographischen Informationen vor.⁶

Johann Georg Husemann lernte bei seinem Aufenthalt in Würzburg seine Frau kennen, und die Hochzeit fand ca. 1736/37 vermutlich in Würzburg statt. Nähere Einzelheiten darüber sind noch nicht bekannt. Die Ehefrau Johann Georg Husemanns war Catharina Theresia Müller, die einzige Tochter des bereits am 08. August 1722 in Würzburg verstorbenen Herrn Artilleriehauptmanns („*D. Reitormentariae*“) Andreas Müller. Dieser stammte aus Oberwittighausen bei Tauberbischofsheim und war neben seinem Soldatenberuf auch noch als Geometer und Baufachmann für mi-



Abb. 2: Schloß Gereuth.

Photo: Ingo Gärtner.

litärische Hoch- und Tiefbauten oder Schützengräben und Palisaden tätig. Nebenbei bemerkt war er auch als der Vorgänger von Balthusar Neumann dessen Lehrer.

Andreas Müller hatte bereits 1715/16 für die Herrschaft „von Greiffenclau“ in Gereuth wegen des abschüssigen Geländes beim Bau der Pfarrkirche, des Pfarrhauses, der Vogtei (= Rentei), einer Schafscheune und des Berggartens mit einer umlaufenden Mauer Planungs-, Nivellierungs- und Arbeitsleistungen erbracht und dafür eine Bezahlung erhalten. Weitere Forschungen dazu könnten vielleicht noch genauere Tätigkeitsnachweise erbringen.⁷

Johann Georg Husemann hatte sich mit seiner Verehelichung eine gute Position in der Würzburger Bürgerschaft gesichert, die ihm wohl auch beruflich zugute kam. Es gibt Hinweise, daß den jungen Eheleuten bereits in Würzburg ein erstes Kind geboren wurde.

Gesicherte Nachweise für einen nachfolgenden ständigen Aufenthalt der Familie Husemann in Gereuth gibt es ab 1739, als dort am 10. März ein Sohn geboren und auf den

Namen Theodor Carl Franz getauft wurde. Als Eltern wurden der Obervogt Johann Georg Husemann und seine Ehefrau Catharina Theresia registriert. Taufpate war der Würzburger Priester Theodor Husemann, der ältere Bruder des Kindsvaters. Da dieser jedoch von Würzburg aus nicht kurzfristig zur Taufe nach Gereuth anreisen konnte, wurde als Vizepate Franz Carl Renson bestimmt, der der Sohn des Gereuther Amtsverwesers Johann Caspar Renson war.

Am 21. Mai 1740 wurde in Gereuth ein weiteres Kind geboren. Diesmal war es eine Tochter, die auf den Namen Anna Dorothea Ottilia getauft wurde. Deren Taufpatin war Dorothea Ottilia Müller aus Würzburg, die verwitwete Großmutter des neugeborenen Kindes. Da auch für diese eine Anreise aus Würzburg recht strapaziös gewesen wäre, wurde als Vizepatin Anna Maria Biller von Gereuth erwählt. Sie war die Ehefrau des herrschaftlichen Försters Ludwig Biller.

Das nächste Kind war wieder eine Tochter, die am 27. Februar 1742 in Gereuth geboren und auf den Namen Eva Theresia Josepha ge-

tauft wurde. Taufpatin war Eva Theresia Specht, Ehefrau des Christoph Specht, seines Zeichens herrschaftlicher Sekretär im nicht allzuweit entfernten Schloß Tambach. Die kirchliche Taufzeremonie wurde von Pfarrer Theodor Husemann vorgenommen, der inzwischen nicht mehr in Würzburg lebte, sondern als Stadtpfarrer im nahen Seßlach wirkte. Das Töchterlein des Ehepaars Husemann verstarb allerdings schon im November 1742 im Alter von 8 Monaten.

Am 17. Februar 1744 wurde als nächstes Kind wieder eine Tochter geboren, die die Namen Anna Felizitas Franziska bekam. Ihre Taufpatin war Anna Felizitas Franziska Schwartz, die Ehefrau des rechtsgelehrten bambergischen Beamten Theodor Schwartz im unweit gelegenen Kloster Banz. Auch dieses Töchterlein verstarb im Kindesalter von fast zwei Jahren am 20. Januar 1746.

Als weiteres und zugleich letztes Kind wurde am 22. März 1746 in Gereuth der Sohn Johann Joseph Octavian geboren; sein Taufpate war Joseph Lang, städtischer Kellermeister in Seßlach.

Doch ein Jahr nach der Geburt ihres jüngsten Kindes verstarb Catharina Theresia Husemann, die Ehefrau des Obervogtes Johann Georg Husemann, im Alter von nur 30 Jahren. Sie wurde in der Gereuther Pfarrkirche beigesetzt, eine Steinplatte im darüberliegenden Fußboden mit einem Kreuz, den Buchstaben „CTH“ und der Jahreszahl „1747“ bezeichnete die Stelle der Grablege.⁸

Der Todesfall seiner Ehefrau war für den schwer getroffenen und trauernden Witwer mit seinen drei oder vier unmündigen Kindern im Alter von einem bis acht Jahren der Anlaß für die eingangs erwähnte Stiftung. Sicherlich gab es in seinem Haushalt genügend weibliches Personal, das die unversorgten Kinder für eine bestimmte Zeit ausreichend und standesgemäß betreute. Doch für ihn als Obervogt und obersten Beamten in Gereuth war es notwendig, daß er wieder eine Ehefrau an seiner Seite hatte, mit der auch seine Kinder wieder eine Mutter bekamen. Aus dieser Notwendigkeit heraus ist verständlich, daß sich für ihn nach einiger Zeit und sicherlich durch tätige

Mithilfe von Bekannten und Verwandten eine neue Ehefrau fand.

So geschah es dann auch, daß der verwitwete Obervogt eine zweite Ehe einging. Die Hochzeit fand am 22. November 1751 in der Kirche zu Dettelbach statt, wohl um der neuen Würzburger Verwandtschaft den weiten Weg in das entlegene Gereuth zu ersparen. Die Braut des Johann Georg Husemann war Maria Dorothea Reichard. Sie war die Tochter des Würzburger Ratsherrn Heinrich Joseph Reichard und seiner bereits verstorbenen Ehefrau Anna Catharina. Als Trauzeugen sind der würzburgische Artilleriehauptmann („*D. Reitormentariae Centurione*“) Johann Georg Müller, sicherlich ein Bruder oder naher Verwandter der verstorbenen ersten Ehefrau, sowie Heinrich Joseph Reichard, Ratsherr und Vater der Braut, vermerkt.⁹ Ob die Eheleute Husemann dann noch ständig in Gereuth lebten, ist nicht gesichert und auch die Geburt von weiteren Kindern ist dort nicht registriert.

In einem Vorgang im Gemeindearchiv Untermerzbach aus dem Jahr 1757 gibt es eine Streitsache mit den Einwohnern von Obermerzbach, aus der hervorgeht, daß der Obervogt Husemann in diesem Jahr Gereuth verlassen hatte. Er wurde dann in Würzburg mit der Tätigkeit als „*Präsenzmeister*“ beauftragt. Das beinhaltete, daß er als Beamter beim Domkapitel die Anwesenheitspflicht der einzelnen Geistlichen als Pfründeinhaber überwachen, die Einhaltung dieser Termine registrieren und die Auszahlung der dafür zustehenden Gelder veranlassen mußte.¹⁰

In einem Schreiben aus Obermerzbach vom 10. Oktober 1757 an „*Lothar Gottfried Heinrich Freiherr von Greiffenclau, Herr auf Gereuth, [...] kurfürstl. Mainz. und Hochfürstl. Würzb. Geheimer Rat, Oberhofmarschall und Oberamtmann zu Werneck und kaiserlicher Landgerichts-Asessor in Würzburg*“ beschwerten sich alle Einwohner des Dorfes, daß von dem kürzlich weggezogenen Obervogt Husemann im vergangenen Frühjahr ihrem Mitbewohner Johann Krieger „*24 Stiick Hammel Vieh*“ gepfändet und diese einige Tage halb verhungert in Memmelsdorf in Arrest genommen wurden. Der Johann Krieger hatte, wie es nach uraltem Herkommen üblich war, vom vorigen Herbst bis zum diesjährigen

Frühjahr sein Vieh nach und nach über die ganze Flur gehütet und jeweils im aufgeschlagenen Pferch untergebracht. Der Obervogt hatte unter dem Vorwand, daß die Obermerzbacher dazu kein Recht hätten, die 24 Hammel pfänden und einsperren lassen. Als er seinen Amtsknecht schickte und für die Auslösung der Tiere ein Pfandgeld holen wollte, wurde ihm dies verweigert. Daraufhin ließ der Obervogt im Haus des Johann Krieger mehrere Werkzeuge pfänden.

Die Obermerzbacher behaupteten, daß ihnen die Winterhut in der ganzen Flur in Feldern, Wiesen, Wald und Rasenflächen seit Menschengedenken zustünde und diese sei bis zu der eingangs erwähnten widerrechtlichen Anmaßung des Herrn Obervogt Husemann ohne Störung gewesen. Abschließend baten sie den Freiherrn von Greiffenclau um Rückgabe der bei Johann Krieger gepfändeten Werkzeuge, bei denen es sich um ein Holzbeil, eine Sense und eine Säge handelte. Der Ausgang der Angelegenheit ist unbekannt.¹¹

Der 1757 von Gereuth weggezogene Obervogt Johann Georg Husemann verstarb am 29. Januar 1759 in Würzburg und wurde in der Kirche der Dominikanerpater zum hl. Paul in der Nähe des Würzburger Doms (heute Augustinerkirche) begraben. Seine Witwe und „Präsenzmeisterin“ Maria Dorothea Husemann hatte in Würzburg ein Haus im Inneren Graben bewohnt und hatte das Anwesen an den jüngsten Husemann-Sohn Johann Joseph (geb. 1746 in Gereuth) vermach. Dieser war von 1774 bis 1800 als Amtmann der Kellerei Gundheim (heute Landkreis Alzey-Worms) in Diensten der Freiherren von Greiffenclau tätig und lebte dort mit seiner Familie.¹² Die weiteren Spuren der anderen Husemann-Nachkommen verlieren sich in Würzburg.

Der Obervogt Johann Georg Husemann hatte zu seinen Lebzeiten mehrere Grundstücke in der Nähe von Gereuth erworben, die nach seinem Tod in den Besitz der hinterbliebenen Witwe Maria Dorothea Husemann übergingen. Als diese im Zeitraum um 1806/1807 in Würzburg verstarb, wurden die Liegenschaften zum Verkauf öffentlich ausgeschrieben. Im Herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Regierungs- und Intelligenz-

blatt vom 17. Sept. 1807 wurde unter „*Bekanntmachungen von öffentlichen Behörden (Feilbietung)*“ folgender Text veröffentlicht:

„Nachfolgend benannte zur Verlassenschaft der verlebten Frau Präsenzmeisterin Husemann zu Würzburg gehörige Grundstücke

a) Eine Wiese bey Recheldorf die Auwiese genannt, welche in 3 Theile getheilt werden kann.

b) Ein Schlüsselacker bey den Bocksäckern,

c) Ein Acker, die Spitznröthe,

d) Eine Wiese, die Setzelsdorfer genannt,

e) Eine Wiese an der Alster, bey der Mühl,

f) Die Rohrwiese zwischen Recheldorf und Hemmendorf bey dem Hemmendorfer Hölzlein

sollen auf Antrag des Hussemännischen Testamentariats unter amtlicher Leitung im Wege des öffentlichen Verstrichs verkauft werden.“

Als Verkaufstermine wurden der 23., 25., und 30. September anberaumt, „an welchen Terminen die Liebhaber zu obigen Grundstücken bey der unterzeichneten Behörde sich jedesmal früh 9 Uhr einfinden, ihre Gebote zu Protocoll geben, und am letzten Tage den Hinschlag mit Vorbehalt der Genehmigung des Testamentariats gewärtigen können. Gereuth den 3. Sept. 1807. Freyherrl. von Greiffenclau. Patrimonialgericht das.“.

Die Grundstücke von „a“ bis „e“ waren Freyherrl. von Greiffenclau'sche Lehen in der Memmelsdorfer Flur, die Wiese „f“ war ein Gräflich von Rotenhanisches Lehen.¹³

Der Nachfolger von Johann Georg Husemann im Amt als Obervogt in Gereuth wurde der aus Königshofen im Grabfeld stammende Johann Adam Valentin Gutwill, der schon seit 1750 als herrschaftlicher Verwalter in Diensten der Familien von Greiffenclau in Gereuth amtierte.

Die noch erhaltenen Stiftungsrechnungen ab 1753 sind im Diözesanarchiv Würzburg deponiert und berichten regelmäßig von der Einhaltung der vom Stifter Johann Georg Husemann aus Liebe zu seiner so früh verstorbenen Ehefrau Catharina Theresia bestimmten

Ausgaben zu den zwei Jahrtagen, jeweils an den Pfarrer, den Schulmeister, die Ministranten und die Armen des Dorfes Gereuth.¹⁴

In einem Druckwerk „*Die Sammlungen des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg zu Würzburg, Zweite Abtheilung, Würzburg 1860*“ wurden sämtliche im Besitz des Vereins befindlichen Bilder einzeln aufgelistet und beschrieben. In der Regel handelte es sich dabei um Personenporträts. In der Auflistung heißt es unter Nr. 331: „*Johann Georg Husemann, freiherrl. v. Greiffenklau'scher Obervogt zu Gereuth, geboren im Itzgrunde 1707*“. Weiter heißt es unter Nr. 332: „*Dessen Gattin Katharina Therese, geborene Müller, geboren 1717. Beide Bilder gemalt 1747 und von gleicher Größe, 2' 11'' hoch, 2' 9'' breit.*“¹⁵ Auf meine Anfrage an das Mainfränkische Museum in Würzburg wegen des Verbleibs der beiden Gemälde wurde mir mitgeteilt, daß sie beide 1945 bei der Bombardierung Würzburgs verbrannten und es davon leider auch keine Photographien gibt. Jedoch gibt es im Depot des Museums noch ein Gemälde Nr. 376 im Besitz des Historischen Vereins Würzburg, das einen „*Johann Husemann*“ zeigt. Allerdings ist dessen verwandtschaftliche Verbindung zu Johann Georg Husemann unklar.¹⁶

Anmerkungen:

- 1 Schreiben von Ingo Gärtner, Ebern/Eyrichshof vom 06.02.2007 mit dem Text der Gedenktafeln in der Kirche von Gereuth nach der Übersetzung von Dr. Wolfram Berninger, Pfarrweisach.
- 2 Die Textübersetzung der in Latein verfaßten Stiftungsurkunde lieferte Pfarrer i.R. Anton Reinhard, Untertheres am 29.09.2007.
- 3 Joh. Suibert Seibertz: Westfälische Beiträge zur Deutschen Geschichte. 1. Bd. Darmstadt 1819, Seite 310–315.
- 4 Schreiben von Frau Magdalene Fiebig, Archivarin der Pfarrei St. Peter und Paul in 59889 Eslohe, nach telephon. Vorankündigung vom 17.07.2011.
- 5 Schreiben des Hessischen Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden vom 18.09.2007 mit Informationen des Hausarchivs Schloß Vollrads, Abt. 2, Nr. 797, 911, 1923, 2711 u. 2877.
- 6 Schreiben des Stadtarchivs Würzburg vom 03.09.2007.
- 7 Johannes Mack: Der Baumeister und Architekt Joseph Greissing. Mainfränkischer Barock vor Balthasar Neumann. Würzburg 2009.
- 8 Diözesanarchiv Würzburg, Kirchenbücher der kath. Pfarrei St. Philippus Gereuth, Geburten und Taufen, Sterbefälle und Hochzeiten (Microfilm).
- 9 Zweite Eheschließung in Dettelbach und Eintrag im Kirchenbuch der kath. Pfarrei St. Philippus Gereuth.
- 10 Schreiben von Archivoberrat (i.K.) Dr. Norbert Kandler, Diözesanarchiv Würzburg, zu „Präsenzmeister“.
- 11 Gemeindearchiv Obermerzbach, III. Akten, Nr. 19 – Streitakte geheftet, 1 Faszikel, Ortsregister A–Z, im Gemeindearchiv Untermerzbach.
- 12 Siehe Internet: www.gundheim.de.
- 13 Herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldisches Regierungs- und Intelligenzblatt vom Donnerstag, den 17. September 1807, S. 151/152 (lt. Google), lt. freundlicher Mitteilung von Edgar Maier, Ebern.
- 14 Diözesanarchiv Würzburg, Pfarrei St. Philippus Gereuth, Kasten 17, Husemann'sche Foundationsrechnungen 1753–1807.
- 15 Lt. freundlicher Mitteilung von Edgar Maier, Ebern.
- 16 Lt. Anfrage vom 24.07.2010 beim Mainfränkischen Museum Würzburg und Antworten vom 16.08. und 17.08.2010.

Bernhard von Gudden – Aus der Biographie des ersten Wernecker Chefarztes

von

Wolfgang Bühling

Am Abend des 13. Juni 1886, gegen 18.30 Uhr, unternehmen zwei Herren einen Spaziergang am Ufer des bayrischen Würmsees, von dem sie nicht zurückkehren. Stunden später werden ihre Leichen im See bzw. am Seeufer gefunden. Bei besagtem Gewässer handelte es sich um den später so benannten Starnberger See, der eine der Toten war der Wittelsbacher Ludwig der Zweite, König von Bayern, soeben seiner Herrscherwürde beraubt. Das Rätsel dieses königlichen Todesfalls, in allen denkbaren Varianten kolportiert und bis hin zum Musical verarbeitet, ist nach wie vor nicht vollständig gelöst und so wird es wohl letztendlich auch bleiben.

Jugend und früher Werdegang

Wer aber verbirgt sich hinter Person Nr. 2, Prof. Dr. Bernhard von Gudden? Zum Zeitpunkt seines Todes ist er Königlich Bayerischer Obermedizinalrat, Universitätsprofessor und Direktor der oberbayerischen Kreisirrenanstalt in München. Verfolgt man seine Biographie zurück, landet man in Kleve, wo Johann Aloysius Bernhard Gudden am 7. Juni 1824 als Sohn des Brauereibesitzers Johannes Gudden und dessen Ehefrau Bernhardine zur Welt kam. Die Familie war seit mehreren Generationen in Kleve und dessen Umgebung ansässig. Kleve, das damals etwa 7.000 Einwohner zählte, hatte 1821/22 seinen Regie-



Abb. 1: „Gründungsbild“ der Frankonia, Bernhard Gudden halbsitzend am Tisch mit weißer Mütze (Archiv Burschenschaft Frankonia Bonn).

rungssitz an Düsseldorf abgeben müssen und versuchte unter Ausnutzung mineralhaltiger Quellen, eine Bedeutung als Kurort zu erlangen. Auch war die Stadt als Alterssitz holländischer Kolonialbeamter beliebt. Aufgewachsen an der Tiergartenstraße, besuchte Bernhard Gudden das Königliche Gymnasium und legte 1843 dort die Reifeprüfung ab. Im Wintersemester 1843/44 begann er ein Studium der Philosophie an der einzigen Universität der Rheinprovinz in Bonn, wechselte jedoch bereits im folgenden Semester zur Medizin. 1845/46 war er Gründungsmitglied der liberal eingestellten Burschenschaft „Frankonia“, 1847 setzte er das Studium in Halle fort, wurde dort Doktorand des Physiologen Alfred Wilhelm Volkmann und am 22. März 1848 promoviert. Damit und nach einem folgenden „*Examen rigorosum*“ war das Studium der Medizin abgeschlossen.

Gemäß der damaligen preußischen Ärzteordnung war zur Erlangung der Approbation das Bestehen einer Prüfung vor der „*Ober-Examinations-Kommission*“ in Berlin erforderlich, der sich Gudden 1849 erfolgreich unterzog. Nach dem Militärdienst war er ab 1848 Assistenzarzt der Irrenanstalt der Rheinprovinz in der säkularisierten Abtei St. Michael über Siegburg unter der Leitung des damals bereits 71jährigen ärztlichen Direktors Maximilian Jacobi. 1851 wurde Gudden Assistenzarzt in Illenau, einer 1842 eingeweihten, großzügigen, nach modernsten Erkenntnissen eingerichteten psychiatrischen Anstalt bei Achern in Baden am Nordrand des Schwarzwalds. Deren ärztlicher Leiter war der Reformpsychiater Christian Roller, der vor allem das in England in den 1820er Jahren begründete und von John Conolly später formulierte Prinzip des „*No restraint*“, also des Verzichts auf mechanische Zwangsmittel, bei der Behandlung psychiatrischer Patienten verwirklichte. Gudden sollte diese Lehrmeinung später in den von ihm selbst geleiteten Anstalten konsequent vertreten und durchsetzen.

Gudden und Werneck

1851 heiratete Gudden Clarissa Voigt, die Enkelin seines früheren Siegburger Chefs. Obwohl man ihm eine führende Stellung im

badischen Medizinalwesen anbot, übernahm er als deren erster Direktor die Leitung neu eingerichteten Kreis-Irrenanstalt Werneck, welche am 1. Oktober 1855 in Betrieb ging. Diese Einrichtung des Kreises von Unterfranken und Aschaffenburg wurde in dem von Balthasar Neumann 1733 bis 1745 als fürstlich-würzburgische Sommerresidenz erbauten Schloß untergebracht, welches noch heute neben einer orthopädischen Abteilung das psychiatrische Krankenhaus des Bezirks Unterfranken beherbergt.

Der neue Chefarzt lebte mit seiner Familie selbst in der Anstalt, deren Entwicklung von der Obrigkeit nachdrücklich gefördert wurde, wie ein Zitat Guddens belegt: „*Werneck muß man sehen und die Liebe der Regierung für das Werk kennen, um die Freude zu begreifen, die mir diese Anstalt macht.*“ In der Einrichtung galt von vornherein das bereits erwähnte Prinzip des „*No restraint*“, neue Wärter wurden nur dann eingestellt, wenn sie sich zu dessen Umsetzung verpflichteten. Ausführliche Dienstanweisungen leiteten das Personal zu einem humanen Umgang mit den Patienten an, die viele Freiheiten und Möglichkeiten der Entfaltung genossen: Ausflüge in die Umgebung, Besuch des ortsansässigen Gasthauses, Musik- und Gesprächsgruppen, Angebote, die Jahrzehnte zuvor in den „*Irrenanstalten*“ undenkbar gewesen wären. „*Aber höher noch als die Abschaffung des mechanischen Zwanges, steht uns die Achtung, die Pflege und die Stärkung auch des kleinsten Restes der geistigen Freiheit und die Fernhaltung aller und jeder geistigen Vergewaltigung. [...] An 90 Kranke bewegen sich frei; ohne alle beschränkende Begleitung, ungefähr 30 von diesen auch außerhalb des Anstaltsgebietes im Orte Werneck und dessen Umgebung*“, so schrieb Gudden in seinen Erläuterungen zum „*Tagesbericht*“ 1869.

Das Wirken Guddens in Werneck und sein Einfluß auf die bauliche Gestaltung von Schloß und Garten ist heute schwierig darzustellen, da die einschlägigen Archivalien des Kreises von Unterfranken und Aschaffenburg 1945 verbrannt sind. Eine Spurensuche führt zu den Jahresberichten, die Gudden aus Werneck an das Ministerium in München erstattete und die Erich Schneider in Auszügen für

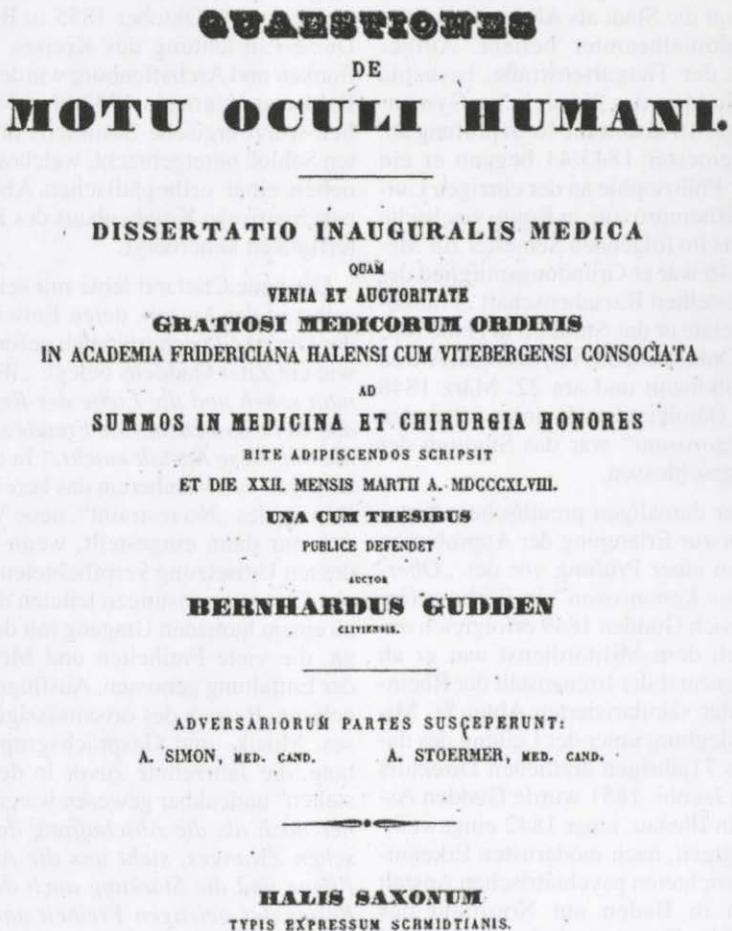


Abb. 2: Titelblatt der Dissertation Guddens.

seine Baugeschichte Wernecks verwendet hat. Gudden hat überdies einige Hinweise in der „Zeitschrift für Allgemeine Psychiatrie“ niedergelegt, dieses Fachblatt enthält außerdem im Jahrgang 1865 einen Belegungsrapport im Vergleich mit anderen psychiatrischen Einrichtungen, der gewisse Aufschlüsse über den Betrieb der Wernecker „Irrenanstalt“ zuläßt. In seinem letzten Amtsjahr in Werneck publi-

zierte Gudden die Formulare für den täglichen Krankenhausrapport und gab in den Erläuterungen hierzu einen guten Einblick in das fortschrittliche Pflegekonzept.

Das ehemals fürstbischöfliche Schloß Werneck war 1805 dem Großherzog von Toskana, 1813 mit dem Rieder Vertrag dem bayerischen Königshaus zugefallen. König Max II.



Abb. 3: Schloß Werneck vor dem ersten Weltkrieg (Gelaufene Patientenpostkarte, Sammlung Verfasser).

überließ das Schloß dem Kreis von Unterfranken und Aschaffenburg für 155.000 Gulden, wozu Gudden bemerkte, daß es sich angesichts dieses günstigen Kaufpreises schon mehr um eine „Gabe“ handelte. 1853 legten Bau-Inspektor Mack und Kreismedizinalrat Dr. Schmidt Konzept und Pläne für die Anstalt in München vor, im Frühjahr 1855 begann man mit der Ausführung.

Gudden bedauerte im Jahresbericht 1857/58, daß mit der Umgestaltung begonnen wurde, bevor er im Mai 1855 in sein Amt eingeführt worden war. Hierdurch hätten sich einige Fehler eingeschlichen. Insgesamt war der neue Chefarzt aber voll des Lobes über den Bau und konstatierte, daß die Anstalt, was ihr Ganzes betrifft, „nicht im mindesten einem Neubau nachstehe“.

Große Aufmerksamkeit widmete Gudden dem weitläufigen Park, der zum großen Teil mit Buchenbeständen und Buschwerk zugewachsen war und der ab 1860 nach einem modifizierten Plan des Gartendirektors Thelmann wieder neu angelegt wurde. Gudden ließ auch, allerdings erst gegen Ende seiner

Amtszeit, den heute noch vorhandenen See ausheben und sorgte für freien Blick auf die Südfassade. Insgesamt wurde der im 18. Jahrhundert im französischen Stil konzipierte Park in einen englischen Garten umgewandelt. Für den Krankenhausbetrieb wichtig waren die umfangreichen Gemüsegärten, die westlich und östlich des Schloßgebäudes angelegt wurden. Sie dienten der Arbeitstherapie der Patienten, auf die im Rahmen des Behandlungskonzepts großer Wert gelegt wurde. Diese folgte den Prinzipien, die der Psychiater Seifert 1862 beschrieb: „*Die Irrenheilanstalt ist kein Arbeitshaus, sondern ein Krankenhaus, in welchem die Arbeit als Heilmittel verwendet wird. [...] Der materielle Ertrag steht dem Heilzwecke nach, d.h., es darf nur diejenige Art der Beschäftigung und in derjenigen Weise zur Anwendung kommen, welche dem ersten Zwecke der Anstalt, der Heilung der Kranken, entspricht. Es muß ferner aus moralischen Gründen der Kranke für die geleistete Arbeit pecuniär entschädigt werden.*“ Dem gleichen Zweck diente der neue Gutshof am Südende des Parks.

Ein Problem lag in den im Grunde zu großen Räumlichkeiten im Hauptgebäude des Schlosses, die ja seinerzeit als fürstliche Gemächer geplant worden waren. Gudden bemerkte hierzu: „Ueber dies sind die Räume an sich nicht geeignet für die Aufnahme von armen und bedürftigen Kranken. Parquetierte Böden, seidene Tapeten, Spiegel, Fenster, Flügelthüren, Gesimse, Decken, Kamine stehen in solch schneidendem Kontraste von Kranken und ihrem Ansehen, daß man sich entweder entschließen muß, die Säle und Zimmer zu ändern, oder dieselben nur für sogenannte Pensionare [...] und Kranken I. und II. Klasse zu benutzen.“ Die eigentliche Kreisirrenanstalt für die „unvermöglichen“ Kranken kam im nördlichen „Vorderbau“ unter, der hierzu teilweise aufgestockt wurde und besondere Abteilungen für „Blödsinnige“ und Tobsüchtige beherbergte. Über die Belegung des Krankenhauses berichtete Gudden im Frühjahr 1858: „Werneck hat nach 2½ jährigen Bestehen 137 Kranke. Unter diesen befinden sich zehn Ausländer und 26 nicht dem Kreise angehörige Baiern. Auf Unterfranken kommen somit 101. Von diesen 101 Kranken werden 6 in erster Klasse und 8 in zweiter Klasse verpflegt. Von den in dritter Klasse verpflegten 87 Kranken zahlen 52 aus eigenen Mitteln (22-30 Kr. nebst 20 fl. Kleideraversum).“ Somit fanden also 35 Kranke unentgeltliche Aufnahme. Behandlung und Unterbringung dieser „armen Irren“ wurde durch einen am 3. Oktober 1855 gegründeten Unterstützungs fond finanziert. Diesem flossen neben Zuwendungen aus Legaten vor allem die Einnahmen aus den Einpräündungen zu. Wie im mittelalterlichen Spitalwesen konnten sich vermögende Patienten auf Lebenszeit in die Einrichtung einkaufen. 1858 hatte der Fond bereits ein Kapital von 45.000 Gulden. Guddens Wirken in Werneck endete im Jahr 1869, sein Nachfolger wurde Dr. Max Hubrich. Die Belegungszahlen waren in Werneck seit der Gründung deutlich angestiegen, für 1865 werden 336 Patienten angegeben. Im letzten Jahr von Guddens Amtszeit hatte die Anstalt wohl die Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit erreicht: 8 Pensionäre, 45 Pfleglinge I. Classe, 44 II. Classe, 303 III. Classe, gesamt 400.

Professor der Psychiatrie

Während der vierzehnjährigen Tätigkeit in Werneck hatte Gudden das zwischenzeitliche, mit einer Honorarprofessur verbundene Angebot, die oberbayerische Kreis-Irrenanstalt in München zu übernehmen, abgelehnt. Als er 1869 einen Ruf an die Universität Zürich als ordentlicher Professor erhielt, ergriff er diese Gelegenheit, seine akademische Laufbahn zu befördern. Neben der Professur war er drei Jahre lang Chef des neu erbauten Kantonsspitals Burghölzli, bevor er 1872 als ordentlicher Professor der Psychiatrie nach München wechselte, wo ihm gleichzeitig das Direktorat der oberbayerischen Kreisirrenanstalt angetragen wurde. Der Universität, die gerne einen anderen Kandidaten auf dem Lehrstuhl gesehen hätte, wurde der neue Ordinarius allerdings durch das Ministerium oktroyiert. Möglicherweise spielte hierfür der Wunsch König Ludwigs II., einen in der praktischen Behandlung besonders Erfahrenen in der Residenzstadt zu wissen, die entscheidende Rolle: Schon vor dessen endgültigem Eintreffen in München hatte Ludwig II. Gudden ersuchen lassen, sich des gemütskranken Bruders, Prinz Otto, als Patienten anzunehmen. 1874 wurde Gudden in den nicht erblichen Adelsstand erhoben.

Bereits in seiner Dissertation „*Quaestiones de motu oculi humani*“ hatte sich Bernhard von Gudden auch mit Neuroanatomie befaßt. In seiner Münchener Zeit setzte er auf diesem Gebiet bald einen Forschungsschwerpunkt und beschrieb drei von ihm neu entdeckte Hirnstrukturen. Zudem gelang seinem Schüler Nissl die Entwicklung eines nach diesem benannten Nervenfärbeverfahrens. Wie intensiv sich Gudden diesem Gebiet gewidmet hatte, davon legt die von späterer Hand posthum in Folioformat herausgegebene Publikationssammlung Zeugnis ab, die, neben anderen Beiträgen, 22 Arbeiten zur Neuroanatomie enthält und der sehr zahlreiche, akribische Anatomiezeichnungen beigelegt sind.

Von Beginn seiner Münchener Zeit an hatte Gudden immer wieder nachdrücklich dafür plädiert, die Professur von der Kreisirrenanstalt abzutrennen und statt dessen eine psychiatrische Universitätsklinik als akademisches Krankenhaus zu errichten. Dieses weitsichtige



Abb. 4: Bernhard von Gudden um 1870 (Zeichnung von R. Kopp, Reproduktion im Archiv des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich).

Vorhaben wurde von der Obrigkeit immer wieder hinausgeschoben und erst nach seinem Tod zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Nervenklinik an der Nußbaumstraße realisiert. Guddens Wirken wäre nicht vollständig beschrieben, ohne seine Begabung als akademischer Lehrer zu würdigen. Aus seinem Münchener Wirkungskreis gingen zahlreiche fähige Psychiater hervor, darunter Emil Kraepelin, der zum Begründer der modernen Psychiatrie des 20. Jahrhundert werden sollte.

Gudden und Ludwig II.

Eine heute noch kontrovers diskutierte Rolle spielte von Gudden, als Prinz Luitpold und der bayerische Ministerrat am 7. Juni 1886 von ihm und drei weiteren beigeführten Psychiatern ein Gutachten über den Geisteszustand Ludwigs II. anforderten. Insbesondere wurde und wird kritisch angemerkt, daß weder Gudden noch die übrigen Ärzte,

darunter sein Schwiegersohn und späterer Nachfolger Grashey, den König untersuchen konnten, sondern im Sinne einer „Ferndiagnose“ gehandelt hätten. Diese Einwände lassen sich formell nicht widerlegen, es gilt allerdings zu berücksichtigen, daß Gudden Ludwig II. aus Begegnungen, vor allem im Zusammenhang mit der Behandlung von dessen Bruder Otto, durchaus näher bekannt war. Es bleibt jedoch, insbesondere vor dem Hintergrund der jüngeren deutschen Geschichte, die Frage im Raum, ob sich bei der Entmündigung Ludwigs II. die Psychiatrie nicht als „verlängerter Arm der Staatsmacht“ mißbrauchen ließ.

Der leitende bayerische Kriminalbeamte Wilhelm Wöbking hat in den 1980er Jahren unter Ausnutzung des Münchener Geheimen Hausarchivs die Umstände des Todes von Ludwig II. und Gudden neu untersucht, wobei zumindest die zum Teil abstrusen Legenden und Gerüchte um diesen Fall widerlegt werden konnten. Als wahrscheinlichste der denkbaren Varianten der Geschehnisse ergibt sich nach Wöbking, daß Gudden beim Versuch, Ludwig II. vom Selbstmord abzuhalten, von dem körperlich weit überlegenen Einundvierzigjährigen überwältigt wurde. Wenn dem tatsächlich so gewesen wäre, wäre Gudden zuletzt noch Opfer seiner eigenen „No restraint“-Philosophie geworden. Auf seine ausdrückliche Anordnung hin hatte man auf die beabsichtigte Eskortierung der Spaziergänger durch zwei Pfleger verzichtet. Allerdings würde ein solches Szenario auch beinhalten, daß Gudden mit der Fehleinschätzung der Suizidalität des Wittelsbachers ein schwerer psychiatrischer Fehler unterlaufen wäre.

Bernhard von Guddens Tragik besteht darin, daß ihn auf der Höhe seiner Laufbahn und wenige Jahre vor der Emeritierung die „Affäre Ludwig II.“ einholte. Sein eigentliches Lebenswerk wurde in der populären Rezeption dadurch vollständig überdeckt. Aber auch die wissenschaftliche Nachwelt tat sich lange Zeit schwer, zu formulieren, was von dem ehemaligen Wernecker Chefarzt bleibt: Eine vorbildliche Arztpersönlichkeit, die sich unbeirrt und erfolgreich für eine humane und fortschrittliche Psychiatrie engagierte. Ein Unterfangen, das in der Zeit vor der Einfüh-

nung wirksamer Psychopharmaka nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Literatur:

Anonym: Werneck, [Belegung und Personalstand], in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 22. Bd. Berlin 1865, S. 559,

Bösch, Lothar: Bernhard von Gudden in Werneck, in: Hanns Hippius/Reinhard Steinberg (Hrsg.): Bernhard von Gudden 1824–1886. Heidelberg 2007, S. 29–36,

Conolly, John: The Treatment of the Insane without Mechanical Restraints. London 1856,

Danek, Adrian: Bernhard von Gudden und seine Münchener Schule der Neuroanatomie und Psychiatrie, in: Schriften der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde 2004, S. 371–381,

Ganser, Sigbert: Bernhard von Gudden, in: Deutsche Irrenärzte. 2. Bd. Berlin 1924, S. 47–58,

Grashey, Hubert von (Hrsg.): Bernhard von Guddens gesammelte und hinterlassene Abhandlungen. Wiesbaden 1889,

Grünthal, Ernst: Bernhard von Gudden 1824–1886, in: Kurt Kolle (Hrsg.): Große Nervenärzte. Bd. 1. Stuttgart 1970, S. 128–134,

Gudden, Bernhard: Quaestiones de motu oculi humani. Halle 1848, med. Diss. Univ. Halle,

Gudden, Bernhard: Jahresbericht der Kreisirrenanstalt Werneck für 1857/59. Auszüge aus dem Akt M Inn 61.943, Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, in: Schneider, Erich: Werneck. 2003 [siehe dort],

Gudden, Bernhard: Erläuterungen zum Tagesbericht, in: Der Tagesbericht der Kreis-Irrenanstalt Werneck nach dem am 20. Juni 1869 der königlichen Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg erstatteten Jahresberichte für

1868, mitgetheilt von Dr. Gudden. Würzburg 1869,

Gudden, Bernhard: Aus Werneck, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin. 15. Bd. Berlin 1858, S. 319,

Gudden, Wolfgang: Bernhard von Gudden und die Pflege von Geisteskranken, in: Hanns Hippius/Reinhard Steinberg (Hrsg.): Bernhard von Gudden 1824–1886, Heidelberg 2007, S. 75–80,

Hippius, Hanns/Steinberg, Reinhard (Hrsg.): Bernhard von Gudden 1824–1886. Heidelberg 2007,

Nissl, Franz: Bernhard von Guddens hirnanatomische Experimentaluntersuchungen, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin. 51. Bd. Berlin–Leipzig 1895, S. 527–549,

Laehr, Heinrich: Über die Aufnahme-Bedingungen in Irrenanstalten, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 22. Bd. Berlin 1865, S. 343–347,

Roller, Christian Friedrich Wilhelm: Die Irrenanstalt nach all ihren Beziehungen dargestellt. Karlsruhe 1831,

Schneider, Erich: Die ehemalige Sommerresidenz der Würzburger Fürstbischöfe in Werneck. Neustadt/Aisch 2003,

Seifert, Gustav Wilhelm: Die Irrenheilanstalt in ihren administrativen, technischen und therapeutischen Beziehungen nach den Anforderungen der Gegenwart. Leipzig–Dresden 1862,

Steinberg, Reinhard: Bernhard von Gudden in München (1872–1886), in: Hanns Hippius/Reinhard Steinberg (Hrsg.): Bernhard von Gudden 1824–1886. Heidelberg 2007, S. 43–52,

Treitz, Hildegard: Bernhard Johann Aloys von Gudden. Sein Lebensbild und seine Verdienste auf dem Gebiete der Psychiatrie. Univ.-Diss. Düsseldorf 1938,

Wöbking, Wilhelm: Der Tod König Ludwigs II. von Bayern. Eine Dokumentation. Rosenheim 1986.

Wie Helmstadt zu seinem Wappen und Dorfnamen kam

von

Bernd Schätzlein

Die Entstehung des Ortsnamens sowie die Gestaltung und Verleihung eines Dorfsiegels kann bei vielen Ortschaften, aufgrund der fehlenden schriftlichen Überlieferung, nicht mehr nachvollzogen werden. Dabei bilden gerade diese zwei Attribute die unverwechselbaren Kennzeichen eines Gemeinwesens und seiner Bürger. Die Geschichte beschreitet oft seltsame Wege bei der Entstehung und Ausgestaltung dieser prägenden Gemeindesymbole. Dies soll am Beispiel der Marktgemeinde Helmstadt im Landkreis Würzburg dargestellt werden.

Helmstadt gehörte im Mittelalter zum Amt Remlingen der Grafschaft Wertheim und fiel, nach den Wirren der Wertheimer Fehde, die dem Aussterben der Grafen folgte, im Jahr 1612 an das Hochstift Würzburg. Die Dorfgerichtsbarkeit war allerdings vorher durch eine Schenkung des letzten Grafen Michael III. von Wertheim abgetrennt worden und gelangte in der Erbfolge an die Nürnberger Patrizierfamilie von Imhof, die dieses Recht bis zum Ende des Alten Reiches innehatte. Der Ort bildete in weitem Umkreis die einzige Besitzung dieser Nürnberger Familie und nahm daher eine Art Sonderstellung ein. Diesem Umstand ist es vermutlich zu zuschreiben, daß die Verleihung des Dorfsiegels erst heute durch Auswertung der verstreuten Quellen schlüssig erklärt werden kann.

Der Dorfname

Den Anfang soll die Entstehung und Entwicklung des Dorfnamens bilden. Aus dem Ortsbereich Helmstadts liegen zwar mehrere vorgeschichtliche Bodenfunde aus verschiedenen Zeiten vor, der Beginn einer kontinuierlichen Besiedlung läßt sich aber bisher nicht nachweisen. Da schriftliche Aufzeichnungen aus dieser frühen Zeit nur sehr vereinzelt erhalten sind, ist man hier weitgehend auf die archäologische Forschung angewiesen. Diese „schriftlose“ Zeit endete erst nach der Christianisierung mit der Errichtung von

Klöstern und Bischofssitzen. Von zentraler Bedeutung für den Raum am Mittelmain waren dabei das 741 gegründete Bistum Würzburg und die 744 durch Bonifatius errichtete Reichsabtei Fulda.

Im Jahr 772¹ wird Helmstadt zum ersten Mal in einer Urkunde dieses Klosters erwähnt. Alwalah, ein begüterter Adeliger schenkte umfangreiche Besitzungen, darunter auch „*Adalhalnestat*“ und Uettingen im Waldsassengau, dem Kloster Fulda. Der Dorfname änderte sich aber schon kurz nach diesem Zeitpunkt. Bereits um 779² vermachte ein Egino Güter im nunmehr als „*Halbingestat*“ bezeichneten Ort, wiederum an das Kloster Fulda. Dieser Namenswechsel in relativ kurzer Zeit ließ einzelne Historiker zweifeln,³ ob es sich bei dem 772 genannten „*Adalhalnestat*“ um unser Helmstadt handelte. Die Lage im Waldsassengau und das im Anschluß folgende Uettingen haben aber mittlerweile diese Thesen widerlegt. Möglich wäre diese Namensänderung durch einen Besitzerwechsel oder die Vererbung des Ortes.

Der Name „*Halbingestat*“ erscheint nun in leicht abgewandelter Form über mehrere Jahrhunderte. Er verändert sich von „*Halabingestat*“ 815,⁴ über „*Helblingstat*“ 1330,⁵ „*Helbelingestadt*“ 1347,⁶ zu „*Helbinstadt*“ 1500⁷ oder „*Helbenstadt*“ 1560⁸ mehrfach. Erst ab dem späten 16. Jahrhundert, und hier kann als bestes Zeugnis das Helmstädter Ortsgerichtsbuch⁹ dienen, setzte sich endgültig der heute noch gebräuchliche Ortsname durch.

Nachdem die Entwicklung des Ortsnamens bis zum heutigen Tag dargestellt wurde, soll der Blick auf die Entstehung geworfen werden. Fragte man in den 1960er Jahren Helmstädter Dorfschullehrer und Pfarrer nach der Entstehung des Ortsnamens, leiteten diese ihn regelmäßig von der außergewöhnlichen Dachkonstruktion des Kirchturms ab, die einer preußischen Pickelhaube sehr ähnelt. Das Schulgebäude stand zu dieser Zeit noch in unmittelbarer Nähe des Gotteshauses, daher



Abb. 1: Die Helmstadter Pfarrkirche mit ihrem markanten Turmhelm und das alte Schulhaus. Photo: Edgar Martin.

bot sich diese anschauliche Begründung an. Schon damals war allerdings die Entwicklungsgeschichte des Dorfnamens bekannt, mußten doch viele der damaligen Schüler die verschiedenen Namensformen von „*Adalhalmestar*“ bis Helmstadt auswendig lernen. Völ-

lig ins Reich der Fabel verwiesen wurden diese Erklärungsversuche jedoch durch die damals schon bekannten Dorfansichten des 18. Jahrhunderts,¹⁰ die den Kirchturm noch mit einem spitzen Kirchendach zeigen.

Doch auch bekannte Historiker legten den Ortsnamen Helmstadt falsch aus. Karl Bosl,¹¹ Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische Landesgeschichte an der Universität München, befaßte sich dazu mit der Vorsilbe der im Mittelalter mehrfach genannten Namensform „*Helblingstat*“. Doch mit seiner Ansicht, Helmstadt wäre eine Gründung der von der Unterelbe vertriebenen Nordhelbinger/Nordalbinger, hatte er weit gefehlt. Dieser Stamm wurde von Karl dem Großen nach der Niederlage der Sachsen verschleppt und, um weiteren Aufständen vorzubeugen, im Fränkischen Reich angesiedelt. Doch der Widerspruch war schon in Bosls Werk greifbar. Der Verweis auf die Deportationen des Jahres 804 bezog sich auf einen Zeitpunkt mehrere Jahrzehnte nach der schriftlichen Ersterwähnung Helmstadts und war somit von vornehmlich sehr fraglich.

Durch den Nachweis in Quellen und archäologische Forschungen führt man mittlerweile Ortsnamen mit gleicher Endung m.E. auch auf eine gleiche Entstehungszeit zurück. So geht man bei der Endung „-stadt/-statt“ von einer Gründung während der germanischen Landnahme zwischen 500 und 750 n.Chr. aus. Den ersten Teil dieser „-statt“-Namen bilden vielfach Personennamen. Dies ist offensichtlich, wenn man hierzu als Beispiel das nahe gelegene Hettstadt heranzieht. Dort ist mit großer Sicherheit ein fränkischer Herzog Hedan aus dem 7. Jahrhundert der Namensgeber des Ortes. Das „Bayerische Lexikon der Ortsnamen“¹² vermutet im Falle Helmstadts, die in den Jahren ab 772 genannten Personennamen Adalhalm/Adelhelm und Halabing als Namensgeber des Ortes. Beide Vornamen waren während des 8. und 9. Jahrhunderts weit verbreitet und sind in den Fuldaer Urkunden dieser Zeit zahlreich vertreten.

Ein Nachweis eines Adalhalm in Zusammenhang mit Helmstadt ist nicht zu führen. Namensgleiche Personen tauchen jedoch in den Jahren 822, 849, 863 und 893¹³ auf. Für die Richtigkeit der Urkunde des Jahres 863 tritt sogar noch ein Halbing als Zeuge auf.

Während ein Auftreten des Personennamens Adalhalm erst für das 9. Jahrhundert in den Fuldaer Urkunden nachgewiesen werden

kann, tritt uns ein Halabing schon im Jahr 788¹⁴ entgegen. In diesem Jahr schenkten die Brüder Matto und Meginoz umfangreiche Besitztümer an das Kloster Fulda. Halabing war neben zahlreichen anderen hochgestellten Persönlichkeiten Zeuge dieses Vertrages. Die Besitzungen lagen in Thüringen, an Rhein, fränkischer Saale, Wern und letztendlich im Waldsassengau in Birkenfeld. Beide Stifter gehörten dem Adelsgeschlecht der Mattonen an. Mitglieder dieser weit verzweigten Familie hatten die Klöster Einfürst an der Saale, Kleinwenkheim bei Münnsterstadt, Münnsterswarzach und Neustadt am Main gegründet.¹⁵

Halabing dürfte in enger Beziehung zu den Mattonen gestanden haben. Da diese über umfangreiche Besitzungen in Mainfranken verfügten, käme dieser Halabing¹⁶ als Namensgeber unseres Ortes in Frage. Neben dem direkten örtlichen Bezug ließe auch die zeitliche Nähe zur ersten Nennung als Halbingestadt um das Jahr 779 diesen Schluß zu.

Das Wappen

Nachdem aus der Zeit der Entstehung des Ortsnamens nur wenige Schriftstücke erhalten geblieben sind und deshalb die Frage nach dem Gründer und Namensgeber nicht mit absoluter Sicherheit beantwortet werden kann, liegen aus der Zeit der Verleihung des Dorfsiegels an die Gemeinde Helmstadt im späten 16. Jahrhundert umfangreiche Archivalienbestände vor. Dieser Zeitraum brachte für den Ort weitreichende Umwälzungen, auf die an dieser Stelle eingegangen werden soll.

Als im Jahr 1556 der letzte Wertheimer Graf Michael III. und nur wenige Tage danach auch seine Tochter verstarben, endete damit für unseren Ort eine über 400jährige Herrschaft dieses Adelsgeschlechtes.¹⁷ Die Witwe des verstorbenen Grafen, Katharina geb. von Stolberg, übergab nun die Herrschaft an ihren Vater, Ludwig von Stolberg. Wenn dieser auch die Reichslehen in relativ kurzer Zeit vom Kaiser verliehen bekam, gelang es dem Würzburger Bischof Melchior von Zobel durch nicht gerechtfertigte Ansprüche auf große Teile der Grafschaft, dem Grafen Stolberg weitgehende Zugeständnisse für seine Herr-

schaft abzuringen. Die folgenschwerste Bestimmung des damals geschlossenen Vertrages war jedoch die Vereinbarung, daß nur die männlichen Erben der beiden ältesten Töchter die umstrittenen Würzburger Lehen erben sollten.

Nach dem Tode Ludwigs von Stolberg 1574 in Wertheim traten die drei Töchter mit ihren Ehemännern die Regierung in der Grafschaft an. Dabei war Katharina mit Philipp von Eberstein vermählt, Elisabeth mit Dietrich von Manderscheid und die jüngste Tochter Anna hatte Ludwig von Löwenstein geheiratet.

Nachdem man zunächst versuchte die Grafschaft gemeinsam zu regieren, einigte man sich aber schon ab 1576 auf eine abwechselnde Regierung. So sollte 1576 Manderscheid, 1577 Löwenstein, 1578 Eberstein an der Spitze der Grafschaft stehen. Doch auch diese Form der Verwaltung scheiterte. Daher teilte man 1581 die Herrschaft in drei Teile auf, die von den einzelnen Erben verwaltet wurden. Dies sollte zunächst für drei Jahre gültig sein (1581–1584) und nach Ablauf der Frist war ein Tausch der Anteile vereinbart.

Manderscheid erhielt die Ämter Wertheim und Schweinberg, Löwenstein Breuberg und Freudenberg, während Eberstein Remlingen und Laudenbach zugesprochen bekam. Diese Regelung wurde aber durch die Erkrankung des Grafen Philipp von Eberstein wieder in Frage gestellt. 1577 war dieser wegen einer Gemütskrankheit unter Vormundschaft gestellt worden, 1587 teilte man daher mit Zustimmung Katharinas den Remlinger und Laudenbacher Anteil unter Löwenstein und Manderscheid auf. Ludwig von Löwenstein erhielt daraufhin zu seinen bisherigen Besitzungen Kembach, Holzkirchhausen, Helmstadt, Lengfurt und Waldbüttelbrunn dazu, Dietrich von Manderscheid die Hälfte von Remlingen, Tiefenthal, Erlenbach, Marktheidenfeld, Holzkirchen und Wüstenzell.¹⁸

Diese Regelungen wurden von den beiden übrig gebliebenen Schwiegersöhnen als endgültig angesehen. Ludwig von Löwenstein bemühte sich, seinen Teil der Grafschaft eng an sich zu binden. Daher stattete er einige der an ihn gefallenen Orte mit besonderen Rech-

ten aus. So erhielten Lengfurt, Holzkirchhausen und Helmstadt das Recht eigene Gerichtsbücher zu führen.¹⁹ Notarielle Verträge konnten ab diesem Zeitpunkt in diesen Orten ausgestellt und protokolliert werden.

Auch die Gerichtsbarkeit erfuhr weitgehende Veränderungen. Bestand vor 1589 lediglich ein Untergericht²⁰ des Wertheimer Hofgerichts, so wird seit dieser Zeit ein Helmstädter Dorfgericht erwähnt, das privatrechtliche Auseinandersetzungen, kleinere Straftaten sowie Verstöße gegen das Dorfrecht verhandeln konnte.

Helmstadt erhielt von Ludwig von Löwenstein jedoch noch weitergehende Zugeständnisse. Die Gemeinde konnte umfangreiche Rechte als eigenständige politische Einheit und öffentlich-rechtliche Körperschaft in Empfang nehmen. Nun war man berechtigt, rechtskräftige Verträge mit anderen Körperschaften abzuschließen. Als Beispiel kann hier der 1593 abgeschlossene Vertrag mit Waldbrunn angeführt werden, der langwierige Streitigkeiten um den Viehtrieb in die ehemaligen Gemarkungen Albstadt und Haselbrunn regelte.²¹

Umfangreicher Grundbesitz in Form des bis heute bestehenden Gemeindewaldes ist ab 1589²² bezeugt. Wird noch im Jahr 1588 ein Wertheimer Forstmeister in Helmstadt erwähnt, so wehrte sich die Gemeinde nach diesem Zeitpunkt energisch gegen jegliche Eingriffe der Dorfherrschaft in den Gemeindewald²³. Weiterer Besitz ist das 1593 erbaute Rathaus mit Gemeindewirtschaft.²⁴

Sichtbarer Ausdruck dieser erlangten Selbstständigkeit war das von der Wertheimer Herrschaft 1589 verliehene Dorfsiegel.²⁵ Dieses ist ab diesem Zeitpunkt auf zahlreichen Schriftstücken der Gemeinde belegt. Mit dem verliehenen Siegel versuchte aber auch Ludwig von Löwenstein, seinen Herrschaftsanspruch über den Ort zu manifestieren. Darauf weisen die drei Rosen hin, die dem Wappen der Wertheimer Grafen entnommen worden waren. Diese Rosen sind neben dem Wappen der Stadt Wertheim, auch in zahlreichen weiteren Kommunalwappen der ehemaligen Grafschaft zu finden.

Bei dem im Zentrum angeordneten Gegenstand handelt es sich um einen Werkzeug- oder Axtstiel. Dieser wurde als „Halm“ oder „Helb“ bezeichnet und als Sinnbild für den zu dieser Zeit falsch gedeuteten Ortsnamen „Helnbinstadt/Helbenstat“ eingefügt. Trotz der mehrfach erhaltenen Abbildungen ist die Umschrift nur schwer leserlich. Sicher festzustellen sind lediglich: „DERELWESTADT“. Diese Schreibweise ist für den Ort, außer auf dem alten Dorfsiegel, nur sehr selten belegt, entspricht aber der heute noch gebräuchlichen, mundartlichen Benennung.

Aus der Zeit der Familie Imhof, der die Dorfherrschaft aus dem Wertheimer Erbe zufiel, hat sich eine weitere Abbildung des Helmstadter Wappens erhalten. Ein Photo²⁶ im Germanischen Nationalmuseum zeigt den im Zweiten Weltkrieg zerstörten Helmstadter Aktenschrank aus dem 18. Jahrhundert. Dort wurde die Gestalt des Dorfsiegels beibehalten, die verwendeten Farben gelb und blau wurden vermutlich dem Wertheimer Stadtwappen entnommen.²⁷ Die Familie Imhof muß sehr stolz auf ihren Helmstadter Besitz gewesen sein. Auf mehreren Dorfansichten, die im 17. und 18. Jahrhundert auf ihre Veranlassung hin angefertigt wurden, fügte man neben dem Familienwappen auch das leicht veränderte Helmstadter Dorfwappen ein.

Mit großer Sicherheit²⁸ war das 1589 verliehene Dorfsiegel bis zum Ende des Alten Reiches in Gebrauch. Erst nach der endgültigen Eingliederung²⁹ in das Königreich Bayern im Jahr 1814 wurden nach dem Erlaß des Gemeindeedikts vom 17. Mai 1818 alle alten Siegel ungültig und durch neue ersetzt. Ab diesem Zeitpunkt fand ein neues, schlichtes Siegel ohne die alte Wappendarstellung Verwendung. Es trug lediglich die Umschrift: „VERWALTUNG DER LANDGEMEINDE HELMSTADT“.

Vermutlich um 1835 erhielt die Gemeinde aufgrund eines Erlasses des bayerischen Königs Ludwigs II. ein neues Siegel. Dieses zeigte neben der Umschrift „KOENIGREICH BAYERN MARKTGEMEINDE HELMSTADT“, das inmitten von Zweigen stehende bayerische Rautenwappen. Auf eine häufige Verwendung und nachlässige Reinigung läßt die starke Verschmutzung desselben schlie-

ßen, so daß sich nur verwischte Siegelabdrücke erhalten haben.

Die nächste Veränderung kam auf Initiative des historisch interessierten Marktheidenfelder Bezirksamtmanns Riederer zu Stande. Dieser erkundigte sich vermutlich 1913 auch in Helmstadt nach den alten, nicht mehr in Gebrauch befindlichen Wappen der Gemeinden. Auf diese Initiative ging sicherlich auch ein 1919 von einem Professor Schäfer aus Aschaffenburg erstelltes Gutachten zurück, das die Darstellungen im Helmstadter Wappen erklären sollte. Während er die Wertheimer Rosen richtig erkannte, irrte er in der Darstellung des zentralen Werkzeugstieles. Er deutete diesen Gegenstand als Helmeisen, „einem keilförmigen Eisen, das beim Schmieden des Helmloches als Modell gebraucht wurde. Das Helmeisen erinnert an die Schutzfunktion des Helms. Damit deutet das Wappenbild den Ortsnamen Helmstadt als Schutzstätte.“³⁰

Die unterschiedlichen veralteten Formen des Dorfnamens von Helmstadt waren ihm vermutlich nicht bekannt. Aufgrund dieses Gutachtens und einer Erlaubnis des Königreiches Bayern beschloß der Helmstadter Gemeinderat am 1. Juni 1914 mit sieben zu vier Stimmen die Anschaffung eines neuen Gemeindesiegels.³¹ Dieses führte neben der Umschrift „KÖNIGREICH BAYERN MARKTGEMEINDE HELMSTADT“ das alte Helmstadter Wappen im Zentrum. Das Gutachten des Aschaffenburger Professors Schäfer spiegelte sich aber in der Darstellung des Axtstiels wider. Das Aussehen veränderte sich nun zu einer Art Keule, die der schon genannten Fehldeutung des Dorfnamens zuzuschreiben ist. Nach dem Ende des Königreiches Bayern im Jahre 1918 wurde dieses ungültig und ein neues Gemeindesiegel eingeführt. Die Umschrift lautete nun: „BAYERN MARKT HELMSTADT“.

Nach der nationalsozialistischen Gleichschaltung wurden auch in Helmstadt einheitliche Siegel mit dem Reichsadler und dem Hakenkreuz eingeführt. In den Unterlagen des Gemeindearchives wurde aber neben diesem Ausdruck der neuen Macht, auch das alte Siegel aus dem Jahr 1919 weiterhin verwendet. Als dieses am 16. April 1937 durch das

Hauptmünzamt in München außer Gebrauch gesetzt und vernichtet wurde,³² führte das nicht zu der ausschließlichen Verwendung des Reichsadlersiegels. Man schaffte vielmehr ein neues, wiederum mit dem Helmstadter Wappen an. Die Zerschlagung des föderalistischen Aufbaues mit der weitgehenden Abschaffung der Länder spiegelte sich auch in der neuen Umschrift wider. Der Zusatz: „Bayern“ entfiel, der Text lautete nunmehr lediglich: „Markt Helmstadt“. Bei der Ausgestaltung des Wappens bezog man sich bei der Darstellung des Werkzeugstieles wiederum auf das Gutachten des Professors Schäfer und stellte diesen als Keule dar. Dieses Siegel fand zum Beispiel in den Akten des Standesamtes zwischen 1941 und 1945 gleichberechtigt³³ mit dem Reichsadlersiegel Verwendung.

Nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft wurden die Siegel mit Hakenkreuz und Reichsadler ungültig und vernichtet. In Helmstadt behielt man das 1937 angeschaffte Gemeindesiegel auch nach 1945 bei, die Siegel der Verwaltung zeigten das aufgrund einer Verordnung aus dem Jahr 1950 vorgeschriebene kleine bayerische Staatswappen (Rautenwappen).

Das Helmstadter Wappen und Siegel wurde letztmalig im Jahr 2010 geändert. Nach der Erstellung der Ortschronik konnte durch die weitere Auswertung der sehr umfangreichen Unterlagen im Staatsarchiv Wertheim und durch die Rückgabe des verschwundenen Siebenerbuchs die Verleihung und ursprüngliche Gestaltung des Gemeindewappens wieder nachvollzogen werden. Im Gemeinderat wollte man die Veränderung, die in der Fehldeutung des Jahres 1919 ihre Ursache hatte, rückgängig machen und beschloß daraufhin am 19. Juli 2010, den Antrag auf eine Änderung des Gemeindewappens bei der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns einzureichen. Dieser wurde von der Behörde mit Schreiben vom 8. September 2010 befürwortet. Die Beschreibung des Helmstadter Wappens lautet seitdem: „In Gold drei, zwei zu eins gestellte sechsblättrige rote heraldische Rosen, dazwischen ein waagrechter blauer Werkzeugstiel.“ Die Begründung: „Das Wappen zeigt zwischen den drei für die frühere Zugehörigkeit zur Grafschaft Wertheim stehend-



Abb. 2: Das seit 2010 in Gebrauch befindliche Helmstadter Gemeindesiegel.

den Rosen einen Werkzeugstiel, dessen Bedeutung seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr bekannt war, so daß er irrtümlich als Keule gedeutet wurde. Tatsächlich handelt es sich um einen für den Ortsnamen redenden Halm oder Helbling („Helbing-, Helbling-, Helmstatt“).“ Mit dem Erlass dieser Verordnung führt der Markt Helmstadt das leicht geänderte Gemeindewappen in seinem Siegel und der neuen Gemeindefahne.

Anmerkungen:

- 1 Edmund Stengel: Urkundenbuch des Klosters Fulda. I. Die Zeit der Äbte Sturmi und Baugulf (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 10,1). Marburg 1958, S. 93.
- 2 Ernst Friedrich Johann Dronke (Hg.): *Traditiones et antiquitates Fuldenses*. Fulda 1844, S. 22.
- 3 Margarete Lurz: *Chronik von Helmstadt mit besonderer Berücksichtigung des Brauchtums*. Helmstadt 1969, S. 11.
- 4 Hauptstaatsarchiv Marburg, Reichsabtei/Stift, Urk. 75 Nr. 10, 815 März 27.
- 5 Staatsarchiv Wertheim, G-Rep. 9 Lade XIII-XIV Nr. 1, 1330 Februar 1.
- 6 Staatsarchiv Wertheim, G-Rep. 13 Lade XV Nr. 16, 1360 Mai 12.
- 7 Staatsarchiv Würzburg, liber diversarum formarum 19, Akten Hochstift Würzburg, p. 118.

⁸ Staatsarchiv Wertheim, G-Rep. 43 Nr. 62, Fron-
geldliste Helmstadt von 1560/61.

⁹ Gemeinearchiv Helmstadt, B Amtsbücher, B 1,
Ortsgerichtsbuch Nr. 1.

¹⁰ Erhalten geblieben sind mehrere Dorfansichten
des 17. und 18. Jahrhundert im Archiv des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, Imhof II.

¹¹ Karl Bosl: Franken um 800. Strukturanalyse einer fränkischen Königsprovinz. München 1969, S. 74, 81.

¹² Wolf-Armin von Reitzenstein: Lexikon bayeri-
scher Ortsnamen. Herkunft und Bedeutung. München 1986, S. 175.

¹³ Dronke: Traditiones. (wie Anm. 2), Jahr 822, S. 175; 849, S. 169; 863, S. 263; 893, S. 173.

¹⁴ Ernst Friedrich Johann Dronke (Hg.): Codex diplomaticus Fuldensis. Kassel 1850–1862, S. 53.

¹⁵ Peter Kolb/Ernst-Günther Krenig (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte Bd. 1: Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter. Würzburg 1989, S. 169.

¹⁶ Eine weitere Ortschaft, die ihren Namen auf Halabing, den Zeugen des Jahres 788 zurück-
führt ist der Ort Helba, ein Ortsteil von Meiningen. Achim Fuchs: Helba bei Meiningen.

¹⁷ Hermann Ehmer: Geschichte der Grafschaft Wertheim. Wertheim 1989, S. 130.

¹⁸ Staatsarchiv Wertheim, G-Rep. 9 Lade XIII-
XIV Nr. 186.

¹⁹ Lengfurt 1590, Helmstadt 1589: Johann Philipp Reinhard: Wertheimer Gegenbericht. Wertheim 1618, S. 157. Holzkirchhausen Ende des 17. Jahrhunderts, Gemeinearchiv Holzkirchhausen Gerichtsbuch Nr. 1 heute im Museum auf-
bewahrt.

²⁰ Staatsarchiv Wertheim G-Rep. 102 Nr. 1516.

²¹ Staatsarchiv Wertheim, G-Rep. 102, Nr. 605, Viehtriebsstreit der Gemeinde Helmstadt mit Waldbüttelbrunn bzw. dem Kloster Oberzell. Vertrag vom 20. Februar 1593.

²² Im Jahr 1588 wird in Helmstadt noch mehrfach ein löwensteinischer Forstmeister genannt (Staatsarchiv Wertheim, G-Rep. 103, Nr. 5, 1581–1614, S. 233), 1589 erfolgte die erste Beschreibung des Helmstadter Gemeindewaldes im Ortsgerichtsbuch (Ortsgerichtsbuch, S. 69).

²³ Bernd Schätzlein: Das Protokollbuch der Helm-
stadter Feldgeschworenen, S. 32ff.

²⁴ Gemeinearchiv Helmstadt, Protokollbuch der Feldgeschworenen, S. 176.

²⁵ Protokollbuch, S. 176. Reinhard: Gegenbericht (wie Anm. 19), S. 157.

²⁶ Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Im-
hof II. Bild des Helmstadter Aktenschranks.

²⁷ Adolf von Oechelhäuser: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim, S. 190.

²⁸ Protokollbuch, S. 176 und Lurz: Helmstadt (wie Anm. 3), S. 25.

²⁹ Zu den Verordnungen während des 19. und 20. Jahrhunderts siehe Markt Lengfurt (Hrsg.): Lengfurt. Ein Schiffer- und Winzerdorf im Wan-
del der Zeiten. Trienstein 2008, S. 16.

³⁰ Markt Helmstadt (Hrsg.): Markt Helmstadt. Ortschronik und Heimatbuch. Würzburg, 2004, S. 178. Angemerkt sei an dieser Stelle, daß das Wappen der gleichnamigen Gemeinde Helmstadt in Baden ebenfalls eine Beziehung zum Helm herstellt. Dort bildet ein seit 1748 erst-
mals nachgewiesener Spangenhelm das zentrale heraldische Attribut.

³¹ Gemeinearchiv Helmstadt, C Akten 0240, 1892–1932, Eintrag vom 01.06.1914.

³² Gemeinearchiv Helmstadt, C Akten 9521, Kar-
ton 14, Belege zur Gemeinderechnung 1933–
1937.

³³ Verwaltungsgemeinschaft Helmstadt, Akten des Standesamtes Helmstadt, Einträge vom 22.05.1941, 15.09.1941, 05.12.1944.

Die Natur als Wegweiser zum Unternehmenserfolg – Über 300 Jahre Boxberger-Apotheke

von

Gerhard Wulz

Sie waren einmal in aller Munde, nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt, die „Silbernen Boxberger“ Entfettungstabletten in der grünen Schachtel. Es gibt sie heute noch, allerdings ohne die silberne Hülle und aus einer fremden Produktion. Über hundert Jahre waren sie das „Flaggschiff“ der Boxberger Apotheke und trugen den geschützten Namen der Stadt als „Boxberger Bad Kissingen“ in vielen Sprachen und Schriften hinaus in die Welt. Daneben gab es viele „Begleitboote“, wie Boxbergers Pillen, Tees, Mundwässer, Raucher Entwöhnungsdragees, Beruhigungsmittel, Fruchtsalz, Badetabletten, Abreibungsmittel, Knoblauchdragees, Wachhaltemittel, Hämorrhoidalzäpfchen, Fleckwasser u.v.a., die mit zum Weltruhm einer Firma beitrugen und ganz nebenbei den Namen Bad Kissingen (*Kissinga*) bekannt machten.

Aber alles ist vergänglich: Firmen, Produkte, Menschen. Um so wichtiger ist im konkreten Fall die Erinnerung an die über 300jährige Geschichte der Boxberger-Apotheke unter besonderer Berücksichtigung der Ära Kraft.

Begonnen hat alles damit, daß das Kurstädtchen mit seinen ca. 900 Einwohnern und ca. 150 Kurgästen pro Jahr um 1710 zwar drei Heilquellen besaß, aber weder einen Arzt noch einen Apotheker. Diesem Mißstand wollte der aus Hammelburg stammende Apotheker **Georg Anton Boxberger** (1679–1765) abhelfen und beantragte beim Rat, sich in der Stadt mit einer Apotheke niederlassen zu dürfen. Daraufhin richtete der Bürgermeister am 31. März 1710 ein Schreiben an den damaligen Fürstbischof und Landesherrn Johann Philipp von Greiffenclau zu Vollraths: „Euer hochfürstl. Gnaden sollen untertänigst nicht verhalten, wie daß Anton Boxberger, Apothekergesell ledigen Standes zu Hammelburg gebürtig dermalen in Bamberg in Condition stehend sich angemeldet, eine geringe Apothekers Offizin nebst Freihaltung anderer Spezereien dahier anzurichten und sich haussäßig

zu machen, wenn es ihm erlaubt werden möchte. Alldieweilen aber für uns ein solches ohne Euer hochfürstl. Gnaden gnädigstes Vorwissen und Consens nicht verstatten wollen und doch gleichwohnen bekennen müssen, daß man diesfalls in dem äußersten Notfall ganz trostlos, mithin auch alle Jahre von denen frequentierten Brunnengästen die Beschwerisse gehörig werden, daß dergleichen dahier nicht zu haben und jedes Mal mit Unkosten 4 bis 5 Stunden weit in die Apotheke geschickt werden müßte [die nächste Apotheke für Kissingen stand in Neustadt, der Verf.], solcher nach haben es hiermit untertänigst berichten und die Verordnung gehorsamst erwarten sollen, ob Euer hochfürstl. Gnaden in Erwägung erwähnter Motive die Anrichtung obgemelter Apothekeroffizin gnädigst placidieren und verwilligen möchten.“ Eine entsprechende Be- willigung erteilte der Fürstbischof zwar am 17. Mai 1710, jedoch nicht ohne den Rat dar- auf hinzuweisen, daß Boxberger evtl. nicht von der Apotheke leben könnte, da die Kurzeit sehr kurz sei. Ein offizielles Apotheken-Privilieg ist allerdings nicht aufzufinden.

Georg Anton Boxberger ging gleich ans Werk und gründete die Apotheke in einem angemieteten und beengten Raum am Marktplatz. In seinem Tagebuch vermerkte er dazu: „Von dannen mich nach Kissingen verfüget und mein Corpus allda aufgerichtet, dann Jacobi (25. Juli, der Verf.) zu Kissingen eingezogen und im Namen Gottes angefangen [...].“ Am 31. Januar 1711 wurde er als Neu- bürger vereidigt und mußte den obligatori- schen Feuereimer stiften. Der Anfang war mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, bis er im April 1711, einen Tag nach seiner Hoch- zeit, im eigenen, neu gebauten Haus (heute: Untere Marktstraße 2) seine Apotheke eröff- nen konnte. Dieses Haus, das Ende der 1950er Jahre abgebrochen wurde, beherbergte die Apotheke bis 1807.

Georg Anton Boxberger wurde am 26. Mai 1679 in Hammelburg als Sohn eines Rats-

herrn geboren. Die Apothekerkunst erlernte er bei seinem Onkel Franz Boxberger in der Bamberger Einhornapotheke. Nachdem seine Lehrzeit 1699 beendet war, begab er sich, wie damals üblich, auf Wanderschaft und „*servierte*“, d.h., arbeitete in Apotheken in Tauberbischofsheim, Passau, Salzburg, Brixen, Würzburg und Straubing.

Da erst 1715 ein Physikus (Amtsarzt) nach Kissingen kam (Dr. Bayer), der auch privat praktizieren durfte, mußte Boxberger auch in medizinischen Angelegenheiten einspringen und Kranke versorgen. Dafür wurde er vom Bürgergeld und den Fron- und Wachdiensten befreit. Boxberger kümmerte sich nicht nur um seine Apotheke, sondern integrierte sich bald völlig in das politische Geschehen der Stadt. So ließ er sich in Ämter wählen, die ihm sicherlich viel Zeit und Mühe abverlangten: 1720 bis zum Tode war er Ratsherr, 1726 und 1742 bis 1747 Bürgermeister, 1724 Holzweiser (Forstaufsicht), 1727 Spitalpfleger, 1734 Schulpfleger und außerdem noch das unangenehme Amt des Einnehmers (Steuereintreiber). In seinem Tagebuch klagte er 1732, daß einige Bürger ziemlich zahlungsunwillig seien und ihn der Bader gar einen „*Hundsfott*“ geheißen habe. Wie die anderen Bürger, so hatte auch Boxberger sein eigenes Vieh und ersteigerte sich dafür städtische Wiesen. Außerdem vermietete er an Kurgäste.

In Kissingen berühmt wurde G. A. Boxberger durch die Wiederentdeckung einer Heilquelle, die später den Namen Rákóczi erhielt. Als der Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborn nämlich 1737 durch Balthasar Neumann die Saale verlegen ließ, entdeckte Boxberger in dem alten Flußbett eine vor Jahren verschüttete Quellfassung wieder, schickte Proben des Wassers nach Würzburg und ließ es dort analysieren. So kam Kissingen durch die Aufmerksamkeit Boxbergers zu seiner wichtigsten Quelle und dem Ausbau des Bades durch den Landesherrn. Am 2. Juli 1765 endete G. A. Boxbergers arbeits- und erfolgreiches Leben als angesehener Bürger der Stadt.

Die Nachfolge als Apotheker trat **Roman Anton Boxberger** (1724–1794), der bei seinem Vater gelernt hatte, an. Zuvor übte er seinen Beruf sowohl in Baden-Baden, Lu-

xemburg, Mainz als auch in Würzburg aus. Anders als sein Vater, kümmerte er sich vorwiegend um seine Apotheke und übernahm keine gesellschaftlichen Verpflichtungen. Als er 1767 das Bürgerrecht, aber trotzdem eine Befreiung vom Bürgergeld, wie sein Vater haben wollte, antwortete ihm der Rat mit einem entsprechenden Brief: „*Der Rat könne nicht einsehen, warum Roman Boxberger eine Personalfreiheit haben wolle. Wenn er von einer Sache Nutzen habe, müsse er auch die Lasten mittragen, bis er [...] zum Ratsmitglied und endlich zum Bürgermeister gelangt sei. Sie verwundern sich, daß Roman Boxberger Bürger sein und kein Ratsmitglied werden wolle, da er doch fähig und tauglich dazu wäre, daß er in einer Gemeinde leben und da seine Nahrung suchen wolle und doch dem Gemeinwesen nicht dienen wolle, daß er, so ihm Gott das Leben frisch erhalte, sogar der reichste Mann von Kissingen werde, daher müsse er wohl selbst begreifen, wie unartig es von ihm heraußkäme, wenn arme Bürger, welche kaum das übernächtige Brot hätten, für ihn Fron, Wacht und dergleichen der gemeine Dienst tätten und er davon nichts wissen wolle.*“ Daraufhin wandte sich Boxberger an seinen Landesherrn in dieser Angelegenheit. Der Fürstbischof gestand ihm die Personalfreiheit zu, da er auch ihn mit Arznei versorge und somit den Status eines herrschaftlichen Offizianten habe.

Für die Zeit nach seinem Tod mußte die Witwe einen Provisor (Apothekergehilfe) einstellen, bis ihr Sohn **Josef Konrad Boxberger** (1775–1810) mit knapp 20 Jahren 1797 die Apotheke übernehmen konnte, nachdem er sich einer Prüfung in Chemie, Pharmazie und Botanik unterzogen und diese so gut bestanden hatte, daß von der Kommission beschlossen wurde, „*es könnte allerdings demselben die Versorgung einer Apotheke anvertraut werden.*“ Er hatte schwere Zeiten zu durchleben. So plünderten 1796 aufständische Bauern die Apotheke; wirtschaftliche Probleme mit weniger Kurgästen brachten auch die napoleonischen Kriege. Trotzdem erwarb Boxberger um 1807 ein stattliches Bürgerhaus (abgebrochen, heute: Untere Marktstraße 1) und richtete dort sein Geschäft ein.

Nach seinem frühen Tod führte seine energische und geschäftstüchtige Frau **Anna Maria Boxberger** (1778–1864) die Geschäfte. Da ihr Sohn **Karl August Boxberger** (1808–1880) Arzt geworden war, stellte sie für die Apotheke einen Geschäftsführer ein. Die Kur im nunmehrigen Königreich Bayern entwickelte sich prächtig – und die Apotheke ebenfalls. Die Apotheke lieferte nicht nur medizinische Produkte, sondern z.B. 1834 auch pyrotechnisches Material für ein bengalisches Feuerwerk auf der Bodenlaube zur Feier der Grundsteinlegung des Arkadenbaus und des Namenstages König Ludwigs I. Bei den vorgeschriebenen Visitationen fiel die Apotheke allerdings unangenehm auf, und nachdem die Mängel nicht beseitigt worden waren, wurde die Witwe Boxberger auf Anordnung der Regierung vom Landgericht vorgeladen und ihr eröffnet, daß sie binnen zwei Monaten die folgenden Auflagen zu erfüllen hätte: „1. die Apotheke muß beheizbar gemacht werden, 2. die Regale müssen mit Rückwänden versehen werden, damit die Schubladen gegen Staub und Insekten verwahrt sind, 3. die Apotheke muß ein verschließbares Kellerabteil haben, 4. Metallgefäß zur Aufbewahrung pharmazeutischer Gegenstände müssen durch Glas, Porzellan oder Steingut ersetzt werden, 5. neben Metallmörsern müssen auch solche aus Glas oder Steingut vorhanden sein, 6. sämtliche Präparate müssen mit neuen Inschriften (entsprechend der preußischen Pharmacopoe) versehen werden, 7. das Waschhaus muß als eigenes Laboratorium eingerichtet und in einen brauchbaren und reinlichen Zustand versetzt werden und darf nur noch als Labor verwendet werden, 8. ein Raum des Hauses ist als Materialkammer auszusuchen und zu verwenden und schließlich 9. eine Abteilung des Bodens muß als Kräuterkammer mit besonderem Abschluß eingerichtet werden.“

Diese aufwendigen Auflagen könnten mit dazu beigetragen haben, daß sich die Witwe Boxberger zu einem völligen Neubau entschloß. Der Witwe Boxberger war es möglich, 1835 das ehemalige Ratsdienerhaus neben dem Unteren Tor mit dem dazugehörigen Platz, der bis zu den Saalewiesen reichte, zu erwerben. Als zwischen 1836 und 1839 die Ludwigsbrücke gebaut werden sollte, konnte sie nach zähen Verhandlungen einen großen

Teil dieser Grundstücke wieder günstig verkaufen. Nach Abriß der alten Gebäude entstand über der ehemaligen Stadtbefestigung 1837/38 ein von Johann Gottfried Gutensohn entworfener, stattlicher, elegant und zweckmäßig eingerichteter Neubau, in dessen Erdgeschoß die Apotheke bis zum heutigen Tag untergebracht ist. Dieses palazzoartige Gebäude galt als das bedeutendste Privathaus der Stadt. Es diente aber nicht nur als Apotheke, sondern mit 36 Zimmern vor allem als Logierhaus für Kurgäste und als Badehaus mit eigenen Räumen für Solebäder. Die Apotheke firmierte einige Zeit unter dem Namen „Mohrenapotheke“ und das Kurhaus unter „Au negre“.

Karl August Boxberger ließ sich 1836 in Kissingen als Arzt nieder und brachte für die Apotheke seinen Studienfreund, den Apotheker Johann Baptist Ihl mit, der die Apotheke von 1837 bis 1866 pachtete. Boxberger war an der Geschichte Kissingens sehr interessiert und publizierte 1865 die „Geschichte Kissingens und seiner Umgebung“ sowie 1866 eine „Geschichte des Schlosses und Amtes Bodenlauben und seiner Besitzer“.

Sein Sohn **Franz Seraph Boxberger** (1842–1914) wurde wieder Apotheker und übernahm nach Ablauf der Pachtzeit das Geschäft. Während seiner Berufszeit kam es 1866 zum Krieg zwischen dem Königreich Preußen und den süddeutschen Bundesstaaten, in dessen Verlauf am 10. Juli ein folgenschweres Gefecht in der Stadt ausgetragen wurde. Eine der ersten Granaten traf die Boxberger Apotheke, beschädigte den Eingang sowie die Einrichtung und „traf den [...] Gehilfen [Provisor] Dejosez, ins Herz, so daß derselbe sofort tot zusammenbrach“, wie die Zeitzeugin Amelie Ihl die Situation beschrieb. Also liegt in der so oft kolportierten Kopfabreißgeschichte kein Funken Wahrheit.

F. S. Boxberger begann um 1885 mit der Herstellung von Pillen, einem milden Abführmittel aus Kissinger Salz, damit die Kurgäste auch noch zuhause eine Nachkur anhängen konnten. Boxberger erwarb sich nicht nur Verdienste durch die Verbreitung der von ihm hergestellten Produkte, sondern auch durch seine Tätigkeit als „Stadtrat“. Auch die Vermietung der Zimmer an Kurgäste lief zu



Abb. 1: Franz Seraph Boxberger (1842–1914).

aller Zufriedenheit. So schrieben 1879 Eltern an ihr Kind: „Wir wohnen hier prachtvoll in der Hofapotheke zu 10 Thaler die Woche. Alles glänzt und blitzt [...] In unserem Apotheker Garten sind allein 100 hochstämmige Rosen. Überall blühen Rosen. Kissingen ist ein Rosenmeer.“ Der Garten ist längst verschwunden, aber ein Teil des heutigen Rosengartengeländes könnte von dem ehemaligen Apothekergarten stammen. Eine besondere Auszeichnung erhielt Boxberger 1874 durch die Ernennung zum Königlich Bayerischen Hofapotheker. Obwohl Franz Seraph Boxberger einen 1876 geborenen Sohn hatte, der erst 1914 als Marinestabsarzt Georg An-

ton Ritter von Boxberger im Ersten Weltkrieg starb, veräußerte er 1891 seinen Besitz an den Apotheker Dr. Hermann Koch und lebte von nun an als Privatier in Würzburg und Bad Kissingen (Villa Boxberger, später Villa Emmy in der Salinenstraße).

Dr. Hermann Koch verkaufte die Apotheke bereits 1893 an den in Rotenburg/Fulda tätigen Apotheker **Dr. Ernst Kraft** (1861–1945). Damit begann über drei Generationen eine entscheidende Entwicklung der Boxberger Apotheke zu einem weltbekannten pharmazeutischen Betrieb. Kraft, 1861 in Hohenmölsen geboren, genoß eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung mit anschließender Auslandspraxis in der Schweiz, Frankreich und Rußland. 1900 besuchte er das europaweit bedeutendste bakteriologische und chemische Institut Moskaus und richtete sich dann, abseits der Apotheke, ein eigenes chemisch-bakteriologisches Laboratorium zur Untersuchung von Magen-, Harnsäften, Haaren u.a. ein, das mit Tausenden von Analysen im Jahr sehr gefragt war. Da ihn das Gebiet der Diagnose besonders interessierte – schon seine Dissertation befaßte sich mit einem verwandten Thema (Bacterium prodigiosum) –, veröffentlichte er 1909 sein „Analytisches Diagnostikum“, das immerhin vier Auflagen erlebte.

Kraft erneuerte das inzwischen schon etwas veraltete Boxberger-Haus von innen und von außen. Die Vermietung von noch zwölf Zimmern, vor allem an den fränkischen, sächsi-



Abb. 2: Das Haus Boxberger in den 1920er Jahren.

schen und hessischen Adel sowie seine außerordentlichen Fähigkeiten als Apotheker und Wissenschaftler brachten ihm 1899 den Titel eines Herzoglich Sächsischen Hoflieferanten ein. Die Apotheke wurde um eine „Bavaria Parfümerie“ und Drogerie mit einer Abteilung für hygienischen Bedarf erweitert. Besonders am Herzen lag ihm die Weiterentwicklung der „Boxberger Präparate“, die sich die Kurgäste inzwischen in ihre Heimat nachschicken ließen, was Kraft dazu veranlaßte, ein weites Netz an Niederlassungen im In- und Ausland aufzubauen. Schon vor dem Ersten Weltkrieg gehörten Kissinger Pillen, wie z.B. die „Silbernen Boxberger“, zum Angebot jeder Apotheke. Eine Voraussetzung dafür war es, daß es Kraft gelang, die Salze so zu gewinnen, daß ihre wirksamen Bestandteile konserviert wurden.

Das Boxberger-Haus beherbergte in seinem Erdgeschoß nicht nur die Apotheke, sondern mehrere Ladengeschäfte. Mit einem Mieter,

dem Uhrmacher und NSDAP-Ortsgruppenvorsitzenden Karl Renner, einem fanatischen Antisemiten, gab es viel Ärger, als dieser in seinem Geschäft und im Schaufenster Hakenkreuze und antisemitische Hetzpropaganda ausstellte und verkaufte. Kraft kündigte ihm den Laden auf, nachdem Renner die Propaganda nicht entfernen wollte. Aber erst nach zwei Gerichtsprozessen brachte Kraft ihn aus seinem Haus. Eine Petition Bad Kissinger Bürger an den Kurverein gegen Renners schädliches Verhalten unterstützte das Vorgehen Krafts. In Ernst Kraft hatte Bad Kissingen wieder einen engagierten Bürger, der auch mehrjähriges Mitglied des Gemeindekollegiums und des Magistrats war.

Aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Boxberger-Apotheke ließ Dr. Ernst Kraft von Prof. Dr. Ehgartner eine Festschrift erstellen und ab den 1920er Jahren in unregelmäßigen Abständen eine „Kissinger Chronik“ herausgeben, die 1977 ihre letzte Auflage erlebte.

Diese Chronik der Stadt und des Hauses Boxberger wurde kostenlos an Kurgäste und Einheimische abgegeben. 1928 heißt es in der Fachzeitschrift „Verkehr und Bäder“ dazu: „Die enge Verbundenheit des Hauses Boxberger mit dem Werden und Wachsen des Bades, wird textlich in einer Form geboten, die ein in hohem Maße verkehrswerberisches Moment in sich trägt.“ Als 1918 die Kissinger Sektion des Deutschen Alpenvereins gegründet wurde, war Ernst Kraft einer der Mitbegründer. Zu seinem Persönlichkeitsbild gehörte es, sich jeden Morgen während der Kurzeit den Choral des Kuroorchesters anzuhören und sich dann, nach einem Blick auf das Wetterhäuschen, zur Arbeit in die Apotheke oder das Labor zu begeben. Seine mit „Civis“ signierten Artikel in der Saale-Zeitung griffen Probleme und aktuelle Fragen die ihm besonders wichtig erschienen, wie z.B. die Hochwasserrilegung, auf. Aufgrund seines Engagements für Bad Kissingen durfte er sich anlässlich seines 80. Geburtstages in das Goldene Buch der Stadt eintragen. Als 1945 sein Leben endete, hatte er noch die schlimmen Kriegsjahre und den Tod seines Enkels mit erleben müssen.

Bereits 1919 war Krafts Sohn **Dr. Erich Kraft** (1891–1961) als Apotheker in die Geschäftsführung eingetreten, um seinen Vater zu entlasten. Der 1891 in Rotenburg/Fulda geborene Erich wuchs teilweise im thüringischen Arnstadt bei seinen Großeltern Boehm auf und besuchte dort das Humanistische Gymnasium. Seine ausgeprägten musischen Neigungen zu Musik und Literatur machten es ihm sicher nicht leicht, schließlich doch den naturwissenschaftlichen Weg zum Pharmazeuten einzuschlagen. Er studierte von 1912 bis 1913/14 in Leipzig, Berlin und München, wo er die pharmazeutische Prüfung ablegte und mit einer Dissertation über die Entwicklungsgeschichte der Caryophylaceen (Nelkengewächse) zum Dr. phil. promoviert wurde. Sein Wunsch, die Hochschullaufbahn einzuschlagen – er war bereits als Assistent am Pflanzenphysiologischen Institut in Nymphenburg tätig – zerschlug sich nach dem Ersten Weltkrieg, als er die väterliche Apotheke übernehmen mußte.

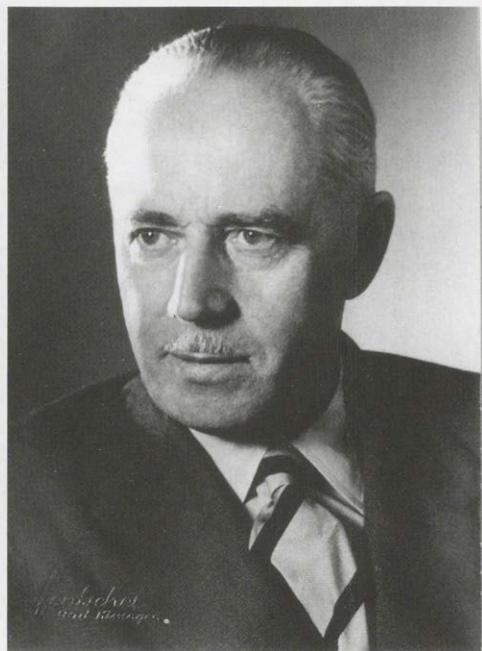


Abb. 3: Dr. Erich Kraft (1891–1961).

Erich Kraft ging mit voller Energie an den Ausbau der Pharmaproduktion und des Exports seiner Artikel, die vor dem Ersten Weltkrieg schon bis nach Afrika in die deutschen Kolonien versandt wurden. Eine ganz wichtige Voraussetzung für die Expansion war ein in den 1920er Jahren geschlossener Vertrag, den er und sein Vater mit der Bäderverwaltung ausgehandelt hatten, und in dem es in §1 heißt: „Die Bäderverwaltung überträgt an Boxberger das ausschließliche Recht zur alleinigen Herstellung von natürlichen Quellenprodukten und Präparaten aus den Kissinger Heilquellen Rakoczy, Pandur und Maxbrunnen.“ Für die Gewinnung der Salze stellte ihm die Bäderverwaltung den westlichen Flügel des Luitpoldbades mit einer Betonwanne als Sammelbecken für Heilwasser zur Verfügung. Der Vertrag wurde immer wieder, letztmals 1973, erneuert und endete erst 1980. Die Fabrikationsstätte war bald zu klein geworden, und so gründete Erich Kraft 1936, nachdem er Eigentümer des Betriebes geworden war, eine Pharmazeutische Fabrik am Birkenweg in Frankfurt/Main, in der Arzneipflanzenextrakte vor allem für die Kissinger



Abb. 4: Boxbergers Bad Kissinger Produkte.

Fabrikation hergestellt wurden. Die Boxberger Präparate wurden bis 1939 in 81 Länder verschickt, dazu Prospekte in 26 Sprachen erstellt. Prospekte und Plakate verkündeten „Kissinger Pillen In Aller Welt“. Um dies alles zu erreichen, brachten viele Reisen zu ausländischen Fachkreisen die nötigen Kontakte.

Wie sehr vor allem die Boxberger Pillen (zum Abnehmen) an Popularität gewannen, zeigt auch ihre Erwähnung in einem Couplet von Ralph Benatzky, der über eine zu dick gewordene Dame schrieb:

„[...] So kann das doch nicht weitergehen,
um Gotteswill'n, bei der Figur!
Dagegen muß doch was geschehen,
und dieses heißt. Entfettungskur!
Um 6 Uhr in der Früh schon muß ich
darum bitten,
ein heißes Glas Wasser herunterzuschütten,
darauf, um halb sieben, ein paar von den
netten,
berühmten Kissinger Wundertabletten.
[...]“

Aber nicht nur die Fabrikationsstätten wurden aus- und umgebaut, sondern auch das Boxberger-Stammhaus einer gründlichen Umwandlung unterzogen, um den Anforderungen moderner Fabrikations- und Maschinenräume (Vakuumanlage), Laboratorien, Abpack- und Versandräume gerecht zu werden. So entstanden 1927/28 ein Rückgebäude mit fünf Geschossen, 1933/34 auf dem Hauptgebäude zwei Stockwerke, und 1935 wurde der Apothekenraum tiefer gelegt.

In die Zeit höchster Aktivität fiel auch die 200-Jahrfeier zur Entdeckung der Rákóczi-Quelle. Aus diesem Anlaß ließ Erich Kraft durch den Albertshausener Bildhauer Fried Heuler ein Denkmal für Balthasar Neumann (das einzige in Deutschland) und Georg Anton Boxberger entwerfen. Er schenkte die Skulpturengruppe 1938 der Stadt unter der Bedingung, sie im Rosengarten aufzustellen. Zu seinen beruflichen Verpflichtungen übernahm Erich Kraft noch von 1942 bis 1954 die Tätigkeit eines Regierungspharmazierats mit der sicherlich undankbaren Aufgabe der Apothekenkontrolle. Die Universität Würzburg erteilte ihm Lehraufträge für „Pharmazeuti-

sche Gesetzeskunde“ und „Geschichte der Pharmazie“.

Ein schwerer Schicksalsschlag traf ihn 1942 mit dem Soldatentod seines Sohnes Horst-Erich in Rußland. Aus dem Krieg kam glücklicherweise sein Sohn Hans-Peter zurück, der 1952 in die Firma eintrat. Zusammen mit ihm wurde die schwierige Nachkriegszeit – Auslandsmärkte waren wieder einmal weggebrochen – gemeistert und das Haus zu einer gewissen Blüte geführt. Die Stadt Bad Kissingen verlieh Erich Kraft in Anerkennung seiner Verdienste 1961, kurz vor seinem Tod, die Goldene Bürgermedaille. Beim Festakt zur 250-Jahrfeier stellte Kurdirektor Dr. Göbig fest: “[...] daß gerade das Haus Boxberger-Kraft schon viel dazu beigetragen hat, den Namen Kissingen in alle Welt zu tragen.“

Dr. Hans-Peter Kraft (1925–1987) in Bad Kissingen geboren, wuchs teilweise in Bad Godesberg auf, wo er das Ev. Pädagogium besuchte. Nach Soldatenzeit (Leutnant) und Kriegsgefangenschaft in Frankreich begann er 1948/49 mit dem Studium der Pharmazie in Würzburg, das er 1952 mit der Approbation und seiner Dissertation über „Anwendungsmöglichkeiten elektro-dialytischer Methoden der Pharmazie“ 1954 abschloß. Ab 1952 leitete er die Apotheke und mußte nun die Firma durch die Nachkriegszeit mit ihren vielen Umbrüchen führen. Nach etlichen Erweiterungs- und Neubauten, entstanden zwischen 1954 und 1972 im Haupthaus neue Abteilungen mit Photofachgeschäft, Photo-Studio, Kinder-Boutique, Diät-Neuformhaus, Parfümerie mit Kosmetik-Depot, men's shop, Kosmetikinstitut, Bräunungsstudio, Boutique mit modernem Chic und Geschenkideen, 1965 ein Neubau für Arztpraxen. Auch ein Umzug des Frankfurter Werkes der Firma „Chemisch-Pharmazeutische Fabrik Dr. Kraft GmbH u. Co Bad Kissingen – Herstellung von Wirkstoffkonzentraten aus Arzneidrogen“, nach Kleinostheim einschließlich der nötigen Neubauten mußte verkraftet werden. Hans-Peter Kraft warb für seine Produkte auch auf Ausstellungen in Düsseldorf, München, Stuttgart, Hamburg, Karlsruhe. Obwohl der Export aufgrund der großen Konkurrenzsituation rückläufig war, verkaufte „Boxberger“ um 1970 seine Produkte immer noch in 40 Länder.

Neue gesetzliche Vorgaben aus den Jahren nach 1980 forderten für den weiteren Vertrieb von Arzneimitteln, auch rein pflanzlichen Ursprungs, umfangreiche klinische Studien. Diese waren für einen Hersteller dieser Größenordnung nicht zu schultern. Deshalb entschloß sich Dr. Kraft, die Präparate und ihre Patente 1985 an ein größeres Arzneimittelunternehmen zu verkaufen.

Auch Hans-Peter Kraft stellte sich trotz seiner beruflichen Verpflichtungen für öffentliche Aufgaben zur Verfügung. Von 1966 bis 1978 gehörte er dem Stadtrat von Bad Kissingen an und von 1971 bis 1986 der Vollversammlung der IHK Würzburg-Schweinfurt. Über 30 Jahre war er Beirats- und Vorstandsmitglied in bayerischen Chemie- und Pharmaverbänden. Hatten Kissinger Ortsvereine finanzielle Probleme, war das Haus Boxberger eine gern gesehene Anlaufstelle für Spenden. So war die Firma Boxberger großzügig zur Stelle, als der Fliegerclub die „Kissinger Pille“ (ein Segelflugzeug) kaufte, ebenso bei der Anschaffung eines Tauchanzugs für die Wasserwacht, und sie stiftete Pokale, wie den Gold-Pokal für den Tennis Club, den Boxberger-Pokal für den Golfclub, oder den Boxberger-Pokal für das Rakoczy-Reitturnier.

Die größte und bis heute bedeutendste Stiftung entstand 1961 mit der Boxberger Stiftung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung über die natürlichen Heilschätze Bad Kissings. Der Preis, zunächst mit 10.000,— DM dotiert, und nach der Zusammenlegung mit dem Preis der Stadt mit 10.000,— € Preisgeld versehen, wird alle zwei Jahre vergeben. Bis heute ist Frau Christa Kraft, Witwe von Dr. Hans-Peter Kraft, Vorsitzende des Stiftungs-Vorstandes. Kurzfristig bestand auch ein 1985 mit 10.000,— DM dotierter „Auterhoff-Preis“ zur Förderung der Pharmazeutischen Naturstoff-Analytik.

Für diese Großzügigkeit und sein Engagement zum Wohle der Gemeinschaft und der Stadt erhielt Hans-Peter Kraft 1985 die Goldene Bürgermedaille der Stadt Bad Kissingen verliehen. Als Dr. Hans-Peter Kraft 1987 starb, wurde der Betrieb umstrukturiert, alle Abteilungen des Hauses Boxberger verpachtet oder aufgelöst, da die vier Kinder Krafts,

von denen zwei Pharmazie studierten, die Apotheke nicht übernahmen. Frau Nadja Lenhart kaufte im Jahr 2005 die Apotheke und führt sie nun unter dem geschützten Namen „Boxberger Apotheke“ weiter.

Quellen und Literatur:

Archiv des Hauses Boxberger;
Stadtarchiv Bad Kissingen, Ratsprotokolle;
Kissinger Chroniken;
Staatsarchiv Würzburg, Gebrechen Amtsakten IV K 84/317 und Gebrechen Protokoll 1710, fol. 152;

Chevalley/Gerlach: Denkmäler in Bayern. Stadt Bad Kissingen. München 1998;
Quellenblätter 1996, Nr. 179;
Christa Kraft und Dr. Klaus-Henning Kraft, Familiengeschichte;
Deutsche Apothekenzeitung, 4.5.1961;
Beck/Walter: Jüdisches Leben in Bad Kissingen. Bad Kissingen 1990;
Georg Schmidl, in: Saale-Zeitung, 5.12.1950;
Gerhard Wulz: Der Kapellenfriedhof in Bad Kissingen. Bad Kissingen 2001;
Gerhard Wulz: Mitten im Kugelhagel, in: Saale-Zeitung, 26.1.2001;
Peter Ziegler: Geheimnisvolle Kreuze. Bad Kissingen 1975, S. 115.

Schaufelbuchen waren einst der Stolz des nördlichen Steigerwaldes

von

Erich Meidel

Die Hauptholzart des Steigerwaldes ist die Buche. Durch sie ist er weit über Deutschland hinaus berühmt; denn sie erreicht zum Teil die stolze Höhe von über 30 m und ist von hervorragender Qualität.¹ Zudem zählt die Rotbuche (*Fagus silvatica*) mit ihrem silbergrauen, wie eine Säule emporstrebendem Stamm zu den schönsten Waldbäumen unserer Heimat.²

Naturgemäß ist der Steigerwald ein Laubholzgebiet, und dieser Waldtyp ist erhalten geblieben. Auch wenn die alten Buchen seltener geworden sind, weiß man die herrschende biologische Vielfalt an Laubbäumen zu schätzen. Nicht vergessen sind vor allem die mächtigen Altbuchen, die noch bis nach 1960 ihre Kronen gegen den Himmel streckten, und die Bezeichnung „Schaufelbuchen“ führten. Keine genaueren Vorstellungen bestehen allerdings meist darüber, was sich hinter diesem Begriff verbirgt. Das zeigt sich immer wieder durch Fragen, die einem selbst alte Steigerwaldwanderer bei Begegnungen stellen.

Wer denkt heute noch daran, daß die höchsten und stärksten Buchen den Namen von ihrer Verwendung ableiten? Denn zur Herstellung von Schaufeln waren sie sehr begehrte.

Auch heute noch können diese aus dem Steigerwald bezogen werden. Benutzt werden sie in Brauereien, Mälzereien und Bäckereien, weil mit ihnen die Körner nicht wie beim Einsatz von Metallschaufeln beschädigt werden.

Früher, als die Schaufeln mit Stil aus einem Stück hergestellt wurden, benötigte man große Buchen. Schaufelbuchen setzten deshalb ein hohes Alter voraus, d.h., sie mußten über 200 Jahre alt sein.

Doch seit Ausbreitung der Landwirtschaft hatte der Wald durch Rodungen und starken Holzverbrauch für die zunehmende Bevölkerung stark gelitten. Als besonders schädlich erwiesen sich die Köhlerei, die Glasherstellung, der Brennholzbedarf, die durch Kriegsnot aufgekommene Streunutzung und die Waldweide. Die Regierungen mußten deshalb den Holzverbrauch einschränken. Als der für den westlichen Steigerwald zuständige Landesherr erließ Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn 1721 eine grundlegende Waldordnung.³ Dies geschah also lange vor Einführung der Forstwissenschaft durch Heinrich Cotta (1763–1844) an der Forstlehranstalt in Zillbach/Th.⁴

Trotz der schrecklichen Kriege entwickelte sich bald ein ausgedehnter Rotbuchenwald mit einer vielfältigen Pflanzen- und Tierwelt von herausragender Bedeutung. Die vorhandenen Bestände wurden ausschließlich natürlich verjüngt, d.h., die vorhandenen Stämme warfen ihre Samen ab oder wurden auf Stock gesetzt. So ging aus ihnen wieder eine neue Baumgeneration hervor.⁵

Noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg konnte man reichlich Buchen-Starkholz von den ehemaligen Forstamtsbezirken Fabrik-schleichach und Hundelshausen auf den Markt bringen und gute Preise damit erzielen. Eindrucksvoll waren die Mischwälder mit eingesprengten anderen Laubholzarten und Unterholz. Vor allem am Westanstieg kamen neben der Buche ausgedehnte Eichenwälder

mit Kiefer, Kirsche, Elsbeere, Speierling und Feldahorn vor.⁶ Das Einbringen der Nadelhölzer erfolgte langsam und zögernd nur dort, wo das Wirtschaftsziel nicht erreicht wurde, also etwa da, wo die Laubholzverjüngung mißglückt war.⁷

Bei der Verjüngung der mächtigen Buchen ließ man die geradwüchsigen durch sorgfältige Auswahl beim Auszeichnen – sogar in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs – ein möglichst hohes Alter erreichen. Hier konnte sich der begehrte Rohstoff für die ansässige Holzindustrie besonders gut entwickeln. Unvergessen bleibt mancher schöne „Waldesdom“ mit einem reich verzierten gewölbten Blätterdach.⁸ Allen voran muß hier Kleinengelein im Forstamt Hundelshausen erwähnt werden.



Abb.: Alte Schaufel aus einem Stück bei Weinbau Düll,
Neuses am Berg.
Photo: Glöckle.

Schaufelmacher – ein altes Gewerbe im Steigerwald

Nachweisbar erfolgt die Herstellung der Holzschaufeln schon seit 1870 in Neuschleichach, südlich von Zeil a.M. bei der Firma Kronewitter. Daneben fertigt sie Werkzeug- und Gerätestiele, Holzrechen und Kuchenbretter an. Sonst gibt es nur wenige Unternehmen, die dieses alte Gewerbe noch ausüben.

Sehr aufwendig war es, eine Buchenschaufel mit Stiel aus einem Stück herzustellen; denn der Kern eines Stammes ist nicht verwendbar. Zudem darf die Holzfaserung nicht senkrecht zum Schaufelblatt stehen. Um den Abfall zu reduzieren und unnötige Holzverluste zu vermeiden, werden Schaufelteller und Stiel heute für sich getrennt angefertigt und dann zusammengefügt.

Wo hochwertige Altbuchen gediehen, zeigen die bei der Fa. Kronewitter noch erhaltenen Abgabescheine. Danach kam ein großer Teil die Stämme aus dem

von 1933 bis 1960 von meinem Vater geleiteten ehemaligen Forstamt Hundelshausen. Genannt werden u.a. die Waldorte Bachrangen, Dreibrunnknuck, Heidenfelder Rangen, Heuscheuer und Kleinengelein. Ein Brief meines Vaters vom 4. Februar 1931 zeigt ferner, daß die Fa. Kronewitter mit ihm schon an der Forstamtsaußenstelle Gramschatz in Verbindung stand.

Gewinnung einer Buchenschaufel per Hand aus großen Stämmen

In einem Bericht über einen Lehrausflug des Deutschen Forstvereins in das Forstamt Hundelshausen 1935 ist festgehalten, wie aus einem großen Stamm an der Zigeunerhütte nördlich von Geusfeld bei der Mittagsrast eine Schaufel ohne den Einsatz von Maschinen hergestellt wurde: „*Die Schaufelbuche soll mindestens 75 cm stark sein; je stärker sie ist, desto breiter können die Schaufeln gearbeitet werden. Man sägt die Buche zunächst in Schaufellängen (etwa 1,40 m lange Blöcke) und spaltet diese Blöcke auf den Kern in ziemlich dünne Scheite.*

Nun wird die Schaufel einschließlich Stiel nach Schablone mit einem Farbstift auf das Scheit aufgezeichnet, dann werden zwei kleine Sägeschnitte nach der Stelle geführt, wo der Stiel in das Blatt mündet, und dann wird sowohl der Stiel als auch das Schaufelblatt herausgespalten. Die Kehlung der Schaufel wird mit einem Spezialmesser, dem Dechsel, herausgeschnitten.

Die fertigen Schaufeln werden daheim in der Räucherkammer geräuchert, und zwar mit Buchenholzrauch. Dadurch erhalten sie ihre schöne rötlich-gelbe Farbe.

Natürlich ist der Holzabfall sehr groß, wenn die Schaufel mit Stiel aus einem Stück geschnitten wird; die Abfälle werden zwar noch zu kleineren Gegenständen verarbeitet, aber

trotzdem ist die Ausbeute bedeutend größer, wenn man die Stiele besonders arbeitet und dann anschraubt.⁹ Die Steigerwald-Schaufeln haben den Vorteil vor denen, die im Erzgebirge hergestellt werden, daß sie sich nicht werfen.

Geeignet ist nur gut spaltbare Buche und frisch gefälltes Holz. Die Buche, die gezeigt wurde, war 96 cm, also fast einen Meter über dem Boden stark, 8,40 m lang und maß etwa 6 fm.

Der Vorrat an gut spaltbaren Starkbuchen geht stark zurück. Deshalb ist sehr haushälterisch damit um zu gehen.¹⁰

Anmerkungen:

- 1 Meidel, Richard: Die Forstwirtschaft im Steigerwald. (ca. 1950), S. 1, Manuscript; wo veröffentlicht, nicht mehr feststellbar.
- 2 Neumann, C. W.: Das Buch vom deutschen Wald. Leipzig 1936, S. 223.
- 3 Scherf, A.: Johann Philipp Franz von Schönborn. München 1930. ND 1973, S. 146f.; Sedlmaier, R./R. Pfister: Die fürstbischöfliche Residenz zu Würzburg. München 1923, S. 5ff.
- 4 Loch, Denis: Die Jagd in Goethes Leben. Gehren 2002, S. 13.
- 5 Meidel: Forstwirtschaft (wie Anm. 1), S. 1.
- 6 Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten: Der Wald in Bayern. Unterfranken. 1981, S. 15.
- 7 Honndorf, K.: Lehrausflug in das Forstrevier Hundelshausen im Steigerwald, in: Jahresbericht des Deutschen Forstvereins. Berlin 1935, S. 409; Meidel: Forstwirtschaft (wie Anm. 1), S. 1.
- 8 Neumann: Wald (wie Anm. 2), S. 222; Sperber, G.: Hat der Steigerwald eine Zukunft?, in: Der Steigerwald. Gerolzhofen 1983, Nr. 2, S. 101.
- 9 Honndorf: Lehrausflug (wie Anm. 7), S. 410.
- 10 Ebd.

Sonderausstellung im ‚Museum Barockscheune‘ Volkach – Bild und Photographie

Kulturhistorische Anmerkungen zur Bildsprache des Volkacher Salbuchs und der Privatphotoaufnahmen der Nachkriegszeit

von

Ute Feuerbach



Abb. 1: Volkacher Salbuch fol. 431r [Stadtarchiv Volkach].

Mit einem Besuch im Volkacher ‚Museum Barockscheune‘ kann man bis September 2012 einen interessanten vergleichenden Blick auf die Bilder des Volkacher Stadtschreibers Niklas Brobst von 1504 und auf private Photoaufnahmen aus dem Leben der Dorf- und Stadtbewohner der heutigen Stadt Volkach aus den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts werfen.

**Hans Hemp und seine Ehefrau
Gretel bringen Eier (vielleicht
auch Käse) im Korb und eine Ente
oder eine Gans im Beutel zum
Volkacher Wochenmarkt**

Dem Volkacher Stadtschreiber Brobst¹ war es zu Beginn des frühen 16. Jahrhunderts

wichtig, auf einem Blatt festzuhalten, was die Landbewohner um Volkach und die Händler aus aller Welt in die Stadt bringen durften, um es dort zur Versorgung der Stadtbewohner anzubieten. So gab er zuerst genaue Anweisung, was dazu für alle verständlich unabhängig von seinem Rechtstext in einem Bild festgehalten werden sollte. Im von ihm vorgegebenen leeren Feld sollten innerhalb der vorgezeichneten Linien zwei Frauen gemalt werden, die auf ihrem Rücken Hühner oder auch anderes wie Butter, Käse oder überhaupt zum Verzehr geeignete Ware zum Markt tragen und dann in der Stadt auch anbieten. Doch nachdem er von der Gewohnheit in Volkach geschrieben hatte, daß all das, was auf dem Rücken, also nicht mit Hilfe eines Wagens oder Karrens in die Stadt gebracht werde, nicht verzollt werden müsse, so wie man es von den Händlern verlangte, hatte er sich entschlossen, neben den Frauen in Volkach auch die wichtigen Mannspersonen auf dem Bild erscheinen zu lassen. Also geht nun auf dem Bild von 1504 „*Gretel Hemp*“ gemeinsam mit ihrem bewaffneten und mit ehrbarem Hut ausgestatteten Mann Hans auf den oberen Markt von Volkach, um ihre Ware anzubieten. Auf dem oberen Markt sitzt aber schon eine zweite Frau, die vom Ungerter und Stadt- knecht befragt wird, ob sie ihre Butter oder vielleicht auch ihre Buttermilch selbst hergestellt habe. Die beiden Frauen sind nun mit der charakteristischen Frauenhaube ausgestattet, die beiden Männer der Stadtverwaltung allerdings ohne Kopfbedeckung abgebildet. Allerdings weist sich der eine Mann mit einem braunen Talar als Mann von hohem Stand aus. Stadt- knecht und Bauer „*Hemp*“ tragen die zu ihrer Zeit übliche Kleidung des kleinen, aber doch rechtschaffenen Mannes, mit wollener Hose, Unterkleid mit Kapuze und einem mit Gürtel festgehaltenen Überkleid. Zwanzig Jahre vor Ausbruch der bürgerlichen Unruhen gibt uns Brobst – selbst einer Eichfelder Bauernfamilie entstammend – den Stolz des Bauernstandes mittels dieser Kleiderwahl wider, hübsch anzuschauen, aber in der Symbolsprache seiner Zeit heute nicht mehr allgemein zu verstehen.

Uns ist die damalige Bildsprache des Stadtschreibers infolge des kulturellen Wandels

von Kleidung und Gesten fremd geworden, eine Tatsache, die uns heute immer mehr beschäftigen sollte, wenn wir uns der Kulturgeschichte als Vermittlerin von Zeit widmen. Denn schon die ersten Interpretationen des ausgewählten Bildes aus dem Volkacher Salbuch hatten diese Kleidersprache nicht mehr berücksichtigt, als sie sich diesem Bild kulturhistorisch widmeten. Allein der Filzhut des Bauern „*Hemp*“ sollte aufgrund des Streites zwischen Martin Luther und Andreas Bodenstein um die angemessene Kleidung eines ehrbaren Mannes bzw. wegen des Tragens eines Barett als Zeichen der Gelehrsamkeit² schon immer ein ehrbares Zeichen bleiben bis hin zum fränkischen Hut mit den drei Ecken, wie ihn das 19. Jahrhundert als Zeichen des ehrbaren Bauernstandes entwarf.³

Nichts anderes ist nun bei der Betrachtung der alten Photographien aus den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts festzustellen, als daß diejenige Generation, die diese Zeit miterlebt hat, in jeder der gezeigten privaten Photoaufnahmen mehr herauszulesen vermag als die jetzt gerade den Kinderschuhen entwachsenen Kinder und Enkelkinder. Doch daß so schnell kulturhistorisch wertvolle Kenntnisse verloren gehen können, die auch dem Allgemeinhistoriker helfen könnten, die Zeitleufe der Nachkriegszeit, hier die Auswirkungen der Kommunalreform von 1972/78, verständlich zu vermitteln, wird erst im Vergleich der beiden Bilder besonders deutlich.

Dorf und Land nach dem Zweiten Weltkrieg vor der Kommunalreform von 1972/78

So selbstverständlich es heute erscheint, daß Köhler, Escherndorf, Astheim und Fahr am Main wie Gaibach, Krautheim, Rimbach, Eichfeld, Dimbach und Obervolkach der Stadt Volkach zugehören, so fremd scheint die Welt von Stadt und Land in einer Zeit, wo die Orte noch völlig selbstständig mit Bürgermeister und Gemeinderat ausgestattet waren. Auch hier soll ein Beispielphoto, das wie viele andere in der Sonderausstellung im Museum Barockscheune gezeigt wird, als Beispiel dienen, um den Blick auf den kultu-



Abb. 2: Zurück aus dem Wald mit dem frisch geschlagenen Holz [Stadtarchiv Volkach].

rellen Wandel innerhalb einer Generation zu lenken.

Pferdefuhrwerke waren, wie schon zu Zeiten des Stadtschreibers Brobst, auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg der Stolz ihrer Besitzer. Mit frischem Holz beladen machte der Volkacher Bürger am Oberen Markt kurz Halt, um für den Photographen Nussbaumer zu posieren. Es brauchte dazu nicht mehr den geübten Zeichner, wie zu Brobsts Zeiten, sondern nur eine funktionierende Photokamera, am besten mit einem belichtbaren Film der Firma „AGFA“, wie ihn der Händler Jacob Nussbaumer in seinem Laden anbot. Unter dem vergleichenden Blick, den wir schon oben mit dem Bild von 1504 unternommen haben, kann uns das neuere Bild nun zeigen, daß der Volkacher Bürger der Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts, auch wenn er nur Holz aus seinem Wald holte, darauf bedacht war, entsprechend gekleidet zu sein, nämlich mit Anzug und Werktagshemd, aber auch ausgestattet mit einem Herrenhut und waldauglichen Stiefeln. So konnte das Photo aufgenommen werden, ohne daß sich der Bürger zum Gespött machen würde, im Gegenteil. Daß er dabei den Zigarrenstummel im Mund behielt, macht für uns heutige Be-

trachter das Bild besonders stimmig. Denn diese Geste zeigt uns, daß derjenige, der nach dem Zweiten Weltkrieg „Mann von Welt“ sein wollte, sich in der Öffentlichkeit gerne beim Rauchen zeigte. Wahrscheinlich war der als Photograph in Volkach ansässige Herr Nussbaumer besonders erfreut, daß er den rauchenden Volkacher Bürger mit seinem Gespann just vor seinem Photogeschäft aufnehmen durfte. Es ist anzunehmen, daß er selbst die Zigarren in seinem Laden im Angebot hatte. Die drei Buben im Hintergrund, die amüsiert dem Geschehen zusehen, tragen den für diese Zeit typischen Haarschnitt und waren sichtlich stolz, daß sie bei diesem Ereignis dabei sein durften. Der Photograph hatte sie nicht weggeschickt oder waren sie vielleicht gerade dazu hergerufen worden? Es ist nicht auszuschließen, daß Herr Nußbaumer damit noch weitere Interessenten für das Photo finden konnte. Zumindest der stolze Bürger konnte seiner Familie eine Erinnerung an die gute Zeit bieten.

Schlußbetrachtung

Doch nun zum Vergleich mit dem oben beschriebenen Bild des Stadtschreibers Brobst. Leiterwagen und Pferde waren schon zu Zei-

ten des Stadtschreibers Brobst für den Transport von Holz wichtig gewesen, wie uns weitere Bilder im Volkacher Salbuch zeigen. Die Straße in der Vorstadt von Volkach am oberen Markt war gut dafür zu nutzen. Sie besitzt noch im 20. Jahrhundert die Rinne, die seit den Zeiten des Niklas Brobst Regen- und Nutzwasser abfließen ließ, trotz fortgeschrittenem Pflasterbau in der Stadt. 450 Jahre scheint also die Zeit stehen geblieben zu sein, wenn das Bild nicht ein Photo wäre, also eine auf Papier gebannte Lichtbildaufnahme, ein Bild, das nun schnell vervielfältigt und an Interessenten verkauft werden konnte. Das Bild war anders als zu Zeiten des Stadtschreibers Brobst nun ein Gut für alle, so daß jede Familie für sich ihre Erinnerung an eine Zeit bewahren konnte, die doch so rasch dahin fliegt. Die Absicht des Volkacher Stadtschreibers, nämlich unabhängig vom Bildungsstand seiner Mitbürger und deren Nachkommen im Bild das Herkommen als noch immer gültig festzuhalten, ist auch heute noch nachvollziehbar. Denn, wenn man so will, war diese Absicht dem Menschen schon zu allen Zeiten zu eigen. Im Vergleich der beiden Bilderwelten gelingt es also, den kulturellen Wandel über Generationen hinweg aufzuzeigen, auch wenn die Symbolsprache nicht mehr allgemein verständlich ist.

Im Museum in Volkach kann nun beides bestaunt werden: das gezeichnete Bild aus dem

Jahre 1504 und die Photoaufnahme aus der Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts. So werden Zeiträume und Zeitenwandel im Museum Barockscheune deutlich gemacht, vom Stadtrecht des ausgehenden Mittelalters zur neuen Stadtverfassung von 1972/78.⁴ Wie schnell hat sich die Welt in vierzig Jahren für Stadt und Land Volkach gewandelt, 2012 erkennbar, aber auch schon 1504!

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Klaus Arnold/Ute Feuerbach (Hrsg.): Das Volkacher Salbuch. Bd. 2: Faksimile. Volkach 2009, fol. 434–438.
- 2 Neuerdings von Thomas Kaufmann in seinem Beitrag zur Reformationsgeschichte neu interpretiert: Filzhut versus Barett. Einige Überlegungen zur Inszenierung von Leben und Lehre in der frühen radikalen Reformation, in: Anselm Schubert u.a. (Hrsg.): Grenzen des Täufertums (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 209.). Gütersloh 2009, S. 273–294, hier Anm. 28, S. 285.
- 3 Hier sei auf die Zeichnungen des gebürtigen Volkacher Malers Peter Geist verwiesen.
- 4 Museum Barockscheune⁴ Volkach, Weinstraße, geöffnet regulär jeden Freitag von 14–17 Uhr, samstags und sonn- wie feiertags von 11–17 Uhr. Gruppen zu jeder Zeit nach Anmeldung. Behindertengerecht und kinderfreundlich ausgestattet.

„Dem Himmel entgegen“ –

Sonderausstellung lädt zur 1000jährigen Geschichte des Bamberger Domes ein

von

Wolfgang F. Reddig

Mit seinen vier Türmen reckt sich der Bamberger Dom dem Himmel entgegen und gibt damit das Motto für ein ganzes Festjahr vor. Im Jahr seiner 1000jährigen Weihe erstrahlt der Dom im Glanz zahlreicher Ereignisse – eines davon ist die große Sonderausstellung des Diözesanmuseums Bamberg.

„So prächtig, wie es sich für den höchsten König gebührt“, mit diesen Worten beschrieb

der Chronist Thietmar von Merseburg im Jahr 1012 die Weihe des ersten Domes. Zu diesem Festakt hatte König Heinrich II. am 6. Mai die Großen des Reiches und zahlreiche Erzbischöfe und Bischöfe nach Bamberg gerufen. Die Weihe von 1012 sollte die Gründung des neuen fränkischen Bistums vollenden.

Mit einer großen Sonderausstellung erinnert das Diözesanmuseum Bamberg vom 4.

Mai bis 31. Oktober 2012 auf 1.000 Quadratmetern Ausstellungsfläche an die Geschichte des Bamberger Domes als Haus Gottes, Mutterkirche der Erzdiözese und Kunstwerk von europäischem Rang. Zwölf Themenfelder umspannen den Heinrichsdom der Gründungszeit, den Dom der Andechs-Meranier, die glanzvolle Barockausstattung und ihre nachfolgende Purifizierung bis zur Liturgie der Gegenwart. Kostbare Stücke des Diözesanmuseums, wie die ottonischen Kaiserwärmel, der Papstornat Clemens II. oder die Originalfiguren der Portale verbinden sich mit wertvollen Leihgaben. Mehr als 200 Exponate zeugen so von der Geschichte des Bauwerks und den Menschen, die diese Geschichte prägten.

Wer den Bamberger Domberg von Osten her betritt, wird von der imposanten romanischen Ostapsis der Kathedrale begrüßt. Vor ihr auf dem Domkranz steht der Nachbau eines mittelalterlichen Tretradkranes. Er verweist auf die Sonderausstellung im ehemaligen barocken Kapitelhaus, das heute in Erdgeschoss, Kreuzgang und Obergeschoss museal genutzt wird. Den Besucher empfängt im Innern ein abstrahiertes Stifterbild, das Heinrich und Kunigunde mit ihrem Dom zeigt. Als sakraler Herrscher stiftete der spätere Kaiser Heinrich II. in Bamberg nicht nur ein neues Bistum, sondern stattete es mit einem Schatz von Reliquien und kostbaren liturgischen Schriften aus. Das ebenfalls neu gegründete Domkapitel sicherte das Gedanken an den Stifter. Die ersten Ausstellungsräume verbinden ausgewählte Einzelstücke wie Fußbodenplatten der Gründungszeit aus Marmor mit anschaulichen Baumodellen. Inszenierend durchbricht ein rußschwarzer Einbau die Weitläufigkeit des Kreuzgangs. Er verweist auf den verheerenden Flächenbrand des Jahres 1185. Große Teile des ersten Heinrichsdomes wurden zerstört. Die neue doppelhörende Basilika war größer als der Vorgängerbau, doch sollte sich in ihrer Form der Wille des Stifters widerspiegeln, der seit 1146 heilig gesprochen, in seinem Bamberger Dom ruhte. Mit der Erhebung Kunigundes zur Ehre der Altäre im Jahr 1200 beherbergte Bamberg ein heiliges Kaiserpaar. Bis heute hält deren Verehrung an.

Als man 1237 den zweiten Dom weihte, hatte bereits die Formensprache der Gotik Einzug in die Bamberger Dombauhütte gehalten. Teile der originalen Skulpturen des Fürstenportals und der Adamspforte befinden sich seit längerem im Kreuzgang und wurden in die Sonderausstellung integriert. Bewußt wurden zeitliche Schnitte und Zäsuren gewählt, um dem Besucher neue Blickwinkel zu ermöglichen. Über die Jahrhunderte blieb der Dom ein großer Reliquienschrein des heiligen Stifterpaars. Als Attribut und Kunstmotiv findet er sich ebenso auf spätmittelalterlichen Tafelbildern wie am Bamberger Chorgestühl. Als neues Medium bildete seit 1850 die Photographie die Mutterkirche der Erzdiözese ab. Der Photograph Walter Hege machte den Bamberger Dom und insbesondere den Bamberger Reiter in den 1920er und 1930er Jahren populär; doch wurden die Objekte damit auch für das NS-Regime instrumentalisierbar.

Es mag verwundern, daß erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Gemälde zur barocken Innenausstattung die berühmte Reiterfigur bildlich festgehalten hatte. Um so erfreulicher ist es, dank der Unterstützung überregionaler Museen, einstige barocke Ausstattungsstücke, wie die Otto-Büste Justus Gleskers wieder im originären Kontext erschließen zu können. In der Barockzeit mußten die farbigen Glasfenster weichen, der Dom erstrahlte in Weiß und Gold, große Hochaltäre erinnerten an die Peterskirche in Rom, bevor Anfang des 19. Jahrhunderts eine radikale Purifizierung einsetzte. Wie sich der bayerische König Ludwig I. den mittelalterlichen Heinrichsdom vorstellte, ist einem Schatzfund im Archiv des Erzbistums Bamberg zu entnehmen: der Schriftverkehr zwischen bayerischem König und Erzbischof gibt in den 1820er Jahren einen tiefen Einblick in die einzige Umgestaltung des Kirchenraumes, die nicht liturgisch bedingt war.

Den Aufgang zum ersten Stock erlebt der Besucher als große Prozession. Mit dabei das große Domkreuz, dessen barocke Gestalt im Kern einen Teil des heiligen Kreuzes hütet – auch dies ein Geschenk Heinrichs II. an seine neue Bischofskirche. Bis heute wird das Kreuz alljährlich in der Fronleichnamspro-



Abb.: Die Nachbildung der Heinrichskrone, 13. Jhd.,

Bild: Bernhard Kümmelmann, Bamberg.

zession mitgetragen. Für den Besucher fängt eine Filmsequenz dazu Momente des gelebten Glaubens ein. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kehrten die kostbaren Kaisermäntel des Domschatzes aus München nach Bamberg zurück. Als Leihgabe des Bayerischen Nationalmuseums ist bis Ende Oktober außerdem das berühmte Bamberger Antependium des Georgenchores (1300) zu sehen. Als Leihgabe der Staatsbibliothek Bamberg, die selbst bis zum 11. August mit dem Sakramenter Heinrichs II. ein Glanzstück aus der Zeit der Domweihe präsentiert, wird die spätmittelalterliche Abschrift des Domweiheberichts ausgestellt.

Der Initiative der Oberfrankenstiftung verdankt die Sonderausstellung eine kunstvolle Nachbildung der Heinrichskrone. Eine Videosequenz zeigt in geraffter Form den Herstellungsprozeß von der modernen 3D-Digitalisierung bis zur kunsthandwerklichen Realisierung. Als ‚basilica minor‘ führt der Bamberger Dom an der Adamspforte das päpstliche Wappen, eine Ehrenbezeichnung, die nicht zuletzt auf die Tatsache zurückgeht, daß sich hier das einzige Papstgrab nördlich der Alpen befindet. Die kostbaren Pontifikalgewänder Papst Clemens II. sind in dieser Form weltweit einzigartig.

Als heiliger Raum war der Dom stets dem Wandel der Liturgie unterworfen. Zu hohen Kirchenfesten bildeten sich im Kirchenraum „Prozessionsstraßen“ heraus. Als Leihgabe des Deutschen Museums München unterstreicht die Domuhr von 1562 die Bedeutung der Zeitmessung für die Liturgie. Das gegenwärtige Erscheinungsbild des Innenraumes der Kathedrale geht auf die Umgestaltungen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zurück. 1966 entstand zunächst ein provisorischer Volksaltar vor dem Ostchor, in der Folge die heutige Altarinsel vor dem Westchor. Dies zeigt, daß der Dom kein statischer Raum ist, sondern sich den Bedürfnissen der Gläubigen anpaßt. Einmal mehr schaffen anschauliche Grundrißzeichnungen, die den Besucher durch die zwölf Stationen der Ausstellung begleiten, einen Zugang zu den ausgewählten Themenkomplexen.

Zum Jubiläumsjahr öffnen sich für den Besucher der Sonderausstellung im Dom „verborgene Orte“. Ein Besuch in der Bi-

schofsgrablege und der Häupterkapelle in der Westkrypta führt zu den steinernen Spuren des Heinrichsdomes und zum heiligen Stifterpaar Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde. Einen ersten Eindruck davon, daß das größte Exponat gleich nebenan steht, hat der Besucher bereits am Ende des Rundgangs durch die Sonderausstellung gewonnen, wo ihn ein „Virtueller Domrundgang“ dazu einlädt, im Dom Neues zu entdecken oder Bekanntes einzuordnen.

Das Rahmenprogramm bietet Kombiführungen zu Dom und Sonderausstellung sowie Spezialführungen unter www.dem-himmel-entgegen.de bzw. www.bamberger.dom.de.

Diözesanmuseum Bamberg, 4. Mai bis 31. Oktober 2012, Di–So 10.00–17.00 Uhr, Eintritt Erw. 6,00 Euro, Gruppen 5,00 Euro/p.P., Familienkarte 12,00 Euro, Kombiführung (90 Min.) 4,00 Euro/ p.P., Begleitkatalog 25,00 Euro. Buchungen Domtouristik Tel.Nr. 0951 – 502 330 (alt) und 502 2512 (neu).

Wichtige Hinweise zum Klimaschutz aus der Mittleren Steinzeit

von

Erich Meidel

Der Mensch hat die Natur nach der Eiszeit stark verändert. Doch erhalten wir mit Hilfe eines möglichst genauen Rückblicks in die Geschichte und durch die Pflanzensoziologie ein Bild von der Beschaffenheit der einstigen Landschaft, wie die in den letzten Jahrzehnten gemachten Funde zeigen, und das gerade zwischen Grabfeld und dem südlichen Steigerwald, insbesondere am Schwanberg und in seinem Umfeld. Dies betonte Erich Meidel vor vierzig Freunden der Vorgeschichte am 30. Juni des Jahres in seinem Lichtbildervortrag in Großlangheim über die Hauptfundgebiete in der Region Main -Rhön, in der einer der fundreichsten Freilandplätze Mitteleuropas bei Ottenhausen – Hesselbach nordöstlich von Schweinfurt liege.¹

Wie er weiter betonte, muß sich hier nach dem letzten Rückzug der Gletscher aus dem Norden Deutschlands für die Menschen Nah-

ung in Hülle und Fülle geboten haben. Dabei stützte er sich auf eine Broschüre des Archäologischen Netzwerks Kitzinger Land (Hrsg. 2003). Das Klima war wärmer als heute, wie Funde der Sumpfschildkröte selbst in Norddeutschland zeigen. Die Menschen lebten in leichten zeltartigen Gehäusen nur kurzfristig an einem Platz, weil das Wild bald auf die Bejagung reagierte.² Zum Teil kehrten sie wieder an dieselben Stellen zurück.³

Ähnlich wie an Felsdachwohnungen der Frankenalb in Oberfranken nach Knochenresten der Mittelsteinzeit festgestellt, dürften Hirsch, Elch, Wisent, Ur und das Reh Hauptbeutetiere gewesen sein.⁴ Oft werde von einem dicht geschlossenen Urwald in der Mittelsteinzeit ausgegangen. Doch hätten in einem solchen die einst heimischen Großwildarten, wie Ure, Wisente und Elch bis zu ihrer Ausrottung durch den Menschen im späten

Mittelalter nicht überleben können.⁵ Durch die zahlreichen gefundenen Reste von Werkzeugen und Jagdwaffen ergibt sich in Bayern ein großes Potential für die Erforschung der Alt- und Mittelsteinzeit. Bedauerlicherweise wird dieses aber für die Erforschung eines viertausendjährigen, wichtigen Abschnittes unserer Geschichte nicht ausgeschöpft.⁶

Daß wir von einem lockeren Urwald ohne Einfluß des Menschen auch in unserem Raum ausgehen können, zeigen neben Funden auch Lößanwehungen in manchen Gebieten und bei uns vor allem die Gipsheide in Sulzheim mit ihren Pflanzen und Insekten aus der Eiszeit. Nur ohne starke Beschattung konnten sie sich bis zur Ausbreitung der Landwirtschaft erhalten. Bis dahin hielten die großen Pflanzenfresser die Flächen von dichtem Bewuchs mit Bäumen und Hecken frei.

Neben Stürmen, Hochwasser und anderen Kalamitäten trugen die großen Pflanzenfresser zu einem Urwald bei, in dem Lücken nebeneinander gestellt in Größe und Form wechselten.⁷ Kennzeichen aller mesolithischen Fundstellen in Südwestdeutschland ist das Vorkommen von Rothirsch, Reh und Wildschwein.⁸ Bei dem zum Klimaschutz angestrebten naturnahen Wald sollten wir deshalb auch stärker an Raum für Kleinpflanzen denken.

Der mit den vorgeschichtlichen Verhältnissen bestens vertraute Führer Werner Gimperlein, Biebelried, betonte am ehemaligen Hermannsee, daß sich die Sammler und Jäger der Nacheiszeit gerne in der Nähe von Gewässern auf sandigem Boden aufhielten und am Hermannsee auch vom Fischfang lebten. Darauf deuten die hier gefundenen Harpunenklingen, die mit ganz kleinen Steinklingen bestückt waren. Wie er weiter ausführte, breiteten sich unsere Urvorfahren, die Kulturpflanzen anbauten und Nutztiere züchteten, in der folgenden Jungsteinzeit zunächst in fruchtbaren Lößgebieten aus.⁹ Bei Großlangheim ließen sie sich auf der anderen Mainseite nieder. Aufmerksam machte er auch auf die urnenfelderzeitliche Höhensiedlung auf dem Bulenheimer Berg und die dort gemachten Hortfunde.

Große Aufmerksamkeit fand Frau Inge Thomaier, Großlangheim, mit ihrer Beschreibung der Ruine des Schlosses, das im Bauernkrieg zerstört wurde. Aus dem Brunnen konnte Werner Gimperlein bei der Restaurierung mittelalterliche Keramik, darunter von mehreren ca. 15 cm hohen Vierpausbechern (12.–14. Jahrhundert) bergen. Hoch eingeschätzt werden die in der Ausstellung der Gemeinde Großlangheim gezeigten Funde, darunter ein Viertelstater vom Hermannsee.

Den Dank für die Teilnehmer bekundete gegenüber den Führern und Dr. Meidel der Vorsitzende des Freundeskreises Roland Spiegel, Eschenau. Wie er ankündigte, findet die nächste Veranstaltung des Freundeskreises im Herbst dieses Jahres statt.

Anmerkungen:

- 1 Probst, E.: *Deutschland in der Steinzeit*. Sonderausgabe München 1999, S. 113, 186, 189.
- 2 Tillmann, A.: *Das Mesolithikum im nördlichen Oberbayern*, in: Stadt Ingolstadt (Hrsg.): *Steinzeitliche Kulturen an Donau und Altmühl*. Ingolstadt 1989, S. 96, 102.
- 3 Behre, K.-E.: *Landschaftsgeschichte Norddeutschlands. Umwelt und Siedlung von der Steinzeit bis zur Gegenwart*. Neumünster 2008, S. 130–133.
- 4 Stuhlfauth, A.: *Vorgeschichte Oberfrankens. Teil 2*, in: *Archiv für Geschichte von Oberfranken* 41. Bd. 1961. Bayreuth 1962, S. 21.
- 5 Beutler, A.: *Das Weidelandschaftsmodell: Versuch einer Rekonstruktion der natürlichen Landschaft*, in: Gerken, B./C. Meyer: *Vom Waldesraum zur Hecke. Natur- und Kulturlandschaft*. Heft 2. Hötzingen 1997, S. 199.
- 6 Gesellschaft für Archäologie in Bayern e.V.: *Archäologie in Bayern – Fenster zur Vergangenheit*. Regensburg 2006, S. 52.
- 7 Gerken, B./M. Görner: *Ein Essay über Mensch, Wissenschaft und Natur*, in: dies. (Hrsg.): *Europäische Landschaftsentwicklung mit großen Weidetieren. Geschichte, Modelle und Perspektiven. Natur- und Kulturlandschaft* 1999, S. 12.
- 8 Hahn, J./Kind, C.-J.: *Urgeschichte in Oberschwaben und der mittleren Schwäbischen Alb*. Stuttgart 1991, S. 63.
- 9 Freedon, U. von/S. von Schnurbein (Hrsg.): *Spuren der Jahrtausende*. Stuttgart 2002, S. 104, 112.

Heimat und Geschichte vermitteln den Menschen Identität im ‚global village‘

von

Ludwig Unger

Die Bedeutung von Geschichte und Heimat für die Identität des Menschen im ‚global village‘ diskutierten am 6. Juli 2012 in Nürnberg Bayerns Kultusminister Dr. Ludwig Spaenle und die Nürnberger Kulturreferentin Prof. Julia Lehner zusammen mit Landeshistoriker Prof. Ferdinand Kramer, Bezirksheimatpfleger Prof. Günter Dippold sowie Geschichtsdidaktikerin Prof. Charlotte Bühl-Gramer. In der Diskussion spielten auch greifbare Produkte und Formen der Kultur eine Rolle wie die Kaiserburg und Bürgerhäuser, Dialekt und Traditionen, sowie moderne Formen kommerzieller Vermarktung wie der Bamberger Reiter und Albrecht Dürer als Spielzeugfiguren.

Die Podiumsdiskussion war eingebettet in das 2. Landesgeschichtsforum, zu dem die Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit und das Kulturreferat Nürnbergs gemeinsam mit zahlreichen Organisationen eingeladen hatten. Dabei konnten Interessierte in der Noris die „Zeitmaschine“ besteigen und in rund 60 Veranstaltungen mit Experten an historischen Orten das Heute als Ergebnis des Gestern wahrnehmen.

Für Kultusminister Spaenle, selbst Landeshistoriker und Initiator der „Zeitmaschine“, prägt die Geschichte einer Region stark das Selbstbewußtsein der Menschen. „Auf dem Wissen über das eigene Gestern können Menschen Entscheidungen treffen – für die Zukunft. [...] Das Wissen, wo eine Person herkommt und wo sie steht, ist für den mündigen Staatsbürger in einer weltweit vernetzten Gesellschaft zentral. [...] Heimat gibt vielen Menschen Kraft“, führte er aus. Dabei dürfe Heimat nicht verengt nur auf das eigene Dorf oder die Stadt, etwa Nürnberg oder München, bezogen werden, sondern müsse weiter gefaßt werden, auch auf Bayern, Deutschland und Europa. Viele Länder gehen mittlerweile ebenso wie Bayern selbstbewußt mit ihrer regionalen Identität um, etwa Sachsen und Baden-Württemberg. Dabei dürfen aber nicht

einzelne Phasen der eigenen Geschichte und Kultur ausgeklammert werden.

Kulturreferentin Julia Lehner schilderte ihren Zugang zu Heimat und Geschichte: „In Nürnberg war Heimat selbstverständlich, es gab die Häuser, um die sich Geschichten rankten“, so die Historikerin zu ihrer Kindheit. Geschichte und Heimat würden in Nürnberg an außerschulischen Lernorten sichtbar und bereits den Grundschülern nahe gebracht, richtete sie den Blick auf die Kulturarbeit der Stadt. Das Kulturreferat verstehe sich als Dienstleister für Schulen, die Museen zeigen den historisch-genetischen Fingerabdruck verschiedener Zeiten, Personen und Entwicklungen. Das kultурpädagogische Zentrum stehe in engem Kontakt mit Lehrkräften. Für die Kulturreferentin „kann kein Medium das Lernen vor Ort ersetzen“.

Ferdinand Kramer, Leiter des Instituts für Bayerische Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, richtete sein Augenmerk auf den Wandel der kulturellen Identitäten. Die Bundesrepublik entfalte derzeit eine enorme nationale Kulturidentitätsinitiative und deute damit für die Bürger Geschichte neu. Die Identitätsentwicklungen, die sich für die Menschen vor Ort und in ihren Regionen ergeben hätten, würden dabei massiv tangiert – im Positiven wie im Negativen. Da Identifikationsmuster das Handeln veränderten und umgekehrt das Handeln Rückwirkungen auf die Identität habe, bleibe diese Initiative nicht ohne Folgen. Der Landeshistoriker begrüßte es deshalb, daß der Freistaat von sich aus ein Kulturportal Bayern, ein Landesgeschichtsforum und ein Bayerisches Museum initiere. Die Länder müssen für Kramer intensiv über moderne Identitätspolitik nachdenken – „offen zur Welt, aber wissend um das kulturelle Erbe und verantwortlich für das Gemeinwesen.“ Dabei warnte Kramer vor einer seichten Kost im Sinne eines „mia san mia“. Für ihn umfaßt eine Identitätspolitik neben emotionalen

Aspekte auch viele rationale Elemente. Der von vielen Lokalpolitikern nach außen gepflegte Dualismus zwischen Franken und Bayern hat für Kramer heute „viele komödiantische Aspekte“. Die Hauptprobleme der Gegenwart liegen für ihn zwischen Stadt und Land.

Günter Dippold, Bezirksheimatpfleger von Oberfranken, machte am Beispiel des Markgräflichen Opernhauses in Bayreuth die Offenheit Frankens für Bayern, Deutschland und Europa durch die Jahrhunderte deutlich. Das Gebäude – neu in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen – werde von Bayreuth und Oberfranken für sich beansprucht, müsse aber als Produkt von Künstlern und Architekten aus ganz Europa verstanden werden. Er deutete auch auf eine aktuelle Initiative, mit der Coburg das „Stadtgedächtnis“ digital erfaßt und erschließt. Allerdings kritisierte Dippold, daß bestimmte Ausschnitte der Stadtgeschichte, etwa die „Machtergreifung vor der Machtergreifung“ bei der Initiative ausgebündet werden. In Coburg habe die NSDAP als erste Stadt Oberfrankens einen OB gestellt.

Für Geschichtsdidaktikerin Charlotte Bühl-Gramer spielen außerschulische Lernorte bei der Vermittlung von Identität für Kinder aus der Region, aber auch aus Zuwandererfamilien dabei eine wichtige Rolle. Es gehe darum, Schülern zu helfen, in einer „Mehr-Ebenen-Identität“ zurechtzukommen. Die Erlanger Wissenschaftlerin plädierte für ein starkes Fach Geschichte an weiterführenden Schularten. Landesgeschichte müsse an den Hochschulen wieder neu institutionalisiert werden.

Nürnberg mit seiner reichhaltigen Geschichte und vielfältigen Museenlandschaft hat sich, so das Resümee der verantwortlichen Projektleiterin seitens des Bayerischen Kultusministeriums, Monika Franz, beim 2. Bayerischen Landesgeschichtsforum als idealer Standort erwiesen, der Geschichte des Landes, der eigenen Region und Heimat nachzugehen, und in und unter der Kaiserburg die Frage nach der eigenen Identität zu stellen. Dies zeigte sich auch bei vielen Veranstaltungen der Zeitmaschine an diesem Juli-Wochenende in Nürnberg. Zur ersten Zeitmaschine hatte die Landeszentrale für politische Bildung 2010 nach München eingeladen.

Ehrenbürgerwürde für Herbert Meyer, Volkach

von

Ute Feuerbach

Stadtrat und Bürgermeister der Stadt Volkach verliehen „aufgrund seiner besonderen Verdienste um Stadt und Bürger“ an den Ersten Vorsitzenden des Volkacher Heimatvereins, Herrn Herbert Meyer, vor über hundert geladenen Gästen am 2. Mai 2012 im Schelfenhaus zu Volkach das Ehrenbürgerrecht. Unter dem Wahlspruch „Kultur erhält sich dadurch, daß sie weitergegeben wird“, hatte der Erste Bürgermeister Peter Kornell Ehrenbürger, Stadtrat, Wegbegleiter, Nachbarn, Freunde und Familie zu einem Festakt mit anschließendem festlichen Abendessen eingeladen. Mit einem heiteren Festvortrag von Kreisheimatpfleger Dr. Hans Bauer mit dem Titel „Heimat Franken – oder die fünf Eigenschaften des Franken“ eingestimmt, konnte Bürgermeister Kornell die besonderen Verdienste des neuen Würdenträgers der Stadt Volkach herausstellen, die Anlaß für den Stadtrat waren, Herrn Herbert Meyer das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. So standen am Anfang seiner Agenda des Lobes die vielfältigen Aufgaben in der kommunalen Politik. 36 Jahre lang war Herbert Meyer vom Juli 1972 bis April 2008 Mitglied des Stadtrates. Von Mai 1978 bis April 1990 fungierte er als 2. Bürgermeister und satzungsgemäß als Vorstand der ‚Ritterschen Stiftung‘ Astheim, arbeitete von 1972 bis 1996 als Mitglied in der Schulverbandsversammlung, von 1978 bis 2002 als Mitglied in der Gemeinschaftsversammlung der Verwaltungsgemeinschaft Volkach und von 1984 bis 2002 als Mitglied des Kreistages Kitzingen an den neuen Aufgaben der kommunalen Neuordnung mit. Seit 1975 leitet Herbert Meyer auch das Volkacher Volksbildungswerk. Mit der Weitergabe der politischen Ehrenämter engagiert er sich ehrenamtlich als Vorsitzender des CSU-Ortsverbandes Volkach, als Vorsitzender des ‚St. Antoniusvereins‘ Escherndorf, wo er sich um die Betreuung des Kindergartens kümmerte, als Vorstand der Caritas Sozialstation ‚St.



Abb.: Herbert Meyer als Kommentator beim Jubiläums-Weinfestumzug. Photo: Peter Feuerbach.

Laurentius‘ und hilft in der ‚Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur‘ mit. Von 1968 bis 1990 war er Mitglied im Volkacher Pfarrgemeinderat, davon Jahre als Vorsitzender, auch im Dekanatsrat. Die Mitarbeit im Würzburger Diözesanrat war ihm dabei selbstverständlich. Sein besonderes Interesse galt schon früh der Kultur und Geschichte seiner zur Heimat gewordenen Stadt Volkach. Als Referent für Kultur und Stadtarchiv bemühte sich Herbert Meyer um die Aufarbeitung der Volkacher Stadtgeschichte und lud regelmäßig im Volkacher Volksbildungswerk

zu einem ‚Historischen Arbeitskreis‘. Seit 1978 erscheinen unter seiner redaktionellen Leitung die Ergebnisse unter dem Titel ‚Unsere Mainschleife‘ monatlich im kostenlosen ‚Mitteilungsblatt für den Gewerbeverband Volkach‘, ‚Volkacher Kurier‘ bzw. seit 2011 ‚Mainschleifen-Kurier‘. Zur Verfestigung dieser Arbeit und zur Realisierung eines Museumsprojekts in der Stadt Volkach setzte er sich mit einer Reihe engagierter Mitbürger für die Gründung eines Vereins ein. Seit 1995 gilt dem ‚Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V.‘ seine ganze Aufmerksamkeit als Gründungsvorsitzender. Angesichts dieser Fülle ehrenamtlichen Engagements neben der Sorge um die Schüler am Gymnasium ‚Steigerwald Landschulheim‘ Wiesentheid bis zu seiner Pensionierung verwundert es nieman-

den, daß Herbert Meyer schon eine Vielzahl an Auszeichnungen vorweisen kann: Träger der silbernen und goldenen Stadtplakette, Träger des ‚Goldenen Ehrenrings‘ des Landkreises Kitzingen, Träger der kommunalen Verdienstmedaille und Träger des ‚Bundesverdienstkreuzes‘ sowie Träger der ‚Brunomedaille‘ der Diözese Würzburg. Nun gehört er als gebürtiger Egerländer unter dem Beifall aller zum Kreis der Volkacher Ehrenbürger. Der ‚Heimatverein Volkacher Mainschleife‘ wie die Helfer im ‚Museum Barockscheune‘ gratulieren ebenso wie der FRANKENBUND Bundesfreund Herbert Meyer von ganzem Herzen und wünschen noch viel Freude an der Arbeit für die Kultur und Geschichte der Volkacher Mainschleife.



Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

halbigdruck
offset • digital

EGLMAYER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25
info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Ernennung des 2. Bundesvorsitzenden zum Mitglied des „Pontificio Comitato di Scienze Storiche“

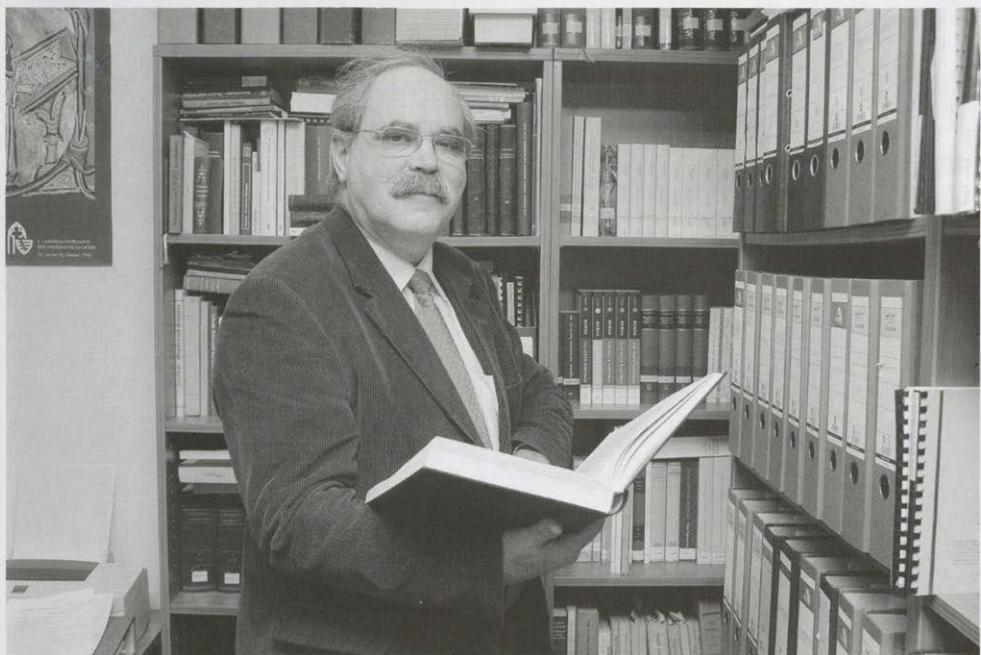


Abb.: Unser 2. Bundesvorsitzender Prof. Dr. Gert Melville.

Unser 2. Bundesvorsitzender Herr Prof. Dr. Gert Melville ist von Papst Benedikt XVI. in das Päpstliche Komitee für Geschichtswissenschaften (Pontificio Comitato di Scienze Storiche) berufen worden. Am 25. Mai 2012 wurde ihm im Vatikan die Ernennungsurkunde überreicht. Mit dieser hohen Auszeichnung würdigt der Heilige Vater das wissenschaftliche Werk unseres 2. Bundesvorsitzenden.

Der „Pontificio Comitato di Scienze Storiche“ ist eine internationale Expertenrunde aus hochrangigen Historikern, die ihren Sitz im

Vatikan hat, und wurde 1954 gegründet. Zu seinen Aufgaben gehört die Veranstaltung von Kongressen, Arbeitskreisen und Symposien zur Kirchengeschichte; er initiiert Forschungen zur Kirchengeschichte, gibt selbst eine Schriftenreihe heraus und pflegt auf diesem Gebiet die ökumenische Zusammenarbeit mit der orthodoxen und der protestantischen Kirche.

Der Frankenbund freut sich über diese ehrenvolle Ernennung von Herrn Prof. Melville und gratuliert ihm herzlich zu dieser neuen Aufgabe!

Der „Tag der Franken“ 2012 in Schwabach



Am 7. Juli 2012 fand der Tag der Franken turnusgemäß wieder einmal in Mittelfranken statt, und zwar in der Goldschlägerstadt Schwabach. An der durch den Bezirk und die Stadt bestens organisierten Veranstaltung nahm auch der FRANKENBUND e.V., vertreten durch die Gruppe Nürnberg-Erlangen, mit einem Stand teil. Dieser wurde betreut durch die beiden Vorstandsmitglieder Wilfrid Muscat und Dr. Bernhard Wickl, während der (Ehren-) Vorsitzende der Gruppe Nürnberg-Erlangen, Herr Hans Wörlein, den offiziellen Teil des Festprogramms absolvierte.

Zahlreiche Bundesfreunde von verschiedenen Gruppen des FRANKENBUNDES nutzten die Möglichkeit zu Begegnung und Gespräch am Tag der Franken. Besonders erfreulich waren die Besuche des Ersten Bundesvorsitzenden, des Herrn Regierungspräsidenten Dr. Paul Beinhofer, der Vorsitzenden der Frankenbundgruppe Freunde des Neunhofer Landes, Frau Hedwig Barthel, des Ansbacher Frankenbund-Urgesteins Herrn Ed-

mund Zöller (siehe FRANKENLAND, Heft 3 Juni 2012, S.195 – 200), der Nürnberger FRANKENBUND-Wandergruppe sowie der Mitglieder befreundeter Vereine.

Auf reges Publikumsinteresse stießen einige der Angebote, welche die Gruppe Nürnberg-Erlangen vorbereitet hatte, allen voran natürlich die Publikationen mit lokalen bzw. regionalen Bezügen: das Heft 3 der Zeitschrift FRANKENLAND vom Juni 2011, das sich in vier Aufsätzen aus der Feder Professor Blessings sowie dreier Abiturienten des Adam-Kraft-Gymnasiums mit der Geschichte Schwabachs beschäftigt, ein bereits antiquarisches Büchlein über das 75-jährige Bestehen der Lokalbahn Nürnberg-Nordost – Eschenau – Gräfenberg oder der Band 1 der *Geschichtlichen Spaziergänge zu den Orten des Landkreises Roth* von Robert Unterburger (siehe FRANKENLAND, Heft 4 August 2010), bei dem nur der relativ hohe Preis einen höheren Absatz verhinderte. Bedauerlicherweise wurde der extra zum Tag der Fran-

ken angefertigte Sonderdruck *Frauen in Franken*, was das Rahmenthema des Festtages darstellte, nur wenig nachgefragt.

Auch wenn der finanzielle Ertrag des Tages vielleicht etwas hinter den Erwartungen zurückblieb, hat sich der Einsatz für die Gruppe Nürnberg-Erlangen und für den FRANKENBUND insgesamt doch gelohnt, weil viele

Besucher den FRANKENBUND kennengelernt haben und unseren Verein jetzt nicht mehr mit dem Fränkischen Bund verwechseln, weil mehrere Personen konkretes Interesse an der Arbeit des FRANKENBUNDES bekundeten und weil – in freilich bescheidenem Rahmen – auch Neumitglieder gewonnen werden konnten.

Gratulation an Bundesfreund Hans Wörlein

Der Bezirksvorsitzende des FRANKENBUNDES für Mittelfranken, Herr Apotheker Hans Wörlein, Nürnberg, konnte am 3. Juni 2012 seinen 80. Geburtstag feiern. Anlässlich dieses Festtages gratulieren ihm die gesamte Bundesleitung und die Redaktion der Zeitschrift FRANKENLAND im Namen aller

Mitglieder unseres Vereines von Herzen und wünschen ihm noch viel Gesundheit und Schaffenskraft für die kommende Zeit. Möge uns sein guter Rat und seine kräftige Tat noch für viele weitere glückliche Jahre erhalten bleiben!

Auslieferung der Einbanddecken verzögert sich!

Wegen eines seit Ende April bestehenden Lieferengpasses beim Bezugsstoff der Einbanddecke bittet der Buchbinder um Ihre Geduld. Da das hochwertige Einbandmaterial zurzeit nicht häufig nachgefragt wird, besteht ein Produktionsstop beim Hersteller. Deshalb verzögert sich die Auslieferung der Einbanddecke. Wer dringend den Einband benötigt,

kann eine Einbanddecke ohne Jahreszahl bei der Geschäftsstelle zum Preis von 9,00 EUR zzgl. Versandkosten erwerben.

Kurze Mitteilung erbeten unter:

Tel.Nr. 0931 – 56712 //

FAX: 0931 – 45 25 31 06 //

E-Mail: info@frankenbund.de.

2. Fränkischer Thementag am Samstag, den 29. September 2012, in der ehemaligen Zisterzienserabtei Heilsbronn

Nach dem großen Erfolg im letzten Jahr veranstaltet der FRANKENBUND wieder einen Fränkischen Thementag – heuer am Samstag, den 29. September 2012, in der ehemaligen Zisterzienserabtei Heilsbronn (bei Ansbach).



Abb.: Blick auf das Münster Heilsbronn

(Photo: Ralf Hanisch/Heilsbronn).

Das Programm:

Unter dem Motto „*Wort trifft Ort*“ wird die mittelalterliche Welt der Klöster im Zentrum dieses Tages stehen – mit Vorträgen über die fränkischen Klöster der Kartäuser, der Prämonstratenser und der Bettelorden sowie über die klösterliche Architektur und die Mäzene der Klöster. Die Vorträge finden im ehemaligen Refektorium der Abtei, dem noch sehr gut erhaltenen Speiseraum der Mönche aus dem 13. Jahrhundert, sowie im Münster statt.

In Führungen lernen Sie das Münster, die Neue Abtei mit der Abtskapelle aus dem 14. Jahrhundert sowie den ehemaligen Klausurbereich näher kennen.

Die informative Ausstellung „*Vom Kloster zur Stadt*“ im ehemaligen Konventhaus steht am Nachmittag allen Interessierten offen.

Der zeitliche Ablauf:

Zur Einstimmung auf die Veranstaltung findet morgens um 9.30 Uhr im Münster eine Andacht mit Herrn Regionalbischof Schmidt statt. Wer möchte, kann vorher noch einen Begrüßungskaffee im Glashaus einnehmen.

Um 10.00 Uhr beginnt die Veranstaltung am gleichen Ort mit dem Einführungsvortrag des Tagungsleiters Herrn Prof. Melville über „*Die Welt der mittelalterlichen Klöster*“.

Anschließend stellt Ihnen Herr Regionalbischof Schmidt das Münster und den 2007 gegründeten Evangelischen Konvent Kloster Heilsbronn (www.konvent-heilsbronn.de) vor, dem er als Prior vorsteht.

Wer sich vorher angemeldet hat, kann um 12.15 Uhr im Speisesaal der Neuen Abtei zu Mittag essen (Anmeldung bis zum 25. September erbeten).

Ab 13.30 Uhr beginnt das Nachmittagsprogramm mit den Vorträgen und Führungen; ferner steht am Nachmittag das Museum im Konventhaus allen offen.

Das Besondere dieser Veranstaltung:

Aus der Fülle der Veranstaltungen können Sie sich für den Nachmittag Ihr eigenes Programm nach Ihren Interessen zusammenstellen. Für Ruhepausen stehen Ihnen das Glashaus (mit Kaffee und Kuchen) sowie die neu gestaltete Außenanlage mit zahlreichen Sitzgelegenheiten zur Verfügung.

Verkehrsanbindung:

Das Kloster liegt mitten in der Stadt Heilsbronn, die verkehrstechnisch sehr gut erreichbar ist, sei es mit der S-Bahn von Nürnberg resp. von Ansbach aus oder mit dem Auto über die A6, Ausfahrt 54: Neuendettelsau (Näheres unter:

Parken können Sie den ganzen Tag auf dem Parkplatz am Freibad (Badstraße); von diesem Parkplatz erreichen Sie in wenigen Minuten die Klosteranlage über einen ausgeschilderten Gehweg entlang einer Weiheranlage.

Kosten:

Die Teilnahmegebühr beträgt 15 EUR; darin enthalten sind Frühstück, Nachmittagskaffee und Tagungsgebühr. Das Mittagessen im Speisesaal der Neuen Abtei kostet 10 EUR. Der Eintritt in das Museum ist frei.

Anmeldung:

Anmelden können Sie sich bei Ihrer Gruppe oder in der Bundesgeschäftsstelle; den Anmeldebogen mit allen nötigen Angaben finden Sie auf der Rückseite dieses FRANKENLAND-Heftes. Es wäre schön, wenn Fahrgemeinschaften gebildet werden könnten. Bei Bedarf organisiert die Gruppe Würzburg eine Busfahrt von Würzburg nach Heilsbronn und wieder zurück; bitte fragen Sie in der Bundesgeschäftsstelle nach.

Die Tagungsleitung hat unser 2. Bundesvorsitzender Herr Prof. Dr. Gert Melville – ein Experte auf dem Gebiet des mittelalterlichen Klosterwesens.
Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Haben Sie noch Fragen? – Dann rufen Sie uns an!

Weitere Auskunft erhalten Sie

ab 10. September 2012 in der Bundesgeschäftsstelle unter Tel.Nr. 0931 – 567 12.

2. Fränkischer Thementag am 29. September 2012 im Überblick:

9.00 h	Begrüßungsimbiß im Glashaus		
9.30 h	Andacht im Münster mit Regionalbischof Christian Schmidt		
10.00 h	im Münster : Begrüßung: Dr. Beinhofer, Regionalbischof Schmidt, Prof. Melville im Münster : Einführungsvortrag von Herrn Prof. Melville: Die Welt der mittelalterlichen Klöster		
11.00 h	im Münster : Regionalbischof Schmidt: Vorstellung des Münsters und des Evangelischen Konvents Heilsbronn		
12.15 h	Mittagessen im Speisesaal des Religionspädagogischen Zentrums		
ab 13.30 h	13.30 h : Michael Hänelchen (Dresden): Stiftungen für das Seelenheil. Die Klöster und ihre Mäzene	13.30 h und 14.15 h : Führungen durch das Münster (max. 25 Pers. pro Termin)	13.30 h und 14.15 h : Erkundung des ehem. Klausurbereichs Start: jeweils im Museum im Konventhaus (max. 25 Pers. pro Termin)
	14.20 h : Dr. Coralie Zernattien (Dresden): Die Kartäuser in Nürnberg und Würzburg	15.10 h : Prof. Dr. Gert Melville Coburg/ Dresden): Die klösterliche Architektur: Benediktiner und Zisterzienser	15.10 h und 16.00 h : Zu Besuch bei Abt Sebald Bamberger (Führung) Start: Treppenaufgang zur Neuen Abtei (max. 25 Pers. pro Termin)
	15.40 h : Priv.-Doz. Dr. Stefan Petersen (Würzburg): Prämonstratenser in Franken	16.00 h : Sebastian Mikisch (Dresden): Die klösterliche Architektur: Franziskaner bei Bedarf: 17.00 h	(Aufzug vorhanden) Führung durch das Münster (max. 25 Pers. pro Termin)
Ort:	Refektorium	Münster	Klostergarten Museum im Konventhaus

Einladung zur 65. Bundesbeiratstagung

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserer 65. Bundesbeiratstagung

**am Samstag, den 20. Oktober 2012, nach Karlstadt am Main
in das Historische Rathaus ein.**

Die Vorsitzenden der Gruppen werden – entsprechend § 17 der Satzung – gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein.

10.00 Uhr **Festakt** im Festsaal des Historischen Rathauses in Karlstadt

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

Grußworte

Festvortrag von Herrn Pfarrer Paul Häberlein (Karlstadt)

Überreichung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden
Herrn Prof. Dr. Gert Melville (Coburg)

12.15 Uhr **Mittagessen** im Ratskeller

13.30 Uhr **Stadtführung** für alle

15.00 Uhr **Delegiertenversammlung** im Festsaal des Historischen Rathauses

Tagesordnung:

1. Situationsbericht der Bundesleitung
2. Aktivitäten der Gruppen im Jahr 2012
3. Vorschau auf Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2013
4. Verschiedenes

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 15. Oktober 2012 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 11. Juli 2012

Dr. Paul Beinhofer

1. Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES

Nachmittagsprogramm für die Nichtdelegierten

Die Nichtdelegierten können ab 15.00 Uhr

- eine Führung durch das sehenswerte Stadtgeschichtliche Museum (Hauptstraße 11) mitmachen, das vom Historischen Verein Karlstadt betreut wird.
Informationen zu diesem Museum finden Sie unter:
http://www.karlstadt.de/Eigene_Dateien/03-tourismus/download/flyer_museum.pdf
- an einer Führung durch die katholische Stadtpfarrkirche St. Andreas (am Kirchplatz), einer gotischen Hallenkirche mit einem romanisch-frühgotischen Westturm, teilnehmen. Eine kurze Beschreibung finden Sie unter:
<http://www.karlstadt.de/rundgang/htm/stadtpfarrkirche.asp>
- den Oberen Torturm, den sog. Katzenturm, in Begleitung besteigen.
Siehe hierzu: <http://www.karlstadt.de/rundgang/htm/torturm.asp>

Oder einfach durch die interessante Altstadt mit einer schön gestalteten Fußgängerzone bis hinunter zum Main schlendern ...

Aufsätze

Georg Büttner

Stadtmauer und Türme in Karlstadt 307

Manfred Schneider

500 Jahre Andreasmarkt 313

Manfred Schneider

Stadtluft macht frei! – Leben im spätmittelalterlichen Karlstadt 317

Georg Büttner

Die Roßmühle von Karlstadt 321

Manfred Schneider

Das Landrichterhaus 326

Manfred Schneider

Die Karlstadter Gemarkung und ihre Flurnamen 332

Manfred Schneider

Rechtsprechung und Strafen in Karlstadt 334

Manfred Schneider

Das Leben im Karlstadt des 19. Jahrhunderts 339

Kunst und Kultur

Georg Büttner

Das Landrichterhaus – Wohnhaus und Stadtgeschichte-Museum 341

Gustav Eichler und Manfred Schneider

Jüdische Spuren in der Karlstadter Altstadt 347

Herbert Werthmann

Altstadtsanierung Karlstadt 355

Mundart in Franken

Walter Tausendpfund

Es hod fai aane wos gsachd 360

Aktuelles

Israel Schwierz

Ehemalige Synagoge Arnstein ist jetzt Kultur- und Lernort 361

Alexander Biernot

Buch über Ansbacher Stadtfriedhof vorgestellt 363

Hartmut Schötz

Ausstellung „Paradies und Paranoia“ in Rothenburg o.d.T. 364

Hans Krebs

Jeder Stern an seinem Platz – Johann Bayers „Uranometria“ von 1603 366

Bücher zu fränkischen Themen

Frankenbund intern

Bernhard Wickl

Hans Wörlein, (Ehren-) Vorsitzender der Gruppe Nürnberg-Erlangen, feierte seinen 80. Geburtstag 371

Martina M. Schramm

Dieter Morcinek zum neuen Ersten Vorsitzenden der Frankenbund Gruppe Bamberg gewählt 372

Grußwort des Ersten Bürgermeisters der Stadt Karlstadt zur 65. Bundesbeiratstagung 373

Einladung zur 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012 in Karlstadt 374

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Georg Büttner	Kreisheimatpfleger / 2. Vorsitzender des Historischen Vereins Karlstadt Brunnengasse 6, 97753 Karlstadt
Gustav Eichler	Lehrer i.R. / ehem. 1. Vorsitzender des Historischen Vereins Karlstadt Beethovenstraße 24, 97753 Karlstadt
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein
Hans Krebs	Kulturjournalist Schlossermauer 45, 86150 Augsburg
Manfred Schneider	Lehrer i.R. / Archivpfleger der Stadt Karlstadt Am Schallerts 61, 97753 Karlstadt
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Martina M. Schramm	2. Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Bamberg Kunigundendamm 24, 96050 Bamberg
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg
Walter Tausendpfund	Gymnasiallehrer i.R. Banater Straße 8, 91257 Pegnitz
Herbert Werthmann	Leiter Fachbereich Planen und Bauen der Stadt Karlstadt Zum Helfenstein 2, 97753 Karlstadt
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Stadtmauer und Türme in Karlstadt¹

von

Georg Büttner

Stadtgründung und erste Bauphase

Die Gründung der Stadt Karlstadt durch den Würzburger Bischof Konrad von Querfurt (1198–1202) ist zeitlich gleichzusetzen mit dem Ausbau der landesherrlichen Karlsburg auf dem gegenüber liegenden Mainufer. Die zum Aufbau bestimmte Stadt bildete im Zusammenwirken mit der Höhenburg jenseits des Maines einen wichtigen Stützpunkt des fürstbischöflichen Gebietes bei der Sicherung der Grenzen. Zudem beabsichtigte der Bischof, sich mit dem Ausbau der Stadt eine nicht unwesentliche Einnahmequelle zu schaffen. Grundsteuern, Marktabgaben, Zölle und andere Einnahmen würden in seine Kasen fließen.

Der Baugrund und die Flur für die zukünftige Stadt wurden aus dem Gebiet des frühfränkischen Zentralortes Karlburg ausgegliedert. Als Bebauungsfläche diente das relativ ebene Gelände gegenüber der Karlsburg. Das Fläufer bildet den westlichen Abschluß des Stadtmauerrings, der sich in einem etwas flachen Halbkreis nach Osten ausgreifend um das Stadtgelände zieht. Das Anlegen der planmäßigen Gründungsstadt war um das Jahr 1200 ein bautechnisches Großunternehmen. Die Nord-Süd-Ausdehnung der Stadt beträgt

entlang der Hauptstraße ca. 390 m, die West-Ost-Achse der Maingasse/Alten Bahnhofstraße ist etwa 320 m lang. Das ergibt eine Grundfläche von knapp 12,5 ha. Damit zählte Karlstadt von Anfang an zu den größeren Städten des Hochstifts.

Die Hauptachsen des Stadtgrundrisses, die von Norden nach Süden verlaufende Hauptstraße und die vom Main nach Osten ziehende Maingasse/Alte Bahnhofstraße, treffen sich am Marktplatz und unterteilen die Stadt in vier nahezu gleich große Viertel. Von der Hauptstraße weg verlaufen nach Ost und West Querstraßen, die u.a. aus Brandschutzgründen jeweils um einen halben Block versetzt sind. Längsverbindungen schaffen zudem die parallel zur Hauptstraße im Osten verlaufende Langgasse und die Kärner- und die Fischergasse die den Verkehr innerhalb des Mainviertels aufnehmen. Beiderseits der Hauptstraße entsteht so ein Gittersystem, in dem die Hofstätten als allseitig von Gassen umschlossene Blöcke von nahezu gleicher Breite, aber unterschiedlicher Tiefe liegen.

Ab dem späten Mittelalter führten diese Bereiche besondere Bezeichnungen: Hohenecker Viertel für das Gebiet zwischen Hauptstraße, Kübelmarkt und Jahnanlage, hier liegt der höchste Punkt der Altstadt. Gegen Ende des

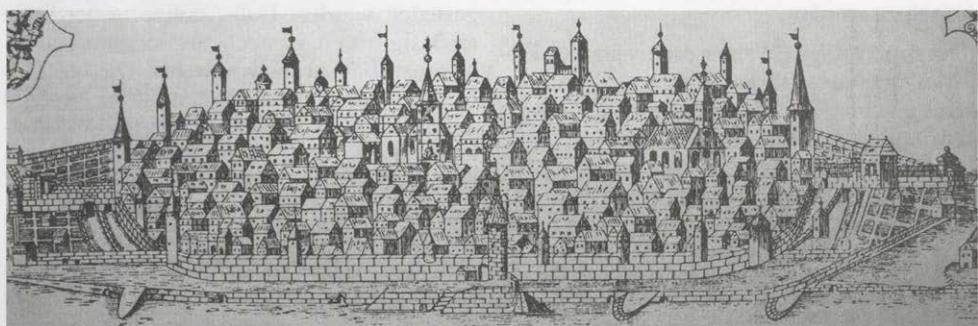


Abb. 1: Darstellung der Karlstadter Altstadt eines unbekannten Künstlers ohne Jahresangabe. Vermutlich wurde die Zeichnung vor dem Abbruch der Stadtbefestigung ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts angefertigt. Eine Kopie dieser Zeichnung befindet sich im Stadtarchiv Karlstadt, das Original ist verschollen.

19. Jahrhunderts taucht dafür die Bezeichnung I. Distrikt auf. Auf die Stadtmauer im II. Distrikt, zwischen Rathaus und Katzenturm, führte vermutlich eine Treppe (Stiege) aus rotem Sandstein. Dieser Bereich wurde als Rotensteiger Viertel bezeichnet. Als süd-westlicher Eckpunkt der Stadtbefestigung entstand zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein mächtiger Rundturm, in dessen unmittelbarer Nähe sich die für Notzeiten gedachte Roßmühle befand. Der III. Distrikt wurde demnach als Mühltürmer Viertel bezeichnet. Den Abschluß der Stadtmauer an der Nordwestecke bildet der Rote Turm. Folglich benannten die Karlstädter den IV. Distrikt zwischen Maingasse und Stadtgraben als Rotentürmer Viertel.

Auf- und Ausbau der Stadtbefestigung

Der Stadtbering hatte ursprünglich drei Tore – je eines am nördlichen und südlichen Ende der Hauptstraße, sowie die Main- oder Wasserpforte als Zugang zur Mainlände. Die Funktion der sich im Aufbau befindlichen und von wehrfähigen Bürgern besetzten und befestigten Stadt ist aus einer Urkunde des Bischofs Otto von Lobdeburg (1207–1223) vom Jahre 1219 ersichtlich. Der übernächste Nachfolger des Stadtgründers Konrad von Querfurt versprach darin den gegenwärtigen und zukünftigen Bewohnern auf zehn Jahre Befreiung von allen Steuern und sonstigen Abgaben. Dafür mußten sie aber die Stadt innerhalb von sechs Jahren mit einer guten und zweckmäßigen Mauer befestigen und umgeben. In jedem Jahr sollte davon ein bestimmtes Stück aufgebaut werden.

Es spricht alles für einen relativ starken Zustrom Siedlungswilliger, wenn Otto von Lobdeburg schon 20 Jahre nach der Gründung den Stadtbürgern zumuten kann, binnen sechs Jahren die Stadtmauer in Abschnitten zu errichten. Tatsächlich waren die Vorgaben des Bischofs allzu optimistisch, denn die Errichtung der etwa 1.250 m langen und durchschnittlich fünf bis sechs Meter hohen Mauer stellte, als bislang größte gemeinschaftliche Einzelbauaufgabe in der Stadtgeschichte von Karlstadt, äußerste Anforderungen an Geldmittel und Arbeitskräfte. Der Ausbau dürfte jedoch in weiten Bereichen um 1236 bereits

so weit fertiggestellt gewesen sein, daß die junge Stadt der „Rienecker Fehde“ standhielt. Bei der ausgedehnten Fehde zwischen Bischof Hermann von Lobdeburg (1225–1254) und der Gräfin Adelheid und ihren Söhnen Ludwig und Gerhard von Rieneck wurden der Ort Karlburg im Maintal und die Karlsburg auf dem Bergsporn über Mühlbach in Schutt und Asche gelegt.

Im August 1298 schlossen die Bischöfe von Mainz und Würzburg ein gegenseitiges Schutzbündnis zur Hilfeleistung unter Benutzung der beiderseitigen Burgen und befestigten Städte. Als Grund werden die vor allem bei Karlstadt vorgefallenen Gewalttaten, Mord, Raub und Brandschatzung genannt. Die im Aufbau befindliche Stadt scheint von den Wirren draußen kaum berührt worden zu sein und konnte offensichtlich die ihr von ihrem Gründer zugeschriebene Funktion als wehrhafter Ort bereits wahrnehmen.

Dokumente aus dieser Zeit zeigen, wie sich die Neusiedlung allmählich entwickelte und zu einem Gemeinwesen mit gewissen Zentralitätsfunktionen wurde. 1262 werden in einer Urkunde zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen den Klöstern Himmelspforten und Neustadt Zeugen aus Karlstadt benannt. Zwei von ihnen, nämlich der Schultheiß Heinrich von Reinstein und der bischöfliche Amtskellerei Wilhelm, gehören der bereits geordneten Verwaltung an. Mit Sicherheit war zumindest der Schultheiß adeliger Abstammung. Es darf als sicher angesehen werden, daß, wie in anderen Städten dieser Zeit, auch in Karlstadt Ritter zur Verstärkung der Wehrhaftigkeit angesiedelt wurden. Daß Adelige in der Stadt ansässig waren, ist auch aus der zum Teil erhaltenen Bausubstanz ablesbar. Die bischöfliche Verwaltung dieser Zeit ist im Nordteil der unter Julius Echter erweiterten Amtskellerei zu suchen, jenem steinernen Saalgeschößbau mit der frühgotischen Fensteranlage im oberen Stock zur Hauptstraße hin. Das Gebäude gehört damit neben dem vergleichbaren Haus Hauptstraße 56, der „Hohen Kemenate“, zur ältesten Bausubstanz der Stadt.

Die steinerne Bauweise und die repräsentative Ausstattung in der Nähe des Marktes machen deutlich, daß hier der Beamte der bi-

schöflichen Verwaltung seinen Sitz hatte. Das 1543 umgebaute steinerne Haus der Hohen Kemenate in der Nähe des Oberen Torturmes, den Karlstadtern besser als Katzenturm bekannt, legt die Funktion eines Ministerialensitzes nahe. Ein weiterer Steinbau gleichen Alters, der um 1906 abgebrochene „Hof Rumrode“, auf dem Gelände der heutigen Volkshochschule in der Langgasse, unterstützt diese Annahme. Wie die Hohe Kemenate zum Oberen Tor im Süden, so liegt der Komplex Hauptstraße 9/11 (Stadtgeschichte-Museum) zum ehemaligen Unteren Torturm nach Norden. Auch hier waren Ministeriale des Bischofs ansässig. Die Nähe der steinernen Gebäude zum jeweiligen Stadttor macht es wahrscheinlich, daß der adelige Bewohner im Kriegsfall die Verteidigung in diesem Stadtteil zu leiten hatte.

Die Stadtmauer und ihre Bauweise

Die westliche Seite der Stadt war durch den Main einigermaßen geschützt, so daß zunächst die Ostseite zum freien Feld hin mit einer starken Mauer in der Höhe von fünf bis sechs Metern umgeben wurde. Hier bestand die Stadtmauer aus Steinquadern mit Ausmaßen von 100 x 50 cm und einer Mauerstärke von 150 cm, wobei die ältesten Teile noch aus dem 13. Jahrhundert stammen dürften. Dort mußte durch den vorgebauten Zwingertorgraben ein stärkerer Schutz der Stadtbewohner gewährleistet werden. Von den Zwingertürmen haben sich bis heute noch zwei dreiviertelrunde, zur Stadt hin offene Turmreste mit Maulscharten erhalten. Das Bruchsteinmauerwerk hierfür entstand im 15. und 16. Jahrhundert. Die Westseite der Stadtmauer zum Main hin stammt aus dem 14. und 15. Jahrhundert und verfügte über eine Höhe von sieben bis acht Metern. Hier waren mittels kleinerer Steine Auszwickungen als Schießscharten vorhanden; die Mauerstärke betrug 100 bis 120 cm. Zum Schutz vor Eisgang waren mehrere dreikantig ausgeformte Eisbrecher an die Mauer angefügt. Auf der Mauerkrone zog sich um die Stadt ein teilweise überdachter Wehrgang. Auf den Wehrgang führten die „Greden“ (von lat. „gradus“) genannte steinerne Stufen. Der Stadtmauer mit ihren Wehrtürmen und Mauerreitern war ein

Zwinger von unterschiedlicher Breite vorgelagert, an den sich ein relativ flacher Stadtgraben anschloß, der im flußnahen Bereich mit Wasser gefüllt gewesen sein mag. Ein Ring von Gärten grenzte außerhalb des Stadtgrabens den engeren Stadtbereich ab.

Stadtürme und Tore

In den folgenden Jahrhunderten wurde die Stadtbefestigung immer weiter ausgebaut und verfügte in der Endphase über ca. 25 größere und kleinere Türme. Der Obere Stadtturm oder Würzburger Torturm, in Karlstadt besser als „Katzenturm“ bekannt, wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet; etwa zur gleichen Zeit entstand auch der Untere Stadtturm.

Am südlichen und nördlichen Ende der Hauptstraße bewachten das „Obere“ und das „Untere“ bzw. „Niedere Tor“ die Stadteingänge. Während der untere Torturm wegen Baufälligkeit bereits 1838 eingelegt werden mußte, kann die Funktion der oberen Toranlage auch heute noch genau nachvollzogen werden. Ab Mitte des 16. Jahrhunderts ging eine Bauwelle durch die Stadt, wie die vielen Jahreszahlen an den Häusern zeigen. Das Material mochte zum Teil aus der im Bauernkrieg 1525 wiederum zerstörten und nunmehr endgültig aufgelassenen Karlsburg stammen. Mit deren Wegfall als Festung war der Bischof bestrebt, Karlstadt stärker zu sichern und so einen Ausgleich zu schaffen. 1549 ließ Bischof Melchior Zobel vor den oberen Stadtturm einen zweiten Torbau südlich des Grabens stellen, der im Kriegsfall den Zugang von Würzburg her erschweren sollte. Dieses Tor- und Wachthaus auf der äußeren Grabenseite war durch eine Brücke mit dem bündig in die Stadtmauer gesetzten Katzenturm verbunden. Bei Gefahr konnte das innere Brückensegment aufgezogen und der Katzenturm mit einem Fallgitter und vier starken Torflügeln verschlossen werden. Das bei der Renovierung im Jahr 1991 wieder entdeckte Wappen am „Katzenturm“ weist ebenfalls auf Bischof Melchior Zobel von Giebelstadt zu Darstadt (1544–1558) hin.

Der letzte Türmer Karl Weiglein verlor im Jahr 1896, beim Hochziehen von Reisigwe-

len auf das äußere Treppenpodest im ersten Stock das Gleichgewicht und stürzte auf einen großen Reisighaufen. Nachdem dieser Türmersturz einigermaßen glimpflich verlaufen war, erhielt er den Spitznamen „Weigleinskatz“ und der Obere oder Würzburger Torturm den bis heute gebräuchlichen Namen „Katzenturm“.

Zwischen 1670 und 1673 wurde auf dem Schützenanger östlich des Stadtmauerberings das Kapuzinerkloster erbaut und am 5. August 1673 die Klosterkirche eingeweiht. 1678 ließ Fürstbischof Peter Philipp von Dernbach (1676–1683) die Stadtmauer in Verlängerung der Achse vom Maintor nach Osten hin durchbrechen und mit einem „Schneller“ die direkte Verbindung zwischen Stadt und Kloster herstellen. Der Schneller war eine Wipp- oder Fallbrücke über den Stadtgraben hinweg, die im aufgezogenen Zustand die Toreinfahrt verschloß. In den Ratsprotokollen ist als Termin der Fertigstellung des Bauwerkes der 4. August 1684 angegeben. Dieses gegenüber den anderen drei Toren wesentlich kleinere „Schnellertor“, in der Ostseite der Stadtmauer, war in der Hauptsache wohl nur für Fußgänger gedacht und wurde an Markttagen mit drei Wächtern besetzt. Mit dem Bau der Ludwig-West-Eisenbahn und der Errichtung des Bahnhofs war die Verbindung zum Kapuzinerkloster abgeschnitten. Man durchbrach deshalb dort die Stadtmauer straßenbreit und führte den Zugang zur Bahnstation um den Komplex der Brauerei Siligmüller herum, die seit 1819 den Betrieb auf dem Gelände des hier bereits teilweise aufgefüllten Stadtgrabens aufgenommen hatte. Den Weg zum Kapuzinerkloster und in die Felder östlich der Stadt ermöglichte die „Klosterrschanke“, die im Frühjahr 1961 endgültig geschlossen wurde. Aus der „Schnellergasse“ wurde die Bahnhofstraße, die sich allerdings eine erneute Umbenennung gefallen lassen mußte, als ab 1880 am östlichen Ende der „Büttnergasse“ ein direkter Mauerdurchbruch den Stadt kern mit dem Bahnhof verband. Dabei wurde ein Wehrturm eingelegt und ein bereits bestehender Durchlaß erweitert.

Die Familie Siligmüller, die seit 1806 systematisch Grundstücke entlang der Stadtmauer aus städtischer und privater Hand er-

worben hatte, trat Teile des Stadtgrabens vor der Büttnergasse ab, die durch einen Fahrdamm nunmehr bis zum Bahnhofsgebäude verlängert wurde. Im Sommer 1899 wurde aus der „Schnellergasse“ die „Alte“, aus der „Büttnergasse“ die „Neue Bahnhofstraße“.

Letzte Ausbauphase der Stadtbefestigung

In der Stadtpfarrkirche St. Andreas wird ein Ölgemälde, gestiftet von Stadthauptmann Stephan Bräutigam († 1648) aufbewahrt. Die Darstellung im unteren Bildteil zeigt eine Ansicht der wehrhaften Stadt gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges, mit der sie umgebenden Mauer von Osten her. Markante Gebäude wie die Stadtpfarrkirche und das Rathaus, aber auch ein Großteil der Türme und Tore sind darauf recht gut zu erkennen. Doch konnten alle Vorsichtsmaßnahmen die Besetzung durch die Schweden in den Jahren 1631/1634 nicht verhindern.

Am südlichen Ende der Hauptstraße steht heute noch der Obere Stadtturm oder Würzburger Torturm, den heutigen Karlstadtern besser als „Katzenturm“ bekannt. Am nördlichen Ende der Hauptstraße stand der Untere Torturm. Dieser wurde wegen „Erkenntnis des künftigen Einsturzes“ im August 1838 abgebrochen und mit den brauchbaren Mauersteinen der Treidelpfad am Mainufer entlang der Stadtmauer gepflastert. In den Ratsprotokollen von 1785 wird das vor dem Unteren Tor gelegene, mit einer Aufziehbrücke versehene „Fallbrückentor“ erwähnt, dessen baufällig gewordenes Dachwerk zu diesem Zeitpunkt bereits eingelegt worden war.

Entlang der östlichen Stadtmauer – vom Katzenturm zum Unteren Torturm – sind auf dem Bräutigambild vier Türme abgebildet. Die vier großen Türme waren wohl sämtlich rechteckige, nach hinten offene Schalentürme. Am Ende der Oberen Viehmarktstraße, ehemals als „Manggasse“ bezeichnet, befand sich der „Mangturm“, weitere Türme an der Unteren Viehmarktstraße und an der Alten Bahnhofstraße, vormals „Schnellergasse“. Einer von ihnen hat sich als „Turm am Nürnberger Hof“ in dieser Form bis heute erhalten.

Abbildungen des 19. Jahrhunderts zeigen an der Nordwestecke des Stadtmauerrings den rechteckigen „Roten Turm“, an dessen Fuß gegen das Mainufer hin ein Tor den mainseitigen Durchgang von Norden her sperre. Reste dieses Tores stecken, bis vor wenigen Jahren in Fundamenten sichtbar, noch im Boden. Die hohe Mauer bis zum „Maintorturm“ war von zwei Mauerreitern gesichert, von denen einer unmittelbar neben dem Maintorbo gen in Ansätzen noch feststellbar ist. Zur Dek kung von Tor und Flußlände diente der runde „Maintorturm“, von dem sich die Stadtmauer nach Süden zum „Mühlurm“ zog. Dem süd lichen und östlichen Bereich der Stadtmauer vorgelagert war der Bereich der Zwinger be festigung, die in einem massiven Rundturm südlich des Mühlturms, dem sog. „Dicken Turm“ ihren Ausgang hatte.

In der letzten Ausbauphase besaß die Stadt befestigung etwa zehn Türme im alten inneren Bering, davon zwei mit Tordurchgang (Katzenturm, Unterer Torturm), zwei Tore mit flankierenden Türmen (Maintor und Schnellertor) sowie sechs feststellbare Mauerreiter, zu denen noch der eine oder andere hinzuge kommen sein dürfte. Am Zwinger sind zwei Torhäuser – Oberes Tor im Süden und Fall brückentor im Norden –, ein Rundturm im Süden und vier Halbschalentürme im Osten fest zustellen, was einer Gesamtzahl von ca. 15 Türmen entspricht. Die Zahl 30, die in der älteren Literatur auftaucht, ist selbst unter Ein rechnung der Mauerreiter und Erkertürmchen auf der Mauer sicher nicht haltbar.

Niedergang und Auflösung der Stadtbefestigung

In den städtischen Rechnungsprotokollen tauchen immer wieder Mitteilungen über In standsetzungs- und Reparaturarbeiten an Stadtmauer und Türmen auf. So heißt es u.a. im Jahre 1640 „die Stadtmauer bei dem scharfen Eck bedachen, die Batterie bei dem hohen Eck und die Mauer dort auszubessern und das Türlein an den Durchgängen im Zwinger erneuern.“ Große Ausgaben verursachte jeweils die Unterhaltung der Dach werke der Türme und des hölzernen Wehr gangs auf der Stadtmauer. Im Ratsprotokoll vom 2. Juli 1678 ist vermerkt, daß das höl

zerne Stockwerk des Mangturmes abgebro chen und mit einer runden Haube bedacht werden soll. Im April 1785 erfolgt der Be schluß, daß das Dachwerk des außerhalb des Unteren Tores gelegenen „Fallbrückentores“ als baufällig niederzulegen ist.

Die Stadtmauer hatte mit Verbesserung der Feuerwaffen endgültig an Bedeutung verlo ren. Mit Auflösung des Fürstbistums Würzburg und dem Übergang des Amtes Karlstadt an Bayern um 1814 wurden die baufällig ge wordenen Teile nicht mehr erneuert und die Stadtmauer stückweise abgebrochen. In den Bürgermeisterrechnungen des 19. Jahrhun derts ist hierüber vermerkt, daß an Karlstäd ter und Mühlbacher Maurermeister in den Jahren zwischen 1807 und 1890 erhebliche Summen für Abbruchkosten zu bezahlen wa ren. Brauchbare Ziegel, Bretter, Holzbalken und Mauersteine wurden an die Meistbieten den versteigert, das übrige Steinmaterial zum Straßenbau verwendet.

Im Dezember 1819 erwarb der Bierbrauer Franz Siligmüller das bisherige Zollhäuschen am Hohen Eck an der Nordostseite der Stadt. Die Brustwehr der Mauer wurde eingelegt und die Steine zum Bau des Wohnhauses ver wendet. Mit der Anlage von Bierkellern im Stadtgraben begründete Siligmüller die fast zweihundertjährige Braugeschichte der „Fran kenbräu“. Der Untere Torturm wurde 1838 abgebrochen und mit dem angefallenen Ma terial der Leinreiterweg am Mainufer entlang der Stadtmauer gepflastert. Zur gleichen Zeit wurde ein steinerner Bogen vor dem Maintor entfernt, damit die Schiffsreiter nicht mehr die Pferde auszuspannen brauchten. Um 1839 wurden weitere kleine Türme abgebrochen und im Jahre 1852 das Schnellertorhaus we gen Baufälligkeit eingelegt. Am 22. Februar 1867 erhielt Marktschiffer Philipp Hofmann die Genehmigung, am Ländeplatz neben dem Maintor eine Türe in die Stadtmauer zu bren chen, um entladene Waren vom Marktschiff an der Lademauer direkt in sein Lager bringen zu können. Dem Bierbrauer Anton Huller wurde im Frühjahr 1880 gestattet, zur direkten Wasserentnahme aus dem Main in der Nähe des Roten Turmes eine Türe mit lichter Weite von 1,30 m durch die Stadtmauer bre chen zu lassen.

Um für die angrenzenden Häuschen Licht und Luft zu schaffen, wurde beim Bau der Mainbrücke um 1880 die Stadtmauer zwischen Katzenturm und Mühlurm teilweise abgebrochen und damit der davor liegende Stadtgraben aufgefüllt, dabei verschwand auch der Dicke Turm im südwestlichen Zwingerbereich. Die als einengend empfundene Stadtmauer zwischen dem 1896 erbauten Postamt in der Büttnergasse und der Unteren Hauptstraße wurde um das Jahr 1900 ebenfalls niedrigerissen und auf dem eingegebenen Stadtgraben die Jahnianlage angelegt.

In den letzten Jahrzehnten wurden immer wieder kleinere Reparaturen an der gesamten erhaltenen Stadtmauer durchgeführt. Im Zuge des Abbruchs der Frankenbräugebäude und der Bebauung des Schnellertorgeländes wurde die gesamte Mauer einer gründlichen Prü-

fung unterzogen. Sie wurde gegen weiteren Verfall gesichert und damit die Überreste einer ehemals wehrhaften Befestigung der Nachwelt erhalten. Insgesamt erstreckte sich der Stadtmauerbering über eine Gesamtlänge von 1.238 Meter. Davon sind etwa 82 Prozent in äußerlich gutem Zustand erhalten geblieben. Vom schutzbietenden Charakter der einst mächtigen Stadt künden heute noch das Obere Tor (der Katzenturm), der Mühlurm (heute Brückenturm), der Maintorturm, der Rote Turm sowie der Mauerturm am Nürnberger Hof.

Anmerkungen:

- 1 Nach Aufzeichnungen der verstorbenen Stadtarchivpfleger Franz Schwarz und Werner Zapototsky.

Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 0931/27624
Telefax 0931/27625

halbigdruck
offset • digital

EGLMAYER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

500 Jahre Andreasmart

von

Manfred Schneider

Die Verleihung von Marktrechten und den damit verbundenen Privilegien lag in den vergangenen Jahrhunderten in den Händen des Landesherrn. Für Karlstadt war dies der Fürstbischof von Würzburg, dem von den erhobenen Marktgebühren die Hälfte der Einnahmen zustand. Um 1350 hatte die Stadt schon vier Jahrmärkte und einen Wochenmarkt, der, wie auch heute noch, am Donnerstag auf dem Marktplatz stattfand. Anscheinend waren den Karlstadtern diese vier Jahrmärkte zu viel, denn am 15. April 1438 baten sie Fürstbischof Johann von Brunn darum, einen der Märkte „abzutun“¹ und die übrigen drei am Weißen Sonntag, an St. Jakobi (25. Juli) und am dritten Sonntag nach Maria Geburt (8. September) abzuhalten.

Am 10. November 1507 trat eine Änderung ein. Auf Ansuchen der Stadt Karlstadt verlieh Fürstbischof Lorenz von Bibra das Recht für einen Jahrmarkt am Sonntag nach St. Andreas mit der Auflage, den Markt erst nach Beendigung des Hochamtes zu beginnen. Damit läßt sich der Andreasmart als einziger Markt zeitlich genau datieren und konnte im Jahr 2007 sein 500jähriges Bestehen feiern. Eine weitere Änderung der Märkte trat erst über zweihundert Jahre später in Kraft. Am 18. Januar 1771 genehmigte Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim auf Wunsch der Stadt jährlich sechs Jahrmärkte und vier Viehmärkte. Im einzelnen waren dies ein Markt am Dienstag nach Ostern, an Johannes Baptistae (24. Juni), am Dienstag nach Laurenzi (10. August), am Fest der Kreuzerhöhung (14. September), an Allerheiligen und der Markt am Sonntag nach St. Andreas. Nach verschiedenen Veränderungen gab es im Jahr 1806 den Oster-Markt, Johanni-Markt, Jakobi-Markt, Andreas-Markt und Matthäus-Markt.

Marktleben – ohne Ordnung ging nichts

Jeder Markttag brachte aufs Neue große Aufregung, Unruhe und auch Ärger in die

Stadt. Mit den fremden Händlern kamen jede Menge Kaufinteressierte, Spielleute, Gaukler und Kleinkriminelle. Bänkelsänger erzählten in Wort und Bild über das Geschehen in der weiten Welt, Bader und Quacksalber kurierten vor Schaulustigen am offenen Stand vom Aderlaß bis zum Zahnbrechen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutz von Käufern und Verkäufern verstärkte der Rat die Wachen an den Stadttoren und auf dem Markt. Dem Schutz vor ausbrechenden Feuern galt eine besondere Aufmerksamkeit. Zusätzlich zu den wassergefüllten Zubern die vor allen Häusern Pflicht waren, stellte der Wachdienst in Marktnähe weitere große Wasserbottiche auf, um einen plötzlich ausbrechenden Brand schnell bekämpfen zu können. Auf dem Markt beobachteten zwölf Wachhabende das Geschehen während am Oberen und Unteren Tor jeweils vier Wächter die Passanten kontrollierten.

Bevor das eigentliche Markttreiben beginnen konnte – es wurde durch das Einholen der Marktfahne angezeigt – gab es vor allem unter den Hockenweibern (sie verkauften ihre Waren aus Körben die sie auf dem Rücken in die Stadt brachten) immer wieder, nicht nur wortgewaltige Schlachten um die besten Standplätze. Da wurde ein ums andere Mal die mitgebrachte Ware zur Freude der Zuschauer als schlagkräftiges Argument benutzt. Besonders schlimm haben sich im 16. Jahrhundert die Frauen von Hieronymus Dorn und Hans Hufnagel auf dem Markt aufgeführt, so daß sich der Rat mit den Verfehlungen der beiden Marktfrauen und denen ihrer Konkurrentinnen beschäftigen mußte. Hans Hufnagels Weib, so das Ratsprotokoll, „*habe nun etliche Wochenmärkte aus lauter Trutz der Merglerin ihren Stand vor den Läden gebaut und auch damit den Gang unter das Rathaus versperrt.*“ Die Folge der Beratungen des Magistrats war, daß die Standplätze der Hockenweiber jedes Mal neu verlost wurden. Zudem mußten sie sich allen Zankens und

Gotteslästern gänzlich enthalten, ansonsten drohte die Einquartierung in das Narrenhaus.²

Eine detaillierte Markt- oder Schrannenordnung gab es in Karlstadt erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Vorher bezogen sich, wie im oben genannten Fall, die bischöflichen oder städtischen Gebote und Verbote auf den jeweiligen Einzelfall. Eine eigene Ordnung hatten die Fischer. In einer Verordnung vom 16. September 1592 steht im Zusammenhang mit dem Marktgeschehen folgendes: „Nachdem der Fischverkauf hier eine Zeit lang große Unordnung brachte, haben Seine Gnaden Und Rat die Sachen des gemeinen Volks erwogen und befehlen hiermit bei großer Strafe, daß der Fischverkauf folgendermaßen gehalten werden soll:

Es sollen ernstlich alle hiesigen und fremden Fischer ihren Fisch nicht am Main, sondern die ganze Woche lang wann jemand Fische hat, auf den Markt tragen und verkaufen. Wer dies übertritt, soll jedes Mal und zwar die Fischer wie die Käufer jeder 1 Pfund Strafe zahlen und es wird weder Schultheis, Wirt noch sonst jemand, welchen Namen er auch trägt, verschont werden.“

Auch die Rotgerber sorgten mit ihrer eigenen Rotgerber-Ordnung für eine entsprechende Lederqualität. Bei allen Jahrmärkten wurde das Angebot von drei Handwerksmeistern besichtigt und für den Verkauf freigegeben. Fand sich minderes Leder am Verkaufstand wurden zwei Schillinge Strafe abkassiert.

Marktmeister und Unterkäufer

Der Marktmeister führte die Aufsicht über das Marktgeschehen und kontrollierte den gesamten Marktablauf, wann und wo gekauft werden durfte und auch, wie die Ware richtig auf dem Markt verteilt werden sollte. So war der sogenannte „Fürkauf“, ein Kauf vor der eigentlichen Marktoffnung, strengstens untersagt. Dieser „Fürkauf“ war ein Kauf unter vorteilhaften Umständen für die beteiligten Händler, aber nicht für die Kundschaft und konnte folgendermaßen ablaufen. Vor der Marktoffnung um 12 Uhr bauten die einheimischen und „ausländischen“ Händler ihre Stände auf, beobachtet von den anderen

Händlern. Nun kam es vor, daß einheimische oder auch ausländische Händler nur wenig Waren hatten, ein anderer Händler aber mehr als er wahrscheinlich verkaufen konnte. Schnell wurde man sich über einen für beide Seiten attraktiven Preis einig, und die Ware wechselte flugs den Besitzer. Kamen dann die Kunden, wurde die Ware mit einem entsprechenden Aufschlag verkauft.

Die Unterkäufer waren Handelsvermittler und kamen in der Regel aus dem Handwerkerstand. In Karlstadt waren die Unterkäufer in erster Linie für den An- und Verkauf von Wein und Most zuständig. Alle vier Wochen mußte er am Sonntag um 12 Uhr auf dem Rathaus erscheinen und Rechenschaft über seine Buchführung ablegen. In seinem Register hatte er penibel alle Einnahmen und die Mengen an verkauftem Wein und Most samt Nennung der Käufer einzutragen und bei dieser Gelegenheit den städtischen Anteil am Handel abzuliefern. Er selbst durfte während seiner Amtszeit keine privaten Geschäfte tätigen.

Maß und Gewicht, geht vor Gottes Gericht

Die Kontrollen über Maße und Gewichte waren im öffentlichen Marktleben von großer Wichtigkeit, und den Geschäftsleuten wurde penibel auf die Finger gesehen. Im Jahr 1673 gab es bei einer Maß- und Gewichtskontrolle bei 30 Händlern Beanstandungen und dafür wurden empfindliche Strafen verhängt: „Bei Gewichten unter 5 Pfund so viel Lot ein Stück zu leicht war, soviel Gulden Strafe; bei größeren Gewichten von jedem Lot zuwenig, ½ Gulden Strafe; an der Elle soviel Maßteile zu kurz, soviel Goldgulden zur Strafe.“ Be schwerte sich jemand über eine zu hohe Strafe, wurde ihm lapidar erklärt, so sei es schon vor hundert Jahren gewesen.

Die erste urkundliche Erwähnung einer Stadtwaage findet sich im 14. Jahrhundert in der „alt Regel über Carlstadt“. Im Jahr 1446 hatten die Ratsherren mit dem Amtskeller Johann Schrautenbach ein Übereinkommen wegen der Errichtung einer Waage am Rathaus getroffen. Die Waage war Eigentum der Bürger, jährlich mußten aber zwei Pfund Pfennige

an das Domkapitel und an die Stadt abgegeben werden. Die Errichtung dieser Waage wurde auf Ruf und Widerruf genehmigt, das hieß, solange der Pfennig abgeführt wurde, durfte die Waage benutzt werden. Für die Überwachung der Waage und den damit verbundenen Vorschriften stand ein Waagmeister, in Karlstadt auch Kornmesser genannt, bereit. Diese Aufgabe konnte aber auch vom Marktmeister übernommen werden. Der Kornmesser hatte eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe wie sein abzuleistender Eid zeigt: „*Er soll arm und reich mit den jährlich gerichteten und geeichten Maßen messen; die Metzen vierteljährlich eichen lassen, nicht Handel treiben; über den festgesetzten Lohn hinaus nichts annehmen; niemanden beim Messen bevorteilen; nur kaufmannsgutes Getreide messen; das Mehl, das ihm die Bürger (zum Messen) anvertraut haben, sorgsam aufbewahren und nichts verwechseln.*“

Erst im 19. Jahrhundert wird vor dem Rathaus wieder eine Stadtwaage erwähnt, für deren Benutzung eine Reihe von Vorschriften über den Standplatz, ihre Bestimmung, die Wartung und den Vorgang des Wiegens galten. Diese Stadtwaage hatte eine beträchtliche Größe, konnte sie doch Waren bis zu einem Gewicht von 10.000 kg tragen. Ihre Hauptaufgabe bestand in der Bestimmung des Gewichts von Waren und Gegenständen, die öffentlich beglaubigt werden mußten oder sollten. Der städtische Waagmeister hatte sich stets zur Verfügung zu halten und haftete persönlich für das Abwiegen. Er trug das festgestellte Gewicht in ein Waagbuch ein und stellte einen Waagschein aus. Ebenso gab er die Verpackungsweise und das Bruttogewicht an. Fühlte sich jemand übervorteilt, konnte er seine Beschwerde nur beim Stadtmagistrat vorlegen. Die Wiegegebühr betrug für den Zentner Nettogewicht zwei Pfennig und die Mindestwaaggebühr waren zehn Pfennige.

Wie aus der „*alt Regel über Carlstadt*“ ebenfalls zu erfahren ist, gab es Anfang des 15. Jahrhunderts um den Marktplatz herum im Erdgeschoß der Häuser offene Verkaufsstände oder auch -gewölbe, welche von den Hausbesitzern an die Handwerker und Gewerbetreibenden verpachtet waren. Die Steuern aus den Einnahmen dieser „Ge-

wölbe“ mußten jährlich um St. Martin (11. November) beglichen werden, und zwar „*von yedere Hantyrunge und yedem Handwercksmann welcherley Hantyrunge oder Kauffmannschatze er betreibt.*“ Jedes Jahr nahm die Stadt also von jeder Hantierung oder jedem Verkauf das so genannte Hausgeld ein. Die eine Hälfte gehörte dem Fürsten, die andere Hälfte der Stadt.

Weitere ähnliche Bestimmungen betrafen die Bäcker, die Metzger, die Schuhverkäufer, die Schragenhändler³ und Salzverkäufer. Alle mußten jährlich als Zins und Hausgeld eine gewisse Summe der Stadt und dem Bischof geben – vergleichbar mit der heutigen Umsatzsteuer.

Der Schrannenmarkt

Im 19. Jahrhundert war neben den Jahr- und Viehmärkten noch der Schrannen-Markt von Bedeutung. Auf ihm gab es unter anderem Getreide, Hülsenfrüchte, Mais und Raps im Angebot. Karlstadt bekam am 16. Oktober 1866 von der königlichen Regierung die Erlaubnis zum Abhalten eines Getreidemarktes an jedem Dienstag. Dem Schrannenmeister standen ein Fruchtmesser und die Sackträger als Helfer zur Seite. Der Fruchtmaster war dem Schrannenmeister unterstellt und half ihm beim Messen und Wiegen. Die Sackträger unterstanden der Lokalpolizei und dem Schrannenmeister. Sie bekamen für das Tragen der Frucht vom Wagen zum Wiegen und Verladen eine bestimmte Summe. Eine Art Qualitätssicherung gab es damals schon: von jeder Art Waren stand ein Mustersack bereit, und alle anderen zum Verkauf bestimmten Waren mußten die gleiche Qualität aufweisen.

Auf diesem Markt diente eine Reihe von Verboten dem Schutz von Käufern und Verkäufern. So durfte kein offener oder heimlicher Kauf oder Verkauf vor Öffnung der Schranne (Fürkauf) getätig werden. Auch war es verboten, Frucht, nachdem sie in die Stadtmarkung gekommen war, auf dem Weg zur Schranne zu kaufen oder zu verkaufen. Unerlaubt war auch, die Forderungen eines Verkäufers zu überbieten oder Verabredungen zu treffen, um den Preis im voraus zu bestimmen oder in die Höhe zu treiben. Ärger

gab es, wenn ein Händler versuchte, sich in den Verkauf eines anderen Händlers einzumischen, um ihn preislich unter Druck zu setzen.

Der Kübelmarkt und die Viehmärkte

Für das Marktgeschehen besaß der Kübelmarkt nur eine untergeordnete Rolle. Wie der Name schon sagt, wurden hier in erster Linie Holzwaren aller Art verkauft: Kübel, Butten, Zuber. Seine Funktion als „Viehmarkt“ erhielt er mit dem Bau der Eisenbahn. Seit 1771 hatte Karlstadt das Recht, alle 14 Tage einen Viehmarkt abzuhalten. Der jeweilige Auftrieb betrug etwa 500 Stück Großvieh. Abgehalten wurde der Viehmarkt zwischen dem Kapuzinerkloster und dem Schnellertor 1851 zahlte die Eisenbahnverwaltung für die an dieser Stelle abgetretenen Grundstücke 5.000 f1. Dadurch ging ein großer Teil des Viehmarktgeländes verloren, und ein anderer Platz mußte gefunden werden. Als die Stadtväter den Kübelmarkt vorschlugen, protestierte nicht nur der Stadtpfarrer wegen des zu erwartenden Gestankes auf das Heftigste gegen diese Pläne. Die Suche nach einem geeigneten Viehmarktgelände zog sich hin. Fast alle der zum Ankauf möglichen Flächen waren der Stadt zu teuer. Einsprüche kamen von Seiten der Gastronomie, denen ein neuer Viehmarktes zu weit von ihren Gasträumen entfernt lag, weswegen sie finanzielle Einbußen befürchteten. Schließlich einigte man sich darauf, den Stadtgraben rechts neben dem Schnellertor aufzufüllen und diesen neu gewonnenen Platz für den Viehauftrieb zur Verfügung zu stellen.

Angebot und Nachfrage bestimmten zu allen Zeiten die Anzahl der verschiedenen Märkte. Mit dem Rückgang der landwirtschaftlichen Betriebe ging das Angebot an Viehmärkten immer weiter zurück. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekamen dies

durch die zunehmende Motorisierung als erstes die Pferdehändler zu spüren. Als zum Pferdemarkt am 19. November 1931 erstmals keine Pferde zum Verkauf kamen, reagierte der Stadtrat noch am gleichen Tag. Er gab die Aufgabe des Karlstadter Pferdemarktes mit sofortiger Wirkung bekannt. Er hatte seit seiner Einrichtung im August 1875 56 Jahre lang das Marktgeschehen in Karlstadt mitgeprägt. Hygienische Gründe, die industrielle Massentierhaltung und die modernen Fleischfabriken machten ab 1960 auch die letzten verbliebenen Viehmärkte unrentabel und überflüssig.

Tradition seit 500 Jahren

Auch wenn es keinen schriftlichen Beleg über den ersten Markttag vor der Einführung des Andreasmarktes in Karlstadt gibt, kann man davon ausgehen, daß mit der Stadtgründung reger Handel auf dem Platz betrieben wurde, den wir heute noch als Marktplatz bezeichnen. Bis auf wenige Ausnahmen und Änderungen haben sich seit diesen Tagen die Jahrmärkte und der Wochenmarkt zu den einstmals festgelegten Terminen erhalten. Es gab nur wenige Gründe, daran etwas zu ändern, und es ist zu erwarten und zu hoffen, daß diese Tradition von den Bewohnern dieser Stadt weitere Jahrhunderte fortgeführt wird. Das Angebot an Waren und Attraktionen wird sich wandeln, der Reiz, den ein Markttag auf die Besucher ausübt, wird bleiben. Tausende von Besuchern zieht es an jedem Jahrmarkt in die Stadt zum Schauen, zur Unterhaltung – und zum Kaufen.

Anmerkungen:

- 1 D.h., wegfallen zu lassen.
- 2 Das Narrenhaus war eine kleine Gefängniszelle unter dem Aufgang der Außentreppe des Rathauses.
- 3 Holzstand aus gekreuzt zusammengebundenen Latten.

Stadtluft macht frei! – Leben im spätmittelalterlichen Karlstadt

von

Manfred Schneider

Es sind drei Errungenschaften die uns heutigen Stadtbewohnern im Gegensatz zu den Menschen im Spätmittelalter das Wohnen in der Stadt wesentlich erleichtern: das elektrische Licht, die Müllabfuhr und die Kanalisation. Wie waren die Zustände und die Lebensumstände damals, und was machte die Stadt so interessant? Unternehmen wir also eine Zeitreise, denken wir uns zurück in die Zeit um 1500.

Es waren ruhige Jahrzehnte ohne größere Auseinandersetzungen und Kriege. Kolumbus hatte gerade Amerika wiederentdeckt und auch in Karlstadt „brummte der Laden“. Viele der heute frisch renovierten und sanierten Fachwerkhäuser errichteten die zu Wohlstand gekommenen Handwerker, Weinbauern und Kaufleute. Für größere Bauten scheute man sich nicht, auch ganze Häuserzeilen mit den dazugehörigen Scheunen und Schuppen abzuräumen. Vor den Häusern und auf der Straße blieb, weil man es nicht anders kannte, alles beim Alten.

In schlecht durchlüfteten Gassen verbreiteten Schweinekoben vor den Häusern, gelagerner Mist, Bauschutt und Hausmüll einen entsetzlichen Gestank, behinderten den Verkehr und machten bei Regenfällen aus öffentlichen Verkehrswegen übelriechende Kloaken. Im Unrat lebten Ratten, die Krankheitskeime übertrugen und die Getreidevorräte dezimierten. Regenwasser, nur unzureichend abgeleitet, verwandelte die Straßen in Sümpfe. Das Brauchwasser ergoß sich auf die Straße, wo es, wenn es Topographie der Stadt erlaubte, durch flache Rinnen geleitet, in den Main floß. Fäkalien wurden, wenn man sie nicht nachts auf die Straße schüttete, in Gruben gesammelt, die oft Jahrzehntelang nicht geleert wurden. Das Wasser aus den nicht selten verunreinigten Brunnen oder offenen Quellen war in hohem Maße infektiös. Um durch den Unrat und den Kot auf die andere Straßenseite zu gelangen, band man sich

hölzerne Unterschuhe, so genannte Trippen mit hohen Absätzen, unter die modischen Schnabelschuhe.¹

Die Flußläufe hatten Abfälle und Fäkalien der Gruben aufzunehmen, da man ihnen die Kraft zusprach, diese zu verzehren, und, wie man damals glaubte, auf natürliche Art zu reinigen. Die Abflußrinnen in den Straßen führten Abfälle, Unrat aller Art und Tierkadaver. Auf den Straßen liefen Geflügel und Schweine, die immerhin auch Abfälle fraßen, in beträchtlicher Anzahl umher. Umherstreunende Hunde waren eine Plage. Daß diese hygienischen Zustände bis Anfang des 20. Jahrhunderts nicht zum Besten standen, belegt ein Ratsprotokoll vom 10. Oktober 1902 in dem die Reinlichkeit in der Stadt beklagt wird:

„Allein die kolossalen Mengen Abfallwasser welche täglich anfallen, könnten nur durch Aufwendung sehr großer Geldopfer, die in keinem Verhältnis zu dem dadurch erreichbaren Nutzen stehen, aus den Gräben und der Stadt entfernt werden. Das Abfallwasser (Spül-, Putz-, Wasch-, Badewasser) wird pro Kopf und Tag auf 50 Liter geschätzt – bei einer Durchschnittsbewohnung von 8 Personen pro Haus also 400 Liter täglich. Die Gruben für Abwässer sind nur schwer dicht zu halten, da der Inhalt in saure Gärung übergeht und die Wände beschädigt. Derartige Gruben werden abgelehnt, da Probleme schon mit den vorhandenen Abortgruben existieren. Frische Abwässer sollen nach dem Main abgeführt werden. Es ist eine Umwandlung der gepflasterten Rinnen in Zementrinnen mit möglichst günstigem Gefälle vorgesehen. Die Reinigung derselben wird durch eine strenge Beaufsichtigung überwacht. An sämtlichen Küchenausgüssen in der Stadt sind Siebböden zur Zurückhaltung von Küchenresten und Speiseabfälle anzubringen.“

Wohnen in der Stadt

Nur wer es sich leisten konnte, baute aus Stein. Bürgerhäuser und Werkstätten bestanden in der Regel aus einfachem, meist einstöckigem Fachwerk. Mit Beginn des mehrgeschossigen Hausbaus im 13. Jahrhundert, also zur Zeit unserer Stadtgründung, wurde besonders die Hausfront von den reichen Bürgern aufwendig geschmückt. Die Fußböden in den engen, stickigen und dunklen Räumen bestanden meist aus festgestampftem Lehm und erst ab dem 14. Jahrhundert vereinzelt aus Tonfliesen. In den Häusern oder den Wohnungen der sozialen Unterschicht und dem gewöhnlichen Volk kochte die Hausfrau an einer offenen Feuerstelle ohne eigenen Rauchabzug. Kleine Fenster wurden mit Fensterläden oder Leinwand verschlossen. Als Einrichtung gab es nur grob gezimmerte Möbel und einfache Liegeflächen aus Stroh und Fell als Bett. Wohn- und Arbeitsstätte waren normalerweise im gleichen Haus untergebracht. Verkauft wurde auf den herunter geklappten Fensterläden zur Straße hin, wo sich auch die Werkstätten, Kontore und Warenlager befanden. Dahinter lag die Küche. Im Obergeschoß waren Schlafkammern eingerichtet. Die Unterschicht war in enge, schmutzige und schlechte Räume (wenn überhaupt) eingepfercht.

Bürgerhäuser waren Werkstatt, Geschäfts- und Speicherhaus gleichzeitig. Seit dem späten Mittelalter wohnten hier neben den Eigentümern mit Familie und Gesinde auch Mieter und Untermieter. Gaststätten und Gasthäuser bestanden in ihrer Grundausstattung aus der Küche und einem Gastraum. Erst seit dem späten Mittelalter entwickelten sich aus den Gasthäusern die Tavernen, Weinstuben, Ratskeller und andere Schenken.

Der berühmte, allerdings von der Wissenschaft geprägte Satz „*Stadtluft macht frei!*“ bedeutete, daß der Erwerb des Bürgerrechts in einer Stadt von bisheriger Gebundenheit und Unterworfenheit an einen Herrn befreite. Diese Freiheit des Bürgers war die Abwesenheit von Hörigkeit. Da die Stadt, vor allem die neu gegründete Stadt, des Zuzugs von außen bedurfte, war der Freiheitserwerb gemäß dem Satz „*Stadtluft macht frei!*“ zunächst als Ansiedlungsprämie zu verstehen. Um jedoch ei-

nem übermäßigen Zuzug von Hörigen vom Lande und die damit verbundenen Streitigkeiten mit den umliegenden adeligen Grundherren zu vermeiden, schränkten die Städte von sich aus Bürgerrechtsaufnahmen in Form von Bürgergeldzahlung ein. Notwendig war auch die Vorlage eines Geburtsbriefes als Nachweis für einen bisher ordentlichen und gesitteten Lebenswandel.

Bürger wurde, wer die Voraussetzungen der Bürgerrechtsaufnahme erfüllte und vom Rat der Stadt zum Bürgerrecht zugelassen wurde. Ursprünglich begründete allein der Grundbesitz das Bürgerrecht. Jeder der in der Stadt Grundbesitz besaß oder erwarb, sollte um das Bürgerrecht nachkommen, wie umgekehrt jeder, der kein Haus oder Grundbesitz hatte, nicht in das Bürgerrecht aufgenommen werden sollte. Wenn, was nicht selten vorkam, in der Stadt ansässige Einwohner, das Bürgerrecht nicht anstrebten, um sich den bürgerlichen Lasten und Pflichten zu entziehen, gingen die Städte dagegen vor und drohten zuweilen mit Ausweisung.

Neben den Bürgern gab es eine erhebliche Anzahl nicht verbürgter Stadtbewohner – Einwohner, Beisassen oder Gäste, genannt. In Gefahrenzeiten war dies ein riskanter Zustand, dem man dadurch begegnete, indem man diesen Personenkreis schwören ließ, der Stadt treu, gehorsam und unschädlich zu sein.

Mit der Erlangung des Bürgerrechts war eine Aufnahmegebühr verbunden – das Bürgergeld. Diese Zahlung ging an die Stadt und wurde zum Beispiel für den Mauerbau verwendet oder anderen Gemeinschaftszwecken zur Verfügung gestellt. Als weitere Voraussetzung für die Aufnahme in das Bürgerrecht mußte vom Bewerber ein Mindestvermögen nachgewiesen werden. Die Höhe des Bürgergeldes und das Mindestvermögen schwankten. Die variable Festsetzung durch den Rat war ein Instrument zur Regulierung des Zuzugs und eine soziale Vorbeugungsmaßnahme, um Versorgungsbedürftige, die der Mildtätigkeit zur Last fallen konnten, fern zu halten.

Der Leistung des Bürgereides ging eine genaue Prüfung des Bewerbers voraus. Dazu gehörten der Nachweis einer freien und ehe-

lichen Geburt sowie die wahrheitsgemäße Aussage, daß gegen ihn keine Klagen anhängig waren. Stand der Verleihung des Bürgerrechts nichts mehr im Wege, lud man den oder die künftigen Neubürger auf das Rathaus zur Ableistung des Eides.

Der Bürgereid verpflichtete zu Treue und Gehorsam gegenüber dem Rat sowie zum Einsatz für den Nutzen und zur Ehre der Stadt. Brief man einen Bürger in ein städtisches Amt, wurden in verschiedenen weiteren Eidesformeln einzelne Pflichten nochmals besonders hervorgehoben und konkretisiert. So finden sich in den städtischen Archivalien fast vierzig verschiedene Formeln unter anderen für Kirchendiener, Hüter, Hebammen, Viehbeschauer, Türmer oder Totengräber. Selbst ein Bettelvogt-Eid ist zu verzeichnen. „*Er soll und will auf die Bettler in der Stadt fleißig aufsehens haben, die selbige aus der Stadt treiben, was er Unreines oder Unsauberes in der Stadt sieht, an gebührenden Ort hinausschaffen; Bürgern gegen festgesetzten Lohn bei der Reinigung von Aborten oder Miststätten helfen.*“ Dieser Bettelvogt hatte wichtige Aufgaben zum Schutz der Stadt und der Einwohner zu erledigen. Leute ohne festen Wohnsitz oder Wohnungslose, fremde Bettler, gotteslästerliche Schwörer oder Leute die gegen Spielverbote verstießen, betrogen oder andere Delikte begangen hatten, führte er bis zur Stadtgrenze und überwachte deren Abzug.

Bürgergeld

Zu den Hauptpflichten des Bürgers gehörten neben der Befolgung der städtischen Gesetze die Steuerpflicht in Form der Vermögenssteuer, Schatzung oder Beth genannt, die persönliche Wehr- und Bewaffnungspflicht, den Wach- und Feuerwehrdienst. Außerdem waren Arbeitsdienste² zur Erhaltung der städtischen Einrichtungen wie Stadtmauer und Türme abzuleisten. Im Gegenzug übernahm die Stadt den Rechtsschutz ihrer Bürger.

„Der Bürger Aydt

Ein jeder, so Bürger werden will, soll nach volgende Articul geloben

- Daß er niemandß Leibeigener oder unverechenter Knecht sey,
- daß er keinen nachvollgenden Herrn oder Krieg habe,
- daß er nicht in Acht, Pann oder niemandß unter versprochenen Schutz oder Schirm sey, auch ohn sonder erlauben unserß gn. Fürsten und Herrn von Würtzburg p. sich in niemandß Spruch, Schutz oder Schirm zu eigen oder geben wölle.
- Wo er mit seiner Fürstl. Gnaden Willen und Wissen wiederumb geurlaubt und hinweg zeucht, das er umb die Sachen, so sich zu N. verlauffen haben, es sey mit geist. oder weltlichen Personen daselbst zu N. gebührend recht geben und nehmen wölle.
- Das er uff nächstkünftige Einigung Seiner Fürstl. Gnaden und dero Capitul gewöhnlich Pflicht, Ayde und Erbhuldigung thun und sich hier zwischen wie andere Bürger, so seiner Fürstlichen Gnaden und Capitul gelobt und geschworen seint, treulich und gehorsamlich halten soll, ohn all Geverdte.
- So daß geschicht und Ihr Jeder sein Bürgerrecht bezahlt, soll er zum Bürger angenommen und eingeschrieben, aber ohne Unserß Gnädigen Fürsten und Herrens von Würtzburg p. sonder Wissen und Willen nit geurlaubt werden.“

Quelle: Stadtarchiv Karlstadt, Stadtbuch, S. 149 (Auszug).

Von der Möglichkeit, dieses Bürgergeld je nach Gegebenheit zu erhöhen oder zu senken, wurde reger Gebrauch gemacht, konnte man doch damit den Zuzug und die Bevölkerungszahl steuern. Als 1640/55, kurz nach Ende des 30jährigen Krieges in Karlstadt viele Häuser leer standen oder zerfallen waren, mußte ein Neubürger nur 3 fl. pro Person Einzugsgeld bezahlen, 1663/1700 waren es 12 fl. und 1750/1800 bereits 20 fl. Um 1820 verlangte man von einer fremden Person, die sich in Karlstadt niederlassen wollte, 25 fl. und zwei Jahre später nur noch 12 fl. 30 Kreuzer. Dieser Betrag galt aber nur für eigene Gemeindeangehörige. Für Angehörige von anderen inländischen Gemeinden verlangte

man 1834 35 fl. Ausländische mußten sogar 40 fl. Aufbringen, um das Bürgerrecht zu erhalten. Von Beisassen, also den Familienmitgliedern, wurde nach obiger Abstufung 5 fl., 20 fl. oder 25 fl. verlangt.

Diese Aufnahmegebühren wurden in Karlstadt mit einer Entschließung vom 19. Mai 1836 drastisch gesenkt. Ein Gemeindeangehöriger zahlte nur noch 8 fl., inländische 14 fl. und ausländische Bewerber 16 fl. Entsprechend preisgünstig kamen auch die Beisassen mit 1 bis 8 fl. davon. Als sich 1727 „viel untaugliches Volk“ in Karlstadt niederlassen wollte, zog der Magistrat die fiskalische Notbremse. Je nach Einschätzung der Bewerber verlangte er den Nachweis über ein Vermögen in Höhe von 2 fl. bis 300 fl. und das auch für diejenigen, die nach Karlstadt einheiraten wollten. Eine Abgabe mußte auch jeder bezahlen, der entweder durch Auszug aus der Stadt, Heirat, Erbschaft oder Auswanderung Vermögen aus der Stadt brachte. Diese Form der Abgabe hieß Nachsteuer oder Abzugsgeld.

Pflichten und Rechte des Bürgers

Die Verleihung des Bürgerrechts in einer Stadt brachte neben einer Reihe von Rechten eine weitaus größer Zahl von Verpflichtungen mit sich. Nicht jeder Einwohner wollte sich mit diesen vielfältigen Aufgaben belasten, und so kam es oft vor, daß sich wohlhabende Bürger vor unangenehmen oder zeitaufwändigen Aufgaben drücken wollten. Gegen eine geringe Entlohnung fand sich immer jemand, der den ungeliebten Wach- oder Feuerwehrdienst übernahm. Häufig mußte sich der Stadtmagistrat mit diesen „Drückebergern“ auseinandersetzen und oftmals brachte nur eine drastische Geldstrafe die notwendige Einsicht in diese wichtigen Gemeinschaftsaufgaben. Zu der großen Anzahl der Pflichten gegenüber der Stadt gehörten im einzelnen:

- Treue und Gehorsam gegenüber dem Rat,
- Einsatz für den Nutzen und die Ehre der Stadt,
- Befolgung der städtischen Gesetze,
- Steuerpflicht in Form der Vermögenssteuer, Verkehrs- und Verbrauchssteuer,

- Persönliche Wehr- und Bewaffnungspflicht,
- Wach- und Feuerwehrdienst,
- Arbeitsdienste für die Stadtbefestigung,
- Vor dem Stadtgericht Recht zu geben und Recht zu nehmen,

- Mitwirkung bei der Ergreifung von Friedensbrechern,
- Verzicht, Bürger vor auswärtigen Gerichten zu verklagen,
- Anzeigepflicht bei zur Kenntnis gelangten Friedens-, Rechts- und Ordnungsverstößen.

Dem standen diese Vorteile gegenüber:

- Stadt übernimmt den Rechtsschutz für die Bürger,
- Stadt übernimmt auswärtige Rechtssachen,
- Unterstützung bei der Beitreibung von Schulden fremder Bürger,
- Stadt verhandelt bei Beraubung des Gutes und bei Gefangennahme um Freigabe und Freilassung; sie kauft Bürger auch frei.

Gemessen an den Gegebenheiten vor rund 500 Jahren sind die Pflichten der heutigen Stadtbewohner bis auf eine wesentliche Pflicht gestrichen worden: der regelmäßigen Zahlung von Abgaben, Gebühren und Steuern. Gleichzeitig hat man die Freiheit gewonnen, über den Umfang seines persönlichen Einsatzes zum Wohle der Stadt und seiner Einwohner selbst frei zu entscheiden, um sich in Vereinen oder anderen gemeinnützigen Organisationen einzubringen. Nachlassendes Engagement für diese Aufgaben zeigt ein Umdenken bei den Stadtbewohnern: der Staat soll's richten – die Stadt soll's richten.

Anmerkungen:

- 1 Diese Verhältnisse und die damit verbundenen hygienischen Verhältnisse beschränkten sich nicht nur auf das Spätmittelalter. Sie waren bis ins 18. Jhd. und oft sogar noch bis ins 19. Jhd. üblich.
- 2 Diese Hand- und Spanndienste waren genau nach Art und Umfang geregelt. Wer zum Beispiel kein Fuhrwerk für den Transport von Sand, Steinen oder anderen Gütern zur Verfügung stellen konnte leistete „mit Hacke und Schaufel“ seinen Dienst für die Stadt oder den Bischof ab.

Die Roßmühle von Karlstadt

von

Georg Büttner

Auf Weisung des vormals staufischen Kanzlers und Bischofs Konrad von Querfurt (1198–1202) ist die Stadt Karlstadt als erste Gründungsstadt mit regelmäßigem Grundriß im Hochstift Würzburg um das Jahr 1200 entstanden. Eine ausführliche Beschreibung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Amt Karlstadt wird uns erstmals in dem vom Amtskeller Johann Schrautenbach – am 14. November 1453 – begonnenen Regelbuch überliefert. Die Bezeichnung „Amtskeller“ war Titel des höchsten fürstbischöflichen Beamten, der seinen repräsentativen Amtssitz bis zur Säkularisation im steinernen Saalgeschoß-Gebäude der bischöflichen Kurie in nächster Nähe zum Marktplatz hatte. Dort wurde der abgelieferte Zehntwein des Amtes eingelagert und ausgebaut. Unter Fürstbischof Julius Echter wurde ab 1602 ein repräsentativer Fachwerkbau, die heutige Polizeiinspektion, angefügt.

Das Regelbuch des Johann Schrautenbach, benannt als „*novus liber censualis* – das neue Zinsbuch“, enthält wertvolle Aufzeichnungen über Steuern und Abgaben, Rechte, Gewerbe und Berufe, Bürgernamen und allgemeine Verhältnisse in Stadt und Umland, die zu dieser Zeit dem Domkapitel unterstanden. Neben dem Weinbau und der Landwirtschaft, dem Handwerk, Handel und Gewerbe treten im Amt Wirtschaftszweige auf, die eine Zwischenstellung unter den Erwerbstätigkeiten einnehmen. Dazu gehören die Mühlen und Fähren. Mühlen tauchen im Regelbuch, das den Zeitraum von 1453 bis 1491 umfaßt, häufig auf. Sie erscheinen durch direkte Zeugnisse, etwa da, wo eine Mühle der Amtsherrschaft zinspflichtig ist. Zum anderen durch indirekte Zeugnisse dort, wo das Amt Karlstadt Müller als Eigenleute besitzt, die Lage der Mühle aber nicht benannt wird.

Dem Karlstadt gegenüber gelegenem Mühlbach stellt sich im 15. Jahrhundert als der Mühlenort des Amtes vor. Der Ort war eine planmäßige Anlage des 8. und 9. Jahrhunderts, als versucht wurde, dem „*fiscus regalis*“, also dem Königsgut Karlburg, eine zentrale Verwertungsstätte für das anfallende Getreide zu schaffen. Urkundlich faßbar wird Mühlbach jedoch erst im Jahr 1286. Weder in Karlburg selbst, noch im wesentlich später gegründeten Karlstadt wurden in der Folgezeit Mühlen errichtet, was wohl auch daran lag, daß in beiden Orten die notwendige Wasserkraft in Form eines starken Bachlaufes fehlte.

Am 16. April 1436 genehmigte Bischof Johann von Brunn den Karlstadtern eine Mühle auf dem Main mit Wehr und Zubehör, aus der, wenn sie in Gang kommt, jährlich 12 Malter Korn an Stift und Kapitel abzugeben sind. Der Text der im Stadtarchiv Karlstadt mit der Nr. 15 verwahrten Urkunde lautet dazu: „*Johanns, von Gotes gnaden Bischof zu Wirtzburg und Merten Truchses Dechant, und das Kapitel gestatten Bürgermeister, Rat und der Gemeinde der Stadt Karlstadt eine Mühle zu bauen uff dem Maine, auf Kosten der Stadt mit Wehren und Zubehör. Wenn diese Mühl im Gange ist, hat die Stadt den Vorgenannten zu reichen – 12 Malter Korn, 6 auf Walburgi und 6 auf Martini. Wenn die Müller sich mit der Mitze überheben sollten, so hat der Bischof das Recht, die Sache zum Nutzen der Bürger zu regulieren. Geben nach Christi unseres Herrn Gepurt vierzehn hundert Jare und darauf in dem sechsunddreißigsten Jare am Montag nach dem Sontag, als man in der Heiligen Kirche singt Quasi modo geniti.*“ Allerdings gibt es aus der Folgezeit keine Nachricht, die den Betrieb der Schiffsmühle bestätigen könnte. Auch das Regelbuch des Johann Schrautenbach schweigt darüber. Gegen die Errichtung einer Schiffsmühle vor der Karlstadter Stadtmauer wird auch die Zunft der Leinreiter protestiert haben, die mit ihren robusten Pferden auf Treidelpfaden am Mainufer die Schiffe gegen den Strom „bergwärts“ zogen.

Die Karlstadter Roßmühle

Roßmühlen spielten in den mittelalterlichen Städten einst eine große Rolle, wie zum Bei-



Abb. 1: Am Pfingstmontag 2008 wurde der Fischerplatz mit dem Mühlerturm (heute Brückenturm) zum Schauplatz der Einweihung eines Backhauses.

Photo: Manfred Schneider.

spiel jene von Rothenburg ob der Tauber, von der die dortige Chronik berichtet: „Anno 1516 ist die Roßmühle auf dem Mühlacker gebauet worden mit 5 Gängen. Dieser Mühl, als ein schön Kleinod bei der Stadt, hat man in Kriegszeiten, in Mangel Wassers und Durchmarschierung ganzer Armeen, sich immer stattlich bedient, sonderlich 1645, da man in der Stadt, weil die Mühlen im Taubertal alle okkopieret waren, sonst wegen Mangel an Mehl viele Inwohner hätten krepieren müssen.“

In der Südwestecke des Karlstadter Stadtmauerberings entstand gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein gedrungener Rundturm, der an dieser Stelle den Winkel zwischen land- und flußseitiger Befestigung deckte und zeitweise auch in seinem unteren Teil als wenig komfortables Lochgefängnis diente. Seit dem Bau der ersten Mainbrücke nach Mühlbach im Jahre 1880 wurde er als „Brückenturm“ bezeichnet, war er doch zu jener Zeit Wohn- und Arbeitsplatz der Brückenzoll-Einnehmer, die bis 1935 für jegliche Benutzung des Flußübergangs einen angemessenen Obolus kassierten.

Die neuzeitliche Bezeichnung hat einen wesentlich älteren Namen verdrängt, denn schon am Ende des 15. Jahrhunderts ist der Begriff „Mühlerturm“ überliefert, der auf das ganze angrenzende Stadtviertel, das „Mühlertürmer Viertel“, überging. Gleichen Alters muß demnach die Roßmühle sein, die in unmittelbarer Nachbarschaft gelegen, ihrerseits namengebend für den Turm war.

Zu einer gut ausgerüsteten mittelalterlichen Stadt, die mit einer festen Mauer umgeben war, gehörte selbstverständlich die Vorsorge mit Wasser und Lebensmitteln. Mehl als Hauptnahrungsmittel konnte damals allerdings in Vorratslagern nicht aufbewahrt werden, weil es nach dem damaligen Stand der Mahltechnik immer noch den ölhaltigen Keimling enthielt und daher in kürzester Zeit ranzig wurde. Mühlen gehörten daher zur Vorsorge, denn nur so konnte die Stadt einer Belagerung über längere Zeit standhalten. Im Oktober 1739 ist in den Karlstadter Ratsprotokollen vermerkt: „Das Kastenamt solle einen Getreidevorrat zur höchsten Notdurft der Bürgerschaft anlegen in Summa 200 Malter.“ Die städtischen Getreidevorräte befan-

den sich in der Spitalscheuer neben dem Kastenkeller. Die Kornvorräte des Stiftes Neu-münster wurden im adeligen Hof Rumrode in der Langgasse, an dessen Stelle das heutige Volkshochschulgebäude steht, aufbewahrt.

In friedlichen Zeiten brachten die Karlstadter ihr Getreide über den Main zu den Wassermühlen nach Mühlbach und Laudenbach oder nach Schönarts an der Wern und ließen es dort mahlen. So konnte die Stadt jederzeit mit genügend Mehl zum Backen und Schrot zur Viehfütterung versorgt werden. Über die Mühlen zu Schönarts berichtet Tanja Schaub-Güting in dem 2002 erschienenen Büchlein über die Mühlen und das Müllerhandwerk im Gemeindegebiet Eußenheim. Nur für Notzeiten hielt man innerhalb der Stadt Karlstadt die Roßmühle, ein von einem Pferd angetriebenes Göpelmahlwerk betriebsbereit, um auch in Kriegs- und Belagerungszeiten oder bei Eisgang und Hochwasser das notwendige Mehl herstellen zu können. Freilich erreichte diese bei weitem nicht die Kapazität der Wassermühlen. Einen ständigen Bedarf an den viel schlechteren Mahlzeugnissen der Göpelmühle hat es also nicht gegeben. Aus Sicherheitsgründen stand die Mühle in dem Winkel, den die Stadtmauer beim Mühlturn an der Südwestecke der fürst-bischöflichen Amtsstadt bildete. Durch Mauer und Turm war sie hier besonders geschützt. Mit häufigen Notfällen wurde aber offensichtlich nicht gerechnet, denn sonst wäre die Roßmühle nicht in einem so außerordentlich begengten Raum untergebracht gewesen.

Das Mühlengewölbe hat einen Durchmesser von 4,20 m. Dort konnten nur kleine Pferde oder Maultiere, sicher auch mit Unterstützung von Mühlknechten, den Mühlenbetrieb in Gang halten. Das entsprechende Räderwerk ist so ausgelegt, daß es Mahlsteine von ca. 80 cm Durchmesser bewegen konnte. War die Mühle Tag und Nacht in Betrieb, so konnten bei 100 bis 120 Umdrehungen des Mahlsteines pro Minute, in 24 Stunden insgesamt etwa 480 kg Schrot vermahlen werden; ohne Reinigen des Getreides und Sichten des Schrottes in mehreren Mahlgängen. Durch das Reinigen des Getreides wurde das Brot erst schmackhaft, denn der noch vorhandene Unkrautsamen machte das Mehl meist bitter,

und erst nach dem Sichten des Mahlgutes konnte feineres Brot und Gebäck hergestellt werden. Zum Mehlsichten war in dem Gewölbe jedoch kein Platz und in Notlagen keine Zeit. In Notzeiten drängten sich die Menschen in der Stadt zusammen, so daß mit etwa 2.000 Bewohnern gerechnet werden muß. Pro Einwohner, Kinder und Greise eingerechnet, konnten so rund 400 Gramm großes Brot aus 240 Gramm Schrot gebacken werden. Anzunehmen ist, daß aus dem Schrot auch Brei und Suppen bereitet wurden.

Mitteilungen aus dem Karlstadter Stadtarchiv

Im sogenannten Bilanzbuch des Karlstadter Schuhmachers und Bürgermeisters Kilian Ge-sell, in denen die Schiedssprüche der Feldgeschworenen von 1400 bis 1558 aufgezeichnet sind, findet sich der Vermerk: „*Jeremias Massenbach und Michel von der Mühlen sollen ihren Winkel an der Stadtmauer fegen, daß das Wasser seinen Ausfluß hat.*“ Die Roßmühle, das Anwesen mit der alten Hausnummer 309, war in städtischem Besitz und wurde für einen bestimmten Zeitraum an den Meistbietenden verpachtet. So lautet ein städtischer Eintrag von 1599: „*Schultheiß macht einen Mühlbe-stand (Mühlverpachtung) auf 3 Jahre.*“ Der Eintrag im Schatzungsbelag von 1720/1722 (Schatzung = Steuerregister zur Einhebung der gleichnamigen Steuer) für Peter Stanetter lautet: „...ein Haus zur Wohnung 80 fl.; die Roßmühl samt Scheuer, so auf gemeinem Platz stehen, nicht veranschlagt“. Dieser Eintrag deutet darauf hin, daß der Betrieb der für Notzeiten gedachten Roßmühle zu dieser Zeit bereits eingestellt worden war.

Die Müllerfamilie Trenner

Der aus Mühlbach zugezogene Müller Johann Michael Trenner, nachmals Bürgermeister und Schultheiß in Karlstadt, war Pächter der städtischen Roßmühle und kaufte am 6. März 1638 die daneben liegende städtische Spitalscheuer an der südlichen Stadtmauer. Er erwarb das Bürgerrecht, heiratete am 25. Februar 1642 Barbara Boxberger von Ham-melburg und hatte acht Kinder mit ihr. Bei den Einträgen in den Taufmatrikeln von St. Andreas ist sein Beruf zunächst mit Negotiator

(Händler) und später als Senator (Ratsherr) angegeben. Als Taufpaten der Kinder werden der Wirt des Gasthauses „Zur Judenschul“ Johann Mainhardt und seine Frau sowie die Ratsherrenfamilien Sixt, Neuckel und Scheuring genannt. Dies ist sicher ein Zeichen für das hohe Ansehen, das Trenner und seine Ehefrau in der Stadt genossen. In den Jahren 1655/1656 sowie 1665/1666 und 1676/1677 bekleidete Johann Michael Trenner das Amt des Bürgermeisters und Schultheißen von Karlstadt.

An Johann Michael Trenner erinnern noch heute zwei Grenzsteine von 1664 mit seinem Monogramm im Stadtgeschichte-Museum und das Altarblatt des 1678 von ihm für die Stadtpfarrkirche St. Andreas gestifteten „Trenner'schen Altares“, das heute in der Spitalkirche St. Jakobus aufbewahrt wird. Es stellt seine beiden Namenspatrone, Johannes den Täufer und den Erzengel Michael, dar und ist auch als das „„Jüngste Gericht““ bekannt. Johann Michael Trenner war der letzten namentlich bekannte Roßmüller von Karlstadt. Nach Auflassung der Mühle bildete deren Gewölbe den Unterbau für einen Haugarten. In einer Nachricht über die hiesige Frühmeß ist für das Jahr 1793 als Besitz des Gerbers Michel Winheim „ein Garten an der Roßmühle genannt“ verzeichnet. Die Roßmühle und ihr genauer Standort gerieten danach alsbald in Vergessenheit.

Als mit dem Bau der Mainbrücke 1880 die bisherige Mainfährergebühr durch einen Brückenzoll ersetzt wurde, wohnten bis 1935 die Zolleinnehmer in dem umgebauten Rundturm, der daraufhin im Sprachgebrauch vom Mühl- zum Brückenturm und im Karschter Dialekt zum „Brücketurmle“ wurde. Damit verlor sich auch die jahrhundertealte Bezeichnung „Mühltürmer Viertel“ für den 3. Distrikt des Stadtgebietes im Dunkel der Geschichte.

Wiederentdeckung des Gewölbes und Nachbau der Roßmühle

Der Altstadtsanierung in Karlstadt ist die Wiederentdeckung der Roßmühle an der Südwestecke innerhalb der Stadtmauer zu verdanken. Neubauarbeiten im Zuge der Sanie-

lung ermöglichten 1991 die Freilegung des vermauerten und mit Unrat verfüllten Mühlenraumes. Auf Vermittlung des Landesamtes für Denkmalpflege, erstellte ein Mühlenbauer Pläne zur Rekonstruktion der Göpelmühle, deren Verwirklichung jedoch aus Geldmangel nicht umgesetzt werden konnte. Die Herstellung der Mühle sollte damals rund 205.000 DM kosten. Nach Untersuchungen des Gewölbes durch die Stadtarchäologen Ralf Obst und Joachim Walther begannen im Jahr 1998 der vormalige Stadtschreiner Thomas Gsell mit seinem Sohn Peter und weitere ehrenamtliche Helfer mit dem Nachbau der Roßmühle. Der Mühlstuhl aus Eichenbalken und das Bied genannte Mühlgerüst, die Arbeitsbühne, wurden angefertigt und eingebaut.

Krankheitsbedingt erfolgte danach ein längerer Stillstand. Die Arbeiten konnten dann von Robert Marschall und Peter Maurer, zwei ehrenamtlich tätigen Mitgliedern des Historischen Vereins Karlstadt, gelernte Schreiner im „Unruhestand“ unter tatkräftiger Mitwirkung des städtischen Bauhofes, im Sommer 2002 fortgeführt werden. Es gab Kontakte mit dem Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim, dem Museum Herrenmühle in Hammelburg, dem Mühlenherhaltungsverein in Wiesthal im Spessart, mit der Müllerfamilie Ludwig von der Jägersmühle im Buchental und der Familie Döll von der Vogelsmühle in Aschfeld. Mit großem Enthusiasmus und einer ordentlichen Portion Optimismus ging man ans Werk, mit dem Ziel am Pfingstmontag 2004 – dem 11. Deutschen Mühlentag – fertig zu sein. Keiner von den Handwerkern verfügte über Erfahrungen mit dem Mühlenbau, ein Berufszweig, für den in der Vergangenheit auch die Bezeichnung „Mühlarzt“ belegt ist. Für viele Einzelteile gab es keine Pläne, so daß handwerkliches Können und immer wieder geduldiges Ausprobieren letztendlich doch zum gewünschten Ziel führten.

Ein professioneller Mühlenbauer wurde wegen der Mühlsteine zu Rat gezogen. Nachdem dort heute aber hauptsächlich Wasserräder in herkömmlicher Art und Turbinen zur Stromerzeugung hergestellt werden, mußten sich die Mühlenbauer wieder auf ihren Spürsinn verlassen. Schließlich konnte mit Wolfgang Strakosch aus Dillingen an der Donau ein



Abb. 2: Zum Mühlentag 2008 bilden Roßmühle und das an diesem Tag neu eingeweihte Backhaus wieder eine Einheit in der südwestlichen Ecke der Karlstadter Altstadt. Auf diesem Platz findet im Jahresrhythmus jeweils im Juni das Back- und Mühlenfest des Historischen Vereins Karlstadt statt.

Photo: Manfred Schneider.

Mühlenbauer für historische Mühlen gefunden werden. Die Mühlsteine aus Lavabasalt wurden in Mayen in der Eifel geholt, im städtischen Bauhof von Herrn Strakosch geschärfert und danach in die Roßmühle eingebaut. Der Antrieb der Göpelmühle mit einem Roß ist aus verständlichen Gründen heute nicht möglich, statt einer Deichsel für das Brustgeschirr des Pferdes wurden Holme angebracht. Mit deren Hilfe sind zwei Männer in der Lage, das Räderwerk der Mühle und den Läuferstein mit 300 kg Gewicht in Betrieb zu nehmen. Über den Schütttrichter mit Rüttelschuh wird das Getreide in das Steinauge des Mühlsteines befördert, zermahlen und fällt als Schrot über den sogenannten „Kleiekotzer“ in den Kleiekasten.

Der Historische Verein Karlstadt trat im Jahr 2003 dem Bayerischen Landesverband der Deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde und Mühlenerhaltung bei. Auch von dort kam bei Zusammenkünften der eine oder andere Hinweis, so daß letztendlich der Pfingstmontag 2004, der 11. Deutsche Mühlentag, zum Anlaß genommen werden konnte, die neu erstandene Roßmühle der Öffentlichkeit zu

übergeben. Nach einem ökumenischen Gottesdienst in der nahen Spitalkirche St. Jakobus und der sich anschließenden Segnung der Roßmühle wurde sie mit einem kleinen Festakt in Betrieb genommen. Im Rahmen einer Stadtführung ist die Besichtigung dieser im süddeutschen Raum sicher einmaligen Mühle möglich. Alljährlich Mitte Juni lädt der Historische Verein zum Back- und Mühlenfest ein. Dazu wurde im Jahr 2008 neben der Roßmühle ein Backhaus errichtet, das an die Tradition der Heimbecken und Gemeindebackhäuser in Karlstadt erinnern soll.

Quellen:

Zapotetzky, Werner: Karlstadt. Geschichte einer Stadt in Franken. Karlstadt 1980.

Schmid, Helmut: Das Karlstadter Regelbuch – eine Quelle zur Struktur des Amtes Karlstadt im 15. Jahrhundert. Heft 11 einer Schriftenreihe der VHS und des Hist. Vereins. 1989.

Schaub-Güting, Tanja: Mühlen und Müllerhandwerk – Geschichte eines traditionstreichen Gewerbes im Gemeindegebiet Eußenheim. 2002.

Stadtarchiv Karlstadt, Archiv Kreisheimatpfleger, Archiv Historischer Verein Karlstadt.

Das Landrichterhaus¹

von

Manfred Schneider

Die Lage

Der Umbau des Museumsgebäudes (Hauptstraße 11) zwischen 1977 und 1982 hat deutlich gezeigt, daß dieses Haus und das Nachbargebäude Nr. 9 ursprünglich ein Ganzes bildeten. Die Teilung geschah, wie später ausgeführt wird, nach 1620.

Der heutige Bestand ist aus dem Altstadtplan ersichtlich. Schon beim Blick auf diesen Grundriß fallen die äußerst regelmäßigen Begrenzungsmauern des Gesamtkomplexes auf, der ein Viereck von ca. 18 x 30 m bildet. Es gibt in der Altstadt zwar vergleichbar große, ja sogar größere Parzellen, die weitgehend noch ein sehr frühes Bebauungssystem erkennen lassen, doch kaum anderswo ist das so geschlossen der Fall wie im Bereich Hauptstraße 9/11.

Das Gebäude liegt innerhalb der Stadt an recht prominenter Stelle. Im Bereich der Unteren Hauptstraße bildet es praktisch einen Kontrapunkt zum Haus Nr. 56 in der Oberen Hauptstraße (Hohe Kemenate), jenem voll aus Stein errichteten Saalgeschoss-Bau aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, der wohl in der Frühzeit der Stadt einem Ministerialen des Landesherrn als Wohnsitz diente. Die Nähe zum Unteren Tor macht es wahrscheinlich, daß der adelige Bewohner im Kriegsfall die Verteidigung der Stadt zu leiten hatte. Wie Hauptstraße 56 zum Oberen Tor, so liegt der Komplex Hauptstraße 9/11 in nächster Nähe zum ehemaligen Unteren Tor nach Norden.

Das Alter

Was bei Nummer 9/11 heute noch an ältester Bausubstanz aufrecht steht, dürfte zwar jünger als bei Nummer 56 sein, ist aber in der Ausführung genauso auffällig: Auch hier ist ein zweigeschossiger Steinbau vorhanden, der noch heute die Ecke Brunnengasse – Hauptstraße dominiert. Deutlich sichtbar ist das Steinmauerwerk an den Ecksteinen, die über Putz liegen sowie an der Sandsteintafel mit dem leider abgespitzten Wappen und der In-

schrift „IOS • ADNOL“. Dieser Name war bisher urkundlich leider nicht dingfest zu machen doch ist die Wappentafel auch noch durch ihre Jahreszahl von großem Wert. Sie lautete 1449 und stellt damit die älteste Jahreszahl an einem Karlstadter Wohnhaus dar.

Gleich hoch wie das Steinmauerwerk an der Ecke Brunnengasse/Hauptstraße ist auch das Doppelgeschoss am östlichen Ende des in die Brunnengasse ragenden Flügels. Es besteht ebenfalls aus Stein und ist wohl auch gleichen Alters wie das Vorderhaus. Einen weiteren Hinweis auf das Alter des Gebäudes stellt die Trennwand zwischen dem Lichthof von Nummer 9 und dem Museumsgebäude dar. Sie zeigt Bauelemente, die wieder in die Zeit knapp nach 1400 führen. Erhalten ist ein großer Flachbogen im Erdgeschoss dieser Trennwand und darüber, im ersten Stock, eine zugesetzte Fenstergruppe mit steinernen Fensterkreuzen ganz ähnlich denen der Rathausfassade von 1422.

Dies und die Datierung der Wappentafel macht die Bauzeit zwischen 1440 und 1450 wahrscheinlich; die erste Bebauung auf dem Areal ist es sicher nicht. Ob es sich um den durchgreifenden Umbau eines der Hauptstraße 56 vergleichbaren Wohnturmes mit gleichzeitiger Erweiterung handelte, wäre nur durch eine fachgerechte Untersuchung zu klären.

Der Baubestand

Der erhaltene Baubestand läßt einen Rekonstruktionsversuch der Anlage zu, wie es sie zur Zeit des wappenführenden Besitzers Johannes Adnolt um 1450 ausgesehen haben mag: Es ergibt sich ein Vierflügel-Bau, der um einen recht großen Innenhof angeordnet ist. Der Bereich um den späteren kleineren Innenhof von Nr. 11 war damals eine Halle, die sich mit dem erwähnten flachen Bogen nach Norden, also in den großen, ursprünglichen Lichthof öffnete, der heute zu Nr. 9 gehört. Die Zufahrt zu diesem Innenhof des noch un-

geteilten Gesamtgebäudes erfolgte wohl schon über das noch heute vorhandene hohe Tor in der Brunnengasse.

Im Brunnengassen-Flügel des Hauses 9 wird das oberste (zweite) und, im Mittelteil, auch das erste Stockwerk durch eine weit auskragende Fachwerkkonstruktion gebildet, die, bis auf den östlichen Giebel, unter Putz liegt. Die ganze Ausführung läßt den Schluß zu, daß hier eines der ältesten Fachwerke in der gesamten Altstadt steht. Auch hier muß eine Befunduntersuchung die genaue Datierung erbringen, doch ist auf Grund der Konstruktion anzunehmen, daß sie noch vor 1500 liegt, vielleicht unmittelbar nach 1449 anzusetzen ist. Die Erhaltung gerade dieses Gebäudeteils über die Jahrhunderte hinweg bis in unsere Tage ist wegen der dort vorhandenen Innenausstattung als ein Glücksfall zu bezeichnen, dem Karlstadt ein bislang einmaliges Raumensemble verdankt. Das zweite Stockwerk im nördlichen Teil des Hauses 9 nämlich hat, in ganzer Ausdehnung entlang der Brunnengasse, ein Raumgefüge konserviert, das nicht nur für unsere Stadt als einmalig zu bezeichnen ist. Es handelt sich dabei um vier hintereinander liegende Zimmer, die man über einen langen Gang an der Südseite des Bauwerks erreicht. Dieser Korridor war ursprünglich über Brusthöhe wohl zum Innenhof hin offen. Der Zugang zum westlichsten Raum erfolgt heute unmittelbar vom Treppenhaus aus und dürfte durch Umbauten um etwa ein Drittel verkleinert worden sein.

Wie die Außenwände, sind auch die Unterteilungen im Inneren dieses Stockwerkes aus sorgfältig gearbeitetem Fachwerk ausgeführt, das zum größten Teil in brauner Farbe abgesetzt ist. Darf man auf Grund der Baugeschichte annehmen, daß dieses Fachwerk bereits vor 1500 errichtet wurde, so ist dies schon an und für sich bedeutsam genug. Gesteigerte Bedeutung erfährt das Raumensemble durch seine Bemalung, deren wichtigste Teile sich anhand einer Jahreszahl auf 1563 datieren lassen.

Die Teilung

Den entscheidenden Einschnitt für das Gesamtbauwerk bedeutete die Teilung, die aus

einem großzügigen Ganzen zwei Hälften machte. Nach einem Eintrag im „Bilanzbuch“ des „geschworenen Steinsetzers Kilian Gsell“² fand diese Teilung 1627 statt: „Hohenecker Viertel wie Anno 1627 Alberth Englerth und Egitij Hofsteller ihre Behausung ist entschieden undt vertheilt worden, nunc Michel Wackher undt Tobias Holtzmann.“ Das Anwesen war demnach bereits vor diesem Zeitpunkt in bürgerlichen Besitz übergegangen und als Einzelobjekt wohl für eine sinnvolle Nutzung zu groß.

Für eine Teilung um diese Zeit spricht auch der ursprüngliche, heute weitgehend rekonstruierte Innenhof von Hauptstraße 11. Seine ganze „Machart“ ähnelt vergleichbaren Höfen und Fachwerken in der Altstadt, so z.B. am Haus Hauptstraße 6 von 1626. Einen Sinn hat er nur dann, wenn man ihn im Zusammenhang mit der Teilung des Gebäudes sieht: Der Flachbogen zur vorhin erwähnten Halle an der Südseite des ursprünglichen Innenhofes wurde verschlossen. Die Fenster darüber setzte man ebenso zu. Die Nischen, die dabei entstanden, wurden figürlich ausgemalt, nach Angaben der Restauratoren im frühen 17. Jahrhundert. Aus der durch Bogen und Fenster reichlich durchbrochenen Hallenwand wird so die Trennmauer zwischen den beiden „neuen“ Anwesen.

Leider wurde während der Sanierung eine viel zu oberflächliche Befunduntersuchung gemacht, um hier genauere Aussagen zuzulassen. Trotz der Trennung blieb das Vorderhaus konstruktionstechnisch und statisch zwangsläufig eine Einheit. Die Unterzüge der Geschoßdecken laufen ebenso durch wie der Dachstuhl – eine Tatsache, die gerade bei der jüngsten Erneuerung von Hauptstraße 11 beim Umbau zum Museum den Nachbarn in Nummer 9 Aufregung und Ärger, der Stadt als Bauherrn monatelange Verzögerungen verursachte.

Die Renovierung von 1789

Unter dem Wachszieher und Handelsmann Jakob Lamprecht begann 1789 die späte, aber durchgreifende „Barockisierung“ des Teilgebäudes Nr. 11, die die 170 Jahre zuvor vollzogene Teilung nun auch an der Fassade zur

Hauptstraße hin nachhaltig sichtbar macht. Die „kosmetischen“ Arbeiten verändern die Fenster, wobei dem Zeitgeschmack entsprechend, auch die Fachwerkteile des Hauses unter Putz kamen und anstelle der einfachen Fensteraussparungen Gewänderahmen traten, die Steingewände vortäuschen sollten. Ähnliches geschah auch an vielen anderen Fachwerkbauten der Stadt. Im Steinmauerbereich des ersten Stockes und des Erdgeschosses sind die neuen Gewände aus Buntsandstein. Die Umgestaltung bezieht selbst die Kellerfenster mit ein und umfasst auch einen zeit-typischen, repräsentativen Eingang mit Oberlichtfenster. Hier ist, im Scheitelstein des Türsturzes, neben der Jahreszahl 1789 als dem Renovierungsdatum auch ein Kaufmannszeichen mit Monogramm angebracht; aus derselben Steinmetzwerkstatt stammt die vergleichbare Tür am Haus Hauptstraße 23, ebenfalls mit Kaufmannszeichen und Monogramm.

Weniger neuerungsbegierig als der Wachsieher und Handelsmann Lamprecht waren die damaligen Besitzer von Nr. 9. Eingangsportal und Kellerfenster blieben unverändert und es ist fraglich, ob das jetzt nicht mehr vorhandene doppelte Fenster links neben dem Eingang nicht auch noch, wie dieser, aus spätgotischer Zeit stammte. Nur im ersten Stock ging man daran, die steinernen Fenstergewände zu erneuern, bevorzugte aber einen geraden Abschluß anstelle des Flachbogens beim Nachbarn. Die Fenster im zweiten Stockwerk behielten, im Gegensatz zu nebenan, ihre einfache Holzumrahmung. Übereinstimmung herrschte wohl zwischen beiden Hausherren in der Frage des Verputzes; auch beim Hausteil Hauptstraße 9 legte man das Fachwerk unter Putz. Eine denkmalspfe-gerisch wenig angehauchte Zeit spitzte, um glatte Flächen zu bekommen, das Wappen von 1449 ab, was einen schweren Verlust für die Baugeschichte bedeutet. Ansonsten aber blieben in Hauptstraße 9 die Eingriffe auf unwesentliche Veränderungen beschränkt.

Insgesamt war die Renovierung von 1789 der letzte größere Eingriff in das Gesamtensemble vor der Sanierung von Haus 11. Während Nummer 9 bis heute in Privatbesitz blieb, ging Nummer 11 1861 für 4.100 fl. von dem

königlichen Gerichtsarzt und Stadophysikus Dr. Öhrlein an die Stadt über. Sie stellte das Haus als Dienstwohnung dem königlichen Landrichter zur Verfügung, dem Vorläufer der späteren Bezirksamtmänner und heutigen Landräten. Erster Nutznießer war Landrichter Kuettenbaum.

Nutzung im 20. Jahrhundert

Im 20. Jahrhundert wurde das Anwesen 11 als städtisches Mietshaus sehr intensiv genutzt, während Investitionen weitgehend ausblieben. Schließlich machte der bedenkliche Bauzustand eine Erneuerung dringend notwendig. Unter Rücknahme einiger Änderungen und Einbauten im Inneren, wurde im Vorderhaus der Raumbestand von 1789 wiederhergestellt und die Treppe an ihren früheren Platz im Innenhof zurückversetzt. Dieser wurde gleichzeitig originalgetreu erneuert. Dem 1985 hier eröffneten Stadtgeschichtlichen Museum steht somit auf drei Etagen eine Raumabfolge zur Verfügung, die typisch für ein gehobenes Bürgerhaus des späten 18. Jahrhunderts und gleichzeitig für die lange Baugeschichte bis zum Erreichen dieses Zustandes ist.

Haus Nr. 9 blieb, wie schon gesagt, von späteren durchgreifenden Renovierungen und Umbauten ausgenommen. Als Privathaus wurde es sorgfältig instand gehalten und überstand auch den letzten Krieg unbeschadet. Dieser Tatsache verdanken wir eine der am wenigsten bekannten und doch fast sensatio-nell zu nennenden Hinterlassenschaften in Karlstadt.

Die Malereien

Es ist die Zeit knapp nach den Markgräflerkriegen und den „Grumbachischen Händeln“, die 1558 in der Ermordung des Bischofs Melchior von Zobel von Giebelstadt³ in Würzburg ihren Höhepunkt erreichten. Die Auseinandersetzungen zwischen Wilhelm von Grumbach und dem Hochstift dauerten auch unter Zobels Nachfolger Friedrich von Wirsberg an. Zwischen der zweiten Septemberhälfte und den ersten Oktobertagen des Jahres 1563 waren der Bischof und viele seiner Domherren vor einer pestartigen Seuche in



Abb. 1: Im westlichen Raum 1 des Fachwerk-Aufbaus im Brunengassenflügel findet sich diese sehr fein ausgeführte farbige Kreuzigungsgruppe.
Photo: Manfred Schneider.

Würzburg nach Karlstadt ausgewichen, das damit vorübergehend zum Regierungssitz wurde. Der Aufenthalt des Bischofs endete jäh, als Wilhelm von Grumbach das nahezu ungeschützte Würzburg überfiel und ausplünderte. Bischof Friedrich kehrte sofort dorthin zurück. Grumbach wurde in die Reichsacht erklärt und 1567 in Gotha hingerichtet. Der Gedanke ist reizvoll, das kurze Karlstadter Regierungsgastspiel des Jahres 1563 mit den Malereien in Hauptstraße 9 in Verbindung zu setzen, reizvoll deshalb, weil eine ganze Reihe von Indizien in dieses Gedankenspiel hineinpaßt.

Dem Aussehen nach diente der östlichste der vier Räume – Raum vier für die weitere Zählung – als Küche, der daran anschließende mit geringen, kaum noch erkennbaren Maleireisten, darunter tanzende Paare, als Raum zu Wohn- oder Schlafzwecken. Wohn- und Aufenthaltsräume waren mit Sicherheit auch die beiden übrigen Zimmer westlich eines go-

tischen Holzbogens im Gang mit einem Zimmermannswappen.

Schon im Gang selbst beginnen die Maleireien, so etwa mit dem Namenszug „*Maria*“ über der Tür zu Raum 3 und dem seltsam primitiv anmutenden Bild eines Pferdegespanns vor einer Kanone auf der Trennwand von Gang und Zimmer zwischen Raum 3 und 2. Das fast zeichnerisch wirkende Bildchen wird von einem der Fachwerkposten unterbrochen und zeigt ein von drei Pferden gezogenes schweres Geschütz, hinter dem ein Geschützknecht mit Schwert und Gabel, begleitet von einem Hund, marschiert. Auf einem der Pferde sitzt ein Reiter, der die Pferde mit Tiere mit der Peitsche vorwärts treibt. Von der Ausführung her läßt sich das Bild mit den blassen Malresten in Raum 3 vergleichen, für die ein Entstehungsjahr nicht angegeben ist. Die fast bäuerliche Erscheinung des Geschützknechtes läßt an eine Darstellung aus dem Bauernkrieg denken, doch hat das Bild

wohl auch für andere Kriegszüge der an Auseinandersetzungen nicht eben armen Zeit Gültigkeit.

Sicher zu datieren sind die Malereien in Raum 2, den man ihres Inhalts wegen auch als „Sprüche-Zimmer“ bezeichnen könnte. Inneren über der Tür zum Gang findet sich – in zwei Schichten übereinander angelegt – die Jahreszahl 1563. Im rechten Winkel dazu führt, als einzige direkte Verbindung innerhalb der Zimmer, eine Tür zum westlichsten Raum, der hier als Raum 1 bezeichnet wird. Über ihr steht in spätgotischen Lettern die Inschrift „*Soli deo gloria*“, d.h., „Die Ehre Gott allein“. Unmittelbar neben der Verbindungstür zu Raum 1 steht als einzige figurliche Malerei des Zimmers eine Darstellung der Kreuzigung. In knappen schwarzen Umrißstrichen sind Kreuz und Kruzifix entworfen und farbig gefüllt. Schriftbänder zu beiden Seiten zeigen die Bibelinschrift, die man auch auf zeitgenössischen Bildstöcken findet: „*Fürwar er trug unsren Schmertzen – hott auff Sich Geladen unser Siindt.*“ In gewissem Kontrast zu dieser religiösen Thematik stehen die acht Spruchinschriften, die den Rest des Raumes füllen. Zum Teil nehmen sie auch Bezug auf biblische Inhalte, setzen sich aber durchaus weltlich, teils ironisch und manchmal hinterständig mit Tugenden und Lastern des Alltagslebens auseinander.

Der westlichste, vorderste Raum der Wohnung, heute kleiner als im ursprünglichen Zustand, fällt durch die äußerst sorgfältige Gestaltung der Decke auf. Sie ist abgehängt und schafft damit eine noch wohnlichere Atmosphäre als in den anderen Aufenthaltsräumen. Was dem Raum jedoch innerhalb des gesamten Bereichs eine Sonderstellung zuweist, sind die zwei übereinander liegenden Malschichten an der Ostwand, die bedauerlicherweise an vielen Stellen bis auf die Gefachefüllung aus Lehm, abgesprungene sind. Von der unteren Schicht sind nur noch Reste einer sehr gezeichneten Kreuzigungsgruppe zu erkennen, die nach oben hin durch die Querbalken der Decke verdeckt werden. Mithin muß die Malerei entstanden sein, bevor die heutige Decke eingezogen wurde.

Die zweite Malschicht stammt, wie vor allem der Vergleich der Schriftzüge nahe legt,

von der gleichen Hand wie die Malerei im Sprüchezimmer nebenan. Erkennbar sind zum einen, unmittelbar über der Kreuzigungsgruppe, Reste von rennenden Tieren – vermutlich Überbleibsel einer Jagdszene. Daneben findet sich eine Reihe von Wappen.

Die Sinnsprüche

Beginnt man mit der Westwand im Raum 2, dann heißt es dort neben dem Kruzifix im hinteren Gefach: „*Leidt, Meidt und Schweig und vertrag / Dein nott nimandt clag / An Gott nit verzag / Glück kümbt alle Tag*“ und darüber „*Mancher den andern offt verleucht (= verleugnet, belügt) / und doch damit Sich Selbs bedreugt (= betrügt) / Es lert erfahrenheit und die Schrift / Das untrew doch treu heren trifft.*“ Man fragt sich, und das übrigens nicht nur bei diesem Spruch, ob die Aussage nicht bewußt auf die Ereignisse im Bistum zielt und vielleicht mit dem „treuen Herrn“ Bischof Friedrich, mit der Untreue Wilhelm von Grumbach gemeint ist.

Die Nordwand hat vier mit Sprüchen bemalte Gefache. Oben links lesen wir: „*Wer mir argues thut / die Sach war nicht so gut / Ich sehe ihn so leis (= sanft, anständig) nicht an / Ich gedenck im (= ihm) denoch dran*“, was im Klartext bedeutet „Wenn mir einer Böses tut, finde ich das nicht so gut, und schau ich noch so sanft ihn an, so denk ich dennoch immer dran“. Darunter findet sich die Überlegung, wie Besitz recht einzusetzen sei: „*Wer armudt leidet mit Geduldt / der mag wohl haben Gottes huldt / Der wird nicht besitzen Gottes Reich / er wird dan hie dem Latzo (= Lazarus) Gleich / Den acht ich für ein reichen man / der seiner Gütter gebrauchen kan / dem armen zu nutz und zu keiner Sündt / Sunst ich nicht gutz im reichtum fint.*“

Rechts neben dem Fenster lesen wir oben eine bündige Selbsterkenntnis: „*Ich bin arm und bin nicht Schön / Sint das nicht Grosser mangel zuen (= zwei)*“ und darunter abermals Gedanken über den Reichtum: „*Reichtum lest sich gar schon (= schön) sehe an / Wirt auch geliebt von iederman / So mans aber beim licht besicht / Ist Sorg und angst und anders nicht / Paulus sagt, die reich wollen sein / fallen in angst und Schwere pein /*

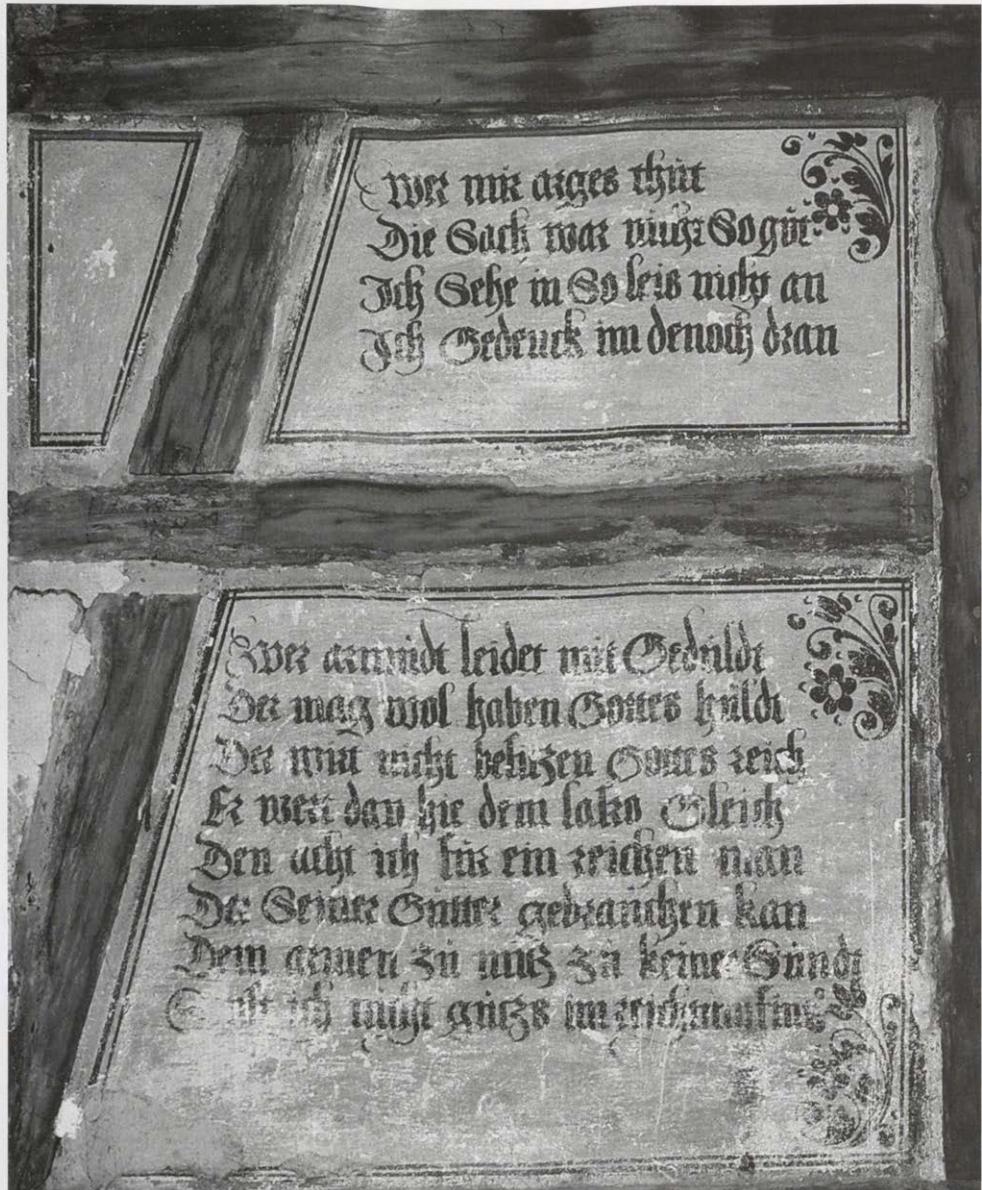


Abb. 2: Ein Beispiel für die vielen Sinsprüche in den Gefachen der Wände, ist dieser nachdenkliche Spruch über Reichtum und Besitz in der diesseitigen Welt.

Photo: Manfred Schneider.

Ein trucken prott (= Brot) mit fride Gessen /
Ist besser den in Sorgen Gessen (= gegessen)“.

Zwei Sprüche finden sich schließlich an der Ostwand – voll Hintersinn der obere:

„Mancher fragt mich‘ wie mirs gehe / Sag mirs woll es thet im wehe (= sage ich, daß es mir gut geht, täte es ihm weh) / Mit solcher trew wie er‘s meintt / Wil ich lachen wan er weindt“, während der untere zu Bescheiden-

heit und Gottvertrauen aufruft: „*Leb hie in Geduld auff erden / Dir mag (= kann) nicht mer werden / Dan essen und trincken und gewandt / und was du host von Gott erkandt.*“ In Raum 1 fällt an der Ostwand eine schon bruchstückhafte Inschrift auf: „...*Den mit dermas wie Du host Gemessen wirt dein auch nitt wieder vergesse / Die trew istkleinin diser Zeit bei meniglich in / Sonderheit / Ein ider thut itz wie er mag bis das er fült auch Seinen Sack.*“

Vielleicht wieder ein Hinweis auf die Ereignisse der Zeit um 1563, als es unter anderem auch um eine Zahlung von 10.000 Goldgulden, einer damals horrenden Summe, ging. Es ist daher kaum abwegig, zwischen Spruch und den Zeitereignissen einen Bezug herzustellen, besonders dann nicht, wenn man das gesamte gemalte Umfeld der Inschrift mit einbezieht. Es besteht, wie oben schon erwähnt, aus einer Reihe von Wappen, die auch auf die Nordwand oberhalb des Fensters übergreifen. Abgebildet sind der Schild der Voite von Rieneck, das Wappen der Familie Neustetter, genannt Stürmer, das derer von Grumbach mit dem Rosen tragenden Mohren, ferner das allseits bekannte Thüngener Wappen, das ebenso wie der Schild derer von Lichten-

stein herausgehoben in einem einzelnen Feld steht und Reste einer Helmzier zeigt. Den Abschluß bildet das von Knoeringen'sche Wappen mit dem silbernen Ring im schwarzen Feld. Auffällig ist, daß es sich bei den sechs eben erwähnten Wappenbildern, von denen das der Voite von Rieneck mehrfach erscheint, sämtliche um solche von Domherren aus der Zeit um 1563 handelt.

Anmerkungen:

- 1 Dieser Beitrag ist die überarbeitete und gekürzte Fassung eines von Werner Zapotetzky 1977 zusammengestellten Vortrages für den Frankenbund. Der Text wurde von ihm mehrmals bearbeitet und am 28. März 1992 abgeschlossen. Im Jahr 2008 kam das Haus Hauptstraße 8, im Volksmund „Goldkuhle-Haus“ genannt, in städtischen Besitz. Im Erdgeschoß des Vorderhauses zur Hauptstraße hin wurde die Tourist-Information eingerichtet und 2009 bezogen. Der Rest des Anwesens wartet weiterhin auf eine fachgerechte Sanierung.
- 2 Stadtarchiv Karlstadt KAR/AA-B 12.0.1.
- 3 Das Wappen dieses Bischofs ist in luftiger Höhe an der Südseite des Oberen Turmes (Katzenturm) zu sehen.

Die Karlstadter Gemarkung und ihre Flurnamen

von

Manfred Schneider

Es war keine üppige Mitgift an Grundbesitz, die Karlstadt bei seiner Gründung um 1200 mit auf den Weg bekam. Von Karlburg kam das, was man geben wollte, konnte oder mußte. Den Rest steuerten die Würzburger Bischöfe bei. So anno 1352, als Albrecht von Hohenlohe den Karlstadtern den „Forst“ hinter dem Saupurzel schenkte. Trotzdem ist es erstaunlich, daß sich auf dieser relativ kleinen Siedlungsfläche, eine Markung mit rund 80 Flurbezeichnungen entwickelte.

Viele Namen haben sich über die Jahrhunderte fast unverändert erhalten, andere mußten sich Wandlungen gefallen lassen, und einige sind aus unserem Sprachgebrauch völlig

verschwunden. Als Einstimmung in die Flurnamenvielfalt starten wir zu einer Grenzwanderung durch die Karlstadter Flur am „Karlstadter Pfad“ in Gambach. Kurz nach dem „Rosenholz“ am „Kalbenstein“ verweigert uns der „Maingestellsgraben“ das Weitergehen. Bis zu seiner Verlandung (vor 1669) reichte hier das Mainwasser in einem tiefen, fischreichen Graben fast bis an die Steilwände. Entlang am „Karlburger Bild“ und dem „Hammersteig“ erreichen wir kurz vor Karlstadt die kleine Kapelle am „Eußenheimer Steig“.

Bei der Überquerung des Segelfluggeländes nach Südosten lassen wir rechter Hand den

„Schindwasen“ liegen und spazieren, das Wernthal vor uns, in den „Bayerleinsgrund“ hinunter. Über das „Bachflürl“ und „Forstgründel“ steigen wir wieder zum Saupurzel hinauf bis zum „Zollstock“, wo wir auf den Radweg nach Schönarts in den „Müllersgrund“ hinein fahren können. Die Grenze zu Stetten geht weiter über „Streitberg“ und „Steinberg“ ins „Stetterloch“ und weiter hinab in den Einschnitt des „Bardentals“. Von dort dann dem „Stubbengraben“ entlang, über die Würzburger Straße, wo schließlich unsere Wanderung bei den „Spitzäckern“ am Main endet.

Wenden wir uns wieder der Stadt zu. Der „Anger“ dürfte jedem bekannt sein. Hier stand bis 1665 die Schießhütte der Karlstadter geschworenen Schützen, ehe sie wegen des Klosterbaus abgerissen wurde. Etwas schwieriger dürfte es sein, die „Zent“ einem bestimmten Ort zuzuordnen. Es war der Bereich vor dem Oberen Tor, wo heute die Bavaria steht. Es war der Gerichtsplatz des Zentgerichts, das viermal im Jahr Hochgericht abhielt und im 14tägigen Turnus kleinere Fälle behandelte. Zu einem Gericht gehörte auch ein Galgen. „Am Galgen“ hieß das kleine Geländedreieck bei der Ersten Station des Kreuzweges allerdings nur für kurze Zeit. Er wurde 1551 auf die Höhe verlegt, wo ein Schotterweg an der Arnsteiner Straße (früher: Viehweg) zum Saupurzel abzweigt.

Die meisten Flurbezeichnungen haben sich von Generation zu Generation in ihrer sprachlichen Form erhalten. Einige Formen haben im Lauf der Zeit eine oder mehrere Änderungen erfahren. Eine reiche Fundgrube für Flurnamen des ausgehenden Mittelalters ist das zwischen 1440 und 1490 erstellte Gefälebuch des damaligen Amtskellers Johannes Schrautenbach, die sogenannte „alt Regel über Carlstadt“. Vergleichen wir einmal die Schreibweise einzelner Flurbezeichnungen mit den heutigen: Bacherts/Bacharz – Bagerts/Bagert; Hoenburger Steige – Hammersteig; Am Schalant – Am Schallerts; Driangell – Am Tiefen Weg; Lonckher/Lönkher – Lenker/Lönker.

Die auffälligste Wandlung hat der Karlstadter Hausberg vollzogen. 1440 erscheint er als „Sewbulzell“, 1593 wird er zum Saubüel

bis irgendwann aus den entsprechenden Silben der beiden Bezeichnungen der Saupurzel/Saupürzel/Säupürzel entstand wobei die letzte Bezeichnung mehr umgangssprachliche Bedeutung hat. Eine mehrmalige Änderung mußte sich auch die Überhöh/Ueberhöh gefallen lassen. Von 1400 bis 1700 „Überhow“ geschrieben, artete sie allmählich zum „Ueberheinlein“ aus. Dies war für den allgemeinen Sprachgebrauch zu umfangreich, und so wurde aus dem Ueberheinlein umgangssprachlich das „Ueberhöele“, die verkleinerte Form von Ueberhöh, genauso wie vor über 300 Jahren.

Von den verschwundenen Karlstadter Flurnamen seinen nur einige erwähnt. Vor allem durch die allmähliche Regulierung des Maines hat sich das Bild der Flusslandschaft verändert und mit ihr das Wissen, daß der Main einst als breiter, behäbiger und flacher Fluss durch Karlstadts Gemarkung floß. Seine Wasser umflossen noch verschiedene, mit Gras, Schilf und Weiden bewachsene Inseln, deren Weidenutzung oftmals zu erbittertem Streit mit den Karlburger Nachbarn führte. So bestimmte das Stadtgericht, daß den widerrechtlich grasenden Karlburger Gänse auf der Karlstadter Mainseite von den Karlstadtern die Hälse umgedreht werden durften, die toten Gänse aber liegenbleiben mußten, damit sie von Karlburgern abgeholt werden konnten.

Wir wissen von einem „Wörth im Bacharts“ und der „Lichtenau“, ungefähr dort, wo heute das Schwimmbad und die Sportplätze sind. Bei Karlburg gab es den Bäuerleinswerth (Bäuerles Werth am Kalbenstein), 1670 von der Stadt als Viehweide angekauft. Der Weide- und Fischzins vom „Werth unter dem Stein“ (Stettener Stein) ging an die Äbtissin von Kloster Himmelspforten. Eine größere Maininsel gab es auch bei der „werde am hirßfeld“ (Hirschfeld).

In den vielen Fällen war die Vergabe eines Flurnamens eng mit der landwirtschaftlichen Nutzung verbunden: Holzleite, Baumgärten, Langenhecken und Holtzpfad um nur einige zu nennen. Fiel sie weg, geriet auch die Flurbezeichnung in Vergessenheit. So geschah es mit den Äckern am „Lausbaum“, dem Gelände zwischen Zementfabrik, Eisenwerk und Sägewerk Kohl. Das gleiche Schicksal hätte

fast das „Sändlein“ getroffen. Vor Jahrzehnten noch Turn-, Eislauf- und Badeplatz der gesamten Karlstadter Jugend wurde das Freizeitparadies im Laufe der Zeit zum Wäschetrockenplatz, danach zum Schwimmbad und Campingplatz. Der Sändleinsweg hinunter zum Schwimmbad hält die Erinnerung an diese alte Flurbezeichnung wach.

Quellen:

Urkunden des Stadtarchivs Karlstadt;

Kilian Gsell, Bilanzbuch, 1669;

Johannes Schrautenbach, Alt Regel über Karlstadt, 1440-90;

Hanns Meder, Rund um den Saupurzel, 1953 Nr. 8;

Franz Schwarz, Rund um den Saupurzel, 1954 Nr. 8, 1955 Nr. 1 und 3;

Vom Autor dieses Beitrags erschienen in den Karlstadter Jahrbüchern 2008 bis 2011 vier ausführliche Artikel über die Karlstadter Gemarkung und deren Flurnamen.

Rechtsprechung und Strafen in Karlstadt

von

Manfred Schneider

Das Stadtgericht

Für die große Masse der Bevölkerung war im späten Mittelalter bei Strafsachen das Ortsgericht zuständig. In Karlstadt tagte das Hochgericht vier Mal im Jahr, gewöhnliche Kleinfälle und Zivilsachen wurden vierzehntägig verhandelt. Ein peinliches Gericht, bei dem über schwere Delikte mit Leibes- und Lebensstrafen (Hals- und Handsachen) verhandelt wurde, fand je nach Bedarf zusätzlich statt. Das Zentgericht bestand aus dem Zentgraf, 15 Schöffen und acht Bürgern aus der Stadt für den Schutz des Angeklagten beim Geleit aus dem Stock (Gefängnis) zum Gericht oder auch zum Galgen. Dieser Geleitschutz, mit Harnisch, Spieß oder Büchsen ausgestattet, schützte, wenn Kriminalfälle an der Zent zur Verhandlung anstanden, das hohe Gericht und falls notwendig auch das neugierige Publikum. Der Gerichtsplatz befand sich vor dem Oberen Tor. Auf dem Zentstuhl nahm der Zentgraf in Harnisch und umgürtem Schwert Platz nahm. Bei schlechtem Wetter fanden die Verhandlungen in einem Wirtshaus oder im Rathaus statt.¹

Der Umfang der Gerichtsbarkeit der Karlstadter Zent wird im Jahr 1552 beschrieben: „Geleit zu Wasser von der Gainfurter Markung oberhalb Harrbach bis unter Himmelpforten der Thürenbrücken gleich. Geleit zu Land bis zum Kreuz auf der Hainbucht ober

Eschenbach, item bis zum Kreuz bei dem steinernen Bildstock zwischen Bonnland und Hundsfell.“ Neben Karlstadt gab es in einigen Ortschaften auch ein eigenes Dorfgericht. So mußte sich Gambach nicht an das Zentgericht in Karlstadt wenden, außer in Mordsachen und anderen schweren Delikten. Gambach war in Gerichtssachen eigenständig. Mühlbach dagegen gehörte zum Stadtgericht in Karlstadt. Oberste Instanz für die Dorfgerichte und das Stadtgericht war das Brückengericht in Würzburg.

Kriminalität war im Mittelalter zunehmend zu einer Massenerscheinung geworden. Herrenlose Kriegsknechte und Söldnerhaufen ohne Dienstverhältnis gingen auf Beute aus und verunsicherten Dörfer und Landstraßen. Hinzu kam, daß angesichts einer allgemeinen Verarmung viele Menschen aus materieller Not versuchten, durch Raub und Diebstahl ihr Leben zu fristen. Bettler, fahrendes Volk, Pilger, entlaufene Mönche und Nonnen, geflohene Unfreie und aus der Gesellschaft ausgestoßene Rechtsbrecher bevölkerten die Landstraßen. Sie wurden zur Landplage und suchten Zugang zu den Städten.

Die Strafen

Grausame Härte und Einfallsreichtum kennzeichneten das Strafensystem. Es herrschte der Gedanke, wonach die Strafe

dem Täter das gleiche Übel zufügen sollte wie dieser dem Opfer. So verletzte die sündhafte Tat die göttliche Ordnung und brachte Unheil durch Hungersnöte, Unwetter und Krankheiten. Vor allem sollte die Strafe der Abschreckung dienen und den Verbrecher unschädlich machen. Todeswürdige Verbrechen waren Diebstahl, Raub, Mord, Brand, Verrat, Ehebruch, Bigamie, Blutschande, Zauberei oder Fälschung. Zu den Verstümmelungsstrafen zählten Abhauen der ganzen Hand, einzelner Finger oder Fingerglieder, Abschneiden oder Ausreißen der Zunge (bei Meineid und Falschaussagen, Gotteslästerung oder Verrat von Geheimnissen), Blending oder das Abschneiden von Ohren. Zu den Leibstrafen (Haut und Haar) gehörten Schlagen mit Ruten, das Haar Abschneiden und Brandmarke. Die Ehrstrafen dienten der öffentlichen Beschimpfung und Demütigung durch „schimpflichen Aufzug“, wobei der/die Verurteilte barfuß oder im Hemd durch den Ort gehen und einen ihn/sie verächtlich oder lächerlich machenden Gegenstand tragen mußten. Ferner das Stehen am Pranger oder durch Abbitte durch Widerruf in schimpflicher oder demütigender Form. Die Freiheitsstrafe hatte als Strafe nur eine geringe Bedeutung. Verhängt wurde sie etwa gegen zahlungsunfähige Schuldner. Die Gefängnisse in Türmen oder Rathäusern dienten vorwiegend zur Verwahrung der Gefangenen während des Prozesses.²

Bußgelder

Wie in anderen mittelalterlichen Städten auch, waren die Wachen an den Karlstadter Stadttoren angehalten, besonders kritisch alle „Ausländischen“ zu kontrollieren und beim kleinsten Verdacht den Zugang zur Stadt zu verweigern. Durch diese strenge Selektion hielt man sich viel Gesindel vom Leib und damit auch mögliche Unannehmlichkeiten. Immer wieder wurde die Bevölkerung davor gewarnt, ausländischen Manns- oder Weibspersonen Aufenthalt zu gewähren. Dies mag der Grund dafür gewesen sein, daß sich das Stadtgericht in erster Linie mit Zivilsachen beschäftigen mußte und dafür Ehr- und Geldstrafen aussprach. Beliebt waren vor allem Geldstrafen, da sie – so wie heute das allge-

genwärtige Bußgeld bei Verkehrsübertretungen – fast schon eine regelmäßige Einnahmequelle für die immer klamme Stadtkasse darstellten.

So mußte im Jahr 1577 derjenige mit einer Geldstrafe rechnen, der keine Wassertonne mit Löschwasser vor seiner Haustüre hatte. Gleichzeitig drohte man den Wirten, wenn sie fremden Wein oder fremdes Bier einführen und ausschenken würden. Empfindlich reagierte der Rat auch auf den Versuch der Wirte, sauren alten Wein mit neuem Wein zu verschneiden.

Im April 1637 verkaufte der Bäcker Barthel Siegel „ein so schlechtes Brot, daß dergleichen fast nicht gesehen worden und ein erbärmlicher Anblick ist“. Die Empörung darüber muß groß gewesen sein, denn zum Bußgeld von 10 Reichtälern kamen noch 14 Tage Haft im Mühlturn hinzu. Das weitere Schicksal von Barthel Siegel ist nicht überliefert, aber nach der Entlassung aus der Haft dürfte er als Bäcker wohl ruiniert gewesen sein.

Im Dezember 1637 kam es in der Stadt zu einer größeren gewalttätigen Auseinandersetzung, die im Protokoll von damals als „mutwilliger Zottel durch Bürger dieser Stadt“ beschrieben wird. Die Strafe bestand darin, daß man zuerst die eine Hälfte, danach die andere Hälfte der Streithähne in den Mühlturn sperrte. Fluchen und Schwören galt als Gotteslästerung und fand keine Gnade vor den Richtern. Die verhängten Geldstrafen kamen sinnigerweise der Kirche zugute, und so konnte sich nur einer darüber freuen – der Stadtpfarrer. Zwar schimpfte er sonntags im Gottesdienst über die Sünden seiner Schäfchen, war aber über die zusätzlichen Einnahmen mit Sicherheit nicht unglücklich.

Manchmal war das Stadtgericht am Ende seiner Urteilskraft und gab – wahrscheinlich genervt – die Angelegenheit an den Stadtpfarrer weiter. Im Jahr 1638 klagt Lorentz Schneider wegen „sein unbändiges Weib, bei dem er länger nicht bleiben könne noch wohnen“. Er bittet um Remedierung (Auflösung) der Ehe. „Weilen aber stadtkündig, was losen Lebens sie miteinander führen, auch alles an ihnen nit fruchtet, also solle der Mann mit dem Loch, das Weib mit dem Narrenhaus ge-

straft werden. Da keine Hoffnung auf Besserung besteht, soll der ganze Handel dem Pfarrherrn als Ehesache anheim gestellt werden.“ Der Ausgang des Verfahrens ist leider nicht überliefert.

Bei manchen Urteilen ging es in gewisser Hinsicht demokratisch zu. So im Jahr 1680, als den Verurteilten bei ausgesprochenen Strafen die Wahl zwischen Pranger, Loch oder Geld überlassen wurde. Diese Möglichkeit gab es wohl deswegen, weil sich in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg die Stadt und ihre Bewohner in einem äußerst bemitleidenswerten Zustand befanden und man dies in dieser Form berücksichtigen wollte.

Im gleichen Jahr traf es auch sämtliche Metzger in der Stadt. Für sie war es fast unmöglich, frisches Fleisch in die Stadt zu bringen und zu verkaufen. Am Ende des Jahres drohte ihnen der Magistrat mit einer Konventionalstrafe in Höhe von 5 Gulden, weil sie selbst an Kirchweih kein Rindfleisch verkauft hatten. Ab sofort mußten sie, um die Strafe zu umgehen, wöchentlich einen Ochsen schlachten.

Wie schlecht es um die Versorgung der Bevölkerung in dieser Zeit bestellt war, zeigt ein Befehl der Kurfürstlichen Regierung in Mainz und Würzburg. Für den Tatbestand des Baumfrevels sollte der Täter mit Augen-Ausstechen oder Hand-Abhauen bestraft werden. Noch schlimmer traf es den, der einen Gartendiebstahl begangen hatte. Beim ersten Mal wurde er mit einem Landesverweis gestraft. Ließ er sich wieder blicken, sollte die Hand abgeschlagen werden. War er danach immer noch im Land, drohte die Todesstrafe.

Die Wände der Häuser waren dünn und wachsame Augen überall. Nur so ist es zu erklären, daß 1687 gleich fünf Bürger der Stadt wegen „unehelicher Beihwohnung“ zu Geldstrafen zwischen zwei und fünf Gulden verurteilt wurden. Im Gerichtsprotokoll sind sie namentlich aufgeführt und dem Leser bleibt es überlassen zu vermuten, wer mit wem etwas hatte: Hans Kempfen Sohn, des Bäckers Mägdelein, Hans Höflings Tochter, Friedrich Meyers Witwe und Hans Weissenberger.

Daß die Stadtwache nicht immer voll im Bilde gewesen ist, zeigt ein Vorfall im Januar

1707: „Weilen ein bettel Jung in der Soldaten Wacht underm Rathaus ein Arm voll Holz heimlich genommen und solchen verkauft hat, soll er deswegen 1 fl. 5 patzen zur Straff erlegen.“ Die Wache befand sich unter der Rathausstreppe und es dürfte nicht einfach gewesen sein, von dort – unter den Augen der Wächter – etwas zu entwenden. Eigentlich hätte auch die Wache wegen ihrer Unaufmerksamkeit bestraft werden müssen.

Viel Streit verursachten der Neid und die Konkurrenz der Handwerker und Händler untereinander. War es der Fürkauf³ an Markttagen oder die Lage der Verkaufsstände, es gab trotz einer ausliegenden Marktordnung nichts, über das nicht gestritten wurde. So stellte 1713 die Schneiderzunft den Antrag, daß der Schneider Hanns Klenzig gestraft werden solle, weil er zu billig gearbeitet hätte. Wie in anderen Fällen zuvor blieb es bei einer Ermahnung und den Hinweis, sich im Interesse der Zunft auf die Preise zu einigen. Wie man sieht, gab es auch schon damals Preisabsprachen zum Nachteil der Kunden und Verbraucher.

Wenn es um die Bezahlung der vom Gericht verhängten Geldstrafen ging, zeigte sich der Magistrat unnachgiebig. In den Statuten der (alten) Stadtgerichtsordnung war festgelegt, daß die verhängten Strafen und die Gerichtskosten nach der Urteilsverkündung bis spätestens zum Sonnenuntergang des Verhandlungstages bei der Stadt hinterlegt werden mußten. War dies dem Verurteilten nicht möglich, wurde er bis zur Begleichung der Schuld auf dem Rathaus festgehalten. Nicht jeder konnte in so einem Fall auf gute Freunde hoffen, die für ihn bürgten und zahlten.

Daß Nachlässigkeiten im Amt nicht nur finanziell geahndet wurden, sondern auch das berufliche Aus bedeuten konnten, zeigt sich im Fall des Kirchners Franz Auer im Jahr 1732. Zweimal hatte er am Abend vergessen, die Kirchentüren abzuschließen und mußte deswegen drei Gulden Strafe bezahlen. Als sich dies wiederholte, wurde er im Januar 1734 aus diesem Amt entlassen. Daraufhin gelobte er Besserung und wurde gegen Zahlung von 8 Gulden am 15. Januar 1734 wieder in sein Amt als Kirchner eingesetzt.

Besonders hart traf es Dienstboten, die sich weigerten, einen versprochenen Dienst ordnungsgemäß anzutreten. In einer Verfügung – sie wurde das erste Mal am 4. Februar 1745 angewendet – drohte der Rat mit einem Stadtverweis. Vor allem die vielfältigen Verfügungen, verbunden mit der Androhung von Strafen, sollten das Leben in der Stadt in geregelte Bahnen leiten. Normalerweise reichte das Wissen um die zu erwartenden Strafen, so daß damit eine abschreckende Wirkung erreicht war. Wie im Fall der vier jüngsten Ratsmitglieder im Jahr 1773, als sie sich weigerten, den Himmel bei einer Prozession zu tragen. Neben der Androhung, ins Narrenhaus zu müssen, wurde ihr Amt als Ratsmitglied in Frage gestellt.

Beliebte und oft ausgesprochene Strafen waren das Einsitzen im „Narrenhaus“, eine kleine Zelle unter der Rathausstreppe und die Zurschaustellung am Pranger. Handelte es sich um Diebe, wurde ihnen gleichzeitig das Diebesgut um den Hals gehängt, als Kranz auf den Kopf gesetzt oder vor das Narrenhaus gehängt. Daß diese Art von Ehrstrafen noch bis Ende des 18. Jahrhunderts in Karlstadt ausgesprochen wurde, belegt ein Fall, der im Januar 1795 verhandelt wurde. Ein Mann hatte bei der vorjährigen Traubenernte eine halbe Butte Weintrauben gestohlen. Als Strafe wurde ihm eine halbe Stunde lang die Geige⁴ umgehängt, und der Stadtkecht führte ihn in dieser Zeit über den Marktplatz.

Als 1852 mit dem Bau der Ludwig-Westbahn begonnen wurde, brach für die jungen Männer in Karlstadt eine schwere Zeit an. Mit dem Bahnbau kam auch so mancher interessante „Ausländer“ nach Karlstadt und verdrehte den Mädchen den Kopf. Als eine Würzburger Dienstmagd zur Nachtzeit bei einem Eisenbahnarbeiter angetroffen wurde, mußte der Rat einschreiten und verhängte einen sechsstündigen Arrest. Allerdings blieb die Frage offen, wer dieses nächtliche Treiben beobachtet hatte. Daß dies kein Einzelfall war, beweist das Verbot, das ein lediges Karlstadter Mädchen traf. Ihr wurde untersagt, sich weiterhin mit einem Arbeiter aus Erlangen zu treffen.

Daß das richterliche Gremium dem katholischen Glauben angehörte, kann man im

nächsten Fall erschließen. Am 5. Februar 1885 befaßte sich das Gericht mit den Äußerungen der Arbeitslehrerin Schwester Gottfriede. Sie äußerte, und das noch dazu in ihrem Schulzimmer während des Religionsunterrichts, über den protestantischen Pfarrer: „Was kümmert mich der lutherische Brockenfresser!“ Gut möglich, daß der eine oder andere Schöffe genauso dachte und insgeheim der Schwester Gottfriede Recht gab. In dieser Zwickmühle entschied man ausweichend: „In dieser Sache sollen weitere Erhebungen gepflogen und eventuell eine Zurechtweisung gegen dieselbe veranlaßt werden.“ Nicht ganz so glimpflich kam 1892 der Postbote Nikolaus Taupp davon. Er hatte lautstark und wohl nicht ganz nüchtern, die Arbeit der Räte kritisiert. Diese waren davon nicht begeistert und gingen vor Gericht. Das verlangte von Taupp eine öffentliche Abbitte der Karlstadter Zeitung auf eigene Kosten.

In Karlstadt konnte man noch im Jahr 1888 für unerlaubtes Gänseweiden angezeigt und verurteilt werden. So mußte der Laudenbacher Sendel Frank für dieses Vergehen fünf Mark Strafe zahlen oder mit einer Anzeige bei der Amtsanwaltschaft rechnen. Eher verständlich und nachvollziehbar sind die Vergehen wegen Fleischaufschlag- oder Brückenzollhinterziehung und deren Ahndung mit empfindlichen Geldstrafen.

Mitte des 19. Jahrhunderts gründeten sich immer mehr Vereine in der Stadt und belebten das gesellschaftliche Leben nicht nur im positiven Sinn. So bekam die Vorstandshaft des TSV Karlstadt am 4. Mai 1892 von der Stadt folgendes Schreiben: „Infolge der Vorkommnisse in den Winternächten, welche Seitens der Mitglieder des Turnvereins nach eingetretener Polizeistunde vorgekommen sind – wie das Aufladen von Pflastersteinen und allerhand verschiedener Mutwillen und Unfug – wird die dem Turnverein verlängerte Polizeistunde auf unbestimmte Zeit eingezogen und die Polizei zur strengsten Kontrolle der gesetzlichen Polizeistunde beauftragt.“ Dies scheint die damalige Einwohnerschaft wenig beeindruckt zu haben, denn über die Jahre hinweg finden sich immer wieder Anträge auf Verlängerung der Polizeistunde, die auch genehmigt wurden. Darauf folgten immer

wieder „Rohheitsakte und Sachbeschädigungen“, worauf die Stadt wieder mit Rücknahme der Genehmigung drohte.

Als 1902 das Karlstadter Amtsgericht seine Arbeit aufnahm, standen für die Ratsmitglieder immer noch genügend Rechtsaufgaben zur Entscheidung an. Stadtpolizei und Nachtwache zeigten Übeltäter oder Störenfriede bei der Stadt an, und so mancher Nachbarschaftsstreit landete erst einmal auf dem Rattisch. Ein Problem waren die Zementarbeiter, rauhe Gesellen, denen besonders nach reichlichem Alkoholgenuss die Fäuste und die Messer locker saßen. So mußte der Stadtmaistrat im Juni 1903 massiv gegen die Unruhestifter vorgehen. Im damaligen Beschluß heißt es: „Es wird beschlossen, nachdem in letzter Zeit an den Samstagen und Sonntagen Exzesse und Raufereien unter den hiesigen Zementarbeitern stattfanden, die Nachtwache durch vier Mann und zwar zwei vor und nach Mitternacht zu verstärken und überdies die Polizeimannschaft mit einer Schußwaffe (Revolver) sofort auszurüsten.“

Die Radfahrer in Karlstadt müssen Verkehrsrowdies gewesen sein, denn nur so ist es zu erklären, daß die Stadt Vorschriften für den Umgang mit dem Fahrrad erließ. Eine Anzeige in der Karlstadter Zeitung vom Oktober 1905 machte dies jedem Radfahrer deutlich: „Gegen Radfahrer wird unnachsichtig mit Strafanzeige vorgegangen, wenn solche ohne Radfahrkarte fahren und sich gegen die ortspolizeilichen Vorschriften über den Radfahrverkehr vergehen.“

Als in den Jahren des Ersten Weltkrieges ein zunehmender Mangel an Verbrauchsgütern eintrat, traf dies auch die Kunden des Gaswerkes. Im September 1917 wurde als Verbrauchsnorm der Gasverbrauch des Vormonats – also der Verbrauch im August – zu Grunde gelegt. Wer ab Oktober 1917 mehr Gas verbrauchte als im August, mußte eine Überschreitungsstrafe in Höhe von 50 Pfennig pro Kubikmeter Gas je zur Hälfte an das Rote Kreuz und an die Armenkasse zahlen.

Über die Jahrhunderte hinweg nahmen es die Karlstadter mit dem Einhalten der Sonntagsruhe während des morgendlichen Gottesdienstes nicht so genau. Immer wieder klagten die Pfarrer über diesen Missstand und for-

derten vom Rat Abhilfe. Die Gründung des Fußballvereins Karlstadt im Jahr 1920 war für die Jugend ein weiterer Anreiz, dem Gottesdienst fernzubleiben und in dieser Zeit lieber Fußball zu spielen. Auf Druck des Stadtpfarrers bestimmte im März 1912 der Stadtrat, „daß der Fußballplatz am Sonntag während des Hauptgottesdienstes geschlossen bleibt. Die Schutzmänner erhält die scharfe Weisung, dem Fußballschocken durch die Jugend mit allen möglichen Gegenständen auf den öffentlichen Plätzen und Straßen entgegenzutreten, in besonderen Fällen durch die Wegnahme des Balles und der anderen Spielgeräte.“ Bei diesen Maßnahmen muß wohl damals in der Stadt der Fußballvirus ausgebrochen sein.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich in der stadtdeigenen Rechtsprechung und den damit verbundenen Strafen viel geändert. Kleinere Streitigkeiten und Unstimmigkeiten landeten immer wieder auf dem Schreibtisch des Bürgermeisters und mußten verhandelt werden. Die Öffentlichkeit wurde aber zunehmend ausgeschlossen und vieles hinter verschlossenen Türen verhandelt. Die umfangreichen Akten von Sühneverfahren im Stadtarchiv zeugen davon, was nicht alles zum Streitfall werden konnte. Über vieles kann man nur den Kopf schütteln, manches macht nachdenklich, und nicht wenige Verfahren hätten es verdient, als Grundlage für eine Folge im Königlich-Bayerischen Amtsgericht zu dienen.

Quellen:

Stadtarchiv Karlstadt: Salbuch, Stadtbuch, Ratsprotokolle.

Anmerkungen:

- 1 Quelle: Stadtbuch, S. 50 und 82; Salbuch, S. 36 und 37.
- 2 Gefängnisse in Karlstadt: Hof Rumrode, Langgasse (heute Volkshochschule); Narrenhaus unter der Rathausstreppe; Loch im Mühlturn (Brückenturm); Gefängnis im ehemaligen Amtsgerichtsgebäude.
- 3 Einkauf von Waren vor Markteröffnung und der teurere Verkauf der gleichen Waren zu den Marktzeiten.
- 4 Hölzerne Fessel, in die Kopf und beide Arme gesteckt wurden und die man dann verschloß.

Das Leben im Karlstadt des 19. Jahrhunderts

von

Manfred Schneider

Die Zeit zwischen 1830 und 1900 veränderte das Leben der Menschen radikaler und nachhaltiger als jedes andere Ereignis zuvor. Weder das römische Imperium noch der 30jährige Krieg hatten so einschneidende Konsequenzen für so viele Menschen wie jene Geschehnisse, die im Gefolge der Dampfmaschine über Europa und Nordamerika hereinbrachen. Eisenbahn und Dampfschiffe machten die Menschen mobiler, Kraftmaschinen potenzierten das menschliche Leistungsvermögen, Telephon und Telegraph verbesserten die Kommunikation und das elektrische Licht verlängerte den Tag.

Im ländlich geprägten Karlstadt ging diese Entwicklung langsamer voran. Der Wein als Haupteinnahmequelle hatte der Stadt lange Zeit Wohlstand und Auskommen gebracht. Über Jahrhunderte war der Weinbau allerdings mehr auf Quantität als Qualität ausgerichtet, und dies führte in der Biedermeierzeit (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts) zu einem erheblichen Absatzeinbruch. Die norddeutschen Abnehmer begannen Burgunder- und Rheinweine zu konsumieren, während die Altbayern eher die staatlich geförderten Weine aus der Pfalz bevorzugten. Die oft überalterten Weinberge in Franken wurden zudem durch extreme Frostjahre und das Vordringen von Schädlings- und Rebkrankheiten dezimiert. Für Karlstadt ist die Gründung der Zementfabrik 1885 der entscheidende Wendepunkt: Aus Häckern und Winzern wurden Fabrikarbeiter, die einen geregelten Arbeitstag mit be-rechenbarem Lohn der wetterabhängigen Mühe im Weinberg vorzogen.

Ein Zeitzeuge beschreibt die Lage der Menschen in dieser Übergangszeit so: „*Ein ziemlicher, etwa der achte Teil von ihnen ist sehr wohlhabend, besonders durch den Weinhandel. Ein viel größerer Teil aber ist sehr arm, welches teils von den mißlichen Weinjahren, teils der überhäuften Volksmenge zuzuschreiben ist. Durch Armut kommt auch viel Sittenverderbnis.*“ Ein recht anschauliches Bild vom Leben in dieser Zeit gibt uns der „Bericht

der Königlich-Bayerischen Sanitätspolizei der Jahre 1851–1860“ eines unbekannten Verfassers, der darin die Verhältnisse in und um Karlstadt anschaulich beschreibt. Dem Bericht nach waren die Hauptstraßen der Stadt gepflastert, die Nebenstraßen befestigt und mit gepflasterten Abflussrinnen versehen. Man kochte auf neuartigen Sparherden, bei denen das teure Holz bei der Verbrennung besser genutzt wurde. Mit Steinkohle heizte man nur in wenigen Wirtschaften.

Nahrungsmittel gab es in ausreichender Menge und größtenteils auch in guter Qualität. Während die Wohlhabenden zwischen verschiedenen Fleischsorten wählen konnten, stand beim einfachen Volk das Schweinefleisch, gesalzen und geräuchert, im Mittelpunkt der Ernährung. Beim Tagelöhner war Fleisch allerdings die seltene Ausnahme. Ein beliebtes Essen zur damaligen Zeit, eine Art fränkisches Nationalgericht, war die Zusammenstellung von gesalzenem, grünem oder geräuchertem Schweinefleisch mit Sauerkraut und Erbsen. Dazu gab es als Labsal für alle Bevölkerungsschichten Trauben- und Obstwein. Branntwein aus Kartoffeln, Korn und Obst wurde zusammen mit Brot zum Frühstück als Einstieg in den neuen Tag genossen. Beliebt war auch Bier, das allerdings nicht immer in guter Qualität geliefert wurde.

Der Tageslauf begann in der Regel um 5 Uhr morgens. Frühstück gab es um 7 Uhr, Mittagessen zwischen 11 und 12 Uhr. Der Häcker blieb während des Tages in seinem Weinberg und kam erst nach Sonnenuntergang nach Hause zurück. Das Tagewerk war gegen 20 Uhr fast zu Ende. Nach Einnahme des Nachtessens galt es noch, die häuslichen Geschäfte zu verrichten. In den dunklen Wintermonaten verkürzte sich der Arbeitstag am Morgen und am Abend um einige Stunden. Im Winter wurde gedroschen und die Zeit mit Korbblechten, Spinnen und Stricken – auch unter männlicher Mithilfe – genutzt.

Die hölzernen Betten bestanden aus einem Strohsack – gebildete Stände nutzten Matratzen aus Roßhaar – als Unterlage, mit Federn gefüllten Ober- und Unterbetten und mehreren Kissen. Alles zusammen konnte eine beträchtliche Höhe aufweisen, was unseren Chronisten zu folgender Bemerkung veranlaßte: „*Die Unzweckmäßigkeit und Gesundheitsschädlichkeit solcher Schwitzapparate leuchtet wohl ein, aber es wäre vergebliche Mühe gegen diese althergebrachte Sitte anzukämpfen und setzt manche wohlhabende Bauernfamilie ihren Stolz darein, möglichst viele Federkissen aufeinander turmen zu können.*“ Die Eltern schließen mit den kleineren Kindern im Wohnzimmer, die größeren Kinder gemeinsam in einem Nebenraum. Das Gesinde mußte sich mit den oftmals unbeheizten Dachräumen zufrieden geben. Üblich war auch das Zusammenschlafen der Eheleute und der Kinder in einem Bett, allerdings nach Geschlechtern getrennt.

Ein großes Problem schien auch die Reinlichkeit der Bevölkerung zu sein. Man scheute das Wasser und sparte an Seife, was sich besonders am Aussehen und Geruch der Leib- und Bettwäsche bemerkbar machte. Das Baden im Main fand zwar allmählich Zuspruch bei den Bewohnern der Stadt, wurde aber nicht in dem Maße angenommen, wie es von der Ärzteschaft als gesundheitsfördernde Maßnahme angeregt wurde.

Für Gesprächsstoff, damals wie heute, sorgten die vielfältigen Steuern. So mußten sich, als Beispiel, alle Bewohner in eine Konsumsteuerliste eintragen lassen, in der jede Familie nach ihrem Lebensmittelverbrauch in eine von sechs Klassen eingeteilt wurde. In der Gruppe 1 fanden sich die Einwohner, welche von eigenem Vermögen leben konnten, dreimal wöchentlich Fleisch auf den Tisch brachten, Weißbrot aßen und dabei noch etwas Geld übrig hatten.

In die Gruppe 2 wurden Familien mit der gleichen Lebensweise eingestuft, die aber für Rücklagen nichts mehr übrig hatten. In der nächsten Gruppe fanden sich Bürger, zwar mit Auskommen, aber schon mit Einschränkungen. So gab es hier weniger Fleisch zu essen, und das Brot durfte nicht aus reinem Korn gebacken sein. In Steuerklasse 4 waren

Familien eingestuft, die zum größten Teil von der eigenen Arbeit lebten, aber zur Aufbesserung ihres Einkommens noch für andere arbeiten mußten. Die Tagelöhner mit unregelmäßigen Einkünften fanden sich in Gruppe 5 wieder, und selbst die Armen in der letzten Kategorie wurden noch steuermäßig erfaßt.

Für Vergnügungen blieb bei diesen Lebensumständen nicht viel an Zeit und Geld übrig. Wirtshausbesuche, der Tanz an Kirchweih, Fastnacht und an einigen Sonntagen im Jahr blieben die Höhepunkte im ansonsten grauen Alltag. Mehr Abwechslung boten die Schausteller an den Markttagen mit ihren groß angekündigten Sensationen aus aller Welt. So hielt im Sommer 1856 Bamba, der wilde Aschanti aus Sumassia/Afrika eine Mahlzeit zusammen mit lebenden wilden Tieren ab. Prinz Kolibri, 15 Jahre alt und etwa 1,20 m groß, durfte vom Publikum nicht mit einem Zwerg verglichen werden, und Experimente mit Galvanismus und Elektro-Magnetismus brachten die Zuschauer zum Staunen. Anfang Dezember 1856 zeigte ein Riesen-Elefant in der Stadt seine Kunststücke.

Beliebt bei Kindern und Erwachsenen waren Marionettentheater mit Stücken wie „Hedwig, die Banditenbraut“ oder „Doktor Faust“. Lange vor den ersten olympischen Spielen reiste Julius Stark, genannt „der starke Bayer“, mit seinem „Olympischen Circus“ durch die Lande und gab Vorstellungen in der höheren Reitkunst und Pferdedressur. Herr Tshuggmall, ein Mechaniker aus Tirol, zeigte 1860 in seinem Automaten-Welttheater die Schlacht von Solferino, und die Main- und Rhein-Dampfschiffahrt bot ab dem 30. August 1857 Fahrten von Würzburg nach Frankfurt an. So mancher Karlstädter dürfte beim Anblick dieser rauchenden Ungetüme von einem besseren Leben in Amerika geträumt haben. Die Auswanderungswelle hatte zu dieser Zeit ihren ersten Höhepunkt erreicht.

Quellen:

Paul Merklein: Bericht der Königl.-Bayer. Sanitätspolizei der Jahre 1851–1860. Schriftenreihe der Volkshochschule und des Historischen Vereins Karlstadt. 1984;

Lohrer Anzeiger 1855–1860;

Stadtarchiv Karlstadt.

Das Landrichterhaus – Wohnhaus und Stadtgeschichte-Museum

von

Georg Büttner

Teilung und Zusammenführung des Hauses

Den entscheidenden Einschnitt in das Gesamtbauwerk des Hauses Hauptstraße 9 und 11, genannt „Landrichterhaus“, bedeutete die Teilung, die aus einem großzügigen Ganzen zwei Hälften machte. Nach einem Eintrag im „Bilanzbuch“ des geschworenen Steinsetzers Kilian Gesell¹ fand diese Teilung 1627 statt: „*Hohenecker Viertel wie Anno 1627 Alberth Englerth und Egitij Hoffstetter ihre Behausung ist entschieden und verteilt worden, nunc Michael Wackher und Tobias Holtzmann.*“ Das Gebäude war demnach bereits vor diesem Zeitpunkt in bürgerlichen Besitz übergegangen und als Einzelobjekt wohl für eine sinnvolle Nutzung zu groß. Die Besitz- und Nutzungsverhältnisse für die beiden Anwesen nach der Teilung sind über die Steuerkataster des Stadtarchivs weitgehend nachvollziehbar.

Das Anwesen Hauptstraße Nr. 9 ist bis 1750 als Schenkstatt „Zum Goldenen Löwen“ belegt. Von 1702 bis 1796 übten seine Besitzer das ehrsame Bäckerhandwerk aus. Seit etwa 1900 war das Haus im Eigentum der ehemaligen Seilerfamilie Goldkuhle. Von den Erben der letzten Besitzerin konnte die Stadt Karlstadt diesen Teil des Gebäudes im Jahr 2008 erwerben. Im Mai 2010 wurde im Erdgeschoss die städtische Tourist-Information eingerichtet. Durch einen Wanddurchbruch ins Foyer des Stadtgeschichte-Museums im benachbarten Anwesen Hauptstraße Nr. 11, wurde das Gebäude nach 381 Jahren wieder vereinigt und zu einem Ganzen zusammengefügt. Für eine Teilung im Jahr 1627 spricht u.a. der ursprüngliche, heute weitgehend rekonstruierte Innenhof des Gebäudes Hauptstraße 11, dem Stadtgeschichte-Museum. Seine Machart ähnelt vergleichbaren Höfen in der Altstadt, so z.B. am Haus Hauptstraße 6 von 1626. Einen Sinn hat dieser Lichthof nur dann, wenn man ihn im Zusammenhang mit der Teilung des Gebäudes sieht. Der Flachbogen zur Halle an

der Südseite des ursprünglichen Innenhofes wurde verschlossen.

Die Fenster darüber setzte man ebenfalls zu. Die Nischen, die dabei im Anwesen Nummer 11 entstanden, wurden nach Angaben der Restauratoren im frühen 17. Jahrhundert figürlich ausgemalt. Aus der durch Bogen und Fenster reichlich durchbrochenen Hallenwand, wird so die Trennmauer zwischen den beiden neuen Anwesen. Der heutige Museumsbau gerät dadurch zu einem recht schmalen, aber sehr tiefen, nur zur Hauptstraße und nach Osten mit Fensteröffnungen versehenen Haus, in das man zwangsläufig einen neuen Lichthof einbauen mußte, um auch den Mittelteil des Gebäudes wieder bewohnbar zu machen. Die Enge des neuen Hauses bedingt auch die relative Kleinheit dieses Innenhofes, galt es doch, im ersten Stock, den nach seinem Umbau noch verbleibenden Raum für Wohnzwecke nutzbar zu machen – eine Situation, die nach dem Umbau von 1977 bis 1982 zum größten Teil wieder hergestellt ist. In Haus Nr. 11 sind Fuhrleute und Rotgerber nachgewiesen. 1744 übernahm das Anwesen der Bauer und Bierbrauer Georg Valentin Siligmüller, Ahnherr der gleichnamigen Brauereifamilie, die mit der Löwen- und der Frankenbräu um 1900 zeitweilig zwei Brauereien in Karlstadt betrieb.

Im Jahr 1789 begann eine durchgreifende „Barockisierung“ des Teilgebäudes Nr. 11, wobei dem Zeitgeschmack entsprechend auch die Fachwerkteile unter Putz kamen. Die Umgestaltung bezog selbst die Kellerfenster mit ein und umfaßte auch einen zeittypischen, repräsentativen Eingang mit Oberlichtfenster. Hier ist im Scheitelstein des Türsturzes neben der Jahreszahl 1789 als dem Renovierungsdatum auch ein Kaufmannszeichen mit Monogramm des Kaufmanns und Wachsziehers Jacob Lamprecht angebracht. Vom königlichen Gerichtsarzt und Stadtphysikus Dr. Georg Öhrlein ging das Anwesen 1861 für 4.100 fl. (= Gulden) an die Stadt Karlstadt

über. Sie stellte das Haus als Dienstwohnung dem königlichen Landrichter, Vorläufer des späteren Bezirksamtmannes und Landrates von heute, zur Verfügung. Erster Nutznießer war Landrichter Georg Küttenbaum. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Anwesen u.a. als Kleinkinderbewahranstalt genutzt. In den Jahren bis 1975 hatte es als städtisches Mietshaus gedient und war, besonders in der hinteren Haushälfte, in einem sehr desolaten Zustand. Schließlich machte der bedenkliche Bauzustand eine umfassende Erneuerung dringend notwendig.

Der Werdegang eines Museums in Karlstadt

Bereits im Jahre 1908 wurde ein Bezirksmuseum für das Bezirksamt Karlstadt-Arnstein eröffnet, daß wegen des für den Aufbau verantwortlichen Bücholder Pfarrers Eduard Österreicher in das Werntalstädtchen Arnstein verlegt worden war. Dessen Sammeltätigkeit war so erfolgreich, daß 1926 beim Umzug in die ehemalige Arnsteiner Präparandenschule über 1.200 Objekte zum Bestand des Museums zählten. Man sah „geschnitzte Bettstätten, Wiegen, Spinnräder, Haspeln, Truhen aller Art, Zunftgegenstände, Trachtenteile, Kleidungsstücke, Teller, Kannen, Krüge, Schüsseln, Humpen, Tabakspfeifen, auch landwirtschaftliche Geräte und eine wohleingerichtete fränkische Bauernstube.“

Im Sommer 1931 fand ein Gautreffen der unterfränkischen Trachtengruppen in Karlstadt statt. Aus diesem Anlaß hatten die hiesigen Verantwortlichen eine Sammlung von Gegenständen zusammengetragen und in einer Ausstellung im kleinen Saal, der ehemaligen Markthalle, im Erdgeschoß des Rathauses präsentiert. Die daraufhin diskutierte Verlegung des Bezirksmuseums von Arnstein nach Karlstadt und die Eingliederung der Karlstadter Sammlung hätte eventuell eine völlige Auflösung verhindert, wie sie tatsächlich nach dem Tod von Pfarrer Österreicher erfolgte. So hat weder in Arnstein noch in Karlstadt ein einziges Museumsstück die Kriegs- und Nachkriegszeit überdauert. Die Bestände des alten Bezirksmuseums waren spurlos verschwunden.

Geschichtsinteressierte Karlstadter Bürger, wie der Mitbegründer der Ortsgruppe Karlstadt des Frankenbundes und langjährige Stadtarchivpfleger Franz Schwarz, Hanns Meder, Redakteur der Karlstadter Zeitung und Kreisheimatpfleger Peter Wehner hatten immer wieder die Errichtung eines Heimatmuseums angeregt. Anlässlich der 750-Jahrfeier der Stadtgründung Karlstadts im Sommer 1950 wurden an verschiedenen Orten vielbeachtete Ausstellungen mit Exponaten zur Stadtgeschichte gezeigt. Doch scheiterte deren dauerhafte Unterbringung an den fehlenden passenden Räumlichkeiten, und es gab weitere, nicht ausgeführte Pläne für ein Museum in Karlstadt.

Eine Glauberstube sollte im „Katzenturm“ genannten Oberen Torturm, eingerichtet werden. Hanns Meder griff dieses Thema immer wieder einmal auf und veröffentlichte diesbezügliche Artikel in der Karlstadter Zeitung. Im Fasching 1958 erschien dort unter der Überschrift „*Stadtbrille gefunden*“ nachfolgende Glosse: „*Bei Aufräumungsarbeiten im Oberen Torturm wurde glücklicherweise die schon sehr lange schmerzlich vermißte Stadtbrille unter Schutt und Trümmern gefunden. Dieses Kleinod kann jederzeit bei Stadtinspektor Keller auf dem Rathaus besichtigt werden. Die Stadt ist bereit, die Stadtbrille bei Bedarf gegen ein entsprechendes Entgelt an Sehbehinderte auszuleihen, bis die Türmerwohnung wieder eingerichtet ist, wo sie dann auf dem Tisch des Türmers neben der Stadtbibel einen Ehrenplatz erhalten wird. Die Wiederherstellungsarbeiten im Turm haben den Zweck, der Nachwelt zu zeigen, wie die mittelalterlichen Wächter über Leben und Sicherheit der Stadt gehaust haben, ein Vorhaben, für das wir der Stadt an dieser Stelle ein uneingeschränktes Lob zollen.*“

Angedachter Standort war seinerzeit auch der Sitzungssaal des Rathauses. Der Gewerbe- und Fremdenverkehrsverein plante im Frühjahr 1972 im neurenovierten Brückenturm ein Trachtenmuseum einzurichten. Auch der neue Besitzer des Mühlbacher Schlosses, der Karlstadter Ingenieur Franz Forster, hatte angeboten, im Schloß Raum für ein Karlstadter Heimatmuseum zur Verfügung zu stellen. Der Historische Verein Karlstadt hatte sich bei

seiner Gründung im April 1972 satzungsgemäß u.a. die Aufgabe der Errichtung eines Stadtgeschichte-Museums gestellt. Das Museum sollte, im Gegensatz zu dem für kleinere Sammlungen üblichen Stil des Heimatmuseums, einen Lehr- und Studienabriß der Geschichte Karlstadts von der Gründung bis in die jüngste Vergangenheit hinein bieten. Im Zuge der Generalsanierung des Alten Rathauses in den Jahren 1976 bis 1978, wurde die Schaffung eines Museums im Dachgeschoß des Rathauses eingehend erörtert. Die Vorstandsmitglieder Werner Zapotetzky und Wolfgang Merklein legten eine detaillierte Planung vor. Danach sollten sechs ineinander führende Ausstellungsräume geschaffen werden, die sich um das Stadtarchiv als Kern der Ausstellung gruppieren.

Zwischenzeitlich startete in Karlstadt eine umfassende Altstadtsanierung. Im Rahmen eines mehrjährigen Investitionsprogrammes zur „Verbesserung der Lebensbedingungen in Städten und Gemeinden“ gewährten Bund und Freistaat Bayern für die Modernisierung des städtischen Gebäudes Hauptstraße 11, aufgrund eines Antrages der Stadt, im September 1977 einen Zuschuß von einer halben Million DM. Das bereits beschriebene Anwesen zählt zu den ältesten Bauten der Stadt. Es ist neben der Hohen Kemenate – heute Stadtbibliothek – und der Amtskellerei – heute Polizeiinspektion – eines der frühen Steinhäuser, die sich in Karlstadt erhalten haben. Bis zum Neubau 1906 gehörte der Hof Rumrode in der Langgasse – heute VHS-Gebäude – ebenfalls zu den Gebäuden der bischöflichen Verwaltung der jungen Amtsstadt in der frühen Neuzeit. Weitere Sanierungspläne für dieses Gebäude an exponierter Stelle in der Unteren Hauptstraße hingen nunmehr von der künftigen Nutzung ab. Nach eingehenden Gesprächen mit der Vorstandshaft des Historischen Vereins kamen Bürgermeister Werner Hofmann und die Stadtverwaltung überein, das Gebäude nach erfolgter Sanierung dem Verein zur Einrichtung als Stadtgeschichte-Museum zu überlassen.

Im Juni 1977 erhielt das städtische Bauamt den Auftrag für die Planerstellung. Der Historische Verein war maßgebend bei der Planung des Umbaues beteiligt, die Entschei-

dungen des Vorstandes wurden in allen Fragen – die über das bautechnische Problem hinausgingen – eingeholt. Die umfangreiche Gebäudesanierung erforderte ein Investitionsvolumen von 1,7 Millionen DM. Davon flossen 760.000 DM an Zuschüssen von Bund und Freistaat Bayern. Unter Rücknahme von Änderungen und Einbauten im Innern wurde im Vorderhaus der Raumbestand von 1789 wieder hergestellt und die Treppe an ihren früheren Platz im Innenhof zurückversetzt. Dem 1985 hier eröffneten Stadtgeschichte-Museum steht somit auf drei Etagen eine Raumabfolge zur Verfügung, die typisch für ein gehobenes Bürgerhaus des 19.Jahrhunderts und gleichzeitig für die lange Baugeschichte bis zum Erreichen dieses Zustandes ist. Auf Vorschlag von Werner Zapotetzky wurde der Name „*Stadtgeschichte-Museum im Landrichterhaus*“ gewählt. Einrichtung, Betextung und ständige Betreuung des Museums übernahm ehrenamtlich der „Historische Verein – Freunde der Geschichte Karlstadts und seines Umlandes e.V.“, seit dem Jahr 2001 mit dem Zusatz „Gruppe des Frankenbundes“ und fand dafür dort ein Domizil mit Büro, Handbücherei und eigenem Vortrags- und Arbeitsraum.

Am 27. Mai 1983 übergab Bürgermeister Werner Hofmann das sanierte Gebäude in die Obhut des Historischen Vereins. Für das noch leere Gebäude mußte nun eine Detailkonzeption erarbeitet werden. Beratende Unterstützung gewährten Fachleute des Bayerischen Nationalmuseums – Abteilung Nichtstaatliche Museen – die bei einem Besuch vor Ort wichtige Hinweise zu technischen und konservatorischen Fragen gaben. Die Leiterin dieser Behörde, Frau Dr. Isolde Rieger, sagte in der Anfangsphase der Museumsgründung zur Vorsitzenden, leicht vorwurfsvoll: „Liebe Frau Kummerow, Sie zeigen uns immer nur Papier. Was Sie bringen sind Urkunden, Photos, Kopien und ähnliches. Wo haben Sie Ihre dreidimensionalen Objekte? Wir würden gerne einmal Schränke, Truhen, Werkzeuge oder Gemälde sehen!“ Freudlich gab Frau Kummerow dann zur Antwort: „Das kommt alles noch!“ Diesen Optimismus, den die 1980 leider tödlich verunglückte Vorsitzende stets an den Tag legte, hatte der Verein nun bitter nötig, da jetzt zwar ein vorzüglich sanierteres Gebäude zur Verfügung stand, die Be-

stückung aller Räume vorerst jedoch ein Rätsel war.

Aufrufe an die Bevölkerung, die Arbeit zu unterstützen, verhallten nicht ungehört. Aus Karlstadter Privatbesitz, z.B. von der Bierbrauerafamilie Siligmüller, der Familie des Altbürgermeisters Josef Fehmel, der Weinhandlers- und Küferfamilie Scherer/Wehner oder aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Stadtarchivpflegers Franz Schwarz konnten Exponate für die Stadtgeschichtliche Sammlung als Schenkung oder Dauerleihgabe gewonnen werden.

Es gründete sich ein „Arbeitskreis Museum“, der ein Raumkonzept nach der Leitlinie „Geschichtliche Entwicklung der Stadt Karlstadt“ erarbeitete. Mehrere Arbeitsgruppen zeichneten für jeweils einen Detailbereich verantwortlich. Deren Mitarbeiter befaßten sich zunächst mit dem Sichten der vorhandenen Ausstellungsobjekte und dem Zusammentragen wissenschaftlichen Quellenmaterials. Alle Objekte wurden mit einer kurzen Beschreibung auf einem Datenblatt erfaßt, photographiert und mit einer Inventarnummer versehen. Lange Diskussionen erforderte die Gestaltung der einzelnen Abteilungen. Doch hatte man sich stets in demokratischer Art und Weise geeinigt.

Es war sicher nicht einfach, lediglich in freiwilliger und ehrenamtlicher Tätigkeit, alle bürokratischen Hindernisse, alle internen Spannungen und nervenbelastenden Terminvorstellungen so harmonisch zu überwinden, wie dies letztendlich doch geschah. Die einzelnen Abteilungen wurden nach entsprechenden Vorbereitungsarbeiten Zug um Zug eingerichtet. Für die Arbeitskreismitglieder bedeutete dies monatelangen Arbeitseinsatz an jedem Wochenende.

Am 10. Juni 1985, fast auf den Tag genau acht Jahre nach Beginn der Sanierung, konnte das Museum eröffnet werden. Nach zweijähriger Einrichtungsphase waren wesentliche Räume, vor allem die Bildstockabteilung und der Rundgang durch die Stadtgeschichte, der Öffentlichkeit zugänglich. Der schrittweise weitere Aufbau war mit der Fertigstellung der Weinbauabteilung 1995 weitestgehend abgeschlossen. Damit einher ging die detaillierte

wissenschaftliche Inventarisierung der stadt- und vereinseigenen Museumsbestände und privaten Leihgaben durch bislang sieben qualifizierte ABM-Kräfte, die auch eine Reihe von Handblättern zur Besucherinformation für einzelne Bereiche erstellten.

Ein Gang durch das Museum

Eine bedeutende vor- und frühgeschichtliche Abteilung, deren Exponate samt und sonders von Vereinsmitgliedern auf Karlstadter Gemarkung und dem näheren Umland gefunden wurden, führt in geologische und historische Ereignisse vor der Stadtgründung ein. Sie berücksichtigt auch die ehemals selbständigen Stadtteile, die meist erheblich älter als die Kernstadt selbst sind.

Hier stehen vor allem der Ort Karlburg und der seit etwa 670 befestigte Karlsburgfelsen am linken Mainufer gegenüber von Karlstadt im Blickpunkt. Der Einsatz einer jungen und überaus regen Archäologie-Gruppe innerhalb des Vereins, die sich „AAK-Archäologische Arbeitsgemeinschaft Karlstadt“ nennt, hat dieser Abteilung zu überörtlicher Bedeutung verholfen. Die Gruppe betreut mittlerweile ein überaus reichhaltiges Depot eigener Funde von der Vorgeschichte bis zum 19. Jahrhundert. Der Bestand dieses Depots ist Thema der Doktorarbeit von Ralf Obst. Exponate aus der archäologischen Abteilung des Museums waren in der Vergangenheit als Leihgabe bei einer Reihe landesweit bedeutender Ausstellungen zu sehen. So z.B. 1992 bei der Ausstellung „1250 Jahre Bistum Würzburg“, 1993 in Rosenheim bei der Ausstellung „Das keltische Jahrtausend“, 1999 in Paderborn bei der Ausstellung „Kunst und Kultur der Karolingerzeit“ und im Jahr 2008 bei der Ausstellung „Eine Welt in Bewegung – Würzburg/Karlburg – Paderborn/Ballhorn – Zentralorte des frühen Mittelalters“.

Die Darstellung der eigentlichen Stadtgeschichte beginnt vor einem Altstadtmodell. Es verdeutlicht greifbar die planvolle Anlage, die der Würzburger Bischof und staufische Kanzler Konrad von Querfurt vor 800 Jahren in Karlstadt entstehen ließ. Die nachfolgenden fünf Räume im ersten Stock des zur Hauptstraße hin gelegenen Vorderhauses zeichnen

die weitere Entwicklung in Schwerpunkten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nach. Sie umreißen die Verwaltungsstrukturen und -aufgaben der fürstbischöflichen Amtsstadt, stellen bedeutende Bauwerke und Entwicklungen vor und rücken immer wieder das Alltagsleben der Bürger in den Mittelpunkt. Karlstadter Berühmtheiten wie etwa der Freund und Doktorvater Luthers Andreas Bodenstein, genannt Dr. Carlstadt, oder Johann Rudolph Glauber, Entdecker des nach ihm benannten Glaubersalzes, werden eingehend gewürdigt.

In den Rahmen der Stadtgeschichte integriert ist eine Reihe weiterer Abteilungen. Der für Karlstadt über Jahrhunderte lebenswichtige Weinbau wird im Hofbereich und in den beiden Kellergewölben des Hauses lebendig. Hier steht als fränkisches Unikat das steinerne Weineichmaß, das 1466 als Rechtszeichen hinter dem Karlstadter Rathaus auf dem Kübelmarkt errichtet wurde. Dort steht seit 1992 ein Duplikat. Die Kelterhalle im Hinterhaus zeigt eine ausführliche Darstellung des fränkischen Bildstocks an lokalen Beispielen vom 15. bis zum späten 18. Jahrhundert. Wer sich mit dieser religions- und volkskundlich so eminent wichtigen Erscheinung in der Region auseinandersetzen will, kann hier in wenigen Schritten den Grundstock für tagelange Entdeckungsfahrten zu Freifiguren, Martern und Heiligenhäuschen legen, von denen es innerhalb des Maindreiecks mehr als 2.000 gibt. Verantwortlich für die Einrichtung dieser Abteilung war der im Jahr 1999 leider viel zu früh verstorbene Mitbegründer und langjährige 2. Vorsitzende des Historischen Vereins, Werner Zapotetzky, dessen Rat und Mitarbeit im Verein seitdem so schmerzlich vermißt wird.

Der Innenhof beherbergt eine beachtliche Sammlung historischer Grenzsteine, deren rechtliche Bedeutung am Gemarkungsplan Karlstadts in Text und Abbildung erschlossen wird. Wie bei den Bildstöcken ist auch hier auf kleinstem Raum eine Fülle von Informationen zu einem Thema zusammengetragen, das überall in der Städten und Dörfern Frankens mit ihrer Vielzahl von Herrschaften und Abgaben und der durch Generationen praktizierten Realteilung grundlegende Bedeutung hatte. Platz haben im Lichthof auch zwei

Fachwerkwände mit denkmalpflegerischen Befunduntersuchungen gefunden, die sich im rekonstruierten Fachwerk des Innenhofes selbst fortsetzen, was gleichzeitig die Brücke zu den heutigen Bemühungen um eine fachgerechte Altstadtsanierung schlägt, die in Karlstadt seit nunmehr über 35 Jahren mit großem Einfühlungsvermögen durchgeführt wird. Schließlich waren Entdeckung und Sicherung zweier Fresken des späten 17. Jahrhunderts in zwei zugesetzten Fensternischen im ersten Stock des Museums Anlaß für eine Dokumentation zur denkmalpflegerischen Befunduntersuchung in historischen Sanierungsobjekten. Gerade auf diesem Gebiet hat Karlstadt in den letzten drei Jahrzehnten Maßstäbe gesetzt.

Den Abschluß des Rundganges durch die Stadtgeschichte bilden im zweiten Stock eine Küche, Wohn- und Schlafzimmer mit Möbeln, die bürgerliches Wohnen der Zeit um die Wende zum 20. Jahrhundert dokumentieren, ergänzt durch entsprechende Details aus Mode und Handarbeit. Der Blick aus den Fenstern dieser Wohnräume auf die Hauptstraße mit ihren breiten Fachwerkfronten macht dem Besucher klar, daß er seine Reise durch die Jahrhunderte in der Altstadt fortsetzen kann, solange es ihm eben seine Zeit erlaubt. Vieles von dem, was ihm an historischen Gebäuden dabei unterkommt, ist ihm nach dem Museumsbesuch schon vertraut. Was er in den abgeschlossenen Sanierungsgebieten der Karlstadter Altstadt entdeckt, zeigt ihm, daß Bürger sich mit dem geschichtlichen Erbe nicht nur arrangieren, sondern identifizieren können, ohne dabei auf eine sinnvolle Weiterentwicklung ihrer Stadt verzichten zu müssen.

Ständige Museumsarbeit

Nach dem Erwerb des Nachbaranwesens Hauptstraße 9 von der Familie Goldkuhle, wurde im Jahr 2010 die Tourist-Information im Erdgeschoß eingerichtet. Bei den Umbaumaßnahmen erfolgte ein Durchbruch in das Foyer des Stadtgeschichte-Museums, so daß der Zugang zum Museum nunmehr über die Tourist-Information erfolgt. Die Betreuung der Museumsbesucher übernehmen an Werktagen deren Mitarbeiterinnen, während an Samstagnachmittagen und Sonntagen Mit-

glieder des Historischen Vereins Ansprechpartner der Museumsbesucher sind und den Aufsichtsdienst gewährleisten. Von Anfang April bis Ende Oktober ist das Museum somit täglich geöffnet. Der Eintritt beträgt derzeit 1,50 € für Erwachsene, Kinder sind frei.

Ehrenamtliche Mitarbeiter im Arbeitskreis Museum sorgen für das Funktionieren der Technik im Haus. Kleinere Reparaturen werden selbst ausgeführt. Für größere Arbeiten sind die Handwerker des städtischen Bauhofes zuständig. Die computergestützte Verwaltung der Museumssobjekte ist mittlerweile weit fortgeschritten. Bislang sind etwa 3.500 Objekte erfaßt und können nach den verschiedensten Kriterien abgerufen werden. Die Mitglieder des Arbeitskreises sind in ihrer Freizeit für die laufenden Arbeiten, die Aufsicht, die Konzeption von Ausstellungen und das Verfassen einschlägiger Veröffentlichungen zu Themen der Stadtgeschichte tätig. Sie bringen dabei Jahr für Jahr in ehrenamtlicher Weise hunderte von Arbeitsstunden ein.

Um das Museum, vor allem für die Karlstadter selbst, attraktiv zu erhalten, wurden bislang 27 Sonderausstellungen zur Stadtgeschichte im Museum veranstaltet. So z.B. zu den Themen: „Die Bäcker und ihre Zunft“, „Rund um die Karschter Weihnacht“, „Das Jahr des Herrn – christliches Brauchtum im Jahreslauf“, „Die Ehrenbürger der Stadt Karlstadt“, „Flucht und Vertreibung 1945“, „Das Karlstadter Rathaus“ und in diesem Jahr „Von Ochsen, Hirschen, Schwan und Adler – Geschichte der Gasthäuser in Karlstadt“. Idee und Durchführung lagen in den Händen von Vereinsmitgliedern; aber auch die im Museum beschäftigten ABM-Kräfte konnten hier ihre Arbeitsergebnisse vorstellen. Ebenfalls dabei erfolgten Aufbau und Betreuung, wie der gesamte Museumsdienst, ehrenamtlich. Schon vor der Museumseröffnung waren Ausstellungen ein zentraler Arbeitsbereich des Historischen Vereins. Aber auch in den Jahren des Museumsbetriebes wurden und werden Ausstellungen aus verschiedenen Anlässen an unterschiedlichen Orten wie im Historischen Rathaus, im Feuerwehrhaus, im Pfarrzentrum St. Andreas oder im Foyer der Otto- und Anna-Herold-Altenheimstiftung gestaltet. Was anfangs mangels eigener Räume eine

Notwendigkeit war, wurde dann zur Möglichkeit, auch ein Publikum außerhalb des Museums anzusprechen. Vor allem die örtlichen Banken geben dem Verein stets gern die Gelegenheit hierzu.

Seit 1987 ist das Museum Jahr für Jahr mit Veranstaltungen im Rahmen des Ferienprogramms für Kinder der Stadt Karlstadt vertreten. Mit großem Vergnügen nahmen Kinder von 6 bis 14 Jahren an den verschiedensten Aktionen teil. Nach einer kurzen Einführung im Museum wurden im Museumshof bislang z.B. Apfelmöppen, Mehl mahlen und Brot backen, Papierschöpfen, Bau einer Fachwerkwand oder Wäsche waschen durchgeführt. Besonderen Anklang fanden aber auch Kinderspiele von früher, Malen wie in der Steinzeit oder die Herstellung eines Lederbeutels nach Anleitung des letzten Karlstadter Schuhmachermeisters.

Die enge Zusammenarbeit mit allen Schulgattungen dokumentiert sich in Arbeitsblättern, Unterrichtsmodellen und Führungen für unterschiedliche Jahrgangsstufen, die weit über Karlstadt hinaus in Anspruch genommen werden. Zur Vorbereitung eines Besuches liegen für eine Reihe von Abteilungen Handblätter und Diareihen vor, so zum Thema „Karlstadt, eine planmäßig angelegte Stadt“. Daneben gibt es Führungsblätter zu dem Bereich „Wohnen um 1900“ und Vorschläge für Lehrerinnen und Lehrer zum Thema „Malen wie in der Steinzeit“ sowie „Waschen und Bügeln wie zu Großmutter Zeiten“. Ein Koffer mit entsprechenden Utensilien wie verschiedene Plättiesen, Bügeldecken, alte Stoffe und die Schrift „Die Geschichte des Bügelns in Karlstadt“ kann an der jeweiligen Schule eingesetzt werden. Das Museum ist Mitglied im Arbeitskreis Museumspädagogik in Bayern. „Schule und Museum“ war Thema von zwei museumspädagogischen Tagungen hier in Karlstadt mit Teilnehmern aus ganz Unterfranken. Ein besonderer Höhepunkt im Veranstaltungskalender war seit 1991 die Reihe „Musik in alten Häusern und Höfen“ der VHS, bei der auch das Museum die Tür geöffnet hatte. Seit einigen Jahren veranstaltet der Historische Verein selbst die „Musik im Museum“.

Die Besucherzahlen sprechen dafür, daß das Museum von Gästen aus Nah und Fern, aber auch von den Karlstadtern selbst angenommen wird. Seit Beginn des Museumsbetriebes im Juni 1985 werden per Strichliste Besucherzählungen vorgenommen. Ein Blick in die Statistik sagt aus, daß in bislang 27 Saisonen insgesamt über 110.000 Besucher gezählt werden konnten. In dem alljährlich erscheinenden Jahresbericht des Historischen Vereins wird eine Auswahl der Eintragungen ins Gästebuch des Museums veröffentlicht. Die hier geäußerten Meinungen – Lob und Anerkennung, aber auch Kritik – sind An-

sporn für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ehrenamtliche Arbeit für „ihr Karlstadter Museum“ auch weiterhin fortzusetzen.

Quellen:

Für den Bericht wurden die Ausführungen zur Hausgeschichte und den Aufbau des Museums den Aufzeichnungen von Stadtarchivpfleger Werner Zapotetzky († 1999) entnommen, die in den Jahresberichten 14 und 15 des Historischen Vereins Karlstadt erschienen sind.

Anmerkungen:

¹ Stadtarchiv Karlstadt KAR/AA-B 12.0.1

Jüdische Spuren in der Karlstadter Altstadt

von

Gustav Eichler und Manfred Schneider

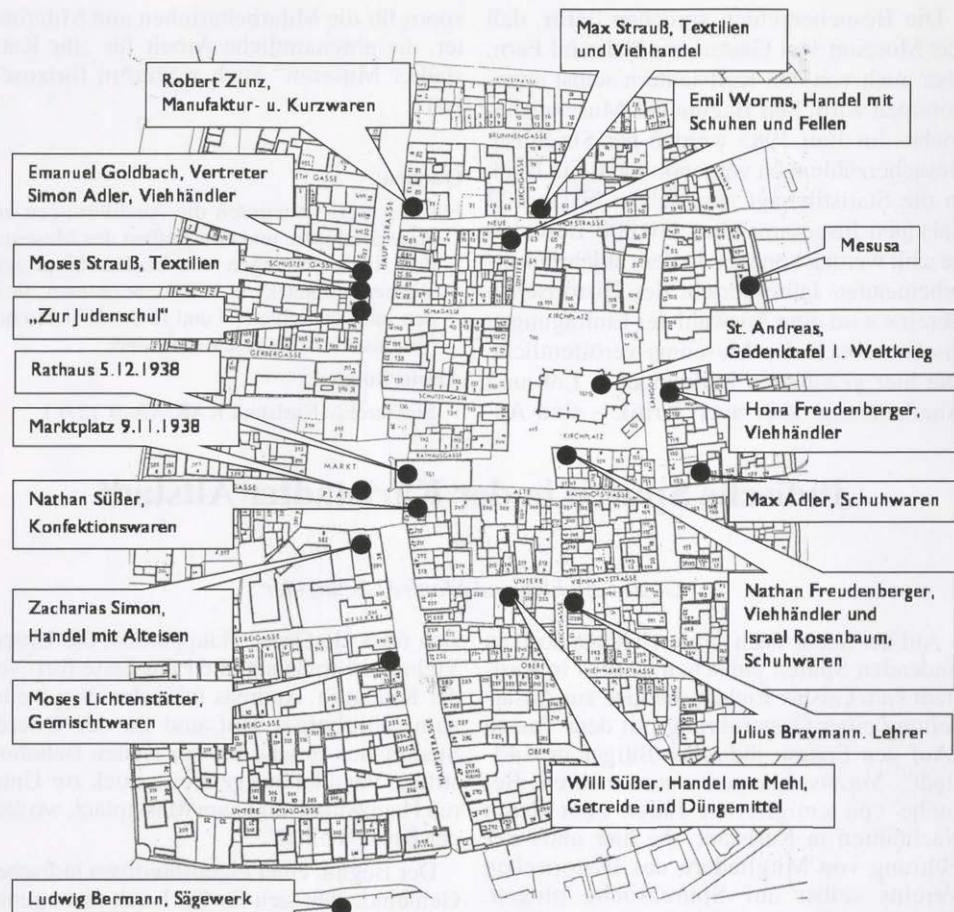
Auf der Suche nach den auch heute noch zu findenden Spuren jüdischen Lebens in Karlstadt kam Gustav Eichler die Idee zur Ausarbeitung einer Gästeführung mit dem Thema „Auf den Spuren jüdischer Bürger in Karlstadt“. Vorausgegangen waren mehrere Besuche von emigrierten Juden oder deren Nachfahren in Karlstadt, die hier unter der Führung von Mitgliedern des Historischen Vereins selbst auf Spurensuche gingen. Grundlage für alle Nachforschungen bildet die Arbeit von Andrea Gehring aus dem Jahr 1981 mit dem Titel „Die Karlstadter Juden unter dem Hakenkreuz – Analyse einer antisemitischen Politik“ und die Zusammenstellung der jüdischen Personen und Familien in Karlstadt zwischen 1901 und 1939 „...auf Ansuchen bestätigt, daß er Nichtarier ist!“ von Manfred Schneider aus dem Jahr 2003.

Der vorliegende Text lehnt sich eng an den Stadtrundgang „Auf den Spuren jüdischer Bürger in Karlstadt“ an, ohne dessen Ausführlichkeit wiederzugeben. Dieser Rundgang beschränkt sich auf die Darstellung der einzelnen Lebensstationen der ehemaligen jüdischen Mitbewohner und der wenigen Spuren, die sie hinterlassen haben. Er beginnt mit den Ereignissen vom 9. und 10. November 1938 auf dem Marktplatz und im Rathaus. Er setzt

sich über die Obere Hauptstraße, die Untere Viehmarktstraße und die Langgasse fort. Von der Kirche St. Andreas führt der Weg weiter zum Nürnberger Hof und an der Oberen Stadtmauer entlang bis zur Neuen Bahnhofstraße. Von hier aus geht es zurück zur Unteren Hauptstraße und zum Marktplatz, wo sich der Kreis schließt.

Der Beginn einer eigenständigen jüdischen Gemeinde lässt sich für Karlstadt nicht genau festlegen. Bereits 1873 finden sich als steuerpflichtige Juden Aron Berney, Sendel Frank, Hajum Süßer, Süssel Süßer, Wolf Süßer, Samuel Strauß, Abraham Vorchheimer und Levi Worms, die alle noch auswärts wohnten. Von diesen acht erwähnten Personen hatten sich im Jahr 1885 Aron Berney (Haus Nr. 198) und Sendel Frank (Haus Nr. 299) in Karlstadt niedergelassen. Hinzu kommen Samuel und Regina Freudenberger (Haus Nr. 279) und Nathan Wolf (Haus Nr. 237). Sechs Jahre später, 1891 finden sich noch drei jüdische Hausbesitzer: Wolf Fränkel (Haus Nr. 154), der dort schon 1887 aufgeführt war, Hona Freudenberger (Haus Nr. 108) und Nathan Süßer (Haus Nr. 208) am Marktplatz.

Mit Moses Lichtenstädter 1901 und Emanuel Goldbach 1905 erscheinen weitere jüdische Hausbesitzer in der Stadt. In der Zeit zwischen 1905 und 1915 entwickelte sich die



Graphic: Manfred Schneider

Abb. 1: Lageplan der Häuser und Plätze auf dem Rundgang „Auf jüdischen Spuren in der Karlstadter Altstadt“.

israelitische Gemeinschaft durch den Zuzug von weiteren Familien auf rund 72 Personen. Besonders deutlich wird dies im Verzeichnis der Steuerzugänge von 1911 bis 1915. In dieser Zeit stellten jüdische Geschäftsleute sieben Anträge auf Zulassung eines Gewerbes. Zu ihnen gehörte auch Ludwig Bermann, der 1914 die Filiale des Dampfsägewerkes der Holzhandlung Vater & Co vor den Toren Karlstadts erwarb. Zusammen mit Frau und Tochter wohnte er neben der Fabrikanlage am Laudenbacher Weg. Damit hatte sich eine kleine jüdische Gemeinde in Karlstadt etabliert, die bis zur Machtergreifung Hitlers ohne wesentliche Veränderungen Bestand hatte.

Nur schwer sind die Spuren jüdischen Lebens in Karlstadt noch nachzuverfolgen. Der Grund dafür liegt Jahrhunderte zurück, als durch das Judenedikt von Bischof Friedrichs von Wirsberg (1558–1573) festgelegt wird, daß es keinem Juden gestattet sei, in Karlstadt zu wohnen. Auf Grund dieses Erlasses war es vor allem die Reichsritterschaft, welche die vertriebenen Juden aufnahm und sich ihre Schutzzusage durch entsprechende Zahlungen honorieren ließ. So entstanden im Umfeld von Karlstadt Judengemeinden in Thüngen, auf den Gütern der Hütten von Steinbach in Wiesenfeld und der Voite von Rieneck in Laudenbach. Hier wurde, wie an anderen Orten

auch, das Würzburger Juliusspital zum Schutzherr über eine bedeutende Anzahl von Familien, „erbte“ es doch mit dem Erwerb adeliger Freihöfe auch die dort ansässigen Schutzjuden. In Karlstadt selbst gab es ab 1574 keine jüdische Gemeinde mehr. Daß davor eine Gemeinde bestanden haben muß, geht aus einer Inschrift am Haus Nummer 28 in der Unteren Hauptstraße hervor, auf der sich der Bauherr verewigt hat: „Anno 1602/den 30. May hab Ich Hanß Berckmüller Angefangen disen bau Auff zu richten/Diese hauß Stehet in Gottes handt und ist zu der Jüdenschuel genandt“.

Erst zwischen 1863 und 1875 finden sich wieder erste Hinweise auf ein jüdisches Leben in Karlstadt. In dieser Zeit meldete das Bezirksrabbinat in Würzburg dem Pfarramt Karlstadt 49 jüdische Trauungen in Karlstadt, obwohl es keine ansässigen jüdischen Mitbürger gab. Der Grund dafür war, daß sich ab 1861 Juden ihren Wohnsitz frei wählen konnten. So finden sich in den städtischen Steuerlisten von 1873 acht jüdische Gewerbe- oder Grundsteuerzahler, die aber sämtlich noch auswärts ansässig sind. Mit Aron Berney aus Laudenbach wurde erstmals 1876 ein Hausbesitzer in Karlstadt erwähnt. Mit der Abwanderung aus der Enge der dörflichen Gemeinschaft und den besseren wirtschaftlichen Möglichkeiten in den größeren Städten wuchs bis 1901 die Anzahl der jüdischen Familien in Karlstadt auf neun Haushalte. Der eigentliche Beginn einer jüdischen Gemeinde dürfte um das Jahr 1885 liegen, die bis 1910 rund 72 Personen umfaßte. Als sich im Jahr 1927 die kleine jüdische Gemeinde (37 Personen) mit Hilfe der Stadt Karlstadt im Haus Hauptstraße 24 eine Synagoge einrichtete, war sie voll in das städtische Leben integriert und toleriert. Dies zeigten sie auch durch ihr soziales Verhalten. In den jährlich von der Karlstadter Zeitung veröffentlichten Spendenlisten für die Armen der Stadt erschienen regelmäßig die Namen der meisten jüdischen Kaufleute.

Doch hinter der Fassade des ruhigen und geordneten städtischen Lebens gab es erste Anzeichen für einen aufkommenden Antisemitismus. Ein Treffpunkt dieser jüdenfeindlich gesinnten Gruppe ist der Gasthof „Deutscher Kaiser“ in der Unteren Hauptstraße

(heute Pilsstube). Dort gab Franz Reith als Tanzlehrer den Takt und auch den Ton an. Sein bereits vor dem Ersten Weltkrieg entstandenes Spottlied über die „Karlstadter Juden“ führt in dreizehn Strophen die jüdische Bevölkerung in Spottversen vor:

„Geht man in Karlstadt die Straß entlang,
da muß man wirklich staun,

wenn man die Kleidergeschäfte sieht, von
Süsser, Rosenbaum.

Man geht hinein, kauft sich ‘ne Hos, um ei-
nen bill’gen Preis

kaum hat man sie zwei Tage an, da will sie
schon zerreiss.“

Ein weiteres Lied, wurde zwischen 1918 und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges oft in Karlstadter Gaststätten nach der Melodie „Eine Seefahrt die ist lustig...!“ gesungen:

„Isaak, Schanny, Rosa, Flora gehen jetzt
gedrückt umher,

möchten rasch nach Palästina, wo gekom-
men sie einst her. Holleri.....

Schnell erfüllt sind eure Sorgen, Moses steht
am Meerestrand,

gibt Befehl den Meereswellen, rasch ent-
steht die Wasserwand. Holleri...

Ohne Kahn könnt ihr passieren, rüber ins
gelobte Land.

Euer Engel soll euch führen, bis Messias
euch verbannt. Holleri...“

Daneben gab es auch Hetzreden gegen die jüdischen Teilnehmer am Ersten Weltkrieg. Ihnen wurde die Schuld an der Niederlage des deutschen Volkes gegeben. Diese Umtriebe blieben den jüdischen Mitbürgern nicht verborgen. Trotzdem oder gerade deswegen engagierten sie sich weiterhin auf gesellschaftlichem und politischem Gebiet. So gehörten 1927 Zacharias Simon und Willi Süßer zu den Gründungsmitgliedern des neu gebildeten Fremdenverkehrsvereins in Karlstadt. Simon Zacharias und sein Sohn Max waren als Mitglieder der SPD am politischen Geschehen in Karlstadt ebenso beteiligt wie der Sägewerksbesitzer Ludwig Berman von der Bayerischen Volkspartei. Berman sollte sogar zum Bürgermeister gewählt werden. Als Teil-

nehmer am Ersten Weltkrieg und ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz ist der bereits erwähnte Willi Süßer ein hoch angesehenes Mitglied der Karlstadter Gesellschaft. Im Sport waren ebenfalls einige Juden aktiv tätig. Vor allem Lothar Freudenberger beim FV Karlstadt und Sally Zunz als Jugendwart der Turner beim TSV Karlstadt waren als wichtige Mitglieder in ihren Vereinen angesehen. Die jüdischen Geschäfte, in denen die Bevölkerung bis 1933 und auch danach noch viel einkaufte, waren damals ein nicht wegzudenkender Bestandteil im wirtschaftlichen Leben der Stadt. Überhaupt war das Miteinander zwischen Juden und Christen vor den Umwälzungen im politischen Leben von gegenseitiger Toleranz und Anerkennung geprägt. Die einsetzenden Behinderungen und Aktionen durch „braune“ Aktivisten stießen bei der Bevölkerung auf wenig Verständnis und Unterstützung. Erst als der Druck größer wurde und gezielt „Judenfreunde“ bedrängt wurden, trat eine zunehmende Isolierung der Juden ein, die mit dem Wegzug der letzten Karlstadter Juden im Spätsommer 1939 endete.

Es dauerte lange, bis wieder ein jüdischer Mitbürger oder deren Nachkommen in Karlstadt Station machten. Im Herbst 1984 besuchte Gilah Yaron, Tochter von Max Simon, die Stadt und den Freund ihres Vaters, Jacob Keller. Ein Jahr später traf Theodor Simon bei einem Besuch seinen alten Freund Georg Weiglein, und dabei werden sie über die vergangenen gemeinsamen Zeiten als Fußballer beim FV Karlstadt gesprochen haben. Im Jahr 1988 besuchte Rosa Glosemeyer, Tochter von Zacharias Simon, den Ort, wo sie aufgewachsen ist.

Viele schriftliche Kontakte, vor allem aus dem Ausland, liefern und laufen auch heute noch über das Stadtarchiv Karlstadt und Georg Schnabel als Betreuer des Jüdischen Friedhofs in Laudenbach und Kenner der umfangreichen jüdischen Familiengeschichten. Seit einigen Jahren kommen die Kinder und Enkel der damals ausgewanderten Juden nach Karlstadt. So kam Brian Decker (New York), ein Enkel von Simon Adler (ehemals wohnhaft Hauptstraße 24), im Jahr 2007 „zur Spuren suche“ nach Karlstadt. Nach einem Empfang beim 1. Bürgermeister Karl-Heinz Kel-

ler suchte er den jüdischen Friedhof in Laudenbach mit den Gräbern seiner Vorfahren auf.

Im Januar 2009 weilte Wolfgang Werner Adler gemeinsam mit seiner Frau, seinem Sohn und der 11jährigen Enkeltochter in Karlstadt. Er kam auf Empfehlung von Brian Decker, der von der Aufnahme hier so angetan war, daß er seinem Cousin diese Reise ebenfalls ans Herz legte. Wichtige Stationen auf dem Weg durch die Stadt waren für die Familie Adler das Elternhaus in der Alten Bahnhofstraße und die Heldengedenktafel in der Stadtpfarrkirche. Dort ist als Gefallener des Ersten Weltkrieges sein Onkel Max Fränkel verzeichnet. Am Ende der Führung meinte er: „Ich bin sehr dankbar, daß ich hier so freundlich aufgenommen worden bin. Ich finde es sehr gut, daß in Karlstadt vor allem junge Menschen erfahren, wie jüdische Bürger hier einst gelebt haben.“ Mit gleich acht Familienmitgliedern besuchte im Sommer 2010 Uri Kellermann aus Israel die Stadt Karlstadt und den Stadtteil Wiesenfeld, in dem seine Vorfahren geboren wurden, aufgewachsen sind, gelebt und gearbeitet haben.

Der Rundgang

1. Marktplatz und Rathaus

In ihrer Schrift „Die Karlstadter Juden unter dem Hakenkreuz“ beschreibt Andrea Gehring die Vorgänge des Judenpogroms am 10. November 1938. Bereits am frühen Morgen zog eine SA-Gruppe durch die Stadt mit dem Ruf, daß man „heute einmal kräftig unter den Juden aufräumen werde“. Über Wiesenfeld und Laudenbach traf die Horde gegen 14 Uhr wieder in Karlstadt ein, marschierte direkt zum Betsaal in der Unteren Hauptstraße und zerstörte dort die gesamte Einrichtung. Danach teilte sich die Gruppe und verschaffte sich Zugang in die jüdischen Häuser und Wohnungen. Von dort wurden Bücher, Wäsche, Stoffe und andere Waren zum Marktplatz geschleppt und aufgestapelt. In Anwesenheit zahlreicher Stadtbewohner zündete man den Haufen an, ehe ein Einwohner den Einwand erhob, daß dies bei der eigenen Not und dem Mangel an Rohstoffen eine Verschwendug sei. Daraufhin löschte man das Feuer wieder und beschlagnahmte alles, was

noch brauchbar war zu Gunsten der NSDAP. Bestände an Bargeld, Depotscheinen, Pfandbriefen und Sparbücher im Wert von rund 40.000 Reichsmark sowie Schmuck, Gold- und Silberwaren mußten bei der Stadtkasse hinterlegt werden. Dann trieb man die Juden im Rathaus zusammen. Während einige nach ein paar Stunden wieder nach Hause gehen durften, mußten die übrigen – es handelte sich nur um Männer – zusammen mit den Juden aus Laudenbach und der näheren Umgebung die Nacht im Erdgeschoß des Rathauses verbringen. Am nächsten Morgen überführte man dann die Festgehaltenen in das Karlstadter Gefängnis.

In einem Schreiben vom 19. November 1938 schreibt dazu das Bezirksamt an den Bürgermeister: „Zur Sicherung der öffentlichen Ruhe und Ordnung war es geboten, eine Anzahl Juden in Polizeihalt zu nehmen. In Folge der vorsorglichen Maßnahme sind die Wohnungen der betroffenen Juden teilweise unbewohnt, Geschäftsräume derselben mit Warenlager geschlossen. Zur Sicherstellung der Vermögenswerte in den Wohnungen und insbesondere in den Warenlagern wolle der Bürgermeister der Stadt Karlstadt die zweckentsprechenden und notwendig erscheinenden Maßnahmen ergreifen und durchführen.“

Zwei Tage später meldete Bürgermeister Heer dem Bezirksamt den Vollzug. Neben der Sicherstellung von Beständen an Wäsche und Stoffen aus den zerstörten Wohnungen wurde der Betrag von insgesamt 43.212, 06 Reichsmark an Bargeld, Pfandbriefen, Depotscheinen und Sparbüchern bei der Stadtkasse hinterlegt. Dieses Geld bekamen die Besitzer nie zurück. Was sie aber wiederbekamen, waren die „aus Anlaß der Aktion des 9./10. November in Verwahrung genommenen Wäschestücke, Stoffe und Kleider“. Die Rückgabe der Gegenstände wurde allerdings nur in Gegenwart sämtlicher Beteiligten vorgenommen, und so bekam Ida Freudenberger, die am Ausgabetag im Israelitischen Krankenhaus Würzburg lag, folgenden Brief von der Stadtverwaltung zugeschickt: „Ich teile Ihnen mit, daß Ihnen die seinerzeit entnommenen Wäschestücke und Stoffe am Montag, den 5. Dezember nachmittags 2 Uhr wieder zurück gegeben werden. Da die Hinausgabe

nur im Beisein sämtlicher Beteiligten erfolgt, dürfte es in Ihrem Interesse liegen, selbst zu kommen und Ihr Eigentum in Empfang zu nehmen.“ Zynischer konnte man das Schreiben nicht formulieren.

2. Zacharias Simon, Hauptstraße 38 (Am Marktplatz 383)¹

Zacharias Simon kam mit seiner Familie im Jahr 1905 nach Karlstadt und führte hier einen Handel mit Alteisen. Er erwarb das Haus links vom Landratsamt, das früher die Bezeichnung „Kaltes Loch“ führte. Als Mitglied der Karlstadter Sozialdemokratischen Partei wurde er 1919 in den Stadtrat gewählt und war ein angesehenes Mitglied der städtischen Gesellschaft. Kurz vor seinem Tod im Jahr 1938 verkaufte er sein Haus an den Kaufmann Rudolf Keller. 1972 erfolgte ein Umbau durch Albin Koch.

3. Nathan Süßer, Hauptstraße 41 (208)

Am 14. August 1890 übernahm Nathan Süßer den Konfektionswarenladen von Isaac Baumann. Fast 50 Jahre lang blieb das Geschäft am Marktplatz neben dem Rathaus in Familienbesitz, bis es sein Sohn Alfons Süßer im September 1938 verkaufte und kurz darauf nach Amerika auswanderte.

4. Moses Lichtenstädter, Hauptstraße 46 (339)

Die Familie Lichtenstädter gehörte zu den ersten, die sich in Karlstadt niederließen und sie waren auch bei den ersten, die Karlstadt in Richtung Amerika verließen. Moses Lichtenstädter, ein gebürtiger Wiesenfelder, meldete am 31. August 1899 in Karlstadt sein Gewerbe für ein Gemischtwarengeschäft an, und fünfzehn Jahre später wurde er als Besitzer des Anwesens 339 in der Oberen Hauptstraße geführt. Moses Lichtenstädter und seine Frau Sophia, eine geborene Rindsberger aus Marktbreit, hatten einen Sohn. Als Mitbegründer des FV Karlstadt spielte er allerdings nicht in seiner Heimatstadt Fußball, sondern bei den Kickers in Würzburg und kam so zu seinem Spitznamen „Kickers-Fritz“. Die Lichtenstädter wanderten in Folge

der Weltwirtschaftskrise schon 1923 nach Amerika aus. Friedrich „Kickers-Fritz“ Lichtenstädter starb im August 1970 in Chicago.

5. Willi Süßer, Untere Viehmarktstraße 2 (224);

Julius Bravmann, Obere Kirchgasse 9 (219)

Willi Süßer, Sohn von Nathan Süßer betrieb bis Ende 1938 einen Mehl-, Getreide- und Düngemittelhandel. Er war mit Martha Bravmann verheiratet. Deren Eltern lebten gleich nebenan im Haus an der Ecke Untere Viehmarktstraße – Obere Kirchgasse. Willi Süßer wanderte am 22. Februar 1939 mit seiner Familie über Triest nach Tel Aviv (Palästina) aus.

Julius Bravmann und seine Frau Dorchen zogen 1934 nach Karlstadt, um in der Nähe ihrer Tochter und des Schwiegersohnes ihren Lebensabend zu verbringen. Nachdem für sie das Leben in Karlstadt unerträglich geworden war, folgten sie den Kindern im Oktober 1939 nach Palästina.

6. Nathan Freudenberg und Israel Rosenbaum, Kirchplatz 7 (146)

Israel Rosenbaum stammte aus dem hessischen Oberzell und war einer der ersten jüdischen Kaufleute, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Karlstadt niederliessen. Seine Gewerbeanmeldung für ein Trödlergeschäft, später Schuhwarengeschäft, datiert vom 16. August 1899. Kurz zuvor, am 1. August hatte er sich als Neubürger zusammen mit seiner Frau Sophie bei der Stadtverwaltung Karlstadt angemeldet. Beide betrieben das Schuhgeschäft bis März 1938. Ende 1938 veräußerten die Rosenbaums ihr Anwesen, um sich mit dem Erlös im jüdischen Altersheim in Würzburg einzukaufen. Nach dem Tod seiner Frau im Juni 1939 zog Israel Rosenbaum nach Würzburg. Von dort aus deportierte man ihn mit 69 Jahren am 10. September 1939 nach Theresienstadt, wo er am 24. April 1943 starb. Aus dem Umlage-Heberegister von 1901 wird neben Israel Rosenbaum auch Nathan Freudenberg als Steuerpflichtiger für das Anwesen geführt. Zwei Steuerpflichtige für ein

Haus waren zur damaligen Zeit nichts Ungewöhnliches und für ein Haus dieser Größe so normal wie heute die Aufteilung von Wohnraum in Eigentumswohnungen. Nathan Freudenberg stammte aus Unterleinach und erwarb bereits 1903 das Bürgerrecht in Karlstadt. Er selbst zog erst im Jahr 1916 als Viehhändler nach Karlstadt, wo er 1924 im Alter von 54 Jahren starb. Seine zweite Frau Ida besaß ein Schuhgeschäft mit Hausierhandel, das sie im November 1938 aus Krankheitsgründen aufgeben musste. Von Würzburg aus wurde sie im September 1942 zuerst nach Theresienstadt, 1943 dann nach Auschwitz deportiert, wo sie vermutlich umgekommen ist.

7. Max Adler, Alte Bahnhofstraße 13 (154)

Max Adler, Sohn von Simon Adler, führte bis zu seiner Auswanderung nach Brasilien in der Alten Bahnhofstraße ein Schuhgeschäft. Im Stadtarchiv Karlstadt sind die bürokratischen Formalien, die für eine Auswanderung notwendig sind, in all ihrer erschreckenden Vielfältigkeit ausführlich dokumentiert. Noch im Juni 1935 hatte er die Hoffnung, die Genehmigung für einen Handel mit unedlen Metallen zu bekommen. Die Begründung für die Ablehnung des Antrags durch die Stadtverwaltung dürfte seinen Entschluß zur Auswanderung nur bekräftigt haben: „Der Gesuchsteller besitzt nicht die für den Gewerbebetrieb erforderliche Sachkenntnis und als Nichtarier auch nicht die notwendige Zuverlässigkeit.“ Zusammen mit seiner Frau Paula, eine geborene Fränkel, und den drei Kindern Liselotte, Wolfgang und Werner verließen sie am 22. März 1937 Karlstadt.

Ende Januar 2008 kam Werner Adler zusammen mit seiner Frau, seinem Sohn und dessen Tochter zur „Spurensuche“ nach Karlstadt und Laudenbach. Es waren, wie immer bei solchen Begegnungen, bewegende Momente für alle Beteiligten. Dies sind Treffen, die trotz allen Leids der Vergangenheit, von gegenseitigem Respekt und Toleranz geprägt sind. Sie haben gezeigt, wie wichtig die „Spurensuche“ für die Opfer und für uns ist. Es warten für beide Seiten noch viele Fragen auf eine Antwort.

8. Hona Freudenberger, Langgasse 21 (108)

Hona Freudenberger und seine Frau Rosa dürften die erste jüdische Familie gewesen sein, die sich bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder in Karlstadt niedergelassen hatte. Es gab damals zwar einige jüdische Haus- und Grundbesitzer in Karlstadt, die aber alle auswärts wohnten. Hona Freudenberger kam als Viehhändler von Unterleinach und brachte seine drei Kinder Marianna, Rosalia und Siegbert mit nach Karlstadt. Das genaue Zuzugsdatum läßt sich an Hand der städtischen Archivalien nicht mehr feststellen, liegt wohl aber zwischen 1886 und 1891. Im Umlageheber (heute: Grundsteuerlisten) wird Freudenberger als Besitzer des Anwesens Nummer 108 in der Langgasse geführt. Am 27. Dezember 1895 wurde ihm außerdem das Bürgerrecht verliehen. 1915, im Alter von 73 Jahren, verkaufte Hona Freudenberger seinen Besitz an Konrad Biener und zog nach Würzburg, wo er im hohen Alter von 90 Jahren starb.

9. Pfarrkirche St. Andreas, Kirchplatz

Die Suche nach jüdischen Spuren in Karlstadt führt uns überraschender Weise auch an diesen Ort der christlichen Totenverehrung. Unsere Aufmerksamkeit wird auf die Gedenktafel für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges gelenkt, auf der auch zwei jüdische Bewohner der Stadt zu finden sind: Max Fränkel und Isidor Schmitt. Max Fränkel starb 26jährig als Gefreiter beim bayerischen Landsturm-Bataillon Hammelburg in Folge eines Eisenbahnunglücks „nach 3jähriger treuer Pflichterfüllung ... im Dienste des von ihm über alles geliebten Vaterlandes“ (Auszug aus der Todesanzeige). Über Isidor Schmitt fanden sich bisher keine weiteren Hinweise.

Die vaterländische Begeisterung zu Beginn des Ersten Weltkrieges hatte über alle religiösen Schranken hinweg weite Teile der Bevölkerung erfaßt. So schrieb der Verband der israelitischen Gemeinden in Bayern: „Verbunden sind wir nicht nur staatsbürgerlich, sondern tief innerlich dem bayerischen Bo-

den, den wir als Heimat lieben. Wir fühlen uns eins mit dem deutschen Volke, dessen Schicksal wir geteilt haben.“ Als die ersten Gefallenenmeldungen in Karlstadt eintrafen, kam allmählich die Ernüchterung. Manche kehrten (wie Willy Süßer) hoch dekoriert, aber mit schweren Kriegsverletzungen in die Heimat zurück, andere (wie Israel Rosenbaum) überstanden die Kriegsjahre mehr oder weniger unbeschadet. Hermann Simon, ein Sohn von Zacharias Simon, fühlte sich später, wie viele andere jüdische Kriegsteilnehmer, vor den braunen Schergen sicher. Ein Irrtum, wie sich herausstellte. Er wurde mit seiner gesamten Familie verschleppt, und wie ihm erging es auch anderen jüdischen Kriegsveteranen (Israel Rosenbaum wurde nach Theresienstadt deportiert). Die ehemaligen Verdienste um Volk und Vaterland zählten nicht mehr.

10. Die Mesusa an der Unteren Stadtmauer Nr. 4 (46)

Der Aufmerksamkeit von Hans L. Müller ist es zu verdanken, daß ein unscheinbares Relikt jüdischen Lebens in Karlstadt entdeckt worden ist. Am Türsturz zum Eingang in eine Werkstatt an der Unteren Stadtmauer Nummer 4 (Alte Hausnummer 46) findet sich eine Mesusa. Der hebräische Ausdruck „Mesusa“ bedeutet „Türpfosten“ und beschreibt damit den senkrechten Teil eines Türrahmens. Die Lage als waagrechter Sandsteinsturz weist darauf hin, daß sich dieser Stein mit der eingelassenen Mesusa ursprünglich an einem anderen Hauseingang befand. Nach dem ältesten amtlichen Vermessungsplan von 1835 befand sich auf diesem Gelände kein Wohnhaus, sondern eine Lagerhalle, eine Werkstatt oder eine Scheune. Dies änderte sich auch in der Folgezeit nicht. Da sich aus den städtischen Archivalien kein jüdischer Vorbesitzer nachweisen läßt, liegt die Vermutung nahe, daß dieser Türpfosten von einem jüdischen Haus in Laudenbach oder Wiesenfeld bei einer Umbau- oder Abrißmaßnahme den Weg nach Karlstadt fand und beim Umbau der Halle Verwendung als Türsturz fand.

Die Mesusa besteht aus einem Kästchen oder Röhrchen aus Holz, Metall, Glas, Porzellan oder anderen Materialien in der sich ein Pergament befindet. Darauf werden zwei Ab-

sätze aus der Thora zitiert, einmal der Anfang des Glaubensbekenntnisses (Schma Israel), der andere das Gebot Gottes, die Geschichte vom Auszug aus Ägypten von Generation zu Generation weiterzuerzählen.

**11. Max Strauß,
Neue Bahnhofstraße 7 (62);
Emil Worms,
Neue Bahnhofstraße 12 (67)**

Wegen seines kurzen Aufenthalts in Karlstadt ist über Max Strauß nur wenig bekannt. Der gebürtige Pfungstädter zog am 21. September 1932 nach Karlstadt und war mit Erna Worms, Tochter von Emil Worms und dessen Frau Klara, verheiratet. Im Gewerberegister der Stadt Karlstadt wurde er mit seinem Textilladen und als Hausierer geführt. Am 20. April 1936 meldete er sich bei der Stadtverwaltung zusammen mit seiner Frau und den beiden Kindern Jakob und Beate nach New York ab.

Die Schwiegereltern von Max Strauß, Emil Worms und seine Frau Klara, handelten mit Schuhwaren, Fellen und Gemischtwaren. Sie folgten ihrer Tochter und dem Schwiegersohn im April 1938 und wanderten ebenfalls nach Amerika aus. Die Abmeldeunterlagen geben, wie schon bei Max Strauß und seiner Familie, New York als Ausreiseziel an. Von den sieben Kindern des Ehepaars Worms ist nur bekannt, daß Sohn Gilbert 1925 nach Würzburg und Sohn Justin 1919 nach Frankfurt verzog. Der jüngste Sohn Richard emigrierte im Juli 1936 nach Buenos Aires.

**12. Robert Zunz,
Hauptstraße 15 (78/79)**

Robert Zunz, geboren 1872 in Dettelbach, zog im Oktober 1900 von Düsseldorf nach Karlstadt. 1914 eröffnete er in der Maingasse 379 (heute Landratsamt) einen Laden für Schnittwarenverkauf, bevor er 1918 seinen Handel mit Manufakturwaren, Nähmaschinen und Bettfedern in der Unteren Hauptstraße eröffnete. Sein Sohn Sally unterstützte ab 1934 seine Mutter Regina im Geschäft. Als Vorturner führte Sally Zunz die Turnriege des TSV Karlstadt. Zusammen mit seiner Frau

Lotte Sophie, geb. Adler, und seiner Tochter Rosemarie wanderte er am 29. April 1938 nach Amerika aus.

**13. Haus „Zur Judenschul“
Hauptstraße 28 (400);**

**Moses Strauß,
Hauptstraße 28 (401);**

**Emanuel Goldbach, Simon Adler,
Hauptstraße 24 (402)**

An die Existenz einer Karlstadter Judengemeinde vor deren Vertreibung aus den hochstiftisch-würzburgischen Orten bis 1574 erinnert der Name des ältesten hier belegten Gasthauses in der Hauptstraße. Als der Wirt Hans Berckmüller 1602 die alte Schankstätte von Grund auf neu errichten ließ, brachte er an der Frontseite des Hauses eine Inschrift mit dem Namen „zu der Jüdenschuel“ an. Dies läßt darauf schließen, daß hier oder in nächster Nähe einst eine Synagoge stand. Emanuel Goldbach erwarb 1905 das Anwesen Hauptstraße 24 (rechtes Haus) und übertrug es 1912 an die Jüdische Kultusgemeinde Karlstadt, die dort ihren Betsaal einrichtete. Seit seinem Zuzug im Jahr 1900 wohnte Simon Adler im Ersten Stock des Gebäudes. Am 12. Dezember 1938 erwarb die Stadt Karlstadt das Haus für 5.000 Reichsmark. Moses Strauß zog am 2. Dezember 1920 in das Haus Hauptstraße 26 (Haus in der Mitte), das er am 30. November 1938 an Adalbert und Maria Hack verkaufte. Heute ist es im Besitz der Stadt Karlstadt.

**14. Ludwig Bermann, Paula
Bermann, Liesel Bermann,
Laudenbacher Weg**

Mit dem Erwerb des Dampfsägewerks Vater & Co am Laudenbacher Weg im Jahr 1914 erschienen Ludwig Bermann und seine zweite Frau Paula Siegel im Geschäftsleben der Stadt Karlstadt. Als humane Arbeitgeber waren er und seine Frau nicht nur bei den Arbeitern des Sägewerks beliebt. Im gesellschaftlichen Leben spielten sie eine tragende Rolle, die in der Wahl Bermanns in den Stadtrat ihre Anerkennung fand. Ludwig Bermann schien die Zeichen der Zeit bereits frühzeitig erkannt zu haben, denn in den Unterlagen des Stadtar-

chivs findet sich eine Notiz der Verwaltung aus dem Jahr 1937, die ihn als „illegal nach Übersee ausgewandert“ führt. Diese „Flucht“ scheint er schon länger vorbereitet zu haben, denn 1934 firmiert das ehemalige Sägewerk Bermann unter der Firmenbezeichnung „Georg Brotzer, Holzhandlung und Dampfsägewerk“. Er dürfte wohl bei einer seiner zahlreichen Geschäftsreisen die Gelegenheit zur Ausreise aus Deutschland genutzt haben. Nicht ganz klar ist, ob er damit die Ausreise von Frau und Tochter vorbereiten wollte, denn verwirrend ist das weitere Schicksal von Paula Bermann, die bis Anfang 1939 in der Wohnung des Sägewerks lebte. Schon Wochen vorher war ihr vom neuen Besitzer Rothaupt wegen Eigenbedarfs gekündigt worden. Sie bereitete sich auf ihre geplante Auswanderung nach Amerika vor, wollte aber vorher vorübergehend zu ihrer Schwester nach Würzburg gehen. Am 7. September 1939 zog sie aus bisher unbekannten Gründen nach Euskirchen, um sich dort ebenfalls auf die Auswanderung vorzubereiten. Ordnungsgemäß meldete sie sich dort am 25. Februar 1941 nach Los Angeles ab. Kurz darauf meldete sie sich wieder in Euskirchen an, und der Anmeldebogen vermerkt: „Auswanderung verschoben“. Bis zum 14. Juni 1942 wohnt sie

beim jüdischen Arzt Dr. Hugo Oster. Unter diesem Datum steht im Meldebogen der Stadt Euskirchen: „In den Osten verschoben“. Danach verliert sich ihre Spur.

Die gemeinsame Tochter Liesel, geboren 1922, befand sich ab 1935 in England und besuchte dort ein Internat. Es liegt die Vermutung nahe, daß sie dort von ihrem Vater abgeholt und mit nach Amerika genommen wurde. Ihr neuer Wohnsitz dort wurde San Francisco.

Quellen:

Andrea Gehring: „Die Karlstadter Juden unter dem Hakenkreuz – Analyse einer antisemitischen Politik“.

Manfred Schneider: „...auf Ansuchen bestätigt, daß er Nichtarier ist!“ – Jüdische Familien und Personen in Karlstadt zwischen 1901 und 1939. Schriftenreihe des Stadtgeschichte-Museums Heft 7. Karlstadt 2003.

Privatarchiv Gustav Eichler: Auf jüdischen Spuren in Karlstadt – ein Stadtrundgang.

Anmerkungen:

- ¹ Die im folgenden aufgeführten Hausnummern in Klammern sind die alten Hausnummerierungen.

Altstadtsanierung Karlstadt

von

Herbert Werthmann

Die Stadt Karlstadt führt seit 1974 öffentliche und private Sanierungsmaßnahmen bei der Altstadtsanierung durch. Als der Stadtrat im Jahre 1975 nach Kenntnis der vorbereitenden Untersuchungen den städtebaulichen Rahmenplan für die Sanierung des 12,8 ha großen historischen Altstadtensembles beschloß, war die Tragweite dieser Entscheidung für die Entwicklung der Stadt in den folgenden Jahrzehnten nicht absehbar. Der Grundriß der Altstadt zeigt ein unregelmäßiges Rechteck mit unterschiedlich abgerundeten Ecken und ungleichen Abständen der nicht parallel verlaufenden Straßen. Die in Nord-Südrichtung verlaufende Hauptstraße ist zwei-

felsohne die wichtigste und weitet sich zum Marktplatz hin aus. Westlich der Hauptstraße erstrecken sich die beiden förmlichen Sanierungsgebiete „Nordwestliche und Südwestliche Altstadt“. Das dritte förmliche Sanierungsgebiet umfaßt die gesamte östliche Altstadt. Sowohl für die westliche als auch für die östliche Altstadthälfte bestehen qualifizierte Sanierungsbebauungspläne. Die Beratung und Betreuung in der Stadtsanierung erfolgt seit Beginn durch das Architekturbüro „Freie Planungsgruppe 7“. Die 1975 entwickelte Rahmenplanung faßte folgende Leitziele der Sanierung zusammen:

- Die Altstadt soll wieder bewohnbar werden.
- Stärkung der Altstadt als Geschäftszentrum.
- Erhaltung der historisch überlieferten Stadtstruktur.
- Rückgewinnung der Altstadt für den Fußgänger.

Das Leitziel „*Die Altstadt soll wieder bewohnbar werden*“ war der Anlaß für Handlungen des Stadtrates zur Stadtterhaltung und Stadterneuerung. Ab den 1960er Jahren hatte die Altstadt eine starke Bevölkerungsabnahme zu verzeichnen. In einigen Baublocks ging die Bevölkerung in wenigen Jahren auf die Hälfte zurück. Im ursächlichen Zusammenhang stand die Entvölkerung und Überalterung der Bewohner. Zudem war ein hoher Ausländeranteil zu verzeichnen. Die Bebauungsdichte mit schlechter Bausubstanz war extrem hoch, sogar bis weit in die nordwestlichen Altstadtbereiche mit augenfällig hoher Konzentration. Die Jüngeren flohen aus der veralteten, zu laut und unbewohnbar werdenen Altstadt. Aber auch die Gewerbetreibenden, verbunden mit den Arbeitsplätzen, verließen die Altstadt und siedelten in neu erschlossene Gewerbegebiete um. Gleches galt für die junge Bevölkerung, die in den großzügig ausgewiesenen Wohnaugebieten ihre Häuser errichteten.

In dieser doch trostlosen Situation setzte die Altstadtsanierung mit ihrer Rahmenplanung ein und stellte der Entwicklung ihr Ziel „bewohnbare Altstadt“ entgegen. Dies bedeutete das Abbremsen des Bevölkerungsrückgangs und Schaffung einer ausgeglichenen Bevölkerungsstruktur. Zusammenfassend ist festzustellen, daß in den beiden westlichen Sanierungsgebieten das Ziel, den Bevölkerungsrückgang zu bremsen, erkennbar besser erreicht wurde, als in der östlichen Altstadthälfte, in der die Sanierungsbemühungen wesentlich später einsetzen und im nordöstlichen Bereich noch intensiviert werden müssen.

Das weitere Leitziel „*die Stärkung der Altstadt als Geschäfts- und Dienstleistungszentrum*“ wurde mit einem Gewerbegutachten aus dem Jahre 1989 unterstützt, das zum Ergebnis kam, daß für den Einzelhandel in Karlstadt nur ein begrenzter Entwicklungsspiel-

raum vorhanden sei. Neben der Rahmenplanung forderte auch dieses Gewerbegutachten, die Konzentrierung der Geschäfte auf die beiden Stadtachsen, Hauptstraße und Alte Bahnhofstraße – Maingasse. Die Altstadt als Geschäftszentrum leidet unter einer Entwicklung, die in den 1990er Jahren eingetreten ist. Die Einkaufsmärkte wurden stets größer und erhielten ein immer umfassenderes Warenangebot, so daß die Flächen und Parkplatzanforderungen in der Altstadt nicht erfüllt werden konnten. Die Ansiedlung von großflächigen Verbrauchermärkten, insbesondere der Lebensmittelbranche an den südlichen bzw. nördlichen Stadtengängen von Karlstadt, führen zu einem hohen Rückgang der Lebensmittelgeschäfte in der Altstadt. Damit brach eine Leitbranche weitgehend weg. Trotz ungünstiger Rahmenbedingungen für die Altstadt durch Konkurrenzstandorte außerhalb sind in der Hauptstraße und der Alten Bahnhofstraße, also den beiden Hauptgeschäftsstraßen, erhebliche Verbesserungen im Geschäftsbesatz im Straßenraum erfolgt. Die Umgestaltung der Straßenräume mit der umfassenden Verkehrsberuhigung führte dazu, den Straßenraum auf eine wesentlich wertvollere Art und Weise zu nutzen als durch Kfz-Verkehr bzw. Parkplatzangebote. Die Möglichkeit des Außenverkaufs unter Markisen und Sonnenschirmen mit dem großzügigen Stellplatzangebot um die Altstadt herum hat die Umsatzmöglichkeiten und die Attraktivität erhöht. Dies gilt insbesondere auch für die in der nördlichen Hauptstraße zahlreich angesiedelten gastronomischen Betriebe. Eine Vielzahl von Arbeitsplätzen wurde durch Dienstleister vor allem in den Obergeschossen der durchwegs zwei- bis dreigeschossigen Bürgerhäuser geschaffen. Die angestrebte Konzentration von Geschäften auf die beiden Stadtachsen hat zu einer Stärkung des Handels beigetragen. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß im noch nicht sanierteren Abschnitt der Alten Bahnhofstraße im östlichen Sanierungsgebiet einzelne Leerstände zu verzeichnen sind, die sicherlich auch durch die Verkehrsbelastung und die fehlende Straßenraumgestaltung verursacht sind.

Die „*Erhaltung der historisch überlieferten Stadtstruktur*“ stellt das dritte Leitziel der



Abb. 1: Die Hauptstraße von Norden nach Süden sowie die Alte Bahnhofstraße/Maingasse von Osten nach Westen kreuzen sich auf dem Marktplatz vor dem historischen Rathaus. Sie teilen die von einer Stadtmauer umfaßte Altstadt in das nordwestlich gelegene „Rotentürmer Viertel“, das darüber liegende „Hohenecker Viertel“, das rechts davon südöstlich liegende „Rotensteiger Viertel“ und das zur Mainbrücke hin liegende „Mühlhäuser Viertel“ mit seinem markanten Rundturm, dem früheren Mühl- und heutigen Brückenturm.

Photo: Stadtbauamt Karlstadt.

Rahmenplanung dar. Karlstadt wurde um 1200 von Bischof Konrad von Querfurt zum Schutze des Bistums Würzburg geplant und gegründet. Rückgrat des Stadtgrundrisses ist die breite Hauptstraße, von der versetzt angeordnete Nebenstraßen abgehen. In den Blickachsen der Nebenstraßen stehen Gebäude mit besonderer gestalterischer Qualität. Die Hauptstraße verläuft in einem leichten Bogen und wirkt dadurch als geschlossener Raum. In der Stadtmitte, im Schnittpunkt der Querachse in Richtung Main, ist der streng symmetrische Marktplatz mit dem Rathaus angeordnet. Im östlichen Altstadtquartier verläuft anstelle des ehemaligen Stadtgrabens heute eine Grünanlage, unter der sich Tiefgaragen befinden, so daß die Altstadt nach wie vor ein in sich geschlossenes Gefüge darstellt.

Im heute noch in allen Einzelheiten erhaltenen Stadtgrundriß hat sich im Laufe der Zeit eine Blockrandbebauung mit weitgehend

überbauten Innenbereichen herausgebildet, die in dieser Dichte ursprünglich sicherlich nicht vorhanden waren. Das Prinzip der geschlossenen Blockrandbebauung wurde im Rahmenplan als wichtiges Gestaltungsmerkmal festgeschrieben, um die Blockinnenbereiche soweit als möglich von störender Bebauung freizulegen und um die Besonnung in den Wohngebäuden zu verbessern. Um aber auch die Innenbereiche der Wohngärten zu besonen, wurden in einigen Fällen auch die Abgrenzungen des Straßenraumes nur durch Hof- bzw. Garagenmauern vorgenommen.

In der westlichen Altstadt überwiegt heute bei weitem der gute Bauzustand, während dies zu Beginn der Sanierung nur bei wenigen Gebäuden zutraf. Besonders hervorzuheben ist eine große Zahl von bedeutenden Bau- denkmälern entlang der Hauptstraße, dem Marktplatz und der Maingasse. Auch in den übrigen Altstadtgassen wurden mit hohem



Abb. 2: Dieses Häuserensemble in der Unteren Hauptstraße ist ein Beispiel für gelungene Sanierungsmaßnahmen sowie für eine kompetente Zusammenarbeit zwischen Architekten, Mitarbeitern der „Planungsgruppe 7“ und engagierten Hausbesitzern. Die in ganz Franken wohl einmalige Kombination von historischen Bauten mit den vielfältigen gastronomischen Betrieben in diesem Altstadtareal hinterläßt bei den Besuchern der Stadt immer wieder den Eindruck: „Fast wie in Italien“!

Aufwand an Vorbereitungsmaßnahmen und Baukosten Gebäude instandgesetzt und an die heutigen Wohn-, Arbeits- und Betriebsanforderungen angepaßt. Es entstanden vorbildliche Modernisierungs- und Instandsetzungsmaßnahmen von Einzelprojekten im privaten und auch im öffentlichen Bereich. Maßgeblich dafür ist auch die gute Zusammenarbeit zwischen den Bauherren, ihren Planern und der hohen fachlichen Kompetenz der örtlichen Architekten, den Sanierungsarchitekten der „Freien Planungsgruppe 7“, der Denkmalpflege, der Stadt und der Regierung von Unterfranken als Fördergeldgeber. Zahlreiche Baudenkmäler, stadtbildprägende und andere Gebäude wurden von ihren Eigentümern auch ohne Städtebaufördermittel saniert. Für Neubauten wurde grundsätzlich keine Förderung gewährt.

Als derzeit letzte Maßnahme wurde der stadträumlich wichtige Bereich des Kirchplatzes und Kübelmarktes mit den anschlie-

benden Gassen neu gestaltet und somit die Verknüpfung zum Marktplatz hergestellt. Mit der geschaffenen Verkehrsführung und Parkordnung erhielt die Stadtpfarrkirche ihre Freiräume, womit die architektonische Wirkung des Kirchengebäudes hervorgehoben wurde. Zu erwähnen ist, daß aufwendige archäologische Grabungen im Bereich des ehemaligen Friedhofes um die Kirche notwendig wurden. Dabei wurden über 400 Skelette geborgen, die teilweise nur vom ehemaligen Asphaltbelag überdeckt waren. Insgesamt wurden die öffentlichen und privaten Sanierungsmaßnahmen bisher mit rd. 30 Mio. Euro aus den Städtebauförderungsprogrammen unterstützt.

Ein größerer Modernisierungsbedarf besteht noch in der östlichen Altstadt. Hierzu sind noch erhebliche Fördermittel für die restliche Umgestaltung der öffentlichen Räume und die Modernisierung zahlreicher Baudenkmäler bzw. erhaltenswerter Gebäude notwendig. In der Altstadt wurden innerhalb der

Stadtmauern annähernd 200 historische Gebäude und Bauwerke als Denkmäler eingestuft. Um diese zu erhalten, und zur Wahrung des kulturellen Erbes der Stadt gilt es den städtebaulichen Zusammenhang sicherzustellen.

Die Rückgewinnung der Altstadt für die Bewohner, Fußgänger und Touristen konnte als wesentliches Leitziel erfolgreich umgesetzt werden. Zu Beginn der Altstadtsanierung floß noch der Verkehr der beiden Bundesstraßen 26 und 27 durch die Altstadt mit langen Staus beidseitig des Oberen Tores am südlichen Altstadteingang. Ortskundige versuchten über die Seitengassen diese Staus zu umfahren, welches in den Wohnbereichen zu erheblichen zusätzlichen Verkehrsbelastungen führte. Mit der Fertigstellung der Umgehungsstraße für den Fernverkehr östlich der Bahnlinie im Jahre 1979 und einer inneren Umgehungsstraße westlich der Bahnlinie, der Ringstraße, im Jahre 1990 wurden die Voraussetzungen für eine umfassende Verkehrsberuhigung in der Altstadt geschaffen. Bis Anfang der 1990er Jahre wurden in Folge in den nordwestlichen, den südwestlichen und südöstlichen Quartieren die Straßenräume neu gestaltet. Durch den Bau der Umgehungsstraße wurde es möglich, auch die Hauptstraße Mitte der 1990er Jahre verkehrsberuhigt umzubauen. Der zentrale Marktplatz wurde dabei als Fußgängerzone, die Hauptstraße selbst, einschließlich der Nebenstraßen, als verkehrsberuhigte Bereiche ausgewiesen.

Das Straßenbild wird heute durch die Geschäftsauslagen, die Außengastronomie, Fußgänger und Radfahrer geprägt. Der Kfz-Verkehr tritt dem gegenüber in den Hintergrund. In der gesamten Hauptstraße sind keine Parkstände markiert. Parkmöglichkeiten sind für rund 1.300 Kraftfahrzeuge rund um die Altstadt vorhanden, damit den Bewohnern, den Gewerbetreibenden und Besuchern ausreichende Abstellmöglichkeiten geboten werden. Dieses umfassende Stellplatzangebot er-

fordert heute jeweils Fußwege von nur 200 m. Um für die Bewohner und Beschäftigten in der Altstadt ausreichend Stellplätze bereit zu stellen, wurden öffentliche Tiefgaragen im östlichen Stadtgraben mit 230 Stellplätzen errichtet. Fehlende Parkmöglichkeiten auf den meist kleinparzellierten Wohngrundstücken und auch nach der Sanierung noch engen Blockinnenbereichen konnten mit dem Angebot der Tiefgarage kompensiert und die Altstadtgassen als Lebensraum für die Bürger zurückgewonnen werden.

Die bewährte Zielrichtung wird mit dem Programmwechsel von Bund-/Länder-Programmen in den „städtbaulichen Denkmalschutz“ weiterverfolgt, um die bau- und kulturhistorisch wertvolle Altstadt zu sichern und fortzuentwickeln. Klimaschutz und Energieeffizienz sind ökologische Aufgaben der Städtebauförderung, deren Umsetzung im historischen Bestand eine besondere Herausforderung darstellt. Neben den weiteren Umgestaltungen der öffentlichen Räume in der nordöstlichen Altstadt wird die verbesserte Verbindung zwischen der Altstadt und den Wohn- und Arbeitsgebieten östlich der Bahnlinie eine Zukunftsaufgabe bilden. Bislang scheinen diese Maßnahmen und auch eine Aufwertung und Umgestaltung des Mainvorlandes, als besonders attraktive Ansicht von Karlstadt, an den finanziellen Möglichkeiten der Stadt noch zu scheitern. Eine Bündelung der Kräfte und Mittel für diese kostenträchtigen Ziele der Stadt ist für das nächste Jahrzehnt nötig.

Durch die erfolgreichen Sanierungsmaßnahmen wurden die anvisierten Ziele überwiegend erreicht. Die Altstadt ist wieder für Wohnen, Arbeiten und Einkaufen attraktiv. Die gelungen sanierten Plätze und Straßen laden zum Flanieren und Kommunizieren ein. Die historische Kleinstadt Karlstadt am Main erweckt so wieder den Eindruck eines lebendigen und zukunftsfähigen Zentrums.

Quelle: Stadtbauamt Karlstadt.

Es hod fai aane wos gsachd...

von

Walter Tausendpfund

Hod werkli aane wos gsachd?

Aane hod wos gsachd!

Dees häid iich ned denkd,
daß aane wos sachd.

Er hod wos gsachd.

Er hod werkli wos gsachd?

Er hod fraali wos gsachd.

Wäi hod er's denn gsachd?

Laud und daidli hod er's gsachd.

Und ejeede hod's gheerd?

E jeede hod's kherd.

Wos hod ern dann gsachd?

Ergonomics in Design

Er hod gsachd

Und ejeede hod's gheerd,

daß e eds emool naus mou...

Ehemalige Synagoge Arnstein ist jetzt Kultur- und Lernort

von

Israel Schwierz

In der heutigen unterfränkischen Kleinstadt Arnstein gab es bereits im Mittelalter Juden, die jedoch 1298 durch die Anhänger des „Ritters Rindfleisch“ ermordet wurden. Danach waren nur noch im 14. Jahrhundert einzelne jüdische Einwohner in dem Ort ansässig. Erst im 16. Jahrhundert konnten hier wieder Juden nachgewiesen werden, die dann um 1699 auch eine Gemeinde bildeten, der 15 Personen angehörten. Sie wohnten in der damaligen „Judengasse“ der Stadt.

Im 19. Jahrhundert vergrößerte sich die Gemeinde, die eine Synagoge, ein jüdisches Schulhaus mit einer Religionsschule und ein Ritualbad in der „Judengasse“ besaß. Ab 1935 nahm dann die Zahl der Gemeindemitglieder beständig ab, bis die Gemeinde im April 1938 offiziell für aufgelöst erklärt wurde. Die 1819 im klassizistischen Baustil errichtete und in den Jahren 1869, 1905 und 1934 renovierte Synagoge wurde im Verlaufe des Novemberpogroms 1938 im Inneren verwüstet, danach wurde das Gebäude an Privatleute verkauft. So befand sie sich von 1938 bis 1994 im Besitz mehrerer Bürger Arnsteins, die sie in dieser Zeit mehrfach baulichen Veränderungen unterzogen und das Bauwerk nacheinander als Sattlerei, Bettfedernreinigung, Wohn- und Geschäftshaus sowie als Materiallager nutzten. 1994 erwarb schließlich die Stadt Arnstein das ehemalige Synagogengebäude in der Goldgasse, das langsam als Lagerhalle zu verkommen drohte und daher abgerissen werden sollte.

Ab diesem Zeitpunkt bemühten sich der damalige Bürgermeister Roland Metz und nach ihm seine Nachfolgerin im Amt, Bürgermeisterin Linda Plappert-Metz sowie der von Roland Metz gegründete Förderkreis „Alte Synagoge Arnstein e.V.“ nach besten Kräften, die ehemalige Synagoge zu restaurieren um sie einer würdigen und die Stadt bereichernden Nutzung zuzuführen. Das zähe und ausdauernde Bemühen der beiden Stadtobhäupter, des Synagogenvereins und vieler Arnsteiner Bürger war 2012 von Erfolg ge-

krönt: Am 8. Juni 2012 wurde die ehemalige Synagoge nach fast dreijähriger Sanierung in einer Feierstunde von den beiden Bürgermeistern als „Alte Synagoge – Lern- und Begegnungsort“ der Öffentlichkeit übergeben.

Heute ist das frühere Synagogengebäude ein wahres Schmuckstück der Stadt – sowohl von außen als auch von innen. Besonders erfreulich ist die Tatsache, daß im Dachboden die Deckenbemalung des Tonnengewölbes – der blaue Himmel voller leuchtender goldener Sterne – erhalten geblieben und jetzt wieder in seiner alten Schönheit zu sehen ist. Die Profanierung gut überdauert haben auch die äußerst selten zu sehenden Zeichen des Patriotismus und der Liebe der Arnsteiner Juden zu ihrem deutschen Vaterland und zu ihrer bayrischen Heimat – zwei Greifen rechts und links vom ehemaligen Ost-Fenster (Misrach-Fenster), die in ihren Klauen das Wappen mit den Farben des Deutschen Reiches (schwarz-weiß-rot) und des Königreiches Bayern (weiß-blau) halten. Als Folge der Restaurierung wurde an der Ostwand der ehemaligen Synagoge, oberhalb der Thoranische (Aron Hakodesch) ein in Synagogen äußerst selten vorkommendes Wandgemälde freigelegt, das einen gemalten Vorhang darstellt – bestehend aus fließenden Stoffbahnen und goldfarbenen Kordeln mit daran hängenden Quasten. Das Kunstwerk, das wahrscheinlich aus dem Erbauungsjahr 1819 stammt, wurde nach der Profanierung vermutlich einfach mit Farbe übermalt und überstand so die ganzen Jahre unbeschadet.

Der Betraum der ehemaligen Synagoge wird gegenwärtig als Räumlichkeit genutzt, in der verschiedene Veranstaltungen stattfinden können – für die Zukunft sind dort Vorträge, musikalische Darbietungen und Filmabende eingeplant. Die beiden Frauenemporen dienen jetzt als Räume für Daueraustellungen – auf der ersten Empore können Einzelheiten in Text, Ton und Bild über die Geschichte des Synagogengebäudes in Erfahrung gebracht werden, während in der darüberliegenden



Abb.: Die ehemalige Synagoge in Arnstein.

Photo: Israel Schwierz.

Empore den Besuchern viele äußerst interessante Einzelheiten über die Geschichte der Jüdischen Gemeinde Arnstein vermittelt werden.

In Bayern, besonders aber in Unterfranken, gab es bis zur NS-Zeit eine große Anzahl von Synagogen, die fast alle in der Pogromnacht verwüstet und danach profaniert wurden. Inzwischen haben eine ganze Reihe von Kommunen – wie z.B. Kitzingen, Veitshöchheim, Urspringen, Wiesenfeld, Gaukönigshofen und jetzt auch Arnstein – ihre früheren jüdischen Kultbauten renoviert und einer würdigen Nutzung zugeführt. In vielen Orten werden die einstigen Synagogengebäude immer noch als ihrem ursprünglichen Zweck entfremdete Bauwerke – angefangen von Kirchen bis zu Lagerhäusern – gebraucht. Traurig stimmt es allerdings schon, wenn die früheren Betstätten der Juden dem baldigen Verfall preisgegeben sind. Nicht nachvollziehbar jedoch ist es, wenn einstige Synagogen einfach abgerissen werden, wie in mehreren Orten geschehen, um so in der Gemeinde die letzten steinernen

Zeugnisse einstigen jüdischen Lebens endgültig und vollkommen zu beseitigen.

Anders haben die beiden Stadtoberhäupter von Arnstein, der Synagogenverein und alle am Erhalt des Bauwerks Beteiligten gehandelt: Sie haben alles nur Mögliche getan, um aus der einstigen Synagoge einen neuzeitlichen modernen Ort der Begegnung, des Lernens und der Kultur zu machen – heute ein Schmuckstück für die Stadt. Dafür gebühren ihnen der Dank und die Anerkennung aller, denen der ehrliche Umgang mit der jüdischen Geschichte ihrer fränkischen Heimat etwas bedeutet.

Die Synagoge Arnstein – Kultur- und Lernort – ist in den Monaten April bis Oktober an jedem Sonntag jeweils von 13.00 – 17.00 Uhr geöffnet. Der Eintritt ist frei.

Führungen in der Synagoge sind nach Voranmeldung beim Vorsitzenden des Synagogenvereins, Altbürgermeister Roland Metz (Tel.Nr.: 09363 – 1743, E-mail: vorstand@alte-synagoge-arnstein.de) jederzeit möglich.

Buch über Ansbacher Stadtfriedhof vorgestellt

von

Alexander Biernoth

Es ist seit langem ein Desiderat der Ansbacher Lokalgeschichte, so sagte Hartmut Schötz, daß es keine umfassende Beschreibung des Stadtfriedhofes gibt: Der ambitionierte Lokalforscher hat diese Lücke nun geschlossen und unter dem Titel „Der Heilig-Kreuz-Friedhof zu Ansbach – als Spiegel der Heimatgeschichte Ansbachs“ eine ausführliche Dokumentation über die Kirche und den Friedhof veröffentlicht. Eines der ersten Exemplare des neuen Buches hat Hartmut Schötz an Oberbürgermeisterin Carda Seidel überreicht, und sie zollte dem Auto „größtes Lob“, wie sie sagte, für die jahrzehntelange Forschungsarbeit und dankte ihm für seine historisch-dokumentarischen Fähigkeiten.

Das neue Buch ist in einer Auflage von 800 Stück gedruckt worden und hat 292 Seiten.

Besonders interessant machen das Buch die 760 zum Teil fast einhundert Jahre alten Photographien, die den Zustand des Friedhofs in frühen Jahrzehnten dokumentieren. In dem neuen Buch wird die evangelische Friedhofs-kirche Heilig Kreuz, die seit 1992 auch Pfarrkirche ist, ausführlich vorgestellt und ihre Innenausstattung beschrieben. In einem zweiten Teil werden die Gräfte und die dort bestatteten Personen vorgestellt, es folgt ein Teil über die normalen Erdgräber und über aufgelassene Gräber. Es werden aber auch die Brunnen auf dem Friedhof und das Friedhofsbrauchtum vorgestellt. In der Zeitreise über den Friedhof, der erst in den 1520er Jahren in Folge einer großen Pestseuche angelegt wurde, werden aber auch die Steinmetzbetriebe, die auf dem Friedhof tätig sind, vorgestellt.

Als besonders interessant bezeichnete Oberbürgermeisterin Seidel auch den Vergleich von unterschiedlichen Grabsteinen aus den vergangenen Jahrzehnten. Der Umgang mit dem Tod und den Toten sei immer ein Spiegel der Gesellschaft, so Carda Seidel, und der einfühlsame und liebevolle Umgang mit den Gräbern zeige die Verbundenheit der Men-

schen mit der Vergangenheit. Sie dankte dem Autor Hartmut Schötz auch dafür, längst aufgelassene Gräber und die dort bestatteten Persönlichkeiten mit dem neuen Buch dem Vergessen entrissen zu haben. Das neue Buch über den Stadtfriedhof ist zum Preis von 24,90 Euro in den Ansbacher Buchhandlungen erhältlich.



Abb.: Bundesfreund Hartmut Schötz (rechts) bei der Vorstellungen des Friedhofsbuches mit Oberbürgermeisterin Carda Seidel.

Photo: Alexander Biernoth.

Ausstellung „Paradies und Paranoia“ in Rothenburg o.d.T.

von

Hartmut Schötz

Zwischen dem 24. August und dem 2. September fand im Rathausgewölbe der Tourismusmetropole Rothenburg o.d.T. die Ausstellung einer Gruppe heimischer Künstler statt. Sie fanden ihre Inspiration im Spannungsfeld zwischen „Paradies und Paranoia“, das auch zum Titel ihrer Vernissage erhoben wurde. Ich konnte mir während des Didgeridoo-Konzertes der Formation „Black'n'Coloured“ einen Eindruck von der Ausstellung im Feuerwehrgewölbe des Rathauses machen.

In dieser Ausstellung ging es um etwas, das alle betrifft, um „den Zusammenhang von Glückseligkeitsphantasien und Verrücktheiten“. Zu den heimischen Künstlern gehört Sa-

bine Boas, die sich auch mit dem Thema „Paranoia“ am direktesten auseinandersetzt und wuchernde Gespinste dissonant auf die Leinwand bannt. Der Bildhauer Christophorus Venetikidis, der die Eröffnungsrede gehalten hatte, war mit Holzbildhauereien und Klanginstallationen vertreten. Er äußerte seine Auffassung, daß die Menschen bei ihrem Suchen nach dem Paradies immer auch in wahnsinnige Alpträume geraten. Er schaffte mit seinen Skulpturen, z.B. mit seinem Gasmasken-Eselskopf Blickfänge und witzige Momente.

Der Künstler Bernhard Karlstetten legt seine „Klangfarbenkompositionen“ vielschichtig an, so daß man sie als Musik für das



Abb.: In Rothenburg war die fünfteilige Collage „Wenn die Gondeln...“ (Schellack auf Holz, 200 x 80 cm) von Norbert Münzer ausgestellt.

Auge empfindet. Außerdem präsentierte er über Kopfhörer Ton-Collagen in 3D-Stereophonie. Die roten Luftballonherzen auf Dekken- oder Wandputztrümmern von Maria Semmers wirken wie Insignien einer zerbrochenen Seligkeit. Norbert Münzers künstlerisches Aufbegehren gegen Fanatismus und andere -ismen inspirierte ihn zu Installationen aus Miniatursärgen, gefüllt mit Torsos von Puppen.

Der Photokünstler René Bissbort läßt aus einem morschen Holzrahmen Knochen und Erde hervorbrechen. Willy Kammleiters Lichtobjekte verströmt ein paradiesisches, gar nicht morbid anmutendes Licht. Nicki Thomas war in dieser Ausstellung einer der Gastkünstler der Vernissage. Er läßt in einer seiner Bilder eine Rikscha mit Altauto-Karosserie von Hand ziehen und pflegt damit eine lässige Ironie. Der Objektkünstler Alexander Fabi macht mit seinem „Karma-Dis-

penser“, einem Automaten mit Gangeswasser, einen Abstecher in seine Objektkunst, während die Maler- und Graphikerin Johanna Kätzel in ihrem Aktbild „Endlich schön“ das Ideal „kommentiert“, das sich einige Menschen vom Ideal der Schönheit versprechen, nämlich ein Stück Seligkeit. Zeichnerische Bravour prägen die Bilder des italienischen Graphikers Alessandro Fornaci, der unter anderem Adam und Eva zu minotaurenischen Wesen macht.

Mit dieser Ausstellung wird dem Besucher deutlich gemacht, daß der moderne Künstler mit seinem Wunsch nach einem „Sein in der Einheitswirklichkeit“ nur als höchst paranoider Zustand erscheinen muß oder der Künstler flüchtet in die eigene Realität seiner Kunst. Die Kunst kann sich nicht allein auf ihre Ursprünge im Ideal des „Schönen und Wahren“ zurückbesinnen. Die Werkschau der Künstler provozierte mit ihren vielfältigen Arbeiten und regte zum Nachdenken an.

Jeder Stern an seinem Platz –

Johann Bayers epochaler Augsburger Himmelsatlas „Uranometria“ von 1603

von

Hans Krebs

Daß sich nicht alle Planeten um die Erde drehen, war als kopernikanische Wende vor 500 Jahren eine ähnliche Revolution wie in jüngerer Zeit die Erkenntnis, daß auch unsere eigene Galaxie (Milchstraße) nicht Zentrum eines in sich ruhenden Weltalls ist. Vielmehr dehnt sich dieses All aus, und zwar, wie die drei Gewinner des letztjährigen Physik-Nobelpreises herausgefunden haben, mit zunehmender Geschwindigkeit, als würde es von einem geheimnisvollen Sprengstoff („Dunkle Energie“) angetrieben. Die Teleskope dieser nunmehr höchst geehrten Supernova-Forscher erlauben Einblicke in Bereiche des Universums, die unvorstellbare Milliarden Lichtjahre entfernt sind.

Noch vor Erfindung des Fernrohrs

Was konnte Forschung erreichen, die nur mit dem bloßen Auge den Sternenhimmel erkundete? Immerhin so Erstaunliches wie den 1603 (also fünf Jahre vor Erfindung des Fernrohrs) in Augsburg erschienenen Sternenatlas „Uranometria“ des Johann Bayer (1572–1625). Die Kupferstiche seines jüngeren Augsburger Zeitgenossen Alexander Mair machen diese Himmelsvermessung, die Markus Welser in seinem Verlag herausgab, zu einer astronomischen Kartenkunst.

Bayers epochale Neuerung bestand darin, daß er die einzelnen Sterne jedes Sternbildes nach ihrer scheinbaren Helligkeit, also nach Sterngröße, katalogisierte und dabei nach dem griechischen Alphabet vorging. So ist, um ein Beispiel zu geben, Alpha Leonis der hellste Stern des Sternbildes „Löwe“.

Anders als bis dahin üblich wurden in der „Uranometria“ die Sternbildkarten im echten Himmelsanblick gestochen. Daher war es auch möglich, daß sie jetzt ans Himmelsgewölbe des Augsburger Planetariums projiziert werden konnten, wobei dessen Leiter Ger-

hard Cerny die zumeist genaue Positionierung der Bayer'schen Sterne nachwies.

Fußend auf Ptolemäus und Tycho Brahe

So nimmt nicht wunder, daß die „Uranometria“ bis ins späte 19. Jahrhundert der bedeutendste Sternatlas blieb und in ihrer Katalogisierung nach Sterngrößen bis heute nachwirkt. Sie fußte auf dem astronomischen Nachschlagewerk des Ptolemäus (um 150 n.Chr.), wie es durch die Rückübersetzung aus dem Arabischen wieder verfügbar geworden war, sowie auf dem Sternenkatalog des dänischen Astronomen Tycho Brahe.

Dieser war in den 1570er Jahren in Augsburg mit der Aufstellung eines riesigen Quadranten beschäftigt, so daß persönliche Kontakte mit Johann Bayer nicht auszuschließen sind. Bayer selbst stammte aus Rain am Lech, wurde in Augsburg Gymnasialschüler, in Ingolstadt Philosophie- und Jurastudent und dann in Augsburg Ratskonsulent. Er war universal gebildet, ein früher Romreisender, der in seiner „Uranometria“ römische und griechische Schriftsteller zur Mythologie der Sternbilder konsultierte.

Faksimile in Kombination von 1603 und 1648

In dem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß Bayer wegen des Riesenerfolgs seiner „Uranometria“ eine erweiterte Neuauflage betrieb und dabei die heidnischen Sternbilder durch christliche ersetzen wollte. Dazu versicherte er sich der Mithilfe Julius Schillers (Augsburger Ratskonsulent wie er), des Malers Matthias Kager, der Stecher Lukas Kilian und Caspar Schecks. Dieser christlich bestirnte Himmel („Coelum Stellatum Christianum“) erschien 1627 in Augsburg, ohne indes den Erfolg der mehrfach aufgelegten „Uranometria“ zu erreichen.

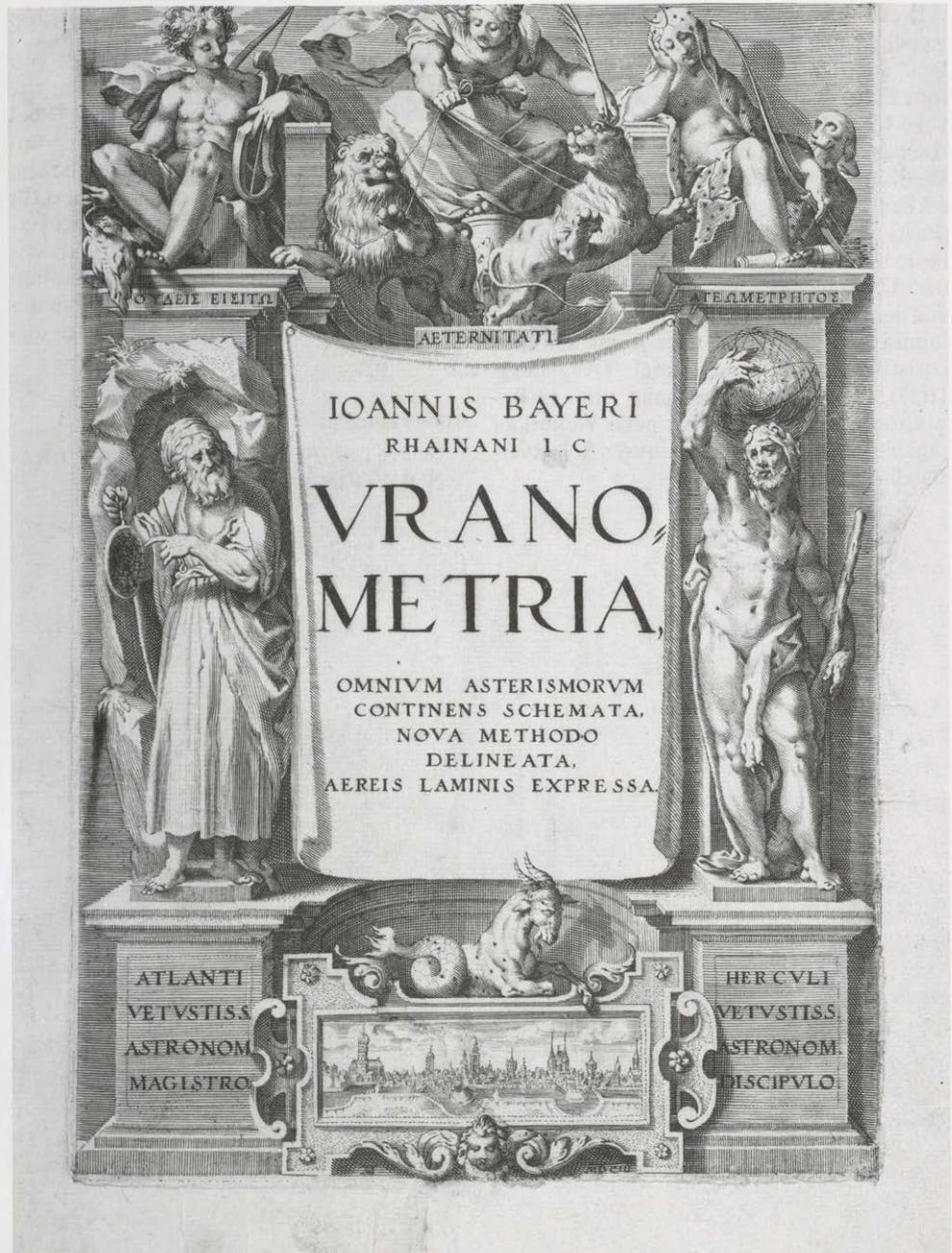


Abb.: Titelblatt der „Uranometria“, bekrönt von *Urania*, der Muse der Sternkunde, links *Atlas* als der älteste Lehrer der Astronomie, rechts *Herkules*, der älteste Schüler der Sternkunde (und des *Atlas*). Zwischen den beiden Sockeln eine fein gravierte Ansicht der Stadt Augsburg mit dem Steinbock als Sternzeichen des Kaisers Augustus (und Gründers der Stadt). Abbildung aus der „Uranometria v. Joh. Bayer, 1603“, mit freundlicher Genehmigung des KunstSchätzVerlages und der Universität Heidelberg.

Dieser Erfolg setzt sich nun in einem aufwendigen Nachdruck des „KunstSchätzVerlags“ aus dem tauberfränkischen Gerchsheim fort. Dazu wurden die Augsburger Erstausgabe von 1603 für den Textteil und die Ulmer Ausgabe von 1648 für den Bildteil verwandt. Die Kombination wurde zusammen mit einem erklärenden Begleitband in der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek vorgestellt. Diese besitzt nicht weniger als vier Erstausgaben der „Uranometria“, zusammen mit Raritäten wie der Sternbildkarte des Alessandro Piccolomini (Venedig, 1552) oder Julius Schillers christlichem Sternenhimmel (Augsburg, 1627). Dieser Zusammenhang ruft ins Bewußtsein, wie Astronomen neue Weltbilder schaffen und dadurch auch unser Selbstverständnis verändern.

Vergleich mit Gutenberg

Johann Bayers „URANOMETRIA“ von 1603 hat für die Himmelskartographie die gleiche Bedeutung wie die Gutenberg-Bibel für den Buchdruck. Für seine Zeit begründete es einen völlig neuen wissenschaftlichen, graphischen und künstlerischen Standard für Sternkarten.¹ Jedenfalls wurde auf dieses Expertenurteil gern verwiesen, als der aufwendige „Uranometria“-Nachdruck in Kombination der Ausgaben von 1603 und 1648 in der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg vorgestellt wurde.

Anmerkungen:

¹ George Lovi 1987 im Vorwort zu seiner „URANOMETRIA 2000.0“.

Dorit Schatz: Promis, Prunk und freche Witze. 25 Jahre Fastnacht in Franken. München (BRmedia Service) 2011, ISBN 978-3-941282-42-1, geb., 199 S., zahlr. SW- und Farabb., 19,95 Euro.

Keine Frage, die Karnevalshochburgen in Deutschland liegen bekanntlich (noch immer) am Rhein: Köln, Düsseldorf und Mainz sind hierbei im Bekanntheits- und Beliebtheitsgrad der Bevölkerung kaum zu schlagen. Super Narren, ebenso wie Supernarren, gibt es aber auch andernorts. So sind zum Beispiel in Nordbayern – sprich in Franken – mehr als 70.000 Mitglieder in Fastnachtsvereinen organisiert, wobei etwa 20.000 davon Jugendliche sind. Dabei ist im Bund Deutscher Karneval (www.karnevaldeutschland.de) der 1953 gegründete fränkische Fastnachtsverband (www.fastnacht-verband-franken.de), dem mehr als 300 Vereine angehören, der fünftstärkste Regionalverband.

So mag es kaum verwundern, daß der Quotenrenner des Bayerischen Rundfunks (BR) seit vielen Jahren die „Fastnacht in Franken“ aus Veitshöchheim ist. BR-Angaben zufolge ist es die erfolgreichste Sendung eines dritten Programms; jedenfalls schauen mittlerweile mehr als 3,5 Millionen Menschen deutschlandweit zu. Dabei mußten die Macher der Fernsehsendung, die ihren Anfang im oberfränkischen Landkreis Lichtenfels hatte, noch händeringend nach Zuschauern suchen. Daß die Eintrittskarten einst sogar kostenlos vergeben wurden, ist heute unvorstellbar. Die Tickets – für rund 10.000 Interessenten stehen nur gut 300 der knapp 600 Karten im freien Handel zur Verfügung – sind heute zur begehrten Ware geworden.

Die Veitshöchheimer Fastnachtssitzung, die zur Kultsendung mit Anhängern weit über den Freistaat hinaus avancierte, besticht vor allen durch Lokalkolorit, wobei Komiker, Kabarettisten und Gruppen aus der fränkischen Brauchtumsszene in der etwa dreistündigen Live-Sendung auftreten. So reiht sich in den Mainfrankensälen, vor den Toren Würzburgs gelegen, auch nicht einfach Nummer an

Nummer. Vielmehr gibt es politisch geprägte Wortbeiträge statt Büttenreden und tanzakrobatische Höchstleistungen von Meistergarden statt Schautänzen. Dem Zuschauer wird niemals langweilig und schnell klar, daß die vom Fastnacht-Verband Franken und dem Bayerischen Rundfunk geplante Veranstaltung ihren ganz eigenen Stil hat.

Zum Jubiläum „25 Jahre Fastnacht in Franken“ im Jahre 2012 erschien das Buch „Promis, Prunk und freche Witze“, das einen Rückblick in Wort und Bild von den Anfängen der Sendung bis heute gibt. Dorit Schatz, die die Veranstaltung von Anfang an in verschiedenen Funktionen begleitet und dabei Höhen und auch Tiefen mitgemacht hat, blickt darin hinter die Kulissen und läßt Gäste, Künstler und Organisatoren von ihren Erlebnissen bei der Sendung erzählen. Auf dem Einband wird hierzu treffend vermerkt: „Sie alle geben zum Jubiläumsbuch ihren Senf dazu. Scharf, mittelscharf und mild, grad so, wie ihnen der Quotenrenner ‚Fastnacht in Franken‘ schmeckt. Autorin Dorit Schatz liefert die ‚Wurst‘ zum Senf. Und die ist in Franken aus Tradition von bester Qualität. Guten Appetit!“

Der reich bebilderte Band – zirka 220 Photos, von denen die überwiegende Mehrzahl farbig ist, lassen das bunte Fastnachtstreben noch einmal lebendig werden – wird ergänzt durch eine Bonus-DVD, die dem Beobachter eine Zeitreise durch die Sendung „Fastnacht in Franken“ von 1987 bis 2011 bietet. BR-Intendant Ulrich Wilhelm hat zu dem Buch ein Vorwort beigesteuert, indem er die Sendung als „lebendiges Gesamtkunstwerk“ bezeichnet. Für ihn ist „Veitshöchheim“ der beste Beweis dafür, daß sich Qualität und Quote nicht ausschließen: „über die Jahre harmonisch gewachsen bis zur absoluten Perfektion und dabei natürlich, sympathisch, authentisch fränkisch und nicht kopierbar – beste Fernsehunterhaltung aus einem Guß“ (S. 7).

„25 Jahre Fastnacht in Franken“ ist keine wissenschaftliche Abhandlung – und das ist gut so. Wem die Narretei aus Veitshöchheim

gefällt, der wird das gelungene, äußerst kurzweilige Buch und die dazugehörige DVD immer wieder gern zur Hand nehmen, um darin zu lesen, Bilder zu betrachten und vergangene Tage in Erinnerung zu rufen.

Hubert Kolling

Lothar Mayer: „Jüdische Friedhöfe in Unterfranken“. Petersberg (Michael Imhof Verlag) 2010, ISBN 978-86568-071-6, geb., 22 x 25 cm, 213 S., 229 Farabb. u. Karten, 19,95 Euro.

Kurz vor Jahresende 2010 erschien im Michael Imhof Verlag der Bildband von Lothar Mayer „Jüdische Friedhöfe in Unterfranken“. Damit wurde ein weiterer wichtiger Schritt in der Dokumentation der noch vorhandenen Zeugnisse jüdischer Vergangenheit Unterfrankens vollzogen.

Nach Hinweisen zum Gebrauch des Buches und nach einer Inhaltsübersicht bedankt sich dessen Autor bei all den Persönlichkeiten, die ihm bei der Erstellung der Dokumentation hilfreich zur Seite standen. Ein sehr persönliches Vorwort schließt sich an. Danach werden auf 197 Seiten alle 44 unterfränkischen jüdischen Friedhöfe – von Allersheim bis Würzburg – sehr eindrucksvoll in Wort und Bild dargestellt. Bei jedem Ort weist nicht nur ein gut verständlicher Text auf die Geschichte und die Besonderheiten der jeweiligen Begräbnisstätte hin, der Verfasser unternimmt auch sehr interessante und manchmal auch recht subjektive gedankliche Exkurse in die Geschichte, Religionsge-

schichte, Philosophie, ja sogar in die gegenwärtigen politischen Ereignisse in aller Welt.

Stark beeindruckend sind die mit großer Professionalität erstellten Kartenskizzen der einzelnen Ortschaften, die dem Besucher das Auffinden des jeweiligen Friedhofes wesentlich erleichtern: ein Davidstern in einem roten Kreis markiert stets die exakte Lage der Begräbnisstätte. Ganz besonders beeindruckend sind jedoch die äußerst schönen und künstlerisch auch sehr wertvollen photographischen Darstellungen, mit denen der Verfasser der Dokumentation jeden Friedhof reich illustriert hat. Eine Übersicht über die jüdischen Symbole und ihre Bedeutung, ein umfassendes Literaturverzeichnis, ein Glossar der gebräuchlichsten hebräischen Ausdrücke sowie eine Karte Unterfrankens, in der alle jüdischen Friedhöfe der Region zu finden sind, schließen die äußerst gelungene, interessante und sehr schöne Dokumentation harmonisch ab. Nur der, der selbst mit der Dokumentation jüdischer Denkmale beschäftigt war, weiß, wie viel Arbeit, Mühe, Ausdauer aber auch wieviel Liebe und Begeisterung nötig sind, um solch ein exzellentes Werk wie das beschriebene zu konzipieren.

Lothar Mayer ist es in der Tat gelungen, durch diesen sehr schönen Bildband den untergegangenen jüdischen Gemeinden Unterfrankens ein bleibendes Denkmal zu setzen. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung all derer, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte der Region – und besonders mit den steinernen Zeugnissen jüdischer Vergangenheit der Gegend – ein Anliegen ist.

Israel Schwierz

Hans Wörlein, (Ehren-) Vorsitzender der Gruppe Nürnberg-Erlangen, feierte seinen 80. Geburtstag

von

Bernhard Wickl



Seit mehr als 50 Jahren ist Hans Wörlein Mitglied des Frankenbundes, seit fast 40 Jahren leitet er die Gruppe Nürnberg-Erlangen, die ihn 2009 anlässlich seiner 50jährigen Mitgliedschaft zu ihrem Ehrenvorsitzenden ernannt hat. Geboren wurde er am 3. Juni 1932 in Fürth, wo er auch die Oberrealschule besuchte und 1951 sein Abitur ablegte. Schon sein Kunstlehrer am Gymnasium, Wilhelm Funk, lenkte das Interesse des Schülers Hans Wörlein auf fränkische Geschichte und Kunst. Damit war der Grundstein gelegt für die bis heute andauernde Beschäftigung des Jubilars mit diesen Themen. Neben dem Studium der

Pharmazie an der Universität Erlangen besuchte Hans Wörlein das von Professor Fichtner geleitete Seminar für Christliche Kunst und Archäologie, wo er sein Wissen über die fränkische Heimat immer weiter vertiefte. Anlässlich einer Besichtigung der Plassenburg, bei der sich Hans Wörlein als sachkundiger Fremdenführer erwies, kam der Kontakt mit dem Frankenbund zustande, dem er am 1. Januar 1959 beitrat. Seit 1974 ist er Vorsitzender der Gruppe Nürnberg-Erlangen und als Bezirksvorsitzender von Mittelfranken seit langer Zeit auch Mitglied der Bundesleitung. In all den Jahren hat Hans Wörlein für den gesamten Frankenbund und ganz besonders natürlich für die Gruppe Nürnberg-Erlangen Herausragendes geleistet und sich höchste Verdienste erworben, die anlässlich früherer runder Geburtstage (1992, 1997, 2002) an dieser Stelle bereits ausführlich gewürdigt wurden und die ohnehin nur noch schwer in angemessener Form in Worte zu fassen sind.

Wir alle – und damit erlaube ich mir, für den gesamten Frankenbund zu sprechen – wünschen unserem Bundesfreund Hans Wörlein zum 80. Geburtstag Gottes Segen und alles erdenklich Gute, vor allem anderen natürlich stabile Gesundheit, damit er sich noch viele Jahre aktiv in das Vereinsleben einbringen, noch an zahlreichen Führungen, Exkursionen und Sitzungen teilnehmen und diese mit seinem Wissen und seiner Erfahrung bereichern kann. Auch wenn er in absehbarer Zeit von der vordersten Front der Vereinsarbeit in das zweite Glied zurücktreten wird, wünschen wir ihm (und uns!), daß er seine Franken-Begeisterung in seiner liebenswürdigen Art noch lange weitergeben kann.

Dieter Morcinek zum neuen Ersten Vorsitzenden der Frankenbund Gruppe Bamberg gewählt

von

Martina M. Schramm



Abb.: Dieter Morcinek ist der neue 1. Vorsitzende der Bamberger Gruppe.

Bei der ordentlichen Jahresmitgliederversammlung wurde Bundesfreund Dieter Morcinek einstimmig zum neuen Ersten Vorsitzenden der Gruppe Bamberg des Frankenbundes gewählt. Morcinek ist seit 2009 Mitglied beim Bamberger Frankenbund. Allerdings ist er über die Mitgliedschaft seiner Schwiegermutter Frau Mathilde Plohn (Mitglied seit 1. Januar 1987) schon viele Jahre mit dem Frankenbund eng verbunden. Als Beirat war er bereits von 2009 bis 2011 und dann von 2011 bis 2012 als Stellvertretender Vorsitzender bei der Gruppe Bamberg aktiv.

Dieter Morcinek war – vom Assessor bis zum Studiendirektor – am musischen, neu-sprachlichen, humanistischen und europäischen Herder-Gymnasium Forchheim, dann als Stellvertretender Schulleiter am musischen

E.T.A. Hoffmann-Gymnasium Bamberg tätig. Seit dem Jahre 2000 ist der leidenschaftliche Heimatkundler im Un-Ruhestand. Als ausgebildeter Stadtführer war er auch er mit zahlreichen Fernseh- und Filmteams – aus der ganzen Welt – in Bamberg unterwegs. Eine besonders große Rolle spielt dabei „das Bamberger Bier“ und die von ihm ins Leben gerufene „Bamberger Bierschmecker-Tour“.

Zu seinen herausragenden Lichtbildervorträgen beim Frankenbund zählten „Engel in Bamberg – kunstgeschichtlich gesehen“, „Apotropäische Bilder und Skulpturen – Abwehrzauber gegen böse Mächte an Kirchen und Privathäusern in Bamberg, Franken und Europa“, „Kaiser Heinrich und seine Kronen – Welche trug er wirklich?“, „Eleganz aus der Provinz – Das Werk Friedrich Theilers in der Fränkischen Schweiz“ und die dazugehörende kunstgeschichtliche Studienfahrt „Die schönsten Bildwerke des Mutschelschülers Friedrich Theiler aus Ebermannstadt“ (Drosendorf, Drißendorf, Ebermannstadt, Eggolsheim, Forchheim, Gößweinstein, Kirchhellenbach, Ludwag, Muggendorf, Niedermirsberg, Pretzfeld, Tiefenpölz, Wiesenthau). In diesem Jahr erwarten die Bamberger mit Freude zwei weitere Vorträge: „Knollen, Wurzeln, Sprossen und Triebe – Bamberger Gärtnereiprodukte im Auf und Ab der Zeiten“ (Süßholz, Stazinäri, Hopfenspargel, Bamberger Hörnla, Kren, Spargel) anlässlich der Landesgartenschau und „Den Teufel oder die Teufelin an die Wand malen – Darstellung des Bösen in der Kunst“ zum Domjubiläum.

Bei den Wahlen wurden weiter – ebenfalls einstimmig – Werner Fiedler OStD. i.R. zum neuen Schatzmeister, Carmen Strätz zur neuen Beirätin und Karl Heinz Reh zum neuen zweiten Kassenprüfer gewählt. Wiedergewählt wurde – ebenfalls einstimmig – die Zweite Vorsitzende und Geschäftsführerin Martina M. Schramm.

Grußwort des Ersten Bürgermeisters der Stadt Karlstadt zur 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,
mit großer Freude begrüße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der 65. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES inmitten der weitgehend sanierten mittelalterlichen Altstadt von Karlstadt. Wir sind sehr stolz, daß der FRANKENBUND mit Karlstadt eine erst 810 Jahre alte Stadt als Veranstaltungsort für seine Bundestagung ausgesucht hat. Wir werten das auch als Zeichen der Anerkennung für die Arbeit der Mitglieder des Historischen Vereins Karlstadt, die unermüdlich und mit großem ehrenamtlichem Engagement mithelfen, das kulturelle Erbe unserer Stadt zu bewahren.

Bereits 1921, also ein Jahr nach der Gründung des FRANKENBUNDES durch Dr. Peter Schneider, fanden sich Bürger der Stadt, u. a. Postmeister Johann Frank, Rektor Vitus Krieg oder Oberlehrer Eugen Schech zu einer ersten FRANKENBUND-Gruppe in Karlstadt zusammen. Begeistert von einem Vortrag von Dr. Peter Schneider zum Thema „Stadtbefestigung“ trat 1941 der spätere Stadtarchivar und Kreisheimatpfleger Franz Schwarz bei und war jahrzehntelang „der“ Vermittler der Karlstadt Stadtgeschichte.

In den Kriegs- und Nachkriegsjahren ruhte die Tätigkeit weitgehend, bis Bürgermeister Christian Krapf zusammen mit 22 Getreuen und mit Unterstützung der Bundesleitung am 27. Juli 1951 die Gruppe Karlstadt wieder begründete. Zum ersten Vorsitzenden gewählt, übte er dieses Amt 32 Jahre aus, gefolgt von Emil Schwarz, der die Gruppe, die auf 35 bis 40 Mitglieder angewachsen war, bis zu seinem plötzlichen Tod 1998 führte. Als Schriftführer war in all den Jahren der spätere Kreisheimatpfleger Georg Büttner tätig.

Im Jahre 1972 wurde in Karlstadt der Historische Verein gegründet, dessen Mitglieder zum großen Teil auch Mitglied im Frankenbund waren. Der unvergessene, leider viel zu früh verstorbene Stadtarchivar und Bundesfreund Werner Zapotetzky vereinbarte mit dem damaligen 1. Bundesvorsitzenden Dr. Franz Vogt den Weiterbestand des Frankenbundes in Karlstadt. Mit Beginn des Jahres 2001 wurde mit der Bundesleitung vereinbart, daß der gesamte Historische Verein Karlstadt mit über 370 Mitgliedern dem Franken-



bund beitritt und als weiterhin eigenständiger Verein den Zusatz „Gruppe des Frankenbundes“ führt.

Der Historische Verein Karlstadt betreibt u.a. eigenverantwortlich das Stadtgeschichtliche Museum, das neben einer Reihe von beachtlichen Sonderausstellungen auch die Dauerausstellungen zur Früh- und mittelalterlichen Geschichte der Stadt und ihrer Stadtteile immer wieder aktualisiert hat. Aktuelles Beispiel: Frühgeschichtliche Ausgrabungen im Stadtteil Karlburg, gezeigt im Rahmen der Ausstellung: „Eine Welt in Bewegung“.

Das historische Stadtbild von Karlstadt wurde in den letzten 35 Jahren mit großem Aufwand und viel Herzblut restauriert und saniert, aber auch behutsam in die Moderne weiter entwickelt. Lesen Sie dazu den ausführlichen Beitrag „Altstadtsanierung Karlstadt“ von Herbert Werthmann in diesem Heft.

Ich wünsche der Bundesbeiratstagung in den Räumen des Historischen Rathauses von 1422 einen erfolgreichen Verlauf, allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen angenehmen Aufenthalt und gute Erinnerungen an Karlstadt, die Sie hoffentlich animieren, uns einmal wieder die Ehre eines Besuches zu geben.

Herzlichst Ihr
Dr. Paul Kruck
Erster Bürgermeister

Einladung zur 65. Bundesbeiratstagung

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserer 65. Bundesbeiratstagung

**am Samstag, den 20. Oktober 2012, nach Karlstadt am Main
in das Historische Rathaus ein.**

Die Vorsitzenden der Gruppen werden – entsprechend § 17 der Satzung – gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein.

10.00 Uhr **Festakt** im Festsaal des Historischen Rathauses in Karlstadt

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

Grußworte

Festvortrag von Herrn Pfarrer Paul Häberlein (Karlstadt)

Überreichung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden
Herrn Prof. Dr. Gert Melville (Coburg)

12.15 Uhr **Mittagessen** im Ratskeller

13.30 Uhr **Stadtführung** für alle

15.00 Uhr **Delegiertenversammlung** im Festsaal des Historischen Rathauses

Tagesordnung:

1. Situationsbericht der Bundesleitung
2. Aktivitäten der Gruppen im Jahr 2012
3. Vorschau auf Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2013
4. Verschiedenes

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 15. Oktober 2012 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 11. Juli 2012

Dr. Paul Beinhofer

1. Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES

Nachmittagsprogramm für die Nichtdelegierten

Die Nichtdelegierten können ab 15.00 Uhr

- eine Führung durch das sehenswerte Stadtgeschichtliche Museum (Hauptstraße 11) mitmachen, das vom Historischen Verein Karlstadt betreut wird.
Informationen zu diesem Museum finden Sie unter:
http://www.karlstadt.de/Eigene_Dateien/03-tourismus/download/flyer_museum.pdf
- an einer Führung durch die katholische Stadtpfarrkirche St. Andreas (am Kirchplatz), einer gotischen Hallenkirche mit einem romanisch-frühgotischen Westturm, teilnehmen.
Eine kurze Beschreibung finden Sie unter:
<http://www.karlstadt.de/rundgang/htm/stadtpfarrkirche.asp>
- den Oberen Torturm, den sog. Katzenturm, in Begleitung besteigen.
Siehe hierzu: <http://www.karlstadt.de/rundgang/htm/torturm.asp>

Oder einfach durch die interessante Altstadt mit einer schön gestalteten Fußgängerzone bis hinunter zum Main schlendern ...

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 34 Gruppen mit insgesamt über 7.400 Mitgliedern an (Stand 2011).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Gert Melville,
Seniorprofessor an der Technischen Universität Dresden, Coburg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Universitätsprofessor Dr. Werner K. Blessing, Erlangen; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Annette Schäfer M.A., Hirschaid; Bundesschatzmeister: Theobald Stangl, Würzburg; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Ludwig Reder, Würzburg; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Gerhard Trausch, Bayreuth; Bezirksvorsitzender für Mittelfranken: Hans Wörlein, Nürnberg; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg, Stellvertreter: Prof. Dr. Klaus Reder M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südhüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort sind unter folgender Anschrift
im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de.

Bundesgeschäftsstelle: Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931 / 5 67 12, Telefax Nr. 0931 / 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken, BLZ 790 500 00,
Kontonummer: 42 001 487,
Spendenkonto: Sparkasse Mainfranken, BLZ 790 500 00,
Kontonummer: 42 002 634.

Aufsätze*Gerhard Neuhauser*

Franken – Österreich / Österreich – Franken. Ein Jahrtausend wechselseitiger Einflüsse 380

*Alexander Bagus*Riemenschneiders Kruzifixus in Eisingen – Zu Herkunft und (Wieder-)
Entdeckung eines Werks des unterfränkischen Künstlers der Spätgotik..... 392*Alf Dieterle*

Die beiden Gesichter des Mainufers zwischen Miltenberg und Freudenberg..... 403

Kunst und Kultur*Alexander Biernoth*

450 Jahre Landesherrliche Hospitalstiftung in Ansbach..... 408

*Hartmut Schötz*Friedrich Heinrich von Seckendorff – eine schillernde Gestalt in der Reichsgeschichte
des 18. Jahrhunderts..... 411*Peter A. Siß*Das Spiegelkabinett der Würzburger Residenz wurde vor 25 Jahren wiedereröffnet –
„... daß aus tausend guten ein neues Besseres sich schaffen lassen müsse...“..... 413*Ekbert Warmuth*

Das unterfränkische Volksliederwettbewerb 1932 in Würzburg..... 417

Leonhard Tomczyk

Mainfränkische Majolika..... 421

Termine des Gesamtbundes 2013..... 422**Aktuelles***Israel Schwierz*

Ausstellung „Aus der jüdischen Geschichte von Oberlauringen“ in Stadtlauringen..... 423

Alexander Biernoth

Tagung zum Jubiläumsjahr des „wilden Markgrafen“ Carl Wilhelm Friedrich..... 425

Hartmut Koschyk

Humboldt-Tag in Goldkronach..... 427

Rebekka Denz

Das Kooperationsprojekt „Landjudentum in Unterfranken“..... 429

Bücher zu fränkischen Themen..... 431**Frankenbund intern***Verena Friedrich*Bericht vom diesjährigen 2. Fränkischen Thementag am 29. September 2012
in der ehemaligen Zisterzienserabtei Heilsbronn..... 433Bericht über die 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012
in Karlstadt mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden..... 437*Klaus Reder*

Verleihung des Kulturpreises des Frankenbundes an Josef Weiß..... 444

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Alexander C. H. Bagus M.A.	Doktorand am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg Rathausplatz 1, 97218 Gerbrunn
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Rebekka Denz M.A.	Kooperationsprojekt Landjudentum in Unterfranken Untere Hauptstraße 14, 97291 Thüngersheim
Dr. Alf Dieterle	1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Miltenberg Am Felsenkeller 11, 63924 Kleinheubach
Dr. Verena Friedrich M.A.	1. Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Würzburg Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein
Hartmut Koschyk MdB	Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister der Finanzen Wölfelstraße 6, 95444 Bayreuth
Dr. Gerhard Neuhauser	Sternstraße 9e, 97355 Abtswind
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Prof. Dr. Klaus Reder M.A.	Kulturdirektor des Bezirks Unterfranken Silcherstraße 5, 97074 Würzburg
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg
Dr. Peter A. Süß M.A.	Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Dekanat der Philosophischen Fakultät I der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Dr. Leonhard Tomczyk M.A.	Spessartmuseum Schloßplatz 1, 97816 Lohr a. Main
Ekbert Warmuth	Im Tiefrödlein 18, 97688 Bad Kissingen



Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2013
Glück, Gesundheit und Frieden
wünscht

allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kultursflege e. V.

Franken – Österreich / Österreich – Franken

Ein Jahrtausend wechselseitiger Einflüsse

von
Gerhard Neuhauser

Der vorliegende Beitrag ist die schriftliche Fassung eines Vortrags, den der Verfasser am 3. Mai 2011 im historischen Pfarrhaus zu Wiesenthied gehalten hat. Darin unternimmt der Autor, ein gebürtiger Wiener, der seit fast 50 Jahren im Frankenland ansässig ist, eine Zeitreise vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart und beleuchtet anhand einiger ausgewählter Beispiele die vielfältigen wechselseitigen Einflüsse zwischen Franken und Österreich auf dem Gebiet von Geschichte, Wissenschaft, Kunst und Kultur.

Die Gegend „Ostarrichi“

Drehen wir das Rad der Geschichte um mehr als tausend Jahre zurück bis in das Jahr 976. Kaiser Otto II. erteilte damals seinem treuen Vasallen, dem Grafen Liutpold, ein Lehen für einen Landstrich, der, wie in einer Schenkungsurkunde Kaiser Ottos III. vom 1. November 996 eindeutig belegt ist, von der dortigen Bevölkerung „*Ostarrichi*“ genannt wurde.¹ Der entsprechende Text in lateinischer Sprache lautet: „...in regione vulgaris vocabulo *Ostarrichi* in marcha et comitatu Henrici comitis filii *Liutpaldi marchionis in loco Niuuanhova dicto*.“ Übersetzt heißt das: „...in einer Gegend, die in der Volkssprache *Ostarrichi* genannt wird, in der Mark und der Grafschaft des Grafen Heinrich, des Sohnes des Markgrafen *Liutpold* in der Ortschaft genannt *Neuhofen*.“ Dies ist der „Geburtstag Österreichs“, dessen Millennium daher im Jahre 1996 vielfach festlich begangen wurde. Die Gegend „*Ostarrichi*“ war geographisch nicht genau definiert. Sie erstreckte sich etwa von der Enns in Oberösterreich bis zum westlichen Wienerwald.

Zurück zum Markgrafen Liutpold, der der Stammvater eines bedeutenden Herrscher- schlechts war, das fast drei Jahrhunderte lang Österreich regierte, durch kluge Politik das Land mehrte und nicht erst heute Babenberger genannt wird. Dieser Name tauchte erstmals

bei Otto von Freising, einem der bedeutendsten Geschichtsschreiber des Mittelalters in einer kurzen Bemerkung seiner Chronik auf. Er wurde von späteren österreichischen Geschichtsschreibern (z.B. dem Wiener Domherren Ladislaus Sunthaym Ende des 15. Jahrhunderts) übernommen und weiter ausgeschmückt. Das Wort Babenberger läßt natürlich den Schluß auf die Herkunft aus Bamberg zu und auf die Abstammung aus fränkischer Familie schließen. Neuere Forschungen belegen dies aber nicht; diese Hypothese wird nicht mehr weiter verfolgt. Liutpold stammt mit hoher Wahrscheinlichkeit aus Bayern. Eine Verwandtschaft zu fränkischen Adelsfamilien scheint dennoch wahrscheinlich zu sein. Hierfür gibt es einige Hinweise, denn der zweite Sohn hieß Poppo, ein damals in Franken, aber nicht in Bayern gebräuchlicher Vorname. Ein noch stärkerer Hinweis ist die folgende Geschichte.²

Liutpold folgte einer Einladung des damaligen Bischofs von Würzburg zum Kilianstag, der bekanntlich am 8. Juli feierlich begangen wird. Welchen Grund sollte ein Markgraf aus dem damaligen „*Ostarrichi*“ haben, wo der Frankenapostel Kilian keine unmittelbare Bedeutung besaß, die beschwerliche Reise nach Würzburg anzutreten, wenn nicht andere, vielleicht verwandtschaftliche Gründe dafür sprächen. Für ihn wäre es jedoch besser gewesen, daheim zu bleiben. In Würzburg wurde er nämlich von einem vergifteten Pfeil getroffen, der eigentlich nicht für ihn, sondern für seinen Vetter Heinrich von Schweinfurt bestimmt war. Der Mord war, wie manche heute sarkastisch formulieren würden, ein „*Kollateralschaden*“. Am 10. Juli 994 starb Liutpold und wurde in Würzburg begraben. Sein Sohn Heinrich übernahm in Österreich die Regierung.

Bamberger Besitzungen

Nach diesem traurigen Beginn wenden wir

uns einem erfreulicherem Thema zu und schreiten auf der Zeitachse ein paar Jahre weiter. Im Jahre 1007 gründete Kaiser Heinrich II. das Bistum Bamberg und stattete es nicht nur im Bereich Oberfrankens, sondern auch im heutigen Oberösterreich, in der Steiermark und vor allem in Kärnten mit umfangreichen Ländereien aus. Ausgehend vom Hochstift Bamberg wurde in Oberösterreich der Ort Frankenmarkt³ und der nördliche Attergau von Franken besiedelt, ebenso auch das Kremstal mit dem Hauptort Kirchdorf⁴ bis nach Spital am Pyhrn. Kirchdorf blieb sogar bis zum Jahre 1811 formell bambergisches Lehen. In der Steiermark war das Städtchen Rottenmann zeitweise im Bamberger Besitz, ebenso wie Teile des Salzburger Lungaus.

Die bedeutendsten und am längsten in seinen Händen befindlichen Besitzungen des Hochstifts Bamberg im heutigen Österreich befanden sich jedoch in Kärnten. Es sind dies die Städte Villach, Tarvis mit dem Kanaltal (heute zu Italien gehörig), Feldkirchen und Wolfsberg im Lavanttal, in dem der Statthalter Bamberg, der sogenannte Vizedom, residierte, und der Ort und die Burg Griffen.⁵ Bamberg wurde durch diese Schenkungen der zweitmächtigste Grundherr in Kärnten. Es konnte seinen Kärntner Besitz auch in stürmischen Zeiten sichern und so seine Herrschaftsrechte in den österreichischen Erbländern bis zum Verkauf an Maria Theresia im Jahre 1759 behaupten. Der Kärntner Besitz brachte Bamberg ergiebige Einkünfte aus Bergbau, Handel und Verkehr sowie grundherrschaftliche Erträge. Das Hochstift besaß auch die Unabhängigkeit gegenüber den örtlichen Gerichts- und Verwaltungsinstanzen und war auch von bestimmten Pflichten wie z.B. von Hilfeleistungen bei kriegerischen Auseinandersetzungen befreit. Außerdem hatte es die Gerichtsbarkeit inne, genoß Steuerfreiheit und konnte so die Einkünfte aus Bodenschätzten, Zollrechten usw. unbeschränkt nutzen. Ab dem 16. Jahrhundert wurden allerdings seine Rechte zurückgedrängt. Das Hochstift Bamberg mußte sich weitgehend dem Kärntner Landrecht unterordnen und im Jahre 1674 auch auf letzte Sonderrechte verzichten.

An die Herrschaft Bambergs erinnern heute noch die Anlage der Städte und Siedlungen nach fränkischem Muster (Villach) sowie Bauwerke wie das sog. Bamberghaus in Wolfsberg und der Bamberger Amtshof in Feldkirchen. Die Lage dieser Kette Bamberger Besitzungen in Österreich war strategisch ausgerichtet. Es ging dem römisch-deutschen Kaiser darum, auf diese Weise den wichtigen Weg nach Italien zu sichern.

Am Beispiel von Wolfsberg läßt sich zeigen, daß sich die Bamberger des Geschenks Heinrichs II. würdig erwiesen.⁶ Sie errichteten Wehrbauten und sicherten die aufstrebende Siedlung, in der Handel und Gewerbe Arbeit und Wohlstand brachten. 1331 erteilte Bischof Wertho von Bamberg das Stadtrecht. 1478 versuchten die Türken, Wolfsberg einzunehmen, scheiterten jedoch an den starken Befestigungsanlagen und an der Entschlossenheit der Wolfsberger Bürger sowie des Bamberger Vizedoms Georg von Schaumburg.

1759 endete schließlich die rund 700jährige Epoche der Bamberger. Kaiserin Maria Theresia kaufte den gesamten Kärntner Besitz für eine Million Gulden vom Hochstift Bamberg. Villach, Feldkirchen, Griffen, Tarvis sowie Wolfsberg und das Lavanttal wurden damit österreichisch. Heute leben die ehemaligen historischen Verknüpfungen in Form intensiv gelebter Städtepartnerschaften wieder auf, so zwischen Bamberg und Villach, Bamberg und Feldkirchen sowie Wolfsberg und Herzogenaurach.

Adalbero und Egbert

Drehen wir das Rad der Geschichte wiederum um einige Jahre weiter. Im Jahre 1010 wurde Adalbero im oberösterreichischen Markt Lambach geboren.⁷ Er war der letzte Sproß der Grafen von Lambach-Wels. Seine Mutter Reginlind stammte aus Franken. Nach seinen Studien in der Würzburger Domschule trat Adalbero in den Dienst von König Heinrich III., der ihn 1045 als Nachfolger des heiligen Bruno zum Bischof von Würzburg ernannte. Sein Leben auf dem Bischofsstuhl verlief recht abenteuerlich und abwechslungsreich. Während des Investiturstreits zwi-

schen Heinrich IV. und Papst Gregor VII. stellte er sich konsequent auf die Seite des Papstes. Er wurde daher vom König abgesetzt, dann wieder eingesetzt, und das Spiel mit Absetzung, Vertreibung und Wiedereinsetzung wiederholte sich. Zurückgetreten ist er niemals. In hohem Alter zog er sich schließlich nach Lambach in sein Kloster zurück, wo er 1090 starb und beigesetzt wurde. Im Jahre 1883 wurde Adalbero von Papst Leo XIII. heiliggesprochen. Ein Oberschenkelknochen von ihm befindet sich als Reliquie in einem Schrein im Würzburger Neumünster.

Welche Verdienste hat sich Adalbero erworben, daß man ihn heute noch verehrt und ihm sogar eine Kirche, die im neuromanischen Stil erbaute Adalberokirche in der Sanderau, gewidmet hat? Zunächst einmal hat er den von Bruno begonnenen Dombau weiter voran getrieben und die Initiative zum Bau des Neumünsters ergriffen. Außerdem hat er die Reform des kirchlichen Lebens maßgebend beeinflußt. Aus Gorze in Lothringen befiehlt er den Mönch Egbert als Abt nach Münsterschwarzach. In kurzer Zeit setzte dieser umfangreiche Reformen durch, so daß Münsterschwarzach zu einer Musterabtei wurde und weitgespannte Wirksamkeit entfaltete. Der Einfluß der Münsterschwarzacher Reformer erstreckte sich bis nach Lambach⁸ und breitete sich von dort bis Melk aus. So gründete Adalbero ein dergestalt reformiertes Benediktinerkloster auf der Stammburg seiner Familie in Lambach und setzte 1056 wiederum Egbert als Abt ein. Dieser übernahm mit mehreren Mönchen aus Münsterschwarzach die Leitung und prägte darüber hinaus das kirchliche und gesellschaftliche Leben der Region maßgebend. So schließt sich der Kreis um Adalbero: von Lambach nach Würzburg und wieder zurück nach Lambach.

Auch vom ehemaligen Zisterzienserkloster Ebrach sind bedeutende Impulse in Richtung Österreich ausgegangen. Ebracher Mönche gründeten im Jahre 1129 das Zisterzienserstift Rein⁹ als 38. Kloster des Ordens. Da die 37 vor Rein gegründeten Klöster im Lauf der Geschichte aufgelöst worden sind, ist Rein heute das weltweit älteste aktive Zisterzienserkloster. Es liegt 15 km nordwestlich von Graz in einem Seitental der Mur. Reiner Mön-

che gründeten ihrerseits vier Tochterklöster, u.a. 1146 Wilhering bei Linz unter aktiver Mithilfe aus Ebrach. Heute präsentiert sich das Stift Rein vor allem als typisch österreichisches Barockkloster, obwohl im Rahmen der jüngsten Renovierungsarbeiten wunderbare Funde aus der Gotik, Romanik und Römerzeit zutage getreten sind.

„Ze Österreiche lernte ich singen unde sagen“

Verlassen wir die Themenkomplexe Politik und Religion und wenden uns nun der Dichtkunst zu. Im ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhundert, näherhin also um das Jahr 1200, erleben wir die erste Hochblüte der deutschen Literatur, die durch die Minnesänger repräsentiert wurde. Einer der strahlendsten Sterne dieser Epoche war Walther von der Vogelweide.¹⁰ Er ist wohl der bedeutendste und der erfolgreichste Minnesänger und Spruchdichter des Mittelalters. Trotz seines Bekanntheitsgrades existiert nur eine einzige urkundliche Erwähnung seiner Person, als der Passauer Bischof Wolfger von Erla ihm am 12. November 1203 „v solidos longos“ (d.h., fünf Goldstücke) für den Ankauf eines Pelzrocks schenkte. Walther dürfte um das Jahr 1170 geboren sein. Seine Herkunft ist unbekannt. Vielleicht stammt er aus dem Waldviertel in Niederösterreich, vielleicht sogar aus dem Steigerwald, wie Gerhard Wagner in einem 2008 erschienenen Buch annimmt.¹¹ Seine dichterische Ausbildung empfing er in Österreich („ze Österreiche lernte ich singen unde sagen“), wahrscheinlich durch Reinmar den Alten, zu dem er später in Konkurrenz stand. Während der Regierung der Herzöge Leopold V. (1177–1194) und dessen Sohnes Friedrich (1194–1198) wirkte er am Wiener Hofe als Minnesänger in sorgenfreier Stellung. Als Minnesänger setzte sich Walther von der Vogelweide zunächst mit der Hohen Minne auseinander. Damit ist die unerfüllbare Liebe zu einer hoch stehenden Dame gemeint. Andererseits entwickelte Walther auch das Gegenkonzept der Niederen Minne (erfüllbare bzw. erfüllte gegenseitige Liebe), z.B. in den sogenannten Mädchenliedern („Unter der linden“).

Nach dem Tod von Herzog Friedrich I. (1198) wurde Walther von dessen Nachfolger Leopold VI. entlassen. Der Grund hierfür ist unbekannt. Danach weilte er am Hofe König Philipps von Schwaben, wo er als Spruchdichter in Erscheinung trat, um als eine Art Hofpoet die Politik des Herrschers zu vertreten. In der literarisch anspruchsvollen Spruchdichtung sind die Reichsthematik sowie die hohe Politik und die Religion wichtige Themen. Heftig angegriffen wurde der Einfluß des Papstes. Später trat er in die Dienste Ottos IV. Beide Könige bat er vergebens um ein Lehen. Außerdem versuchte er, wieder in Wien am Hofe Leopolds VI. Fuß zu fassen, was ihm auch nicht gelang. So wanderte er von Burg zu Burg, von Hof zu Hof und trat als fahrender Berufsdichter oder, wie man heute sagen würde, als „Liedermacher“ an verschiedenen Fürstenhöfen (Thüringen, Meißen, Köln, Bayern, Kärnten) auf. Erst Kaiser Friedrich II. („der edel künig, der milte künig“) verlieh dem alternden Walther ein Lehen im Raum Würzburg („ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen!“), was er mit einem Dankgedicht quittierte.

Es sind über hundert Texte von Walther überliefert. Die meisten Abschriften findet man in der Manessischen Liederhandschrift, die in Heidelberg aufbewahrt wird. Das vielbekannte Bild von Walther in der Manessischen Handschrift verweist auf das berühmte Spruchgedicht „Ich saz ûf eime steine“. Das bekannteste Beispiel der sogenannten Mädchenlieder ist das bereits erwähnte „under der linden“. Der Dichter beschreibt darin aus dem Blickwinkel einer verliebten Frau ein offensichtlich verbotenes Schäferstündchen mit ihrem Liebhaber. Das eindrucksvollste Zeugnis für seine Künstlerpersönlichkeit legt sein Alterswerk ab, allem voran die sogenannte „Elegie“ („Owê war sint verschwunden alliu miniu jâr“), die zu den bedeutendsten Texten der deutschen Literatur zählt, und wie folgt beginnt:¹² „O weh, wo sind verschwunden alle meine Jahr‘, Ist mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?“

Walther muß den Nachrufen mittelalterlicher Dichterkollegen gemäß um 1230 in oder um Würzburg gestorben sein. Er wurde wahrscheinlich im Kreuzgang des Neumünsters

begraben. Die Lage des Grabs ist nicht bekannt. Auf der Inschrift des Gedenksteins im Lusamgärtchen steht zu lesen: „*Her Walther von der Vogelweide, swer des vergaeze, der taet mir leide.*“

Dieser Vers stammt von Hugo von Trimberg, einem Dichter des späten 13. Jahrhunderts. Ort bzw. Burg(-ruine) Trimberg, bekanntlich zwischen Hammelburg und Bad Kissingen gelegen, ist auch Heimat eines zweiten Minnesängers: Ein gewisser Süßkind von Trimberg ist der einzige bekannte jüdische Minnesänger. Die Manessische Handschrift zeigt ihn mit dem sogenannten Judenhut. Mit diesem Dichter spannt sich eine geistige Brücke zu einem österreichischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Friedrich Torberg, selbst ein Jude, schrieb in seinem geliebten Altsässer einen sehr lesenswerten Roman über das Leben dieses Minnesängers.¹³ Natürlich ist dieser Roman keine Biographie. Darum ging es Torberg gar nicht. Er wollte vielmehr die Beschwerisse eines fahrenden Dichters im allgemeinen und eines jüdischen Dichters im besonderen schildern.

Im Zeitalter des Humanismus

Wir verlassen die Ära des mittelalterlichen Minnesangs und kommen nun in das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus, eine Epoche tiefgreifender und gewaltiger Veränderungen. Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können, nenne ich die Erfindung der Buchdruckerkunst, die zahlreichen Entdeckungen, das Ende des Byzantinischen Reiches durch die Eroberung Konstantinopels 1453 und den Beginn der lang anhaltenden Bedrohung durch die türkische Expansion.

Der Humanismus ist der geistige und wissenschaftliche Begleiter der Renaissance. Er ist gekennzeichnet durch eine intensive Wiederbelebung des antiken Gedankenguts. Im Vordergrund standen die Pflege der antiken Überlieferung, das Studium römischer und griechischer Autoren sowie deren Nachahmung. Aus dieser Beschäftigung erwuchs das Bedürfnis, den einzelnen Menschen, also das Individuum, in den Vordergrund zu stellen im Gegensatz zum Weltbild des christlichen Mit-



Abb. 1: Der im Jahre 1930 errichtete schlichte Gedenkstein für Walther von der Vogelweide im Lusamgärtlein des Neumünsters in Würzburg.
Photo: Verfasser.

telalters. Die Persönlichkeit sollte im Sinne der antiken „humanitas“ geformt werden.

Der Humanismus entstand in Italien im 14. Jahrhundert und gelangte von dort nach Mitteleuropa. Durch das neue Weltbild wurde eine wissenschaftlich orientierte Geisteshaltung geprägt, welche die Naturwissenschaften besonders förderte. Im Heiligen Römischen Reich begannen unter der Herrschaft Karls IV. humanistische Bestrebungen in Prag. Im 15. Jahrhundert waren Wien und Nürnberg Zentren des Humanismus, aber auch in anderen großen Städten bildeten sich Humanistenzirkel. Hier sollen nun vier hervorragende Vertreter des Humanismus aus Franken vorgestellt werden, die auch in Österreich entscheidend gewirkt haben.

Regiomontanus:¹⁴ Am 6. Juni 1436 wurde in Königsberg in Unterfranken Johannes Müller geboren. Das Haus, in dem er aufwuchs, steht noch heute und kann als Ferienwohnung gemietet werden. Der latinisierte Name Regiomontanus (d.h.: der Königsberger), unter dem er bekannt geworden ist, wurde ihm po-

stum gegeben. Im zarten Alter von elf Jahren begab sich Johannes Müller nach Leipzig, wo er ab 1447 Astronomie und Mathematik studierte. Im Februar 1450 siedelte er nach Wien über. An der dortigen Universität befand sich damals die wichtigste mathematisch-astronomische Schule Mitteleuropas. Sein Lehrer wurde der bedeutende Mathematiker und Astronom Georg von Peuerbach. 1452 erwarb Johannes Müller das Bakkalaureat, 1457 wurde er Magister. Nun lehrte er selbst an der Wiener Universität Mathematik und Philologie.

Nach dem Tode Peuerbachs im Jahre 1461 übernahm der 25jährige Regiomontanus dessen Lehrstuhl. Später begab er sich, mittlerweile als mathematisches Genie anerkannt, nach Rom, wo er wissenschaftlichen Austausch mit den bedeutendsten italienischen Gelehrten pflegte. Regiomontanus kehrte nach Wien zurück und begab sich im Jahre 1467 nach Ungarn, wo er mit der Erstellung astronomischer Tafeln beauftragt wurde. In diese Zeit fällt die Ausarbeitung von Sinus- und Tangententafeln, die für die Geschichte



Abb. 2: Das Geburtshaus des Johannes Müller genannt Regiomontanus in Königsberg i.Ufr.
Photo: Verfasser.

der Mathematik langfristig von Bedeutung sein sollten und mit denen sich Generationen von Gymnasiasten mit mehr oder weniger Begeisterung auseinandersetzen mußten.

1471 zog Regiomontanus nach Nürnberg und eröffnete eine eigene Druckerei, in der er seine komplizierten mathematischen und astronomischen Berechnungen veröffentlichten ließ. Zugleich errichtete er in Nürnberg die erste moderne Sternwarte in Deutschland, und entwickelte neue, präzise Instrumente für die Astronomie und die Navigation. In der Nürnberger Zeit erschienen weitere wichtige Werke: ein Kalender für die Jahre 1475 bis 1531 mit neu berechnetem Lauf von Sonne und Mond sowie die sogenannten „*Ephemerides astronomicae*“. Dies sind die für die Jahre 1475 bis 1506 gültigen Vorausberechnungen der täglichen Konstellation von Gestirnen, die für die Seefahrt immense Bedeutung erhalten sollten. Kolumbus besaß dieses Buch; es hat ihm bei den Reisen nach Amerika unschätzbare Dienste erwiesen.

Im Jahre 1475 reiste Regiomontanus wieder nach Rom, wo er auf Einladung des Papstes an der anstehenden Kalenderreform mitarbeiten sollte. In Rom ist er am 6. oder 8. Juli 1476 im Alter von nur 40 Jahren an der Pest gestorben. Mit seinen mathematisch-astronomischen Forschungen ist Regiomontanus einer der wichtigsten Wegbereiter des kopernikanischen Weltbildes geworden.

Conrad Celtis:¹⁵ Am 1. Februar 1459 wurde in Wipfeld Konrad Pickel als Sohn eines Weinbauern geboren. Nach dem Willen seines Vaters sollte auch er Winzer werden. Er floh jedoch nach Köln und begann an der dortigen Universität das Studium der Theologie und der freien Künste. Am 1. Dezember 1479 erwarb Konrad Celtis, wie er sich fortan nannte, das Bakkalaureat der „*artes liberales*“, also der freien Künste. In Heidelberg setzte er seine Studien fort, lernte Griechisch sowie Hebräisch und beschäftigte sich außerdem mit der Rede- und der Dichtkunst. Dort wurde er auch in die humanistische Gedan-

kenwelt eingeführt. 1485 beendete Celtis seine Studien mit dem Magister artium.

Danach unternahm er zahlreiche Reisen durch Mitteleuropa und Italien, hielt Vorträge und knüpfte Beziehungen zu gelehrteten und gleichgesinnten Persönlichkeiten. Er hörte nie auf, neue Erfahrungen und Lehren in sich aufzunehmen. Sein Leitsatz heißt: „*docendo discimus*“ (wir lernen, indem wir lehren). Lebenslanges Lernen und Weiterbilden waren für ihn eine Selbstverständlichkeit.

Celtis war ein Bahnbrecher des Humanismus in Deutschland. Er war Dichter und universeller Gelehrter. Er schrieb lateinische Gedichte und ahmte in seiner Lyrik antike Autoren (Horaz, Ovid, Vergil) nach. Am 18. April 1487 wurde er auf dem Nürnberger Reichstag nach antikem Vorbild von Kaiser Friedrich III. zum Dichter („*poeta laureatus*“) gekrönt. Im Frühjahr 1489 reiste er nach Krakau, um an deren Universität Mathematik und Astronomie zu studieren, und gründete dort die „*Sodalitas litteraria Vistulana*“ (lat. „sodalitas“ = Kameradschaft, Genossenschaft) als erste der wissenschaftlichen Gesellschaften. Weitere Sodalitäten folgten (*Sodalitas litteraria Rhenania*, *Sodalitas litteraria Hungarorum*, *Sodalitas litteraria Danubiana*). In Ingolstadt übernahm er 1491/92 eine außerdörfliche Professur für Rhetorik und Poetik. Im Winter 1492 übertrug man ihm außerdem die Leitung der Domschule in Regensburg. Im Kloster Sankt Emmeram fand er 1493 die einzige Handschrift mit den lateinischen Werken der Roswitha von Gandersheim.

1497 folgte Celtis dem Ruf Kaiser Maximilians I. nach Wien. Hier lehrte er an der Universität nicht nur Metrik und Rhetorik, sondern behandelte unter anderem die deutsche Vorgeschichte anhand der Germania des Tacitus und erhob damit die Geschichtswissenschaft zu einer akademischen Disziplin. Durch Heranziehung von Globen und Karten entwickelte er auch die Geographie zu einer Erfahrungswissenschaft. Die von Celtis veranlaßte Gründung eines „*Collegium poetarum et mathematicorum*“ war eine humanistisch ausgerichtete Einrichtung mit vier Lehrern: Zwei für Poetik und Rhetorik sowie zwei für mathematische Disziplinen. Hier zeigte sich die von Celtis angestrebte Verbindung von

Poesie und Naturwissenschaft. Außerdem bereicherte er das Theater durch Aufführung lateinischer Dramen und eigener Stücke. Seine umfangreiche editorische Tätigkeit galt antiken wie mittelalterlichen Autoren. Schließlich ist das große Projekt der „*Germania illustrata*“ zu nennen, das alle wissenschaftlichen Erkenntnisse seiner Zeit zur Geschichte Deutschlands vermitteln sollte.

Celtis starb 1508 in Wien und wurde an der Ostseite des Stephansdoms beigesetzt. Der Grabstein ist heute im Inneren in die Westwand eingelassen. Die Inschrift lautet: „*Gott dem besten und größten geweiht. Für Conrad Celtis Protocius, den Dichter aus Ostfranken, aufgrund seines Testamentes pflichtschuldig errichtet. Ich lebe in der Lorbeerkrone weiter. Er starb im Jahre Christi 1508 am 4. Februar. Er lebte 49 Jahre und 3 Tage.*“

Aus Schweinfurt stammte **Johannes Cuspinianus**,¹⁶ der 1476 als Johannes Spießheimer (lat. „cuspis“ = Spieß, Stachel) geboren wurde. Der umfassend gebildete Humanist wählte Wien zu seiner Wirkungsstätte und wurde Rektor der Universität und Anwalt der Stadt. Das bekannte Porträt Lukas Cranachs d.Ä. läßt einen wohlgesetzten Bürger erkennen. 1510 trat er in den diplomatischen Dienst Kaiser Maximilians I. und erledigte viele Missionen. Er verfaßte u.a. ein umfangreiches Geschichtswerk, beginnend mit den römischen Konsuln und Cäsaren und endend mit dem Tod Maximilians. Cuspinianus starb 1529 in Wien und wurde im Stephansdom beigesetzt.

Friedrich Nausea:¹⁷ Der vierte Vertreter, der vorgestellt werden soll, stammt aus Waischenfeld in der fränkischen Schweiz. Dort wurde er 1496 als Friedrich Grau geboren. Sein latinisierter Name leitet sich von „*nauseo*“ (deutsch: mir graut, mich ekelte) ab. Nausea studierte ab 1514 an der Universität Leipzig und schloß mit dem Magistertitel ab. Er ging nach Italien und wurde im Jahr 1523 zum Doktor der Rechte und 1533 zum Doktor der Theologie promoviert. Dann wurde Nausea Pfarrer in Frankfurt am Main und schließlich Domprediger in Mainz. Er traf mit Philipp Melanchthon zusammen und versuchte, diesen zur Rückkehr in die katholische Kirche zu bewegen. Kaiser Ferdinand I. holte

ihn 1534 als Hofprediger nach Wien, wo er 1541 zum Oberhirten der Diözese Wien ernannt wurde. Gegenüber den Protestanten vertrat er eine tolerante Haltung, war für die Verwendung der Volkssprache bei der Meßfeier, die Gewährung des Laienkelchs und die Aufhebung des Zölibats. Trotz seiner modernen Ansichten konnte er in seiner Diözese die Ausbreitung der Reformation nicht verhindern. Er war ein Vorkämpfer der Kirchenreform, befürwortete eine Reform der römischen Kurie und trat für eine Erneuerung sowohl des Episkopats als auch des Klerus ein. Im Jahre 1544 schlug er die Abhaltung eines Konzils in Köln oder Regensburg vor. Ab 1551 vertrat er dann Österreich auf dem Konzil von Trient, wo er ein Jahr später am 6. Februar 1552 verstarb. Seine Heimatstadt Waischenfeld hat er nie vergessen; das zeigt eine großherzige Stiftung sowohl für die Pfarrkirche St. Johannes der Täufer als auch für die Armen und Gebrechlichen der Stadt. Umgekehrt hält aber auch Waischenfeld die Erinnerung an den großen Sohn wach.

Der Silvaner

Zwischendurch nun ein kurzer Exkurs in Richtung Weinreben. Der Silvaner ist zur typischen Rebsorte Frankens geworden, obwohl er ursprünglich hier nicht heimisch war. Er kam nämlich aus Österreich.¹⁸ Der Überlieferung nach sollen einige Rebstücke über die Zisterzienserabtei Ebrach von Österreich nach Franken gebracht worden sein. Nachweislich wurden am 6. April 1659 erstmals einige Österreich-Fechser, wie der Silvaner damals hieß, in Castell gepflanzt. Folglich wurde im Jahre 2009 das Jubiläum 350 Jahre Silvanerrebe nicht nur in Castell festlich begangen. Nach Würzburg gelangte die Silvanerrebe in die Lage Stein erstmals im Jahre 1665 und zwar über Abt Alberich Degen von der Zisterzienserabtei Ebrach.

Exulanten aus Österreich

Dies ist ein trauriges Kapitel, allerdings mit versöhnlichem Schluß. Der Begriff „Exulant“ kommt vom lateinischen Wort „*ex(s)ulare*“, das heißt: verbannt sein, in der Verbannung leben. Die so Verbannten waren alle Protestanten, die Österreich verlassen mußten, da sie

sich weigerten, zum Katholizismus zu konvertieren.

Luthers Lehren hatten sich schnell und sehr erfolgreich in Österreich ausgebreitet. Nach einer Zeit der Toleranz unter Maximilian II. wurden evangelische Pfarrer, Prediger und Lehrer vertrieben – dies begann bereits Ende des 16. Jahrhunderts. Unter den Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. während und nach Ende des 30jährigen Krieges erreichten die Vertreibungen der Lutheraner ihren Höhepunkt. Rechtsgrundlage war der Augsburger Religionsfriede von 1555, dessen wichtigste Bestimmung später in den Satz „*cuius regio, eius religio*“ gefaßt wurde, zu deutsch: „*wessen Land, dessen Religion*“. Der Landesherr bestimmte also die Konfession seiner Untertanen.

Vermutlich sind mehr als 100.000 evangelische Österreicher zur Auswanderung gezwungen worden. Viele haben in Franken eine neue Heimat gefunden, vor allem in der protestantischen Markgrafschaft Ansbach, wo sie gerne aufgenommen wurden. Der 30jährige Krieg wütete nämlich in Franken schlimm, so daß ganze Landstriche entvölkert, Dörfer verwüstet, Gehöfte verlassen, Felder unbebaut waren. Daher waren die Exulanten sehr willkommen und wurden von der einheimischen Bevölkerung freundlich aufgenommen. Schnell haben sie sich in Franken integriert.

In der heutigen Zeit haben sich viele Nachkommen dieser Exulanten an ihre frühere Heimat erinnert. Mehrere Autoren, wie z.B. Georg Kuhn,¹⁹ Manfred Enzner²⁰ und Eberhard Krauß²¹ haben sich der Thematik der österreichischen Exulanten besonders angenommen, umfangreiche Nachforschungen betrieben und hierüber Bücher geschrieben. Auch wurden Busreisen nach der angestammten Heimat organisiert, die offensichtlich einiges Interesse fanden. Dies hat zu freundschaftlichen Kontakten geführt. Partnerschaften zwischen fränkischen und österreichischen Gemeinden wurden geschlossen, so sei als Beispiel die Partnerschaft zwischen Dietenhofen und dem niederösterreichischen Gresten erwähnt.

Eine besonders schlimme Ausprägung der Vertreibungen war die der Salzburger Prote-

stanten in den Jahren 1731 bis 1733 durch Graf Leopold von Firmian, Fürsterzbischof von Salzburg.²² Mehr als 20.000 Lutheraner wurden teilweise unter Einsatz von Soldaten in einer Zeit, in der sich der Geist der Aufklärung und der Toleranz in Europa auszubreiten begann, vertrieben. Besonders hart war die Anordnung des Landesherrn, daß alle Kinder unter zwölf Jahren den Exulanten weggenommen und gut katholischen Familien zur „Erziehung im rechten Glauben“ zugewiesen wurden.

Die weitaus größte Zahl der Salzburger Exulanten wanderte auf Einladung König Friedrich Wilhelms I. bis nach Ostpreußen und nach Litauen. Obwohl nur eine geringe Zahl in Franken angesiedelt wurde, hatte Franken als Durchgangsregion eine große Bedeutung. Die evangelische Bevölkerung behandelte die Vertriebenen mit viel Sympathie, verpflegte und beherbergte sie.

Im Glanze des Barock

Wesentlich friedlicher und vor allem freiwillig gestaltete sich die Migration österreichischer Künstler und Handwerker in der Barockzeit. Bekanntlich haben die Fürstbischöfe von Bamberg und Würzburg, insbesondere die Schönborn, eine rege Bautätigkeit entfaltet. Dazu benötigte man Architekten, Künstler und Handwerker. Vor dem hochberühmten, aus Eger in Böhmen stammenden Balthasar Neumann, war in Würzburg der Vorarlberger Joseph Greissing²³ als fürstlicher Hofbaumeister tätig. Dieser hat auch im Landkreis Kitzingen mit dem Rathaus in Iphofen einen schönen Beweis seines Könnens hinterlassen.

Balthasar Neumann hat während seines Studienaufenthalts in Wien viele Impulse von den großen kaiserlichen Hofbaumeistern Johann Bernhard Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrandt erhalten und in seinem Wirken umgesetzt. Er begleitete den Gatten Maria Theresias Franz Stefan zur Kaiserwahl nach Frankfurt. Im Jahre 1747 versuchte Graf Silva-Tarouca im Auftrag der kaiserlichen Majestäten vergeblich, den berühmten Architekten nach Wien abzuwerben. Allerdings erstellte Neumann einen Entwurf für das Trennenhaus der Wiener Hofburg und erhielt da-

für eine goldene Tabatiere als Lohn. Dieser Entwurf wurde aber nicht verwirklicht.

Die Liste der Künstler und Handwerker, die in der Barockzeit nach Franken kamen, ist umfangreich. Friedrich Carl von Schönborn, der viele Jahre als Reichsvizekanzler (1705–1734) in Wien verbracht hatte und von 1729 bis 1746 Fürstbischof von Würzburg war, verpflichtete zahlreiche österreichische Handwerker insbesondere für den Bau der Würzburger Residenz.²⁴ Es kam der Tiroler Kunstsenschlosser Johann Georg Oegg. Der Maler Wolfgang Högl aus Salzburg erstellte Mälereien in einigen Räumen der Residenz. Der Hafner Domenic Eder aus Wien baute Kachelöfen. So ließe sich die Liste der Handwerker aus Österreich, vor allem aus Tirol, fortsetzen; darunter bekannte und viele heute vergessene Namen.

Wir brauchen nicht weit zu gehen, um auch in unserer unmittelbaren Umgebung Künstler und Handwerker aus Österreich zu finden. Der Bauleiter der St. Mauritiuskirche in Wiesentheid Johann Georg Seitz²⁵ stammte aus einem Dorf bei Reutte in Tirol. Aus der gleichen Gegend kam der Bauführer der evangelischen Pfarrkirche von Castell, der würzburgische Landbaumeister Joseph Albert.²⁶

Ein echter Wiener wird Coburger Bürger

Machen wir nun einen großen Sprung in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. In der Tat begehrte ein echter Wiener die Staatsbürgerschaft des Herzogtums Sachsen-Coburg. Das wäre an sich nichts besonderes, wenn nicht der Antragsteller ein weltberühmter Mann gewesen wäre. Es handelt sich um keinen geringeren als Johann Strauß.²⁷

Strauß war dreimal verheiratet. Seine erste Ehefrau Jetty Treffz starb 1878. Wenige Wochen später heiratete er die Schauspielerin Angelika Dittrich, die ihn 1882 verließ. Im selben Jahr wurde die Ehe „von Tisch und Bett“ geschieden; eine echte Scheidung war nicht möglich, da damals in Österreich das katholische Eherecht galt. Um erneut heiraten zu können (diesmal Adele, geborene Deutsch) mußte Strauß die österreichische Staatsbürgerschaft aufgeben und Bürger des Herzog-



Abb. 3: Das Rathaus in Iphofen, erbaut von Joseph Greissing.

Photo: Verfasser.

tums Sachsen-Coburg und Gotha und wie seine jüdische Braut evangelisch werden. Im Jahr 1887 löste Herzog Ernst die Ehe mit Angelika Dittrich auf, und Strauß heiratete im selben Jahr in Coburg seine Adele.

Fränkische Adelsfamilien in Österreich

Eine Betrachtung der wechselseitigen Einflüsse zwischen Franken und Österreich wäre unvollständig, wenn die fränkischen Adelsfamilien unberücksichtigt blieben. Beginnen wir mit der urfränkischen Familie derer von Schwarzenberg. Hier soll aber keine Genealogie des Hauses Schwarzenberg und anderer Adelshäuser ausgebreitet werden. Ich beschränke mich auf drei besonders hervorstechende Vertreter dieses Adelsgeschlechts.

Feldmarschall Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg²⁸ befehligte 1812 die österreichischen Hilfstruppen, welche die Hauptarmee Napoleons beim Rußland-Feldzug auf der rechten Flanke sichern mußten. Felix Au-

stria, glückliches Österreich! Schwarzenberg konnte seine Truppen ohne große Verluste nach Hause führen. Er war dann als Vermittler in die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Napoleon und Rußland eingebunden. Schließlich war er der Oberkommandierende der verbündeten Preußen, Russen und Österreicher in der Völkerschlacht bei Leipzig und marschierte mit diesen im April 1814 in Paris ein.

Der zweite Vertreter, den ich erwähnen möchte, ist Felix Fürst zu Schwarzenberg,²⁹ eine schillernde Persönlichkeit, die im Revolutionsjahr 1848 und danach eine entscheidende Rolle spielte. Gemeinsam mit Erzherzogin Sophie und Fürst Windischgrätz betrieb er die Ablösung Kaiser Ferdinands „des Gütigen“ und die Einsetzung des 18jährigen Franz Joseph als Kaiser von Österreich. Bei der Niederschlagung des Aufstandes in Wien und vor allem in Ungarn hielt er sich im Hintergrund und ließ Windischgrätz die blutige Arbeit verrichten. Als erster Ministerpräsident der Regierung Franz Josephs gab er sich

einen liberalen Anstrich, indem er liberale und bürgerliche Persönlichkeiten in das Kabinett aufnahm. Das „*liberale Theater*“ wurde aber bald beendet. Der konservativ, restriktive Kurs wurde in der Habsburger-Monarchie fortgesetzt. Außenpolitisch war Felix Schwarzenberg eine große Begabung, vielleicht die letzte im Kaiserreich. Bismarck muß erleichtert gewesen sein, als er von dessen Tod am 5. April 1852 erfuhr.

Der jetzige Chef des Hauses Schwarzenberg ist Karl Schwarzenberg. Er ist derzeit Außenminister der tschechischen Republik.

Auch bei den Castells führen Wege nach Österreich und das nicht nur über den Sillvanner. Zum Beispiel ist eine Seitenlinie der Castell-Castell in Salzburg ansässig. Um eine etwas aktuellere Begebenheit zu erwähnen: Der Doyen der Familie Castell-Castell, Fürst Albrecht, feierte seinen 85. Geburtstag in Kärnten bei seiner jüngsten Tochter Stephanie, die mit einem Sproß der alteingesessenen Kärntner Adelsfamilie Khevenhüller-Metsch verheiratet ist.³⁰

Über die Schönborns ist schon im Zusammenhang mit der Bautätigkeit in der Barockzeit gesprochen worden. In meiner Jugendzeit ist der Begriff oft aufgetaucht. In der Nähe meines Gymnasiums im 8. Wiener Bezirk gibt es eine Schönborngasse, ein Palais Schönborn und einen Schönbornpark. Daß sich die Schönborns im unterfränkischen Wiesentheid niedergelassen haben, ist auf Peter Philipp Reichsgraf von Dernbach zurückzuführen. Dieser war in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts ein bedeutender Vizedom der bambergischen Besitzungen in Kärnten. 1672 wurde er zum Bischof von Bamberg und 1675 auch zum Bischof von Würzburg gewählt. Mit Hilfe Kaiser Leopolds wandelte er 1678 die Herrschaft Wiesentheid in eine Reichsgrafschaft um und übergab sie seinem Neffen Johann Otto Graf von Dernbach. Nach dessen Tod 1697 heiratete seine Witwe Eleonore Charlotte 1701 den Grafen Rudolf Franz Erwein von Schönborn. So kam die Grafschaft Wiesentheid an die Schönborns.

Der heute prominenteste Vertreter dieser Adelsfamilie ist der derzeitige Erzbischof von Wien, Christoph Kardinal Schönborn. Er

stammt aus der böhmischen Linie der Schönborns und wurde 1945 aus der Tschechoslowakei nach Österreich vertrieben. Bei der letzten Papstwahl galt er sogar als „papabile“. Ich brauche nicht besonders zu erwähnen, daß er seine Bindungen zu Franken und zu Wiesentheid nicht verleugnet.

In der geographischen Mitte Österreichs hat sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein Schönborn, nämlich Arthur Maximilian, zumindest zur Sommerfrische niedergelassen und in Altaußsee das Haus Nr. 54 erworben. Graf Arthur Maximilian war der Schwiegersohn von Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst,³¹ der eine große politische Karriere machte und von 1894 bis 1900 Reichskanzler war. Fürst Chlodwig verliebte sich in das Ausseerland und kaufte 1864 das Anwesen Altaußsee Nr. 1. Immer wieder kam er nach Aussee, soweit seine politische Tätigkeit dies erlaubte; er machte Altaußsee zu seiner zweiten Heimat. Einmal empfing er am Bahnhof Bad Aussee Kaiser Franz Joseph. Er war auch schriftstellerisch tätig; hier verfaßte er seine Memoiren. Fürst Chlodwig infizierte auch seinen Schwiegersohn mit der Liebe zum Ausseerland.³² Graf Arthur Maximilian ließ 1885 die Villa Schönborn (heute Villa Eltz) bauen. Seine Tochter Johanna,³³ 1875 geboren in Wiesentheid und verheiratet mit Graf Erwein zu Eltz, erbte das Haus. Sie ließ sich ganz in Altaußsee nieder, war schriftstellerisch tätig und schrieb ein reizvolles Buch „Das Ausseerland“. Sie starb 1957 und ist im Altaußseer Friedhof begraben.

Der „Ausseer-Virus“ steckte auch den Freiherrn Karl von Franckenstein, den Schwager des Grafen Arthur Maximilian an, der mit Sophie Elena Maria (Elma) von Schönborn-Wiesentheid verheiratet war. Dieser kaufte 1891 im Ortsteil Fischerndorf die Villa Nr. 72. Seine Söhne Clemens,³⁴ geboren 1875 in Wiesentheid, und Georg erbten das Anwesen. Zwei Gedenksteine in der Altaußseer Pfarrkirche erinnern an beide. Clemens von Franckenstein war Dichter und gefeierter Dirigent und Komponist und letzter Generalintendant des königlichen bayerischen Hof- und Nationaltheaters.

Viele Künstler und Literaten haben das Ausseerland als Zweitwohnsitz erwählt.³⁵ Unter

diesen Personen befindet sich auch ein Franke, nämlich der in den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts vielgelesene Romancier Jakob Wassermann (Der Fall Maurizius) aus Fürth und ein ‚Halbfranke‘ Raoul Auernheimer, ein früher sehr bekannter Essayist, dessen Vater aus der Gegend von Nürnberg stammt.

Schlußbemerkung

Ohne im Geringsten einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, habe ich versucht, einige der vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen Franken und Österreich aufzuzeigen. Auch in der Gegenwart reißen diese nicht ab. So stammt der Prinzipal des Torturmtheaters in Sommerhausen Veit Relin aus Linz in Oberösterreich. Ganz aktuell ist eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit, über die jüngst in der Presse berichtet wurde. Der langjährige Inhaber des Lehrstuhls für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg, der heute emeritierte Professor Dr. Norbert Richard Wolf leitete das Forschungsprojekt „Sprachatlas von Unterfranken“,³⁶ und dieser Sprachforscher stammt aus Salzburg.

Anmerkungen:

- 1 Vajda, Stephan: *Felix Austria. Eine Geschichte Österreichs*. Wien–Heidelberg 1980, S. 41–44.
- 2 Vajda: *Felix Austria* (wie Anm. 1), S.46.
- 3 Vgl.: <http://de.wikipedia.org/wiki/Frankenmarkt>, Sept.2012.
- 4 Vgl.: http://www.kirchdorf.at/kultur_tourismus/geschichte, Sept.2012.
- 5 Deuer, Wilhelm: <http://www.griffen.gv.at/system/web/zusatzseite.aspx?menuonr=220170004&detailonr=221278150>, Sept.2012.
- 6 Vgl.: <http://www.wolfsberg.at/wolfsberg/deutsch/stadt/geschichte.php>, Sept.2012.
- 7 Staus,Jerzy; www.wikipedia.org/wiki/Adalbero_von_W%C3%BCrzburg, Sept.2012.
- 8 Vgl.: <http://www.stift-lambach.at/index2html>, Sept.2012.
- 9 Vgl.: <http://www.stift-rein.at/chronik>, Sept. 2012.
- 10 Vgl.: www.wikipedia.org/wiki/Walther_von_der_Vogelweide, Sept.2012; Reichert, Hermann: *Walther von der Vogelweide für Anfänger*. 3. Aufl. Wien 2009, S. 34 ff., 104–106, 235–236.
- 11 Wagner, Gerhard: *Herr Walther von der Vogelweide – ein Minnesänger aus dem Steigerwald*. Gerolzhofen 2008.
- 12 Vajda: *Felix Austria* (wie Anm. 1), S. 89.
- 13 Torberg, Friedrich: *Süßkind von Trimberg. Roman*. Frankfurt am Main 1972.
- 14 Vgl.: <http://de.wikipedia.org/wiki/Regiomontanus>, Sept.2012.
- 15 Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Conrad_Celtis, Sept.2012.
- 16 Vajda: *Felix Austria* (wie Anm. 1), S. 215.
- 17 Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Nausea, Sept.2012.
- 18 Dohna, Jesko Graf zu: *Casteller Nachrichten* Nr.38 (2008), S. 16.
- 19 Kuhr, Georg: *Österreichische Exulanten: Gründe der Auswanderung, Orte der Zuwanderung und Bedeutung für Franken nach dem Dreißigjährigen Krieg*. Frankenland 1987, S.161–180.
- 20 Enzner, Manfred: *Exulanten in Dietenhofen. Glaubensflüchtlinge aus Österreich im 17. Jahrhundert*. Vortrag in Dietenhofen am 31.10.1999.
- 21 Krauß, Eberhard: *Exulanten aus Gresten in Dietenhofen – Exulanten aus Niederösterreich in Franken*. Vortrag beim Heimatverein Dietenhofen am 16.03.2003.
- 22 Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Salzburger_Exulanten, Sept.2012.
- 23 Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Joseph_Greissing, Sept.2012.
- 24 Dettelbacher, Werner: *Franken, Kunst, Geschichte und Landschaft*. Köln 1974, S. 51 ff.
- 25 Vgl.: <http://www.wiesentheid.de/?ms=93&m=07834700012669556720388043001270632485100437330012759786831&modul=site&site=site&v1=1275045516>, Sept.2012.
- 26 Dettelbacher: *Franken* (wie Anm. 24), S. 147.
- 27 Potyra, Rudolf: *Johann Strauß – ein Coburger Bürger*. Frankenland 2004, S. 210–211.
- 28 Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Philipp_F%C3%BCrst_zu_Schwarzenberg, Sept. 2012.
- 29 Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Felix_F%C3%BCrst_zu_Schwarzenberg, Sept. 2012.
- 30 Casteller Nachrichten Nr.40 (2010), S. 7.
- 31 Mayrhuber, Alois: *Künstler im Ausseerland*. Graz–Wien–Köln 1995, S. 46–51.
- 32 Lamer, Reinhard: *Das Ausseerland – Geschichte und Kultur einer Landschaft*. Graz–Wien–Köln 1998, S. 174–175.
- 33 Mayrhuber: *Künstler im Ausseerland* (wie Anm. 31), S. 13–14.
- 34 Lamer: *Das Ausseerland* (wie Anm. 32), S. 254–255.
- 35 Lamer: *Das Ausseerland* (wie Anm. 32), S. 251.
- 36 Vgl.: <http://www.bayerische-dialekte.de/seiten/suf.html>, Sept.2012.

Riemenschneiders Kruzifixus in Eisingen – Zu Herkunft und (Wieder-)Entdeckung eines Werks des unterfränkischen Künstlers der Spätgotik

von
Alexander Bagus

Da der hier präsentierte Beitrag ursprünglich für den Tag des Denkmals 2012 konzipiert wurde, sollen ein paar einleitende Bemerkungen dessen Entwicklung schildern. Am Anfang des Tages des Denkmals stand 1984 die Initiative des französischen Kulturministers Jack Lang, der vergessene Denkmäler an einem Tag des Jahres in den Vordergrund stellen wollte. 1991 griff der Europarat die Idee als ‚European Heritage Days‘ auf, die 1993 als Tag des Denkmals auch in Deutschland ihre Premiere hatten. Es war also heuer das zwanzigste Mal, daß in ganz Deutschland Denkmale der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Rekordzahlen wurden bereits vor fünf Jahren erreicht: 3.450 Kommunen öffneten 2007 mehr als 10.000 Denkmale, die von insgesamt 5,5 Millionen Besuchern besichtigt wurden. Seitdem sanken die Zahlen etwas, liegen aber doch konstant bei gut 2.600 Gemeinden, über 7.500 Denkmälern und rund 4,5 Millionen Besuchern. Koordiniert wird das Ganze Jahr für Jahr von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.¹

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, gegründet 1985 unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten, hat inzwischen über 200.000 private Förderer und Unternehmen. Sie trug mit 480 Millionen Euro zusammengetragener Spenden zur Rettung von gut 4.000 Denkmälern bei und setzt sich laut Satzung für die Erhaltung und Wiederherstellung bedeutsamer Kulturdenkmale in Deutschland ein, soweit die für die Denkmalpflege zuständigen öffentlich-rechtlichen oder privatrechtlichen Institutionen nicht ausreichend ihrer Aufgabe nachkommen können. Zudem verfolgt sie den Zweck, den Gedanken des Denkmalschutzes und die Notwendigkeit der Pflege von Kulturdenkmälern in breite Kreise der Bevölkerung zu vermitteln und sie zu aktiver Mithilfe zu bewegen.²

Dazu dient eben auch die Aktion ‚Tag des offenen Denkmals‘. Hierbei sollen vor allem, aber nicht ausschließlich nicht zugängliche Denkmale einmal im Jahr mit vielfältigem Rahmenprogramm erlebbar gemacht werden und die Besucher einmal etwas Bekanntes anders sehen. Letzteres kann man getrost als Motto begreifen.

Da am Tag des Denkmals 2012 das Thema Holz im Zentrum stand, soll der geschnitzte Kruzifixus Tilman Riemenschneiders in der Pfarrkirche Eisingen betrachtet werden. Dazu soll im folgenden zunächst eine Definition und Erläuterung des Begriffs des Denkmals erfolgen, woran sich ein Abriß des Lebens Tilman Riemenschneiders anschließen und sodann seine Vorliebe für Lindenholz als Material seiner Kunstwerke dargestellt werden soll. Schließlich soll der Eisinger Kruzifixus und seine Restaurierung sowie seine Etablierung als ein wahres Werk von Meister Tilmans Hand im Zentrum stehen.³

„Denkmal“

Die Definition von Denkmal erfolgt in einem engeren und in einem weiteren Sinne und ist damit sehr heterogen. Letztlich geht diese Unterteilung auf das 19. Jahrhundert zurück und hat bis zum heutigen Tage unverändert Gültigkeit.⁴

Im engeren Sinne ist ein Denkmal ein Erinnerungsmaß, das für eine Person oder für ein Ereignis errichtet wurde.⁵ Beispielsweise gibt es in Würzburg das Julius-Echter-Denkmal⁶ in der Juliuspromenade oder das Oegg-Denkmal⁷ neben dem Eingang zum Hofgarten vom Rennweg aus; bekannt sind auch das Hermannsdenkmal⁸ im Teutoburger Wald oder das Völkerschlachtdenkmal⁹ in Leipzig. Häufig wird Denkmal in diesem Sinne auch als Mahnmal verstanden, wie der Studentenstein¹⁰ im Würzburger Ringpark.

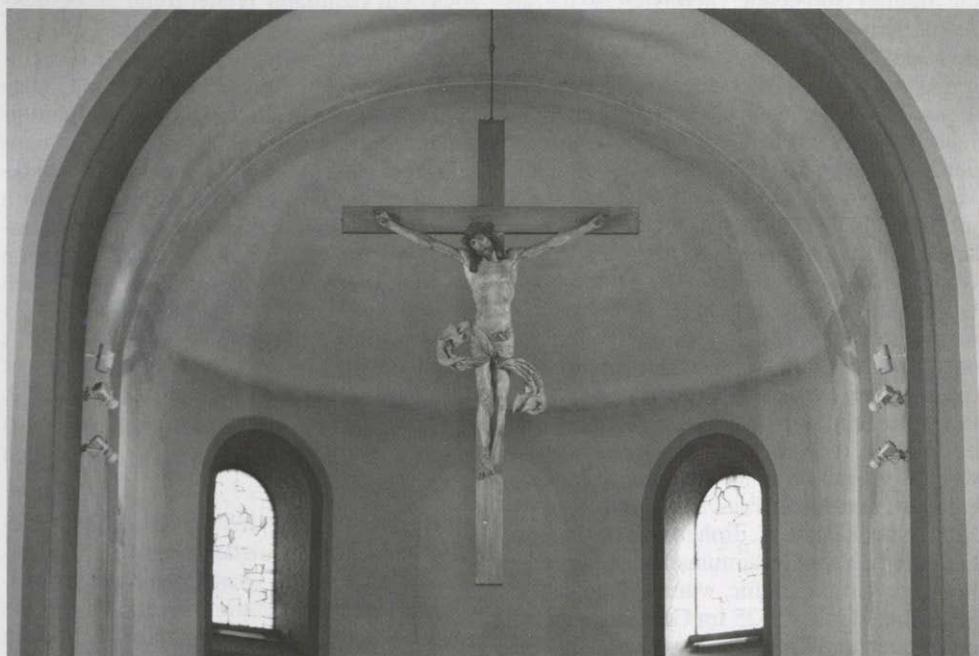


Abb. 1: Der Kruzifixus Tilman Riemenschneiders in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Eisingen.

Im weiteren Sinne jedoch ist ein Denkmal ein kulturgeschichtlich bedeutsamer Gegenstand.¹¹ Somit wird klar, daß dies fast alles sein kann. Man könnte es auch mit Beatrice Hermanns Worten sagen, daß es sich bei einem Denkmal „um ein Zeugnis historischer Entwicklung und vergangener Lebensformen [handelt], das ursprünglich nicht unbedingt mit dem Zweck der Erinnerung verbunden war. Charakteristika einer bestimmten Epoche konzentrieren sich in dieser Art von Denkmal und müssen als solche dekodiert werden. Beispiele dafür sind historische Stätten, Literatur, Baukunst, bildliche Kunst, Kunsthandwerk oder auch technische Gegenstände.“¹² Denken wir also nur an Naturdenkmäler, wie Eisingen einst ein solches vor dem Erbachtshof besaß,¹³ an die Würzburger Residenz¹⁴ als Weltkulturerbe oder eben an jeden größeren oder kleineren Kunstgegenstand als Zeichen seiner Zeit. So kommen wir auch dazu, das Eisinger Kruzifix, ein Werk des bedeutenden spätgotischen Bildhauers und Bildschnitzers Tilman Riemenschneider als Denk-

mal zu betrachten – auch wenn Riemenschneider nur einer von vielen Bildschnitzern seiner Zeit war.¹⁵

Riemenschneiders Biographie

Tilman Riemenschneider: als Unterfranke kommt man an diesem Namen, der irgendwie zu schillern scheint, nicht vorbei.¹⁶ Bis in die 1930er Jahre war der Geburtsort des Künstlers ungeklärt, wobei die Stadt Osterode ihn als ein Kind ihrer Stadt vereinnahmte. Dank lokalhistorischer Forschungen offenbarte es sich dann, daß Tilman Riemenschneider um 1460 in Heiligenstadt im Eichsfeld geboren wurde. Dies setzte sich dann auch im Laufe der 1940er und 1950er Jahre letztlich durch.

Wir finden ihn wieder über seinen Vater, Tilman Riemenschneider den Älteren. Dieser war bischöflicher Vikar zu Würzburg seit 1458, jedoch weiterhin Stiftsvikar in Heiligenstadt. Zusammen mit dem Geistlichen und bischöflichen Notar Nikolaus Riemenschneider, seinem Bruder, war der ältere Tilman in

die Mainzer Stiftsfehde¹⁷ involviert, so u.a. als Anführer beim Sturm auf das Heiligenstädter Stiftskloster 1461. Dementsprechend und aufgrund von eigenen Altersangaben Tilman Riemenschneiders können Ort und das ungefähre Jahr seiner Geburt benannt werden. Aufgrund der Beteiligung an der Stiftsfehde wurde der Vater 1465 verbannt und die Flucht der Familie nach Osterode folgte. Dort war er schließlich als Münzmeister tätig war. Diese Umstände ergaben sich aus der Stiftsfehden-Überlieferung. Im übrigen ist der Vater Riemenschneiders 1471 und 1477 in Würzburg nachgewiesen und zwar wegen Rechtsstreitigkeiten, bei denen sein Bruder Nikolaus helfen sollte. Einmal ging es um die Pfändung der Mühle in Heiligenstadt, welche abgewendet werden konnte, das andere Mal um eine ihm und seiner Frau Margarete, also der Mutter des Künstlers, drohende Exkommunikation. In diesen Gesamtumständen vermuten Forscher Gründe dafür, warum Tilman Riemenschneider bis 1525 im Gegensatz zu seinem Vater und Onkel politisch nie als Aufführer in Erscheinung getreten ist.

Die erste urkundliche Erwähnung unseres Künstlers Tilman Riemenschneider ist für 1479 belegt, als er auf die Pfründe des St. Anna-Altares in Stift Haug verzichtete. Dabei dürfte er sich 1478/79 auch das erste Mal in Würzburg aufgehalten haben. Die erwähnte Pfründe hatte er wohl über seinen Onkel zur finanziellen Absicherung seiner Ausbildung erhalten. Um diese zu erwerben, mußte man noch kein voll ausgebildeter Geistlicher sein, jedoch benötigte man grundsätzlich zumeist die niederen Weihen, wobei Ausnahmen davon möglich waren; das Benefizium ist daher vielmehr als eine Form von Stipendium zu sehen. Auf jeden Fall ist es durch nichts belegt, daß Riemenschneider zum Geistlichen bestimmt gewesen wäre bzw. gar kurzzeitig ein Theologiestudium ergriffen hätte.¹⁸ Die Versorgung mit Pfründen, die Kirchennähe Riemenschneiders und auch die aus Sicht des Riemenschneider Kenners Hanswernfried Muths¹⁹ „*ungehörliche Interpretation von Legendenerzählungen und biblischem Geschehen durch [...] Riemenschneider*“²⁰ sind vielmehr typisch für die damalige Zeit und dürfen nicht durch die Brille unserer heutigen Anschauung betrachtet werden; vor allem ist

auch sein familiärer Hintergrund zu berücksichtigen, waren doch sowohl sein Onkel als auch sein Vater strukturell in die Kirche eingebunden, was gewisse Finanzierungsmöglichkeiten ohne weitreichende Verpflichtungen ermöglichte, so daß wir Tilman Riemenschneider auch in seiner Jugend nicht als praktizierenden Kleriker betrachten dürfen. Im übrigen dürften auch seine Lehr- und Wanderjahre vom zeitlichen Aufwand her gegen ein Studium der Theologie sprechen. Doch zugegebenermaßen: Weder gibt es für die Vermutung des vorbestimmten Werdegangs als Kleriker noch für seine Wanderjahre schriftliche Belege. Letztere sind nur in seinen Werken erkennbar, wobei die Spekulationen aufgrund der mangelnden Auskünfte der Quellen zahlreich sind.

Im Jahr 1483 ließ sich der Künstler als Geselle in Würzburg nieder. Seine Lehr- bzw. Wanderjahre davor, so nehmen Kunsthistoriker aus der Interpretation seines Frühwerks an, verbrachte Riemenschneider wohl zum Teil in Straßburg und Ulm. Diese Städte gelten als Zentren der damals fortschrittlichsten Bildhauertechniken und -moden.

Er wurde mit seiner Niederlassung in der Stadt auch in die hiesige Lukasbruderschaft aufgenommen. 1485 heiratete er die Witwe Anna Schmidt, wodurch er zum Bürger und Meister in Würzburg wurde. So bezog er auch Haus und Werkstatt im Hof „zum Wolfmannsziechlein“ in der Franziskanergasse, welcher bis 1945 erhalten blieben. Seiner ersten Ehe folgten noch drei weitere (1497, 1508 und 1520), da seinen Ehefrauen nie ein langes Leben beschert war. Für den Beginn seiner Werkstätte und die ersten Aufträge dürfte wohl der populäre Name seines Onkels, auch wenn dieser bereits 1478 verstorben war, hilfreich gewesen sein. Von 1490 bis 1525 entstanden seine bedeutenden Kunstwerke wie das Magdalenenretabel in Münnerstadt (1490), Adam und Eva am Marktportal der Marienkapelle in Würzburg (1491), das Grabdenkmal des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg im Würzburger Dom (1496), das Kaisergrab für Heinrich II. im Bamberger Dom (1499), die Passionsretabel für die Michaelskapelle oder die Dominikanerkirche in Rothenburg, heute in Detwang (um 1500/05),

die Bildwerke des Heiligblut-Retabels der Stadtpfarrkirche St. Jakob in Rothenburg (1501), das Marienretabel für die Herrgottskirche in Creglingen (um 1505/08) und viele mehr. Sein künstlerischer Wirkungskreis reichte über das heutige Unterfranken hinaus bis nach Thüringen, Ober- sowie Mittelfranken und Schwaben.

Doch auch wenn er wohl im Gegensatz zu seinem Vater und seinem Onkel kein politischer Heißsporn war, so war er dennoch ein sehr politischer Mensch. So wurde er 1504 in den Würzburger Unterrat berufen, dem er bis 1525 angehörte. Viermal war er von 1509 bis 1522 Mitglied im Oberrat und 1520/21 sogar Bürgermeister, daneben hatte er viele weitere Ämter inne. Seine politische Tätigkeit endete 1525, als er als vermeintlicher Sympathisant²¹ der Aufständischen im Bauernkrieg²² für neun Wochen auf der Festung Marienberg gefangen gesetzt und gefoltert wurde. Allerdings darf man die Annahme, daß man ihm Finger und Hände verrenkte und brach, als „*lüsterne Schauerdichtung*“²³ zurückweisen. Seine Freilassung war auf jeden Fall mit dem Einzug eines nicht geringen Teils seines – nicht unbedeutenden – Vermögens verbunden. Dennoch er konnte froh sein, denn er durfte nicht nur weiter arbeiten und hatte sogar noch einen Gesellen, vielmehr behielt er vor allem – im Gegensatz zu anderen beteiligten Aufständischen – sein Leben. Allerdings sind uns aus dieser Zeit bis zu seinem Tod in Würzburg am 7. Juli 1531 keine Kunstwerke überliefert. Ob dies alleine dem sicherlich ruinierten Ruf, fehlendem Mut nach der Demütigung oder vielmehr der weitverbreiteten Verarmung nach dem Bauernkrieg zuzuschreiben ist, muß offen bleiben. So sind uns bloß Reparaturarbeiten 1527 bei den Benediktinerinnen in Kitzingen sowie unter Umständen 1529 für die Marktbreiter Kirche bekannt. Erst 1822 wurde sein Grabstein aufgefunden und damit auch der Künstler an sich wiederentdeckt, denn „[v]erschüttet wie der Grabstein lag damals das Wissen um die Kunst Riemenschneiders.“²⁴

Die Wiederentdeckung des Grabsteins gilt als Auslöser für die Riemenschneider Spuren suche und Forschung – denn bis dahin war der Meister vergessen gewesen: „*Die Begei-*

sterung für Riemenschneiders Kunst wuchs schnell, und man weiß seither, daß der Geist des Meisters in der Welt seiner Figuren als der edelste Klang Mainfrankens am Ausgang des Mittelalters weiterwirkt.“²⁵

Die Bedeutung Riemenschneiders liegt darin begründet, daß er der erste Bildhauer war, der immer wieder auf eine farbige Fassung seiner Figuren verzichtete. Statt dessen gab er ihnen eine monochrome honigfarbene Fassung, welche er mittels eines ölhaltigen Leimüberzugs schuf. Das ist charakteristisch für sein Werk und spielt auch beim Eisinger Kruzifix eine entscheidende Rolle. Auffällig ist auch, daß Licht- und Schattenspiel in die Formgebung seiner Schnitzkunstwerke einbezogen werden. War der spätgotische Stil von Unruhe geprägt, so stand bei Riemenschneider eine ausgewogenere Formgebung von Figuren und Arrangements im Vordergrund. Von der Renaissance blieb er so gut wie unberührt. Was ebenso auffällt, sind sein Werkstattbetrieb, die Übernahme fremder Vorlagen, aber auch das beständige Wiederaufgreifen eigener Kunstwerke. Auch letzteres sticht gerade beim Eisinger Kruzifix ins Auge, gibt es doch eine Vielzahl von Kruzifixen, die diesem stark ähneln, wie beispielsweise das 1945 zerstörte Kreuz im Chorbogen des Würzburger Doms. Zu der Farbgebung des Kruzifixus folgt ein eigener, kurzer Abschnitt.

Riemenschneiders Vorliebe für Lindenholz

Wie eigentlich alle Holzfiguren Riemenschneiders wurde der Eisinger Kruzifixus aus Lindenholz geschaffen.²⁶ Hierbei müssen wir zwischen der großblättrigen Sommer- und der kleinblättrigen Winterlinde unterscheiden. Schon bei Römern und Griechen unterschied man die weibliche von der männlichen Linde, so wurde daraus in der Frühen Neuzeit die Differenzierung in „zahm“ und „wild“, wobei „weiblich“ und „zahm“ für die Sommer- sowie „männlich“ und „wild“ für die Winterlinde stehen.

Beim Schnitzwerk spielt jedoch ausschließlich die Sommerlinde aufgrund ihrer günstigen Schnitteigenschaften eine Rolle –

nicht nur, aber auch im Verhältnis zur kleineren Blättrigen Linde: schnelles Wachstum, größerer Umfang, deutlichere Weichheit und Leichtigkeit, geringer Schwund durch Austrocknen, damit geringere Gefahr der Rißbildung, gleichmäßige Anordnung in der Zellstruktur. Folglich ist sie insgesamt zum Schnitzen ein leicht zu bearbeitender Stoff. Gerade deswegen ist das Holz der Linde für eine detaillierte Gestaltung der durch die Weglassung des Kreidegrundes sichtbar bleibenden Holzoberfläche überaus geeignet. Dieses Phänomen hat Riemenschneider auch zentral bei seinen Kruzifixen genutzt.

Die Aushöhlung der Werke durch Entfernung des Kernholzes diente dabei dem Zweck, die Anfälligkeit für Spannungsrisse zu minimieren. Diese Kenntnisse gehen zurück bis ins 14. Jahrhundert, für das die ersten Nachweise für Lindenholz als Schnitzmaterial existieren. Aufgrund der klimatischen Bedingungen finden wir die Sommerlinde auch kaum im Norden. Dies erklärt auch, warum sie als Künstlermaterial fast ausschließlich in Oberdeutschland verwendet wurde. Dennoch handelte es sich um ein wertvolles Material, da auch in dieser Region die Sommerlinde nicht übermäßig wuchs.

Jedoch wurde die Linde auch stets verehrt. Man verbindet sie mit dem „heidnischen“ Volksglauben und -traditionen. So fungierten Lindenbäume als Wallfahrtsplätze; Votivtafelgestelle gegen die Pest wurden genauso aus Lindenholz hergestellt, wie der Verzehr von Baumbestandteilen zur Erlangung von Stärke und Schönheit dienen sollte. Es wird offensichtlich, daß das Holz der Linde alles andere als gewöhnlich ist. Es erfordert bei der Bearbeitung besondere Achtung und Einfühlung.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Lindenholzskulpturen durch die Eigentümlichkeiten des Holzes zu einem besonderen Medium wurden. Egal ob farbig gefaßt oder monochrom, es ermöglichte großangelegte Formen und differenziert bearbeitete Oberflächen. Auf der einen Seite gestattete die groß dimensionierte Darstellung eine mehr oder weniger enge Anlehnung an die Form, die von der Struktur des Holzes vorgegeben wird. Auf der anderen Seite erlaubte die Oberfläche

des Materials eine vielfältige Detailgestaltung. Riemenschneider und seine Kollegen wußten beides geschickt zu nutzen. Genau darin ruhen die Qualitäten der Kunstwerke aus Lindenholz, die charakteristisch und gattungsspezifisch sind.

Der Eisinger Kruzifixus

Kommen wir vom Material zum Kunstwerk selbst. Über die Abstammung des Kruzifix aus dem Prämonstratenserkloster Oberzell und seinen Weg nach Eisingen, höchstwahrscheinlich im Rahmen der Säkularisation 1802/03 haben sich sowohl Pfarrer Paul Hecht²⁷ als auch Dr. Hanswernfried Muth hinreichend ausgelassen und damit die mündliche Überlieferung Eisingens für die Nachwelt schriftlich fixiert.²⁸ Die Bedeutung von Pfarrer Hecht, der von 1960 bis 1987 Pfarrer in Eisingen war, wird im folgenden noch gewürdigt werden. Es soll anstelle der Wiedergabe des Bekannten aus den bisher publizierten Beiträgen der Eisinger Lokalgeschichte vielmehr auf weitere Argumente aufmerksam gemacht werden, welche von der kunsthistorischen Forschung erst in der Zeit nach Erscheinen der beiden Schriften von Hecht und Muth herausgearbeitet wurden und welche die bisherige Annahme nur bestärken, nämlich daß der Eisinger Kruzifixus für einen Triumphbogen bestimmt gewesen sein dürfte, wofür schon die Größe des Kunstwerks spricht.²⁹

Ursprünglich dürfte es zu einer prächtigen, aus drei Figuren bestehenden Kreuzigungsgruppe gehört haben. Folglich muß es noch zwei weitere Statuen geben oder gegeben haben, die dem zentralen Kunstwerk zugeordnet gewesen waren. Tatsächlich wird inzwischen die sogenannte „Trauernde Maria“ von Acholshausen, welche im Mainfränkischen Museum Würzburg begutachtet werden kann, in Verbindung mit dem Eisinger Kruzifixus gesehen. Dies liegt nicht nur an den zueinander passenden Maßen und der wohl identischen Schaffenszeit um 1500/1505.³⁰ Im übrigen befand sich auch der vermeintlich dritte Bestandteil der Gruppe in Acholshausen, jedoch wurde die Johannesfigur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zerstört. Zudem war in Acholshausen niemals ein Gekreuzig-

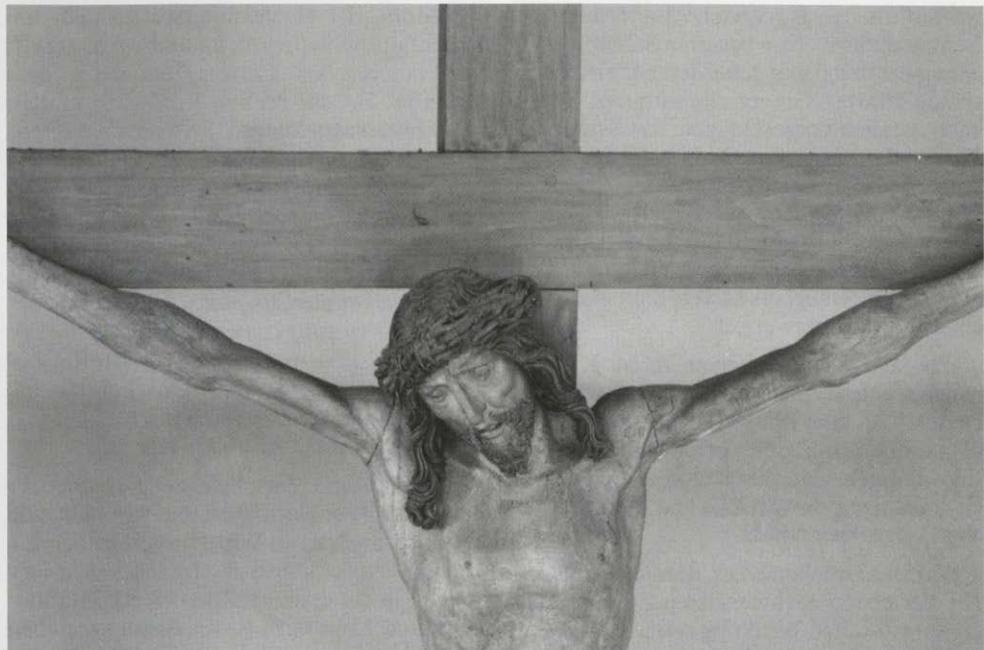


Abb. 2: Das ausdrucksstarke Antlitz des Eisinger Riemenschneiderkreuzes.

ter nachzuweisen. Doch gibt es eine versteckte Verknüpfung zwischen Acholshausen und Eisingen, um die Annahme weiter zu begründen. Letztlich wurden nämlich beide Ortschaften bis zur Säkularisation von Oberzell aus seelsorgerlich betreut, sowohl eben Eisingen als Bestandteil der Pfarrei Hettstadt als auch Acholshausen, das durch Inkorporation zu Oberzell gehörte.³¹ Die Verbindungsstränge sind somit augenfällig, womit die mündliche Tradierung mehr oder minder als gesichert gelten darf. Daß Riemenschneider wirklich für das Kloster Oberzell tätig war, belegt ein geschnitzter Heiliger Sebastian, der zwischen 1490 und 1500 gefertigt wurde. Dieser befindet sich heute im Besitz des Bayerischen Nationalmuseums München und gehörte bis 1802/03 dem besagten Kloster.³²

Hing das Kreuz bis 1911 im Chorbogen der neuen, 1838 eingsegneten Kirche,³³ so entschied man sich aus Feuerschutzgründen dann dafür, es an der linken Wand des Langhauses anzubringen. 1912 sollen für das Riemenschneiderkreuz 30.000 Mark³⁴ geboten wor-

den sein, was der damalige Eisinger Pfarrer Andreas Geißler mit den Worten „*einen Herrgott verkauft man nicht*“ abgewiesen haben soll.³⁵ Von dort wurde es 1942 erst im Luftschutzkeller des Pfarrhauses und dann im dortigen Hausgang untergebracht. Der Nachfolger von Pfarrer Geißler, Pfarrer Alois Giegerich, schrieb an das Landratsamt Würzburg, daß „*es doch durch ca. 50 cm starke Bruchsteinmauern des Pfarrhauses ziemlich guten Schutz findet.*“³⁶ Aus Sicht des Pfarramtes sei „*dies wohl der beste und geeignete Platz, der zum Schutz dieses Kunstwerkes hier in Frage kommt.*“³⁷ Doch dies war den staatlichen Behörden nicht genug. Am 30. März 1943 wandte sich dann der Landrat an das Pfarramt und teilte die Entscheidung des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege mit, daß die bisherige Sicherung ungenügend sei und das Kruzifix sogar gefährden könnte. Daher werde die Unterbringung „*in einem für die Aufbewahrung geeigneten Luftschutzraum besonderer Qualität in Schloß Banz*“³⁸ vorgeschlagen. Einer solchen Überführung verweigerte sich jedoch die Pfarrgemeinde,

woraufhin das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege einen besseren Schutz vor Ort anmahnte und dabei detailliert auf einen Vorschlag Pfarrer Giegerichs einging. Dieser hatte nämlich vorgeschlagen, das Kruzifix in der Kirche selbst einzumauern.³⁹ Inwieweit diese Gedanke umgesetzt wurde, ist aus den Pfarrgemeindeakten zum Kruzifix nicht ersichtlich. 1956 wurde dann das Kruzifix im Rahmen der Renovierung der Kirche mit einem neuen Kreuzbalken versehen und ab da als Altarkreuz verwendet.⁴⁰

Wie sehr die Eisinger an ihrem Kruzifix hängen, wurde auch 1977 nochmals deutlich. Damals sah sich Pfarrer Hecht genötigt, die Gemeindemitglieder öffentlich zu beschwichtigen, daß das Kreuz auch wirklich nach Eisingen zurückkäme und nicht in München verbleiben würde.⁴¹

War die Urheberschaft Riemenschneiders von der ersten nachweisbaren Zuschreibung bis zum Zweiten Weltkrieg offensichtlich umstritten, begannen Kunsthistoriker ab den 1950er Jahren, die meisterliche Herkunft des Kreuzes in Frage zu stellen.⁴² Wortführer dabei war in den 1970er Jahren bis zur letzten Restaurierung des Kruzifixes der bis 1978 amtierende Leiter des Mainfränkischen Museums, Professor Dr. Max H. von Freeden, der damit auch andere beeinflußte.⁴³ Pfarrer Hecht entschuldigte die Kritiker damit, daß „[d]ie *kunstarme und verständnislose Zeit der späten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts [...] das edle Angesicht des Kreuzes in vielen Übermalungen und versteinerten Kreidegrund so entstellt[hatte]*, daß *kein Kunstverständiger mehr an eine Vaterschaft Tilman Riemenschneiders glauben konnte.*“⁴⁴

Doch nicht nur die Restaurierung führte letztlich zur absoluten und unzweifelhaften Klärung der Herkunft, sondern auch die akribische Arbeit von Pfarrer Hecht, der Literatur wälzte und auf die früheren Erkenntnisse von Kunsthistorikern pochte, wofür er auch weitere Helfer fand.⁴⁵ Hecht bewies eine bewundernswerte Unnachgiebigkeit trotz der nachdrücklichen Ablehnung an entscheidenden Stellen in Würzburg und zog auch einige wenige Politiker auf seine Seite.⁴⁶ Hecht selbst sorgte auch für breite öffentliche Resonanz weit über Unterfranken hinaus – ebenso wie

Dr. Muth, der Hecht unterstützte und ihm gleichfalls publizistisch unter die Arme griff, wie eben mit dem kleinen Heftchen zu dem Kruzifix. Zu der breiten Resonanz zählten auch zwei Ausstellungen: So wurde das Kreuz 1979 gut vier Wochen lang im Bayerischen Nationalmuseum sowie im Anschluß daran fünf Wochen im Mainfränkischen Museum, dessen Führung Dr. Muth übernommen hatte, ausgestellt. In den Medien wurde es als „*kaum bekannter Riemenschneider*“,⁴⁷ der „*in seiner künstlerischen Bedeutung die anderen Kruzifixe von ihm*“⁴⁸ übertreffe, beschrieben. Tausende von Menschen nutzten die Ausstellungen, um Riemenschneiders Kunstwerk bestaunen zu können.⁴⁹

Die erwähnte Entschuldigung Hechts für die Haltung der Nachkriegsforscher steht, wie erwähnt, im krassen Widerspruch zu den Erkenntnissen der kunstwissenschaftlichen Forschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und kann nur als Versöhnungszeichen gegenüber den damals tonangebenden Kunsthistorikern einen Sinn ergeben. Diesbezüglich müssen auch die Darstellungen in der regionalen Presse korrigiert werden.⁵⁰

Was die Gegner der Riemenschneiderschen Urheberschaft auch übersahen – und von Pfarrer Hecht anscheinend in seinem Schriftverkehr sowie in seinen Darstellungen in der Presse nicht vermerkte wurde: Die Herkunft aus Riemenschneiders Hand war amtlich anerkannt, wie aus dem Schreiben des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege vom 3. Februar 1944 eindeutig hervorgeht. Zudem regte dieses auch etwas an, was erst über dreißig Jahre später umgesetzt werden sollte: „*Das Kruzifix muß nebenbei gesagt, nach dem Kriege von seiner häßlichen neueren Fassung befreit werden, damit erst seine ganze schnitzerische Schönheit wieder zutage treten kann. Ob es dann wieder farbig gefaßt werden soll oder in Naturholz stehen bleibt (wie bei dem Riemenschneiderkruzifix in Aub), kann erst nach der Freilegung festgestellt werden.*“⁵¹

Restaurierung

Nachdem das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege also schon 1944 eine Restau-

rierung vorgeschlagen und dieses dann 1961 erneut aufgebracht hatte,⁵² kam es erst 1977 bis 1979 zu dieser. Ein langes Hin und Her im Vorfeld über die Kosten, aber auch eben über die Urheberschaft sorgte für Verzögerungen. Doch bereits nach den ersten Voruntersuchungen in München stand fest: Riemenschneider selbst hatte das Werk geschaffen.⁵³

Die Ergebnisse und das Ende der Restaurierung sollen kurz zusammengefaßt werden:⁵⁴ Bei den Voruntersuchungen 1977 entdeckte man, daß das Kruzifix insgesamt vier Farbfassung hatte. Ganz oben befand sich die dicke Steinkreidegrundschicht von 1877, der letzten Restaurierung genau hundert Jahre früher. Darunter befanden sich zwei dünne Farbschichten, die der Zeit ab dem 16. Jahrhundert zugewiesen werden konnten. Die vierte und älteste Schicht, die festgestellt wurde, war transparent und erwies sich als pigmentiert sowie ölhaltig auf Proteinbasis. Sie wurde direkt auf das Holz aufgetragen. Farbig waren alleine Augen, Lippen und Blutbahnen. Diese Urfassung des Corpus kann direkt Riemenschneider zu gewiesen werden. Denn sie entspricht genau der bekannten Lasuren des Meisters für seine ungefaßten Schnitzwerke. Seine Mischung „aus Eiweiß und Öl, Tönung mit Ocker, Schwarz, Kalk sowie Bleiweiß“⁵⁵ diente zur Überdeckung des ungünstigen hellen Farbtöns des frischen Lindenholzes.

Nach einer ausführlichen Beratung entschloß man sich, diese Fassung wieder komplett freizulegen und die Fehlstellungen an den Armen und abgebrochene Teile zu ergänzen.⁵⁶ Gerade die Wiederherstellung des – sozusagen – Urzustandes brauchte Zeit und einen erfahrenen Restaurator mit viel Feingefühl und Disziplin.

Dies war schließlich Ende Januar 1979 be werkstelligt, zu Ostern war das Kreuz wieder in Eisingen. Die Gesamtkosten der Restaurierung wurden damals auf 65.000 DM geschätzt.⁵⁷ Für die Pfarrgemeinde war dies – aufgrund der neuen Orgel, der Sanierung und des Umbaus des Pfarrhauses sowie der Kirchenrenovierung – keine geringe Summe, die nur mit öffentlicher Förderung und Spenden – auch von der Gemeinde Eisingen – aufgebracht werden konnte. Führt man sich all das

vor Augen, so ist das damalige Engagement Pfarrer Paul Hechts, der auch seine Gemeindemitglieder sowie diejenigen der Pfarrei Waldbrunn, wo er zeitgleich als Verweser tätig war, zu betreuen hatte, kaum zu unterschätzen.⁵⁸

Die Leistung Pfarrer Hechts soll an dieser Stelle durchaus deutlich gewürdigt werden. Ohne ihn würden wir sicherlich nicht über dieses so fabelhaft restaurierte Kruzifix sprechen, dessen Fassung des 19. Jahrhunderts für Dr. Muth entstellend war, wohingegen es sich uns nun „in seiner ursprünglich, subtilen Schönheit“⁵⁹ präsentiert.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Tag des offenen Denkmals. Holz. 9. September 2012 (hrsg. v. Deutsche Stiftung Denkmalschutz). Bonn 2012, S. 2, 4.
- 2 Vgl. ebd., S. 27.
- 3 Die bearbeiteten Quellen liegen alle im Archiv der Pfarrgemeinde Eisingen (= APfGEis).
- 4 Vgl. Alings, Reinhard: Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal – zum Verhältnis von Nation und Staat im deutschen Kaiserreich 1871–1918 (= Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 4). Berlin–New York 1996, S. 3–12.
- 5 Vgl. Hermanns, Beatrice: Denkmal, aus: Medien und Kommunikation in der Frühen Neuzeit, in: historicum.net, URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/2552/ (aufgerufen am: 20.08.2012).
- 6 Mälzer, Gottfried: Julius Echter. Leben und Werk. Würzburg 1989; Meisner, Michael: Julius Echter von Mespelbrunn. Fürstbischof zwischen Triumph und Tragik. Würzburg 1989.
- 7 Lang, Wilhelm: Johann Georg Oegg. Würzburg 1982.
- 8 Engelbert, Günter (Hrsg.): Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875–1975. Detmold 1975; Meier, Burkhard: Das Hermannsdenkmal und Ernst von Bandel. Detmold 2000; Nockemann, Georg: Hermannsdenkmal. (= Lippische Sehenswürdigkeiten, Heft 3). 2. Aufl. Lemgo 1984.
- 9 Vgl. Rodekamp, Volker: Völkerschlachtdenkmal. Altenburg 2003.
- 10 Schellakowsky, Johannes: Studentische Erinnerungskultur im Wandel. Der Würzburger Stu-

dentenstein vom nationalen Denkmal zum Mahnmal des Friedens, in: Mettenleiter, Andreas (Hrsg.): *Tempora mutantur et nos? Festchrift Walter M. Brod*. Pfaffenhofen 2007, S. 311–319.

¹¹ Scharf, Helmut: *Kleine Kunstgeschichte des deutschen Denkmals*. Darmstadt 1984, S. 5–8; Alings: *Monument und Nation* (wie Anm. 4), S. 14.

¹² Hermanns: *Denkmal* (wie Anm. 5).

¹³ Vgl. die Urkunden, ausgestellt im Erbachshof.

¹⁴ Baumann, Elisabeth/ Roda, Burkhard von/ Helmberger, Werner: *Residenz Würzburg und Hofgarten. Amtlicher Führer*. 13. neu gestaltete Aufl. München 2001.

¹⁵ Zur künstlerischen Einordnung Tilman Riemenschneiders in die Bildschnitzer vgl. Baxandall, Michael: *Die Kunst der Bildschnitzer. Tilman Riemenschneider, Veit Stoß und ihre Zeitgenossen*. München 1984, S. 20–36.

¹⁶ Zum folgenden Abschnitt zu Tilman Riemenschneiders Herkunft und Leben vgl. Bier, Justus: *Tilman Riemenschneider. Die frühen Werke*. Würzburg 1925, S. 1–8; Gerstenberg, Kurt: *Tilman Riemenschneider*. 5., erw. Aufl. München 1955, S. 12–15; Art. *Riemenschneider, Tilman*, in: Brockhaus, Bd. 9: PHB-SAC. 18., völlig neubearb. Aufl. Wiesbaden 1980, S. 490; Freedon, Max H. von: *Tilman Riemenschneider. Leben und Werk*. 5., vermehrte Aufl. München–Berlin 1981; Muth, Hanswernfried/ Schneiders, Toni: *Tilman Riemenschneider und seine Werke*. 4. auf den neuesten Forschungsstand gebrachte Aufl. Würzburg 1984; Tilman Riemenschneider – Leben und Werk. Ein Überblick, in: Lichte, Claudia (Hrsg.): *Tilman Riemenschneider*. Bd. 1: *Werke seiner Blütezeit*. Regensburg 2004, S. 17; Chapius, Julien: *Die Kunst Tilman Riemenschneider. Ursprung, Charakter, Wirkung*, in: ebd., S. 19–39; Trenschel, Hans-Peter, *Tilman Riemenschneider im Spiegel der zeitgenössischen Überlieferung. Versuch einer Annäherung an einen „fürsichtigen ersamen meyster“*, in: ebd., S. 41–55; Kalden-Rosenfeld, Iris: *Tilman Riemenschneider und seine Werkstatt. Mit einem Katalog der allgemein als Arbeiten Riemenschneiders und seiner Werkstatt akzeptierten Werke*. 3., akt. und erw. Aufl. Königstein im Taunus 2006, S. 17.

¹⁷ In der Mainzer Stiftsfehde stritten sich Diether von Isenburg und Adolf von Nassau von 1459 bis 1463 um den Stuhl des Mainzer Erzbischofs; beendet wurde er durch den Verzicht

Diether von Isenburgs, auch wenn dieser ursprünglich mit einer Stimme Mehrheit vom Domkapitel gewählt worden war, vgl. Sprenger, Kai-Michael: *Die Mainzer Stiftsfehde 1459–1463*, in: Dumont, Franz/ Scherf, Ferdinand/ Schütz, Friedrich (Hrsg.): *Mainz: die Geschichte der Stadt*. Mainz 1999, S. 205–227.

¹⁸ Vgl. Muth, Hanswernfried: *Tilman Riemenschneider – Seine Glaubenswelt. Versuch einer Annäherung*, in: Lenssen, Jürgen (Hrsg.): *Tilman Riemenschneider*. Bd. 2: *Werke seiner Glaubenswelt*. Regensburg 2004, S. 17–28; Trenschel: *Riemenschneider im Spiegel* (wie Anm. 16), S. 41; differenzierter dagegen Bier, Justus: „*To be eligible for a small benefice of this kind the young Riemenschneider did not have to be a practicing cleric, which required higher orders and a minimum age of twenty-five. Lower orders alone would be sufficient for this; and only at that level could he give up the priesthood and return to secular life*“. Bier, Justus: *Tilman Riemenschneider. His Life and Work*. Lexington 1982, S. 9.

¹⁹ Zum Lebenslauf Muths vgl. APfGEis, Volksblatt, o. Ausgabe, 30. November 1978, S. 4.

²⁰ Ebd.

²¹ Während des Bauernkrieges verwehrte der Würzburger Rat – und damit auch Tilman Riemenschneider – den Truppen des Fürstbischofs Konrad von Thüngen (1519–1530), die in Würzburg zusammengezogen werden sollten, den Zutritt zur Stadt. Damit konnte die Stadt nicht als Verteidigungszentrum der fürstlichen Obrigkeit genutzt werden. Folge war die Entlassung Riemenschneiders (sowie weiterer zehn Ratsherren, vgl. Gerstenberg: *Riemenschneider* [wie Anm. 16], S. 18) aus dem Rat am 7. Juni 1525 kurz nach der Niederschlagung des Aufstands. Daran schlossen sich eine Anklage wegen Gehorsamsverweigerung sowie die Haft inklusive Folter an. Es ist unklar, ob Riemenschneider mehr den Forderungen der Bauern zuneigte oder der Bewahrung der städtischen Unabhängigkeit Würzburgs; faktisch ist nichts über das Gedankengut des Künstlers überliefert, egal welchen Interpretationen sein Werk von der Nachwelt unterworfen wurde, vgl. Chapius: *Die Kunst* (wie Anm. 16), S. 29f. Hintergrund der Verhaftung war die Zuschreibung eines Gerüchts. Riemenschneider soll verbreitet haben, daß Geschütze sowie Kriegsvolk vom Bischof heimlich in die Stadt gebracht worden seien; er stritt die Urheberschaft des Gerüchts jedoch stets ab – trotz Folter, vgl. Gerstenberg: *Rie-*

menschneider (wie Anm. 16), S. 18; eine Zuneigung Riemenschneiders zu älteren und lange keimenden wie auch ggf. neueren Ideen sozialer Art lasse sich u.U. aus seinem energischen Eintritt für die Steuerpflicht von Adel und Geistlichkeit gegenüber dem Bischof und dem Domkapitel schließen, nimmt von Freedens an; auch aus dem Maidbronner Altar könne man – ähnlich wie bei Dürers Apostelbildern für Nürnberg – ein Bekenntnis lesen, allerdings auch eine gleichzeitige spätere Distanzierung, vgl. von Freedens: Tilman Riemenschneider (wie Anm. 15), S. 16.

²² Zu den politischen Hintergründen des Zeitalters Tilman Riemenschneiders, vgl. Baxandall: Die Kunst der Bildschnitzer (wie Anm. 15), S. 11–19; zum Bauernkrieg in Franken, vgl. u.a. Endres, Rudolf: Der Bauernkrieg in Franken, in: Württembergisch Franken 58 (1974), S. 153–166; Buszello, Horst/Blickle, Peter/Endres, Rudolf: Der deutsche Bauernkrieg. Paderborn 1984; Endres, Rudolf: Bauernkrieg und Untertanenschaft in Franken, in: Platz, Thomas/Bedal, Konrad (Hrsg.): Mittelalterliches Leben in Franken. Ritter, Burgen und Dörfer. Forchheim 1998, S. 91–109.

²³ Gerstenberg: Riemenschneider (wie Anm. 16), S. 12.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd.; tatsächlich fanden Riemenschneiders Werke schon 1713 Erwähnung, allerdings wächst wirklich erst ab 1831 die Literatur zu Künstler und Schaffen an, vgl. Eberlein, Johann Konrad: Bibliographie zu Leben und Werk Tilman Riemenschneiders, in: Beiträge zur fränkischen Kunstgeschichte 3/98, S. 171–220.

²⁶ Zum folgenden vgl. Baxandall: Die Kunst der Bildschnitzer (wie Anm. 15), S. 38–61.

²⁷ Zum Lebenslauf Pfr. Hechts vgl. APfGEis, Nachruf auf Herrn Pfarrer Paul Hecht, anlässlich seiner Beerdigung am 7. Dezember 1994 vorgetragen von Domkapitular Karl Rost in der Kirche zu Eisingen.

²⁸ Vgl. Hecht, Paul: Das Eisinger Riemenschneiderkreuz, in: Gemeinde Eisingen (Hrsg.): Eisinger Lesebuch. 5.000 Jahre Siedlung. 2. von Erich Bender überarb. und erg. Aufl. Eisingen 1993, S. 183–186; Muth, Hanswernfried: Til Riemenschneiders Kruzifixus in der Pfarrkirche zu Eisingen. Würzburg 1979.

²⁹ Vgl. Muth/Schneiders: Riemenschneider (wie Anm. 16), S. 166.

³⁰ Die exakte zeitliche Datierung des Eisinger Kruzifixes bleibt aber weiterhin umstritten. So werden selbst in einem der zuletzt erschienenen Werke zu Riemenschneiders Schaffen, ja teilweise von denselben Autoren sowohl um 1495 (vgl. Koller, Michael: Art. Kruzifixus, in: Lenssen: Riemenschneider 2 [wie Anm. 18], S. 228), um 1500/05 (vgl. Lichte, Claudia/Schürmann, Manfred: Art. Vesperbild, in: Lichte, Riemenschneider 1 [wie Anm. 169], S. 276), aber auch gegen 1505 (vgl. dies., Art. Kruzifixus, in: ebd., S. 281) angegeben.

³¹ Tilman Riemenschneider. Die Werke des Bildschnitzers und Bildhauers, seiner Werkstatt und seines Umkreises im Mainfränkischen Museum Würzburg. Hrsg. vom Mainfränkischen Museum Würzburg. Würzburg 1982, S. 134–136.

³² Vgl. Muth: Riemenschneiders Kruzifixus (wie Anm. 28), S. 3.

³³ Davor muß sich das Kruzifix in der alten Kirche befunden haben, die auf staatliche Anordnung wegen Baufälligkeit abgerissen wurde, vgl. Eisingen: Lesebuch (wie Anm. 28), S. 170.

³⁴ Da es 1912 noch keine „DM“ (= Deutsche Mark), sondern nur die Mark des Deutschen Reiches gab, muß dies als Denkfehler des damaligen 1. Bürgermeisters eingeordnet werden.

³⁵ Vgl. APfGEis, Schreiben des 1. Bürgermeisters Erich Bender an Pfarrer Robert Kummert vom 23. März 1978.

³⁶ APfGEis, Schreiben des Katholischen Pfarramts Eisingen vom 10. Juli 1942 an den Würzburger Landrat Dr. Ruckert.

³⁷ Ebd.

³⁸ APfGEis, Schreiben des Würzburger Landrats Dr. Ruckert vom 30. März 1943 an die Katholische Pfarrgemeinde Eisingen.

³⁹ Vgl. APfGEis, Schreiben des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege vom 3. Februar 1944 an den Landrat Dr. Ruckert.

⁴⁰ Vgl. Eisingen: Lesebuch (wie Anm. 28), S. 178; APfGEis, Entwurf Pfarrer Paul Hechts für einen Artikel im Volksblatt, 21. März 1978, S. 4.

⁴¹ Vgl. APfGEis, Mitteilungsblatt der Gemeinde Eisingen, Nr. 30, Jahrgang 1977 (30. Juli 1977).

⁴² Alleine seit 1900 wurde die Urheberschaft in sieben Werken festgehalten: Tönnies, Eduard: Leben und Werke des Würzburger Bildschnitzers Tilman Riemenschneider. Straßburg 1900,

S. 240; Henner, Theodor: Altfränkische Bilder (1907); Adelmann, Carl: Walhalla. Kulturbilder aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart. 1910; Kunstdenkmäler des Königreiches Bayern. Bd. 3 Heft III: Bezirksamt Würzburg. 1911, S. 16; Weber, Anton: Tilman Riemenschneider. Sein und Wirken. 1911; Schrade, Hubert: Tilman Riemenschneider. 1927; Knapp, Fritz: Mainfranken. Eine kunstgeschichtliche Heimatkunde. 2. Aufl. Würzburg 1937, S. 285f. Jedoch war auch noch 1951 die Herkunft des Eisinger Kruzifixus von Riemenschneider bei anderen Kunsthistorikern anerkannt, vgl. Schmidt, Heinrich: Der Altar der Kirche zu Neusitz zu gehörig zum Frauenkloster Predigerordens in Rothenburg o.d.T. Beweisführung, daß dieser Altar erstellt wurde von Meister Tilman Riemenschneider. Neusitz 1951.

⁴³ Vgl. APfGEis, Schreiben des Pfarrers Paul Hecht vom 30. Juli 1977 an Christian Will, MdL.

⁴⁴ Vgl. APfGEis, Ankündigung Pfarrer Hechts zur Kreuzenthüllung 1979.

⁴⁵ Vgl. APfGEis, Einladung Pfarrer Hechts vom 11. März 1979 an Frau Bauer von der Universitätsbibliothek Würzburg zur Führung im Riemenschneidersaal des Mainfränkischen Museums.

⁴⁶ Vgl. APfGEis, Briefe zwischen Pfarrer Paul Hecht und Christian Will, MdL u.a. vom 30. Juli 1977 u. 4. Oktober 1977; Hecht: Riemenschneiderkreuz, S. 185.

⁴⁷ Münchner Stadtanzeiger der Süddeutschen Zeitung, No. 9, Jahrgang 1979 (1. Februar 1979), S. 6.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Alleine am 1. Februarwochenende sahen das Eisinger Kruzifix 1.800 Menschen im Bayerischen Nationalmuseum, vgl. APfGEis, Schreiben Dr. Schädlers vom Bayerischen Nationalmuseum vom 6. Februar 1969 an Pfarrer Paul Hecht.

⁵⁰ Vgl. Volksblatt, Ausgabe 40 vom 8. April 1981, o.S. (Kopie im APfGEis); im Gegensatz dazu steht die Formulierung „[w]ie eine Neuentdeckung wirkt der restaurierte Kruzifixus“ aus der überregionalen Presse, Süddeutsche Zeitung, o.Nr., 31. Januar 1979, o.S. (Kopie im APfGEis) und auch der Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums, Lenz Kriss-Rettenbeck, schreibt, daß es sich um ein „bisher nahezu un-

bekanntes eigenhändiges Meisterwerk Tilman Riemenschneiders“ handle, APfGEis, Pressenotiz von Lenz Kriss-Rettenbeck.

⁵¹ APfGEis, Schreiben des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege vom 3. Februar 1944 an den Landrat Dr. Ruckert.

⁵² Dabei wurde nicht damit gerechnet, daß man unter der Fassung des 19. Jahrhunderts noch andere Fassungen finden würde, vgl. APfGEis, Schreiben des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege vom 14. Juni 1961 an das Katholische Pfarramt Eisingen. Für die Pfarrgemeinde kam das 1961 aus verschiedenen, aber vor allem finanziellen Gründen noch nicht in Frage, vgl. APfGEis, Schreiben des Katholischen Pfarramtes Eisingen vom 17. Dezember 1961 an das Landratsamt Würzburg.

⁵³ Vgl. APfGEis, Pressemitteilung von Christian Will, MdL zu dem Schreiben von Dr. W. Schiedermair vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege vom 4. Oktober 1977.

⁵⁴ Vgl. APfGEis, Bericht von Fritz Buchenrieder und Hans Kober zur Restaurierung des Eisinger Kruzifixes; Entwurf Pfarrer Paul Hechts für einen Artikel im Volksblatt, 21. März 1978.

⁵⁵ Baxandall: Die Kunst der Bildschnitzer (wie Anm. 15), S. 54.

⁵⁶ Vgl. APfGEis, Protokoll der Besprechung vom 18. Juli 1977 im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege; APfGEis, Restaurierungskonzept.

⁵⁷ Bereits 1977 wurde diese Summe berechnet, vgl. APfGEis, Schreiben der Kath. Kirchenstiftung St. Nikolaus in Eisingen vom 15. Oktober 1977 an die Regierung von Unterfranken; sie dürfte auch eingehalten worden sein, bezifferte doch Pfarrer Hecht diese Anfang 1979 auf 60.199,73 DM, wobei noch der Rücktransport von München über Würzburg nach Eisingen sowie die Raumsicherungsanlage offen waren, vgl. APfGEis, Schreiben Pfarrer Paul Hechts vom 15. Februar 1979 an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege; Beanstandungen gab es nach Einsendung der Verwendungsnachweise auf jeden Fall keine, vgl. APfGEis, Schreiben des Landratsamtes vom 23. Juli 1980 an die Kath. Pfarrei St. Nikolaus in Eisingen.

⁵⁸ Vgl. APfGEis, Schreiben Pfarrer Paul Hechts vom 24. Mai 1978 an Dr. Hanswernfried Muth.

⁵⁹ Muth/Schneiders: Riemenschneider und seine Werke (wie Anm. 15), S. 166.

Die beiden Gesichter des Mainufers zwischen Miltenberg und Freudenberg

von

Alf Dieterle

Bei der 2. unterfränkischen Regionaltagung am 1. Juni 2012 fuhren gut hundert Reisende bei schönem Wetter auf dem Main von Miltenberg nach Wertheim. In mehreren Abschnitten zeigten unter dem Leithema „*Burgen-Landschaft am Main*“ Vorträge und Stadtbesichtigungen die Vielfalt des Maintals und ihrer Geschichte:

- Die beiden Gesichter des Mainufers, eine Schilderung der Landschaft (Dr. Alf Dieterle, Kleinheubach),
- Burgenlandschaft am südlichen Mainviereck und weitere Besonderheiten (Josef Weiß, Faulbach),
- Als Schifferfrau an Bord eines Binnenschiffs (Hannelore Brand, Dorfprozelten),
- In Freudenberg Besichtigung von Hochwasserschutz, Altstadt und Rathaus (Bürgermeister Heinz Hofmann),
- In Wertheim Stadtführung und Grafenschaftsmuseum (Dr. Jörg Paczkowski).

Ausführlicher erläutert wird in diesem Beitrag die geomorphologische Besonderheit mit Prall- und Gleithang der acht Kilometer langen Flussstrecke zwischen Miltenberg und Freudenberg/Baden. Der Kapitän tuckerte langsam Main aufwärts, denn die Mitreisenden sollten „*hören, was man sieht*“; eine drei Viertel Stunde reichte knapp aus. Anzumerken ist hier, daß dieser Abschnitt nicht der einzige an Flüssen ist, an der sich die Wirkung von Erosion und Sedimentation gut beobachten läßt. Vor allem die in der Tabelle aufgeführten Themen und Gesichtspunkte lassen sich auf andere Mainuferstrecken meist ebenso anwenden, auch wenn es oft regionale Besonderheiten gibt. Kurz sei angemerkt, daß der Main hier beinahe seinen südlichsten Verlauf nimmt; nur in Ochsenfurt und Marktbreit reicht er noch vierzig Meter südlicher.

Die „Astoria“ legte unterhalb der Mildenburg ab, die auf dem Steilhang thront. Auf der

Seite gegenüber liegt ein Hochenfer, eine Straßenbrücke von 1900 bzw. 1950 verbindet hier die Altstadt mit Miltenberg Nord. Die dann folgende, schräg ansteigende „Martinsbrücke“ ist seit 2008 Teil der Ortsumgehung Miltenberg–Bürgstadt. Auf der Stadtseite weicht der Berghang zurück, gegenüber wird er steiler. Hier wächst der „Miltenberger Steingrubler“, benannt nach einigen kleineren Steinbrüchen.

Der linke Hang (in Fahrtrichtung, also mainaufwärts gesehen) wird steiler und höher, und bietet Platz für zwei ausgedehnte Weinberge des Juliusspitals, die „Bürgstädter Mainhölle“. Günstiges Mikroklima: SO-Ausrichtung, unten der Main, oben geschützt vom Wald, steile Rebzeilen über Sandsteinmauern lassen Spätburgunder und weitere Rot- und Weißweine reifen. Ehemals war der Hang von steilen, schmalen Terrassen bedeckt, die nach dem Auflassen um 1900 von der Natur zurückerober wurden. 1936 begann im Auftrag des Reichsnährstandes die „*Urbarmachung an einem wilden Berg*“ durch den Arbeitsdienst. 1937 wurde das Würzburger Juliusspital Eigentümer der beiden Weinberge „Bürgstädter Mainhölle“; die einheimischen Winzer selbst haben oberhalb ihres Orts den „Bürgstädter Centgrafenberg“.

Vor dem ersten Weinberg, dann auch dazwischen und danach reihten sich Steinbrüche dicht aneinander. Weit in die steile Bergflanke reichen hufeisenförmig Sandsteinwände von bis zu fünfzig Metern Höhe, senkrechte Wände mit Überhängen, Simsen und Nischen, schüttete Birken oder Kiefern fanden Halt. Ein selbst vom Schiff aus sichtbares, faszinierendes Bild mit roten und grünen Farbflächen und ab und zu weißen Flecken (Abb. 1).

Im Ausschnitt aus der Spessart-Karte (Abb. 2) ist das südwestliche Eck des Mainvierecks zwischen Miltenberg (unten) und Freudenberg (rechts), dazu Großheubach mit dem Engelberg und Bürgstadt (Purstat) zu sehen. Nicht nur, daß der Mainverlauf mit Prall- und



Abb. 1: Die Teleaufnahme vom Hang des Wannenbergs über Bürgstadt zeigt die Nutzungsarten des Mainufers. Im diesseitigen Vordergrund der Markt Bürgstadt mit dem Turm der Margaretenkirche, Häusern und Gärten. Am jenseitigen Steilhang ein aufgelassener Steinbruch, der Überhänge, Simse und Nischen deutlich erkennen lässt. Daneben einer der beiden Juliusspital-Weinberge mit steilen und oben flacheren Rebzeilen. Als Abgrenzung zwischen dem Naturschutzgebiet, der Sonderkultur und dem Wald wirken Laubbaumriegel; darüber vorwiegend Nadelbaumforst.

Photo: A. Dieterle.

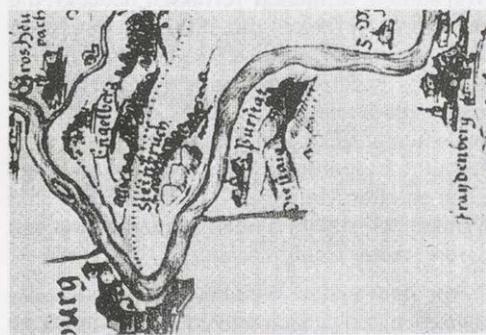


Abb. 2: Im Pfinzing-Atlas, einem großformatigen Kartenwerk des Kaufmanns und Nürnberger Rats herrn Paul Pfinzing (1554–1599) findet sich neben Karten aus dem Nürnberger Großraum auch eine Karte des Spessarts. Eine 1564 für den Mainzer Erzbischof gezeichnete Spessart-Karte war die Grundlage, doch nach mehreren Kopien und Verlusten blieb 1594 nur diese Karte übrig. Der Ausschnitt aus der Spessart-Karte wurde hier vereinfachend bearbeitet und genordet.

Abb.: Staatsarchiv Nürnberg, Wikipedia: Spessart.

Gleithängen dem heutigen Luftbild entspricht. Auch der bzw. die „Steinbruch“ sind besonders vermerkt; übrigens das einzige Mal in

dieser Karte. Das belegt die Größe und Bedeutung der Miltenberger Buntsandsteingewinnung bereits im 16. Jahrhundert. Die Blütezeit der Sandsteinindustrie lag im 19. Jahrhundert, der Niedergang endete Mitte des 20. Jahrhunderts. Der ältere Bodenschatz Stein wurde durch den neueren Bodenschatz Kies und Sand abgelöst, als Betonarchitektur modern wurde.

Nach 1945 blieben die Brüche sich selbst überlassen: Loren und Feldgeleise, den Unterbau eines Raupenbaggers und einen Derrick-Kran ließen die Steinbrecher zurück; der Derrick-Kran wurde mit alten Eisenteilen und neuem Holz am Bürgstädter Mainufer wieder aufgebaut. Die Brüche blieben vor allem der Natur überlassen: Buschwerk und Laubbäume, Kletterpflanzen siedelten sich an und wuchsen urwaldartig, an felsigen Stellen Flechtenbärte, Moospolster und Farnwedel. In den 1980er Jahren entdeckte man diese Biotope als geeignete Nistplätze für den damals vom Aussterben bedrohten Wanderfalken; 60 Brutpaare wurden damals in Deutschland gezählt. Die „Buntsandsteinbrüche in der Mainhölle“ wurden 1983 als Naturschutzgebiete



Abb. 3: Der Mainverlauf zwischen Miltenberg und Freudenberg: Gut erkennbar sind die dunklen bewaldeten Flächen, entweder auf den Bergkuppen oder nahe am Main: An den Prallhängen von Miltenberg und Freudenberg, besonders aber am langen Hang gegenüber von Bürgstadt. Ebenso die vielerlei genutzten hellen Flächen, entweder Gleithänge oder Aufschüttungen der von Osten kommenden Erf.

Photo nach Google Earth bearbeitet.

ausgewiesen, weitere Brüche am Main folgten, 1992 auch der darüber liegende „Wald an der Mainhölle“. Das Ergebnis des Arten- schutzprogramms ist beeindruckend, denn man zählt heute 1.200 Brutpaare in Deutschland. Die oben erwähnten weißen Flecken sind Exkreme der Falkenbrut und verraten deren Horste.

Wenden wir den Blick auf die rechts liegende Mainseite: Welch ein Unterschied! Alles flach oder leicht ansteigend, auf dem Luftbild (Abb. 3) an den hellen, parzellierten Flächen zu erkennen. Inzwischen sind dort Miltenberg und Bürgstadt durch neue Siedlungs- und Gewerbegebiete zusammengewachsen. Die Wohnbebauung reicht den Flachhang hinauf bis an die Waldgrenze. Im weiteren Verlauf der Schiffahrt sieht man mainnah ver-

schiedene Industrien: In einer riesigen Halle, länger als ein Fußballfeld, werden u.a. Gär- tanks für Brauereien geschweißt, die auf dem Main über Rotterdam bis nach Übersee verschifft werden. Es folgt ein Kieswerk, in dem früher auf dem Flachhang abgelagerter Kies und Sand abgebaut und auf dem Main trans- portiert wurden. Heute sind sie großteils aus- gebaut. Einige großflächige Kiesgruben werden noch zum Sandwaschen verwendet, andere dienen als Rastplatz für Zugvögel und Laichplatz für Amphibien, eine weitere wurde zum Badesee mit Biotopteil umgewandelt.

Noch einmal zurück zum Wanderfalken- Schutz. Zum Brutbiotop Steilwand, das schon geschildert wurde, gehört zwingend ein Jagd- biotop, denn die Jungen sind hungrig und Eltern auf Beutefang. Ihren Nahrungsanspruch

können sie auf den gegenüber liegenden, offenen Flachhängen decken, die auch als Wiesen und Äcker genutzt werden, denn hier gibt es Kleingetier in ausreichender Anzahl. Also wäre der Schutz der Brutbiotope in der Steilwand keinesfalls ausreichend ohne die dem Prallhang gegenüber liegenden Gleithänge – auch hierbei gehören die beiden Gesichter des Mainufers zusammen.

Vom Wanderfalken-Schutz weiter. Inzwischen hat sich in dem Wanderfalken-Eldorado der Uhu niedergelassen, denn diese größte Eule ist sein direkter Nistkonkurrent. Das Uhu-Artenschutzprogramm ist noch nicht dauerhaft erfolgreich, doch in den hiesigen

Steinbrüchen hat er sich vor einigen Jahren niedergelassen. Als nächtlicher Jäger bekommt man ihn kaum zu sehen, anders bei dem tagaktiven Wanderfalken.

Bei der Weiterfahrt ändert der Main seine Fließrichtung (Abb. 3), der vier Kilometer lange Prallhang ist zurück getreten: Links und rechts gibt es flache Gleithänge mit Landwirtschaft und Kiesgruben. Doch schon ragt rechts der nächste Prallhang mit Wald, wir kommen nach Freudenberg mit der schmalen, langgezogenen Altstadt und darüber seiner Burg. Irgendwie erinnert die Topografie an Miltenberg oder gar Heidelberg.

Beschreibung	am Prallhang	am Gleithang
Wirkung des Flusses		
Flussbiegung Strömung längs	Kurvenäußeres stark, auf das Ufer zu	Kurveninneres schwach, am Ufer vorbei,
Wirbelung quer	am Grund zum Ufer hin	keine
Folgerung	Erosion, Abtragung des Ufers	Sedimentation, Ablagerung von Grob- und Feinmaterial
Geomorphologie		
Strömung Hang Steigung Untergrund	stark, auf das Ufer zu steil, schmal fast 70 % (280 Höhenmeter auf 500 Entfernungsmeter) Buntsandstein, Fels	schwach, vom Ufer weg flach, breit ca. 10 % (160 Höhenmeter auf 1.300 Entfernungsmeter bzw. 70 m auf 90 m) Kies, Sand
Nutzung		
landwirtschaftl. Nutzung forstwirtschaftl. Nutzung Bodenschätze Sekundärnutzung	Weinberge nur eingeschränkt, da zu steil Steinbrüche für Buntsandstein eingeschränkt für Freizeit: Wandern und Angeln	Wiesen, Äcker, Sonderkulturen nur auf den oberen Hängen Kies- und Sandabbau größere Industrie, Sportanlagen, Badesee und Camping
Geschichte		
Siedlung Beispiele Verkehr historische Nutzung	Burg, Altstadt mit Befestigung, schmale Längsausdehnung Miltenberg, Freudenberg schmale Straße zwischen Ufer und Burg bzw. Bahnlinie geeignet für Zoll und Märkte, kontrollierbare Engstelle	Altortbereich, flächige Ortsentwicklung Bürgstadt, Miltenberg-Nord, Reistenshausen-Kirschfurt ein Straßennetz führt in mehrere Richtungen geeignet für Märkte, großer Einzugsbereich
Naturschutz		
Biotop Naturschutzgebiete Arten- und Biotopschutz, Artenhilfsprogramm	Sekundärbiotop, steile Sandsteinfelsen mit Simsen und Nischen Buntsandsteinbrüche „Mainhölle“ und „Wald an der Mainhölle“ Wanderfalke, Uhu	flache Uferbereiche mit Inseln, Röhricht und Auengehölz geschützte Feuchtfächen: teils genutzte, sich überlassene oder renaturierte Kiesgruben Rastplatz für ziehende Wasservögel, Laichplatz für Amphibien

Tabelle: Die Tabelle faßt alle wesentlichen Themen und Gesichtspunkte zusammen, die die beiden Gesichter des Mainufers zwischen Miltenberg und Freudenberg prägen.

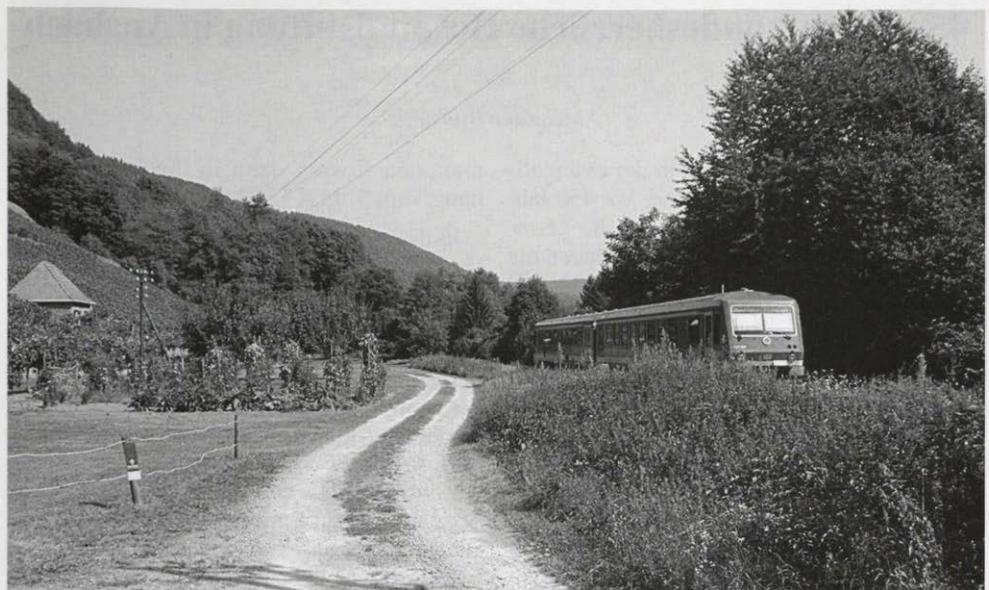


Abb. 4: Am Juliuspital-Weinberg endet die Fahrstraße und selbst mit dem Fahrrad kommt man hier schwer nach Freudenberg. Nur der Triebwagen der Westfrankenbahn verkehrt ungefähr stündlich zwischen Miltenberg und Wertheim, ebenso zurück.

Photo: A. Dieterle.

In eigener Sache:

Künftiges neues Erscheinungsbild der Zeitschrift

Liebe Leser Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND! Das Neue Jahr wird Ihnen einige Änderungen bescheren: Auf Beschuß der Bundesleitung des FRANKENBUNDES wird sich unser Periodikum ab dem kommenden Jahr einmal im Quartal und mit einem weiteren Themenheft zum „Fränkischen Thementag“ (ohne festen Erscheinungstermin) an Sie wenden. Diese fünf Ausgaben werden sich Ihnen in einer aufgefrischten, zeitgemäßen Optik präsentieren. Das heißt, Schriftbild und Satzspiegel werden sich leicht verändern, um für Sie auch in Zukunft eine noch bessere Lesbarkeit und eine ansprechende Gestaltung zu gewährleisten. Ein attraktiv aufgemachter Umschlag wird der zukünftige Blickfang sein.

450 Jahre Landesherrliche Hospitalstiftung in Ansbach

von

Alexander Biernoth

Sie ist die älteste Stiftung in der evangelischen bayerischen Landeskirche: Vor 450 Jahren hat Markgraf Georg Friedrich die „*Landesherrliche Hospitalstiftung*“ gegründet, die heute noch das Alten- und Pflegeheim Hospital in der Ansbacher Hospitalstraße betreibt. Aus Anlaß des 450jährigen Jubiläums hielt der bayerische Landesbischof, Dr. Heinrich Bedford-Strohm, einen Festgottesdienst im Altenheim Hospital. Im Anschluß an den Gottesdienst waren alle Bewohner, Angehörige und Nachbarn der sozialen Einrichtung im Westen der Stadt Ansbach zu einem „Bunten Nachmittag“ eingeladen, in dessen Rahmen unter anderem die „Bad Windsheimer Sänger und Spielleut“ sowie die Rokoko-Tanzgruppe des Ansbacher Heimatvereins auftraten.

Im Gegensatz zu vielen Reichsstädten besaß Ansbach im Mittelalter kein Hospital. Offenbar wurden die vorhandenen Stiftungen zum Beispiel von „*Armenschüsseln*“, das Seelhaus oder das Wirken der „*Elenden Bruderschaft der Pfarrei St. Johannis*“ für ausreichend erachtet. Als nach der Reformation Klöster aufgehoben wurden, gab dies der weltlichen Obrigkeit Anlaß und Mittel, sich um Bildungswesen und soziale Fürsorge zu kümmern.

Da nun also „*dergleichen Spital aber bis anher bei unserer Stadt allhier zu Onolzbach keins gewest*“, schrieb Stadtpfarrer Georg Karg 1557 an Markgraf Georg Friedrich den Älteren, der von 1556 bis 1603 regierte, und unterbreitete ihm „*christliche Ermahnungen und Vorschläge zu Aufrichtung eines Spitals allhier*“. Bereits 1558 ordnete der Markgraf die Errichtung an. Der Bau war laut der Torschrift schon 1561 weitgehend fertiggestellt. Die markgräfliche Verwaltung kümmerte sich um die Finanzierung sowie die Organisation und erkundigte sich deswegen in Feuchtwangen, Kitzingen und Schwabach, wo es bereits Spitäler gab, später auch noch in Bayreuth, Hof, Kulmbach und Wunsiedel. Diese Infor-

mationen flossen dann in die Hospitalordnung vom 3. Juni 1562 ein.

In diesem Dokument mit dem Titel „*Foundation und Stiftung des neuen Hospitals allhie zu Onolzbach*“, das der Markgraf selbst unterzeichnete, wurde als wichtigste Aufgabe die Versorgung von zwölf Pfründnern formuliert. In der Stiftungsurkunde heißt es: „*Also haben wir Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehren und den armen dürftigen Leuten zu Hilf, Nutz und Trost, allhier vor dem oberen Tor ein neues Hospital anrichten und erbauen lassen.*“ Zu den Baukosten, dem Erwerb des Baugeländes und Gartenplatzes machte der Markgraf eine Schenkung von 3.505 Gulden. Aus diesem Betrag wurde auch der acht Morgen große „*Schellenwald*“ hinter Brodswinden für das Hospital erworben.

Der Markgraf stattete die Stiftung zusätzlich mit einer Reihe von „*Reichnissen*“ aus: Er überließ der Stiftung die Dominikalrenten von 18 Bauernhöfen und zwölf Gütern sowie den Zehnten vom Voggenhof und Hennenbach sowie 30 Simra Korn vom „*Heilsbronner Kloster-Getreidboden*“. Ferner wurden dem Hospital sechs Morgen Äcker geschenkt. Vom gleichen Tage, nämlich dem 3. Juni 1562, stammt die „*Ordnung für das neue Hospital zu Onolzbach*“. Als erster „*Spitalmeister*“ wurde der „*Vicarier Cunrad Breuß auf dem Stift allhie*“ bestimmt. Neben ihm sollten zwei Spitalpfleger, einer aus dem Rat der Stadt und einer aus der Gemeinde, „*ehrbare, gottfürchtige Männer, auch ziemlichen Alters, mit Rat und Vorwissen eines Pfarrers erwählt werden*“, die sich um die Wirtschaftsführung des Hospitals und um die rechtzeitigen Eingänge der Rechnisse kümmern sollten. Dem Spitalmeister wurden eine Köchin und eine Magd unterstellt, die die Pfründner zu versorgen hatten. Der Spitalmeister hatte zum Neujahrstag Rechnung zu legen, die von den Spitalpflegern, einem Pfarrer, zwei Bürgermeistern und dem Stadtschreiber abzu hören war. Das Hospital sollte zwölf arme Pfründner aufnehmen, „*fürnemb-*



Abb.: Die Ansbacher Hospitalstiftung in der gleichnamigen Straße.

Photo: Verfasser.

lich so der bürger allhie zu Onolzbach Kinder, oder in diesem Amt gesessen“. Sie mußten in Ehren verarmt sein und ihren Lebensunterhalt nicht mehr mit ihrer Hände Arbeit verdienen können, brauchten kein Kaufgeld zu zahlen und durften nicht mit „beflecklichen Krankheiten und Gebrechen“ beladen sein. Es war festgelegt, daß die Zahl dieser sogenannten Gnadenpfründner vermehrt oder verringert werden konnte, je nach der wirtschaftlichen Lage des Hospitals. Die Ordnung sah auch vor, daß man sich in das Hospital einkaufen konnte, „zur Erreichung einer besseren und reicherer Pfründ“.

Allen Pfründnern waren das Tischgebet und der fleißige Kirchenbesuch zur Pflicht gemacht. Diese erste Ordnung für das Hospital von 1562 enthält auch die „*Ordnung der Speis für arme Pfründner*“. Für jeden Tag der Woche waren die Mahlzeiten genau vorgeschrieben. Jeden Mittwoch erhielt jeder Pfründner „zween neue wohlgebackene Laib Brot, deren 72 aus einem Nürnbergsgschen Summern gebacken werden mußten“. Ferner erhielt jeder arme Pfründner „alle Tag ein Seidlein Bier und ein halb Seidlein Wein“. Falls der Wein „gar so teuer wäre“, sollte dafür noch ein Seidlein Bier gegeben werden. Zu Weihnachten erhielt jeder Pfründner zusätzlich ein paar Eier und zwei Stücke eingesulzten Fisch und eine Semmel, „welcher vier aus einer Anspachischen Mezen gebacken werden mußte“. Am St.-Johannes-Tag erhielt jeder Pfründner

zusätzlich „ein halb Seidlein Meeth und für zwei Pfennig schön Brot“. Zum Schlachtfeste „soll man die Roten- und Leberwürst den Pfründnern anstatt des Fleisches verspeisen“ und „zwo Bratwürst geben und ihnen sonst an ihrem Essen nichts abgehen“.

Der Bedarf für das durch die Stiftung finanzierte Altenheim war groß, und im Jahr 1807 betrug die Zahl der Pfründner 51 Personen. Das Hospital lebte vom Stiftungsvermögen, geriet aber in den 1820er Jahren in wirtschaftliche Schieflage und 1830 hatte sich ein Schuldenberg von 30.000 Gulden aufgetürmt.

Die Stiftung verkaufte darauf hin einen Teil ihres Eigentums und verlor 1848 durch das sogenannte „*Ablösegesetz*“ fast den gesamten Rest ihrer Ländereien. Im Jahr 1910 wurde mit der Diakonissenanstalt Neuendettelsau ein Vertrag geschlossen, wonach die Anstalt das Personal für das Hospital zur Verfügung stellte.

1924 kam die Hospitalstiftung zur evangelischen Kirche, da die staatliche Stiftungsverwaltung aufgelöst wurde. Zunächst hatte der Kirchenvorstand von St. Johannis die Verwaltung der Stiftung inne, 1998 wurde dann ein Kuratorium gegründet, das die Leitung übernommen hat. Derzeit leben in Ansbachs ältestem Altenheim mehr als 120 Senioren, und es gibt einen ambulanten Pflegedienst sowie eine Tagespflege.



Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Friedrich Heinrich von Seckendorff – eine schillernde Gestalt in der Reichsgeschichte des 18. Jahrhunderts

von

Hartmut Schötz

Friedrich Heinrich von Seckendorff stammte aus einem der ältesten und berühmtesten deutschen Adelsgeschlechter.¹ Das Familienwappen enthält einen roten, achtförmigen Lindenzweig auf silbernen Grund. Das „Journal von und für Franken“ berichtete bereits 1791 von der Gründungslegende, wonach ein nicht namentlich zu benennender Kaiser „einst (...) von der Burg zu Nürnberg nach Seckendorff gekommen sei, als eben ein ländlicher Tanz die Einwohner unter einer Linde versammelt gehabt habe. Der Kaiser habe gehalten, um den Tanz mit anzusehen und sich zum Abwehren der Fliegen einen Zweig von der Linde abbrechen lassen. Ein Bauernsohn habe die Dreistigkeit gehabt, dem Monarchen eines zuzutrinken, was dem Kaiser gefallen haben soll, und er ihm gesagt hätte: „Wenn du dich dieses zu tun unterstehst, so wirst du deinen Mut auch bei anderen Gelegenheiten zeigen können.“ Darauf habe der Monarch den Lindenzweig zusammengeschränkt und auf das Haupt des jungen Mannes gesetzt. Der Jüngling sei mit dem Kaiser gereist und durch Tapferkeit und Treue ein begüteter Mann geworden.“

Friedrich Heinrich von Seckendorff wurde am 5. Juli 1673 im Königsberger Fürstenschloß geboren und wuchs zehn Jahre lang im Schloß in Obernzenn auf. Da sein Vater verstorben war, übernahm sein Onkel und Vormund Veit Ludwig die Erziehung. Sein Bildungsweg führte in nach Zeitz, Merseburg, Halle und ins niederländische Leiden. Seine militärische Laufbahn begann beim Ansbacher Potentaten Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach und führte ihn bis nach Ungarn, wo er Clara Dorothea von Hohenwarth kennengelernt und 1699 ehelichte. Ihre Ehe, die bis zu ihrem Tode 1757 hielt, war die wichtigste Konstante in einem sehr wechselreichen Leben. Clara Dorothea von Hohenwarth wurde am 12 August 1674 in Pilgersdorf bei Ödenburg-Sopron (Ungarn) geboren und er-

hielt ihre schulische Ausbildung in Ödenburg, wo sie auch von Seckendorff begegnete.

Seckendorffs Karriere begann, als er in Venedig dem 17jährigen Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach begegnete und dieser ihn aufforderte, ihn als Hofkavalier auf seiner Reise durch Italien zu begleiten. Zurück in Ansbach wurde er 1696 zum Kapitän-Leutnant bei der Leibgarde des Markgrafen ernannt, kurz darauf zum Hauptmann befördert und erhielt das Kommando über eine Infanterie-Kompanie, mit der er an den Rhein zog, um an den Kämpfen gegen Frankreich teilzunehmen. Als 1700 der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach, wurde von Seckendorff nach Flandern abkommandiert, nahm aber 1704 an der Schlacht von Höchstädt nicht teil, da er vor Ingolstadt kämpfte. Erst bei den Kämpfen um die Stadt Lille trat von Seckendorff aus der Anonymität des Schlachtfelds hervor und erregte die Aufmerksamkeit des Prinzen Eugen von Savoyen, nahm den Kontakt zu ihm auf und stand von nun an unter dessen Einfluß.

Von Seckendorff kam 1709 in kursächsisch-polnische Dienste, nahm am Großen Nordischen Krieg teil und lernte König Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg-Preußen kennen. 1717 trat er in kaiserliche Dienste und übernahm Ende April 1717 das Kommando des Infanterie-Regiments von Brandenburg-Ansbach, mit dem er vor Belgrad zog, wo er den Sieg über die Türken mitfeiern durfte. Während Seckendorff im Frühjahr 1718 in Sizilien gegen die Spanier kämpfte, wurde er vom Kaiser in Wien in den Grafenstand erhoben.

Seine bedeutendste berufliche Station war jedoch der brandenburgisch-preußische Königshof, wo er während der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms I. als Diplomat des Kaisers 1724 eintraf und bis 1734 wirkte. 1734 kehrte er in die Reichsfestung Philipps-



Abb.: Reichsgraf Friedrich Heinrich von Seckendorff, Kaiserlicher Feldmarschall, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee im Türkenfeldzug und Diplomat. Gemälde aus dem Roten Schloß der Freiherrn von Seckendorff-Gutend in Obernzenn.

Photo: Verfasser.

burg an die Front zurück, um gegen die Franzosen zu kämpfen. Im Jahre 1737 übernahm er dann den Oberbefehl der kaiserlichen Armee im Türkenfeldzug, den er jedoch verlor, und deshalb abberufen und in Hausarrest gesetzt wurde. Nach 1740 trat Seckendorff in kaiserlich-bayerische Dienste, nachdem er von Erzherzogin Maria Theresia begnadigt worden war. Als der kranke Karl VII. im Januar 1745 verstarb, überreichte Seckendorff dem neuen Kurfürsten Max III. Joseph seine Demission und verließ München.

Seckendorff konnte als Gesandter immer unter Prinz Eugens Weisungsbefugnis den Takt, das Tempo und den Erfolg der kaiserlichen Außenpolitik selbst bestimmen. Seckendorff nahm während der Verhandlungstä-

tigkeit eine Schlüsselstellung für die internationale Politik ein und gehörte zu den auffälligsten und interessantesten Figuren des 18. Jahrhunderts. Er wechselte sechsmal den Dienstherren und war für fünf verschiedene Kaiser aktiv. (Leopold I. (1658–1705), Joseph I. (1705–1711), Karl VI. (1711–1740), Karl VII. Albrecht von Bayern (1742–1745), Franz I. Stephan von Lothringen (1745–1765)). Die Jahre 1759 bis 1763 verbrachte Seckendorff auf dem Rittergut Meuselwitz, wo er am 23. November 1763 verschied.

Anmerkungen:

¹ Zu seine Biographie vgl.: Bruno Kuntke: Friedrich Heinrich von Seckendorff (1673–1763). Husum 2007.

Das Spiegelkabinett der Würzburger Residenz wurde vor 25 Jahren wiedereröffnet –

„... daß aus tausend guten ein neues Besseres sich schaffen lassen müsse...“¹

von

Peter A. Siß

Das 1740 bis 1745 geschaffene Spiegelkabinett der Würzburger Residenz darf wohl mit Fug und Recht als eine der einzigartigsten Schöpfungen des deutschen Rokoko gelten und wird daher in der Kunstgeschichtsschreibung auch einhellig in den höchsten Tönen für seine Besonderheit gelobt. Selbst wenn man genügend Neigung, Zeit und Geld hätte, alle Schlösser dieser Welt zu besuchen, so dürfte man nirgendwo anders darauf hoffen, ein solches Kunstwerk ein zweites Mal zu finden. Ja, sogar das über die Maßen berühmte Bernsteinzimmer im russischen Zarskoje Selo – ein in seiner Grundidee dem Würzburger Kabinett durchaus verwandter Raum – dürfte es trotz seines seltenen und wertvollen Materials und der kunstfertigen Skulptierung desselben nicht vermögen, den Spiegeleffekten, dem Funkeln und der Vielfalt der phantasievollen Darstellungen des Spiegelkabinetts ein ebenbürtiges Pendant an die Seite zu stellen.

All dies ist dem – von der Zunft der Kunsthistoriker (zuletzt z.B. von Verena Friedrich)²

schon häufig gepriesenen – kongenialen Zusammenwirken des Bauherrn, Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (1674–1746), mit seinen Hofkünstlern zu verdanken. Brachte er seinen erlesenen Geschmack und sein unmittelbares persönliches Interesse an der Gestaltung dieses Raumes ein, so ergänzten seine hervorragend talentierten Mitarbeiter Balthasar Neumann (1687–1753) als Baumeister, Antonio Bossi (1699–1764) als Stukkateur und Johann Wolfgang van der Auvera (1708–1756) als „Dessinateur“ des Dekors die Vorstellungen des Bauherrn durch ihre qualitativ herausstechende Realisierung der über einen langen Zeitraum gemeinsam entwickelten Vorstellung des gewünschten Erscheinungsbildes des Kabinetts.

Daß die Würzburger Residenz, das „Schloß über den Schlössern“, eines Spiegelkabinetts bedurfte, wird wohl allen Beteiligten von Anfang an klar gewesen sein, da ein solcher Raum zum essentiellen Grundbestand einer repräsentativen fürstlichen Hofhaltung der

damaligen Zeit gehörte und somit eine Selbstverständlichkeit in Zeiten barocken Repräsentationswillens darstellte. Kein Schloßherr, der etwas auf sich hielt, und sei er noch so unbedeutend, mochte folglich auf ein mit Spiegeln geziertes Zimmer in seinem Hause verzichten. Denn nicht umsonst konnte man im 1743 erschienenen 38. Band der im 18. Jahrhundert gängigsten deutschsprachigen Enzyklopädie, nämlich in Zedlers Universal-Lexikon, folgenden Eintrag lesen: „*Spiegel-Gemach, Spiegel-Zimmer, Conclavia specularia, ist ein kleines enges Zimmer, worinnen die Wände mit grossen Spiegeln, die von der Erde bis an die Decke reichen, ausgetäfelt sind. Dergleichen Zimmer haben diese Eigenschaft, daß sie alles, was hinein gebracht wird, vielfältig vermehren, und eine grosse Weite in einen engen Raum vorstellen, und sind dahero in denen Lust-Schlössern grosser Herren eine anständige Zierrath.*“³

Winziges Gemach – unendliche Weiten

Nach Zedler hatte ein solches Kabinett also hauptsächlich zwei Aufgaben zu erfüllen: Zum einen sollte es bei den Gästen durch die wörtlich zunehmende Reflektionswirkung der Spiegelscheiben zur Illusion eines grenzenlos weiten und lichten Raumes führen, wobei de facto die relative „Winzigkeit“ des Gemachs im Kontrast zur scheinbaren Endlosigkeit des mit Hilfe der Spiegel gewährten Blickes das in der barocken Zeit so gern gewünschte Absurde repräsentiert. Die Spiegelungen führen regelrecht zur Auflösung der Dimensionalität, denn optisch es gibt keine wirkliche Länge, Breite und Höhe mehr, vielmehr dehnt sich alles in unendliche Fernen, Wände und Decke öffnen sich zu Aus- und Durchblicken überraschender Art.

Zum anderen diente ein solcher Raum, wenn wir Zedler weiter folgen, der Vervielfältigung der in ihm aufbewahrten Sammlungen des Hausherrn, der Vergrößerung seiner Sammlungsbestände und damit der virtuellen, auch visuellen Vermehrung seiner Reichtümer. Auf diese Weise steht also das Würzburger Spiegelkabinett einerseits in der Traditionslinie der Kunst- und Wunderkammern der deutschen Renaissance genauso wie der

mit dem vermehrten Import ostasiatischer Porzellane, Keramiken und Kleinplastiken seit dem 17. Jahrhundert immer zahlreicher werdenden Schaukabinette andererseits. Durch eine solche begehbarer Vitrine ließ sich aber nicht nur die Sammlung suggestiv vergrößern, sondern es ermöglichte auch ein allseitiges Betrachten der ausgestellten Gegenstände, ohne diese bewegen und in die Hand nehmen zu müssen, was ja immer mit der Gefahr einer Beschädigung einherging. Dabei hätte dies im Würzburger Fall freilich gar kein Problem dargestellt, weil das Besondere hier in der Tatsache liegt, daß alle „Exponate“ bloße Bilder hinter Glas sind. Aber es handelt sich dabei um Gemälde von großer Realitätsnähe und faszinierender Ausstrahlung, die in ihren Darstellungen hauptsächlich die exotische Welt des Fernen Ostens leben-dig werden lassen.

Damit wird ein Drittes deutlich: In Würzburg wird die Beziehung zur renaissancehaften Vorliebe für „groteske“ Szenen verknüpft mit der damals überaus aktuellen Mode der „chinoiserie“. Waren schon, seitdem Raphael und seine Schüler die durch den Schutt der Jahrtausende mittlerweile unterirdischen Gellasse der „domus aurea“ des Kaisers Nero, die also wie Höhlen (ital. „grotte“) wirkten, erforscht hatten, Darstellungen von Fabelwesen, Tieren, Genien und launigen „drôlerien“ populär geworden, so ließ Friedrich Karl von Schönborn nun diesen Reigen noch durch Herrscher, Höflinge, Jäger, Akrobaten und Musiker aus Ostasien ergänzen und zollte der gestalt einer weiteren modernen Geschmacksentwicklung seinen Tribut.

Das Spiel mit der Täuschung

Durch die Beibehaltung der schon in jenen gerade erwähnten römisch-antiken Räumen entwickelten Strukturierung der Wandflächen mit Hilfe von gemalten oder stuckierten Kandelabern, Staketengängen und Gerüststangen sowie filigranen Stützstäben wurde auch den Wänden im Würzburger Spiegelkabinett optischer Halt gegeben. Das Ungewöhnliche hieran beruht allerdings vor allem auf der herrlichen Mischung von vordergründig aufgetragenen vergoldeten Stuckleisten und solchen Stegen, die hinter Glas durch Blattver-



Abb.: Das im Oktober 1987 der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemachte Spiegelkabinett der Würzburger Residenz.
Photo: Bayerische Schlösserverwaltung.

goldung und diese gliedernde Radierungen ausgedrückt werden. Dadurch gelang es den Künstlern, beim Betrachter die Frage hervorzurufen, ob das gerade zu Sehende vor oder hinter der Spiegelscheibe liege – oder anders gesagt: ob man soeben die haptische Wirklichkeit oder eine gemalte Illusion vor Augen habe.

Solche Täuschungswirkungen sind übrigens allenthalben im Kabinett zu finden. Bedingt durch die lapislazuli-blaue oder matt-weiße Hinterlegung der Spiegelscheiben oder die gravierten, Plastizität suggerierenden, goldenen Stäbe und Ornamente könnte man schnell der Einbildung aufsitzten, es wären teuere „Pietradura“-Mosaiken, bemalte Porzellanplatten oder gar schwere Reliefs aus Goldbronze („or moulu“) zu erblicken. Es wird also mit einem weiteren barocken Gestaltungsmittel gearbeitet, dem „trompe-l'oeil“, der Augentäuschung, in unserem Fall einem versuchten Materialienimitat. Dabei ist

nie zu vergessen, daß dies alles eben hinter Glas stattfindet – verbunden mit all den technischen und künstlerischen Schwierigkeiten, die diese Ausführungsweise mit sich bringt!

Noch eine letzte Würzburger Ungewöhnlichkeit sei hier genannt: Die Wandgestaltung in ihrer Grundstruktur ist, wie Stefan Kummer⁴ treffend nachgewiesen hat, erstaunlicherweise von der Aufteilung der Deckenflächen abgeleitet, wie man sie in manchen Seitenkapellen römischer Kirchen finden kann. Eine Gliederung, bei der ein zentrales Rundmotiv transversal und diagonal durch (griechische bzw. Andreas-)Kreuzformen mit den Rändern verbunden wird und dadurch optischen Halt findet, gab es zwar seit der italienischen Renaissance an Gewölben, aber bis zur hiesigen Idee noch nicht an der Wand eines Spiegelkabinetts: Insofern läßt sich also auch hier eine genuin würzburgische Innovation entdecken.

Jenseits der Würzburger Innovationen: die europäische Perspektive

Überhaupt ist das Gesamtkunstwerk des Spiegelkabinetts zwar aus vielen bereits vorhandenen Ideen geboren worden, aber durch die Zusammenfügung, das Verschmelzen dieser vielfach unterschiedlichen, ja diffusen Gedanken und Vorbilder gelang es dem fürstbischöflichen Bauherrn und seinen Künstlern etwas „neues Besseres“ zu kreieren, was dieser Schöpfung zu ihrem berechtigten Ruhm verhalf. So konnte Friedrich Karl von Schönborn zahlreiche andere Spiegelkabinette, deren zum Teil eigenwilligen Vorlagen er die ihm jeweils wichtig und prächtig erscheinenden Elemente entlieh. Daß die meisten dieser Grundideen in Raumschöpfungen seines Oheims, des Reichserzkanzlers und Kurfürstbischöfes Lothar Franz von Schönborn, in den Schlössern Bamberg, Mainz, Gaibach und Pommersfelden sowie seinen eigenen Interieurs im Wiener Gartenpalast oder in Göllersdorf entstammten (wie von Verena Friedrich detailliert herausgearbeitet wurde⁵), dürfte bei dem exquisiten Geschmack seiner unter dem „bauwurm“ leidenden Dynastie nicht verwundern, genauso wie die Aufnahme von wienerischen (Prinz Eugens Goldkabinett im Unteren Belvedere), badischen (Schloß Favorite bei Rastatt) oder französischen Einflüssen (Schloß Chantilly) das Bild eines auf der Höhe seiner Zeit stehenden und eine erlesene Quintessenz europäischer Kunst wünschenden Bauherrn nur abrunden kann.

Schöpferische Rekonstruktion: Wolfgang Lenz und Zeitgenossen

Höchsten Respekt vor unserer Zeit verlangt uns allerdings die Tatsache ab, daß es den Künstlern und Restauratoren des späten 20. Jahrhunderts gelungen ist, dieses großartige Raumkunstwerk nach der vollkommenen Vernichtung des Originals im Bombeninferno des 16. März 1945 wiederherzustellen. An der Spitze ist hier der Würzburger Maler Wolfgang Lenz (* 1925) zu nennen, der unbestritten zu den wohl bedeutendsten lebenden Künstlern Würzburgs zählt. Ihm und seiner Hartnäckigkeit ist es mit zu verdanken, daß eine Rekonstruktion überhaupt ins Auge

gefaßt wurde.⁶ Er hat diesem Raum bis zur Wiedereröffnung im Herbst 1987 immerhin acht Jahre seines Lebens geopfert, in denen er rund 650 Spiegel nach historischen Photographien wieder in Hinterglasteknik bemalte, die Vergoldungen gravierte und die Flächen blau oder weiß hinterfing. Auch wenn er seine qualitätvolle malerische Handschrift weitgehend in den Geist des Barock zurückzuversetzen vermochte, so atmet der Raum doch auch etwas von unserer heutigen Zeit, was aber der so ungemein wichtigen Gesamtwirkung – gerade auch im Zusammenhang mit der Enfilade der davorliegenden Paradezimmer – keinen Abbruch tut. Die denkmalpflegerische Leistung des Künstlers, der Stukkateure, der Vergolder und Faßmaler ist nicht hoch genug zu loben, haben sie es doch verstanden, auch uns heutige Zeitgenossen, die wir oftmals von kühler Nüchternheit geprägt sind, wieder ein wenig vom Gefühl und der Lebensfreude der Barockzeit spüren zu lassen. Die grandiose Augenweide des Würzburger Spiegelkabinetts wird auf ihre Weise auch zukünftig helfen, uns in die Welt des 18. Jahrhunderts und seiner künstlerischen Glanzleistungen zu entführen – einer Zeit als der Fürstbischof danach trachtete, seinen Gästen mit dieser einzigartigen Raumschöpfung ein „éblouissement total“ – eine vollkommene Verblüffung – zu bieten.

Anmerkungen:

- 1 Morper, Josef: Über die künstlerische Arbeitsweise des 18. Jahrhunderts, in: Die Christliche Kunst XXII (1925-26), S. 88.
- 2 Friedrich Verena: Rokoko in der Residenz Würzburg. Studien zu Ornament und Dekoration des Rokoko in der ehemaligen fürstbischöflichen Residenz zu Würzburg. München 2004, S. 225-354.
- 3 Zedler, Johann Heinrich: Großes, vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste (...). Bd. 38. Leipzig 1743, Sp. 1601f.
- 4 Kummer, Stefan: Das Spiegelkabinett Friedrich Carls von Schönborn, in: Würzburg heute 45 (1988), S. 53-57, hier S. 55.
- 5 Friedrich: Rokoko (wie Anm. 2), S. 225-245.
- 6 Zu seinem Anteil an der Rekonstruktion äußerte sich der Künstler selbst: Lenz, Wolfgang: Die Hinterglasmalerei, in: Würzburg heute 45 (1988), S. 66-68.

Das Unterfränkische Volksliederwettzingen 1932 in Würzburg

von

Ekbert Warmuth

Zur Geschichte der Volksliederwettzingen

Initiator war Emanuel Kiem, genannt Kiem Pauli (1882–1960).¹ Dieser Volksliedsammler besuchte zwischen 1925 und 1930 die Bergbauernhöfe in den bayerischen und Tiroler Alpen, ließ sich von den Bauern, Jägern, Holzknechten u.a. ihre Lieder vorsingen und zeichnete sie auf. Sein Ziel war es, dieses Liedgut zu bewahren, bekannt zu machen und zum Singen im privaten Kreis anzuregen. Zeitweise begleitete ihn auch der Musikwissenschaftler Prof. Dr. Kurt Huber (1893–1943), der mit einem Phonographen die Lieder aufnahm.

Um das Liedgut einer breiten Öffentlichkeit darzubieten und wohl auch, um weitere Volkslieder kennenzulernen, rief Kiem Pauli 1930 zu einem Preissingen in Egern am Tegernsee (heute Rottach-Egern) auf, das großen Zuspruch durch Teilnehmer aus Bayern und Tirol fand. Der Erfolg hatte eine Nachahmung dieses Veranstaltungstyps vor allem in oberbayerischen Orten zur Folge. Zwischen 1931 und 1935 fanden zwölf weitere Preis- oder Wettzingen, wie man diese Veranstaltungen nannte, statt.

Die Organisatoren

An der Vorbereitung und Durchführung dieser Veranstaltungen beteiligte sich von Anfang an die „Deutsche Akademie“ (1925–1945),² Untertitel „Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums“, und zwar mit ihrer „Sektion für Deutsche Sprache, Literatur und Volkskunde.“ Die Organisation der Wettzingen lag in den Händen der jeweiligen Ortsgruppe der betreffenden Stadt. So war das auch 1932 in Würzburg. Ab 1931 zeichnete der Bayerische Rundfunk die Veranstaltung auf. Dies kam natürlich dem Bekanntheitsgrad dieser Wettzingen sehr zu gute.

Das Konzept der Wettzingen³

Neben dem Festausschuß, dessen Mitglieder der arbeitsteilig die Veranstaltung vorbereiteten, gab es ein Preisgericht, dem die Teilnehmer ihre Liedbeiträge zusandten. Dieses wählte geeignete Titel aus. Damit war gewährleistet, daß nur Volkslieder bzw. Lieder, die volksliedhaften Charakter hatten, vorge tragen wurden. Die daraufhin eingeladenen Teilnehmer mußten einen Vorentscheid überstehen, in dem die gesangliche Qualität bewertet wurde. Dann fand die Endausscheidung statt, in der die Preisträger ermittelt wurden. Sie bekamen die Silbermedaille der Deutschen Akademie „Für besondere Leistungen im Volksgesang.“

Das Volksliederwettzingen von Würzburg 1932⁴

Das Organisationskomitee leitete der Vorsitzende der Ortsgruppe der Deutschen Akademie Dr. Edwin Huber. Im vierköpfigen Preisgericht saßen Universitätsprofessor Dr. Pfister, der auch den Vorsitz hatte, Studien professor Schmitt, Regierungsschulrat Dr. Schmidt und Oberlehrer Scheuring von Aschaffenburg, der ähnlich wie Kiem Pauli als unermüdlicher Volksliedsammler in Unterfranken unterwegs war.

Der Kreis der Teilnehmer war laut Ausschreibung auf Unterfranken sowie das badi sche und württembergische Franken beschränkt, wobei aus den beiden letztgenannten Gebieten keine einzige Anmeldung kam, ebenso wenig aus dem Ochsenfurter Gau und der Rhön. Die meisten Gruppen stammten aus dem Kahlgrund und dem Spessart. Der Rest verteilte sich auf die übrigen unterfränkischen Regionen.

Eine der Gruppen war aus Hambach bei Schweinfurt angereist. Mein Vater, Paul Warmuth, hatte sie zusammengestellt. Er hatte passende Lieder ausgesucht, die in Hambach

Unterfränkisches Volksliederwettbewerb.

Die Deutsche Akademie in München, welche der wissenschaftlichen Erforschung und der Pflege des Deutschtums dient, hat in den letzten Jahren auch der Erhaltung und Auffrischung des Volksliedes ihre Aufmerksamkeit zugewendet, um vergessene und verschollene Weisen wieder dem Gedächtnis zurückzugeben, aber auch neu entstandene Gesänge und Lieder zu pflegen und ihrer Verbreitung die Wege zu ebnen.

Zu diesem Zweck veranlaßte sie die Sammlung von bisher unbekanntem oberbayerischen Material (Oberbayerische Volkslieder, herausgegeben von Kurt Huber und Paul Klem, Verlag von Knorr & Hirth, München) in Form eines Gesangbüchleins. Weiters veranstaltete sie in Egern, München und Traunstein ein Volksliederwettbewerb, das jedesmal starken Zuspruch und Beifall fand. Die Preisträger erhielten die von der Deutschen Akademie gestiftete Silberne Medaille mit Urkunde, sowie sonstige Ehrengeschenke.

Die Ortsgruppe Würzburg der „Deutschen Akademie“ beabsichtigt Anfang Mai 1932 ein solches Volksliederwettbewerb auch in Würzburg für Unterfranken und die benachbarten fränkischen Sprachgebiete im Norden, Westen und Süden außerhalb Bayerns zu veranstalten. Wenn somit die Grenzen für die Teilnehmer nicht streng nach dem Kreis Unterfranken gezogen sind, so ist schon mit Rücksicht auf die Entfernung und die Kosten eine Beschränkung geboten, welche nach Osten mit dem Baunach-Grund gegeben sein dürfte.

Zur Durchführung der Veranstaltung ergeht hiermit an alle Volksfreunde, insbesondere an die Gemeinden und hier wieder an die Herren Pfarrer und Lehrer, sowie an alle dem Volkstum dienenden Vereine die Bitte um tatkräftige Unterstützung. Vor allem ersucht die O.-Gr. Würzburg der „Deutschen Akademie“ um weiteste Bekanntgabe und Verbreitung dieser Zeilen und der nachstehenden Richtsätze:

1. Für das Wettbewerb kommen nur **bodenständige** Lieder aus Unterfranken und aus den benachbarten Gebieten in Frage.

Abb. 1: Vorankündigung im Schweinfurter Volksblatt vom 28. Dezember 1931.

gesungen wurden, und nach Würzburg geschickt. Sie waren angenommen und von der Hambacher Gruppe vorgetragen worden. Es spricht für die gute Wahl der Lieder, daß Joseph Scheuring zwei davon in seine Liedersammlung⁵ aufnahm, nämlich den Zyklus der Ansingelieder und das Neujahrslied. Wie Paul Warmuth und seine Gruppe den Wettbewerb

erlebten, gibt der folgende Abschnitt aus der Paul-Warmuth-Biographie⁶ wieder.

Der Wettbewerb im Volksliedersingen⁷

Am 28. Dezember 1931 erschien im Schweinfurter Volksblatt der Aufruf zu einem



Abb. 2: Die Hambacher Sänger (von links nach rechts): Eduard Warmuth, Berta Ott, Lisa Weber, Paul Warmuth.

Unterfränkischen Volksliedersingen. Mutter Berta machte ihre Söhne darauf aufmerksam.

Lassen wir Paul Warmuth zu Wort kommen:⁸ „Im Jahre 1932 rief die Deutsche Akademie, Ortsgruppe Würzburg, zu einem Unterfränkischen Volkslieder-Wettzingen auf. Es ging darum, das bodenständige Lied zu erhalten bzw. in Vergessenheit geratene Lieder auszugraben. Zu diesem Zweck zeichnete ich folgende Lieder in Wort und Ton auf:

1. Das Neujahrlied,
2. Das Brautlied mit den verschiedenen Melodien,
3. Ein Liebeslied: ‚Weißt du es noch, es war die Zeit der Rosen‘.

Alle Lieder wurden angenommen. Es mußte sich nun eine Gruppe finden, die diese Lieder vortrug. Mein Bruder Edel und ich nahmen Fr. Lisa Weber aus Grettstadt, die über eine ausgezeichnete Altstimme verfügte, dazu, und los ging's mit den Proben. Als Hambacher Mädchen gesellte sich Berta Ott dazu. Die

Männertrachten besorgten wir uns in Pfersdorf bei Herrn Zänglein. Mädchentrachten waren in Hambach noch genügend vorhanden.

Der Veranstaltung war ein voller Erfolg beschieden, und auch wir konnten sehr zufrieden sein. In allen Tageszeitungen wurden unter anderem auch unsere Leistungen gewürdigt. Außer zum Preissingen, welches nach dem Ausscheidungssingen stattfand, gelangten wir mit unseren Liedern auch zum Rundfunksingen und erhielten zwei silberne Medaillen.“

Volkslieder-Wettzingen hatten seit 1930 in Oberbayern stattgefunden.⁹ Kiem Pauli hatte sie initiiert. Freilich gab es dort eine lange Tradition des Volksliedsingens. Anders in Unterfranken, wo die Kommission bei der Auswahl der Lieder wenig Passendes fand.¹⁰ Es wurden Küchen- und Soldatenlieder und eine Menge Liebeslieder im Stil des 19. Jahrhunderts angeboten, aber nur ein einziges in fränkischer Mundart. Auch die Lieder der Hambacher waren in Hochdeutsch, allerdings gut

gewählt. Die ersten beiden waren Lieder, die in dieser Form nur in Hambach gesungen wurden.¹¹ Das Liebeslied allerdings gehörte in die oben erwähnte Kategorie „Küchen- und Liebeslieder“, die früher so populär war. Es hält sich an die traditionelle Dreiteilung Liebesglück – Abschied – Liebesklage.

*Weißt du es noch, es war die Zeit der Rosen,
da wir im Gärtchen saßen ganz allein;
und unter Küssen, wonnig süßem Kosen
schwand schnell die Zeit bei hellem Mondenschein.*

Der Anfang der Melodie, auch wenn sie langsam gesungen wird und im $\frac{3}{4}$ -Takt steht, erinnert peinlich an das Horst-Wessel-Lied „*Die Fahne hoch*“.¹²

Das Ausscheidungssingen fand am 7. Mai, einem Samstag, statt. 26 Gruppen- und Einzelsänger wurden von der Jury zum Wettsingen am Sonntagnachmittag zugelassen. 18 davon erhielten einen Ersten Preis und die silberne Medaille der Deutschen Akademie, darunter die Hambacher Gruppe. Die Medaille trug Paul Warmuth später bei allen Veranstaltungen der Hambacher Volkssänger stolz an seiner Tracht.

Am Abend fand die Schlußveranstaltung statt, die vom Bayerischen Rundfunk und drei weiteren deutschen Rundfunkanstalten live gesendet wurde. Die Hambacher durften das Brautlied und das Neujahrslied singen. Im Heimatdorf saßen viele Menschen aufgeregt vor den Radiogeräten in den beiden Gastwirtschaften oder zu Hause und lauschten gebannt den bekannten Stimmen. Es war ja das erste Mal, daß Hambacher im Rundfunk zu hören waren. Übrigens konnten die Zuhörer abstimmen, welches Lied ihnen am besten gefallen hatte. Die meisten Stimmen fielen auf das Lied „*Des Nachts um die zwölfte Stund*“, das die Handthaler Gruppe sang.

Dieses Volksliedersingen blieb in Unterfranken das einzige bis zur Nachkriegszeit. Das letzte Preissingen mit der Deutschen Akademie als Veranstalter fand 1936 in Burghausen statt.¹³ Das „*Dritte Reich*“ verlangte andere Lieder.

Anmerkungen:

- 1 Als Quellen wurden benutzt: URL: <http://www.proka.de/start.htm?/e/org/ku/kiem/kiem.htm>, Webseite v. 24.10.2012 und Focht, Josef: Preissingen 1930–1936, in: Historisches Lexikon Bayerns. URL: <http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel44789>, Webseite v. 24.10.2012.
- 2 Vgl. URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Akademie, Webseite v. 22.10.2012.
- 3 Focht: Preissingen (wie Anm. 1).
- 4 Huber, Edwin: Das Unterfränkische Volksliederwettzingen, in: Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums. Jg. 1932, Heft 3, S. 379–384.
- 5 Scheuring, Karl Joseph: Vo-Lie-Sa 2. Folge. Aschaffenburg 1932.
- 6 Warmuth, Ekbert: Paul Warmuth. Volkssänger – Mundartpoet – Franke. Bad Kissingen 2011.
- 7 Warmuth, Ekbert, S. 48–53.
- 8 Manuskript von Paul Warmuth. Paul-Warmuth-Archiv Gemeinde Dittelbrunn.
- 9 Focht: Preissingen (wie Anm. 1).
- 10 Berichte über die Veranstaltung im Würzburger Lokalteil des „Fränkischen Volksfreunds“ und im „Schweinfurter Tagblatt“, jeweils v. 25.05.1932 sowie Huber: Volksliederwettzingen (wie Anm. 4).
- 11 Die Ansinglieder sind ein Zyklus von fünf Liedern. Drei davon stammen aus der Rhön, Anfangs- und Schlußlied sind von der „Glöckners Marie“, einer Großtante von Paul Warmuth. Sie wurden seit 1890 von den ledigen Hambacher Mädchen dem Brautpaar am Abend des Hochzeitstages gesungen. Das Neujahrslied wurde ebenfalls von Marie Glöckner verfaßt. Es wurde 1892 zum ersten Mal von den Dorfburschen an der Wende vom alten zum Neuen Jahr gesungen.
- 12 Die Melodie stammt aus dem 19. Jahrhundert, wurde zu Bänkelliedern gesungen, z.B. auch zum Jennerwein-Lied, und 1929 von Horst Wessel übernommen. URL: <http://www.wikipedia.org/wiki/Horst-Wessel-Lied>, Webseite v. 08.09.2010.
- 13 Focht: Preissingen (wie Anm. 1).

Mainfränkische Majolika

von

Leonhard Tomczyk

Bad Kissingen wird allgemein vor allem mit drei Begriffen in Verbindung gebracht: Kurbad, Bismarck und die Rhön. Kaum jemand weiß jedoch, daß es in Bad Kissingen und im benachbarten Garitz (1971 eingemeindet nach Bad Kissingen) auch eine Keramikfabrik gab.

Sie wurde am 1. Juli 1948 von dem aus Berlin stammenden Egon de Wriedt (1911–1977) gegründet. Er kam zusammen mit seiner Ehefrau Rita (1921–?) und dem gemeinsamen Sohn Norbert 1942 nach Bad Kissingen. Die Beweggründe Egon de Wriedts, ausgerechnet ein derartiges Unternehmen zu eröffnen, bleibt bis heute ein Rätsel, denn er war beruflich bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges Angestellter der Marine und hatte mit Keramikproduktion kaum etwas zu tun. Um 1947 legte er jedoch bei der Vereinten Keramik-Industrie in Selb eine Prüfung als Fabrikant für chemische Erzeugnisse ab, die ihn dazu befähigte, sich in dieser Branche selbstständig zu machen.¹

Sein unter dem Namen „Mainfränkische Majolika“ angemeldetes Unternehmen bestand aus einem Werk in Garitz in der Hinternen Straße und einem Werk in Bad Kissingen in der Jahnstraße. Zur technischen Ausrüstung der beiden Betriebe gehörten fünf elektrische und mit Kohle beheizte Brennöfen, zwei Muffelöfen und ein Laboratorium. Die Zahl der Arbeiter und Angestellten betrug über 50, die meisten von ihnen waren wahrscheinlich Flüchtlinge aus dem Osten. Betriebsführer war Erwin Haacks.

Zum Unternehmen gehörte auch eine Verkaufsniederlage Am Kurpark in Bad Kissingen, in der neben den eigenen Erzeugnissen auch Glas und Porzellan angeboten wurde. Laut Adreßbuch der Keram-Industrie von 1949 war die Produktpalette der „Mainfränkischen Majolika“ sehr breit gefächert und modern ausgerichtet: Feinkeramisches Gebrauchsgeschirr und Zierkeramik, wie Kaffee- und Teeservice, Schüsseln, Krüge, Vasen, Li-

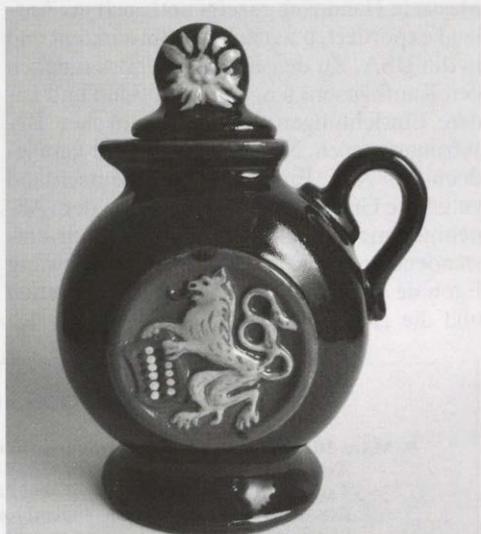


Abb.: Karaffe der Firma „Mainfränkische Majolika“, 1948/49, Privatbesitz Lohr a. Main.

Photo: Leonhard Tomczyk.

kör-, Bowle- und Rauchservice, Aschenbecher, Kerzenhalter, Nachtgeschirre, Bonbonnieren, Buchstützen, Briefbeschwerer, Wappen, Masken, Lampenvasen, Kacheltische, Kacheltabletts, Plastiken nach Entwürfen erster in- und ausländischer Künstler. Zu den Spezialitäten gehörten Lampenvasen und Reliefarbeiten sowie nach eigener Forschung entwickelte Kunstglasuren, insbesondere Kobaltblau und Silberglasur.² Sie zeichnen sich durch eine überdurchschnittlich hohe ästhetische Qualität aus.

Leider sind Produkte der „Mainfränkischen Majolika“ nicht nur in den Museen, sondern auch im Kunst- und Antiquitätenhandel äußerst selten zu sehen bzw. zu bekommen. Man kann sie leicht an dem im Boden eingeprägten Firmenzeichen in Form von zwei miteinander verbundenen unterschiedlich großen M-Buchstaben unter einer zweifüßigen Henkelschale erkennen, teilweise aber auch an der charakteristischen Farbverbindung von

Kobaltblau und Braun. Die meisten Erzeugnisse aus Bad Kissingen und Garitz konnten nach einem bebilderten Katalog, direkt in den beiden Werken oder auf Fachmessen bestellt werden. Sie wurden auf der internationalen Messe in Hannover gezeigt und auch ins Ausland exportiert, u.a. nach Großbritannien und in die USA. Zu den Kunden gehörten neben den Kaufhäusern u.a. auch Kantinen und andere Einrichtungen der amerikanischen Besatzungstruppen. Nach gut einem Jahr kam jedoch das Aus. Eine nach Norddeutschland gelieferte Großbestellung wurde von dem Abnehmer nicht beglichen. Der dadurch entstandene enorme finanzielle Schaden zwang Egon de Wriedt, die Produktion einzustellen und die „Mainfränkische Majolika“ am 12.

September 1949 abzumelden.³ 1955 verließ die Familie de Wriedt Bad Kissingen und siedelte sich in Markt Schwaben in Oberbayern an.

Anmerkungen:

- 1 Stadtarchiv Bad Kissingen, Akte Egon de Wriedt.
- 2 Adreßbuch der Keram-Industrie 1949. Coburg 1949, S. 49.
- 3 Stadtarchiv Bad Kissingen, Akte Egon de Wriedt. Besonderer Dank für wertvolle Informationen gilt dem Sohn Egon de Wriedts, Herrn Norbert de Wriedt, und Frau Evelyn Bartetzko vom Stadtarchiv und Kulturreferat der Stadt Bad Kissingen.

Termine des Gesamtbundes im Jahr 2013

9. März 2013: 66. Bundesbeiratstagung (neue Ordnung!) in Schweinfurt

Achtung: neue Regelung ab 2013! Die Bundesbeiratstagung wird als nicht-öffentliche Tagung abgehalten; Teilnehmer sind die Mitglieder der Bundesleitung und die Vorsitzenden der Gruppen resp. angeschlossenen Vereine bzw. bei Verhinderung deren Stellvertreter.

Tagungsort: Kolpinghaus in Schweinfurt, Moritz-Fischer-Straße 3, 97421 Schweinfurt
 Beginn: 10.00 h
 Programm: vormittags Impulsreferate und Diskussionen zum Thema: Heimat; Leitung: Herr Prof. Melville
 Pause: 12.00 h – 13.30 h: Mittagessen im Hause möglich
 Ende: nachmittags: Kurzreferate zum Vereinswesen, Aussprache gegen 15.30 h

1. Juni 2013: 3. Unterfränkische Regionaltagung in Schweinfurt

Treffpunkt: Kunsthalle Schweinfurt, Rüfferstraße 4
 Besichtigung (mit Führung) der bayerischen Landesausstellung „Main und Meer“
 Beginn: 10.00 h
 anschließend: Stadtführung mit Möglichkeit zur gemeinsamen Einkehr (nach vorheriger Anmeldung)
 nachmittags: 14.00 h Abfahrt mit dem MS Mainfranken (Hafen-)Rundfahrt mit Erläuterungen zur Entwicklung Schweinfurts und seines Hafens von der langjährigen OB Gudrun Grieser gegen 16.30 Uhr in Schweinfurt
 Rückkehr: gegen 16.30 Uhr in Schweinfurt
 Kosten: Tagungsgebühr für geführte Besichtigung der Landesausstellung, Stadtführung, Rundfahrt mit dem Schiff und Vortrag lag bei Redaktionsschluß noch nicht fest.
 Nähere Informationen im FRANKENLAND-Heft 1 – 2013.

20. Juli 2013: 3. Fränkischer Thementag in Goldkronach (Ofr.)

Thema: Bergbau in Franken
 Tagungsort: Goldkronach (Ofr.)
 Beginn: 10.00 h
 Programm: ganztägige Veranstaltung mit breitem Angebot: Vorträge zum Thema und anschließender Diskussion, Besichtigungen (Goldbergmuseum, Besucherbergwerk), Führungen

12. Oktober 2013: 84. Bundestag (neue Ordnung!) in Bayreuth mit Kulturpreisverleihung

Ausstellung „Aus der jüdischen Geschichte von Oberlauringen“ in Stadtlauringen

von

Israel Schwierz

In Oberlauringen, heute ein Ortsteil von Stadtlauringen im unterfränkischen Landkreis Schweinfurt, existierte ab dem Ende des 18. Jahrhunderts bis 1942 eine Jüdische Kultusgemeinde, deren Mitglieder sich unter dem Schutz des Reichsritters Karl August von Truchseß zu Wetzhausen befanden. Sie besaßen zunächst eine Betstube, später eine 1799 in der damaligen Oberen Judengasse errichtete Synagoge, die 1860 durch einen Neubau an gleicher Stelle ersetzt wurde. Daneben gehörten der Gemeinde eine Lehrerwohnung neben der Synagoge und ab 1872 ein jüdisches Schulhaus mit Mikwe im Keller. Ihre Toten begruben die Juden von Oberlauringen bis 1832 im nahe gelegenen Kleinbardorf, im gleichen Jahr wurde ca. 0,5 km vom Ort entfernt ein eigener Gemeindefriedhof angelegt. Zur jüdischen Gemeinde gehörten auch die wenigen in Stadtlauringen wohnenden Juden.

1938 wurden die Inneneinrichtung der Synagoge zerstört, die Ritualien geschändet und die Juden des Ortes (unter ihnen auch Lehrer Samuel s.A.) aus den Wohnungen geworfen. 1942 wurden dann die letzten noch am Ort verbliebenen Gemeindeangehörigen in die Vernichtungslager des Ostens deportiert und dort ermordet.

An die jüdische Gemeinde des Ortes erinnern heute noch die als Bauwerke erhaltenen ehemaligen Kultusgebäude – die Synagoge in der Friedrich-Rückert-Straße 13-19 (frühere Obere Judengasse), die jüdische Schule in der Friedrich-Rückert-Straße 30 sowie der jüdische Friedhof. Die ehemalige Synagoge und die anderen Gemeindegebäude befinden sich gegenwärtig in Privat- und auch in Gemeindebesitz. Eine an der Außenwand des ehemaligen Synagogengebäudes angebrachte Gedenktafel erinnert heute mit dem folgenden Wortlaut an die frühere Funktion des Bauwerkes: „An diesem Platz stand die Synagoge der jüdischen Gemeinde Oberlauringen“.

An die frühere jüdische Bevölkerung im Ort erinnert auch heute noch das Vorhandensein der „Unteren Judengasse“ und der „Oberen Judengasse“, die später in Friedrich-Rückert-Straße umbenannt wurde, da der gleichnamige Dichter als Sohn des Dorfamtmannes hier seine Jugend verbrachte. Rückert, Dichter, Übersetzer und Begründer der Orientalistik, war den Juden nicht sehr freundlich gesonnenen, beschrieb er in seinem Zyklus „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes“ die jüdische Bevölkerung des Dorfes nicht gerade positiv. In diesen Gassen hatte Ende des 18. Jahrhunderts der obengenannte Baron von Truchseß ‚seine‘ Schutzjuden angesiedelt und ihnen Häuser bauen lassen. An einigen wenigen sind sogar noch Spuren der Mesusa erkennbar.

Ein weiteres Zeugnis jüdischer Vergangenheit kann man unweit der evangelischen Kirche des Ortes finden – das kommunale Kriegerdenkmal für die Gefallenen beider Weltkriege. Auf beiden Seiten der Stele mit der Inschrift „Zum Gedächtnis unserer Helden – Ehre ihrem Andenken“ unter einem Stahlhelm, einem Eisernen Kreuz und einer Skulptur kann man die Namen der Gefallenen und Vermissten aus dem Kriege 1914–1918 erkennen, unter ihnen auch die der sieben jüdischen Kriegstoten, die ihr Leben für ‚ihr deutsches Vaterland‘ und ‚ihrer bayerische Heimat‘ geopfert hatten.

Der jüdische Friedhof ist ziemlich klein; es sind hier viele alte und relativ wenige neue Grabsteine zu finden. Die letzte Bestattung fand 1938 statt. Ein Grabstein jedoch verdient besondere Aufmerksamkeit: nämlich derjenige von Frau Johanna Sterzelbach, geb. Amberg s.A., 1858–1931, in hebräischer und deutscher Beschriftung. Auf dem Sockel des Grabsteins ist folgende erschütternde Inschrift zu lesen „Im Weltkrieg 1914–18 gefallenen Söhne – Brüder Heinrich 1914, Alfred 1915, Albert 1916“. Diese Inschrift ist der schla-



Abb.: Der Grabstein für Johanna Sterzelbach und ihre drei im Ersten Weltkrieg gefallenen Söhne auf dem jüdischen Friedhof in Oberlauringen.

Photo: Israel Schwierz.

gende, aber wenig bekannte Beweis für die Tatsache, daß Sätze wie „Es kann doch kein Jude für Deutschland gefallen sein!“ grundlegend falsch sind. Mit solchen Äußerungen sah sich der Verfasser während seiner Recherchen zu den Dokumentationen „Für das Vaterland starben... – Denkmäler und Gedenktafeln für jüdische Soldaten in Bayern“ (und in Thüringen) mehrfach konfrontiert. Wenn es dann mit Hilfe des Gedenkbuches „Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914-1918“ (herausgegeben vom Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten) möglich war, diese Fehleinschätzung bei den sich so Äußernden durch den Nachweis, daß der Gefallene, dessen Name auf dem Kriegerdenkmal stand, tatsächlich ein

Jude war, zu korrigieren, waren diese sehr erstaunt oder schüttelten den Kopf und gingen wortlos weg.

Dieses irrite Denken mancher Zeitgenossen hat seinen Ursprung wohl in der noch immer nachwirkenden verwerflichen Propaganda des „Dritten Reiches“ gegen die Juden wie auch gegen die jüdischen Frontsoldaten und Gefallenen des Ersten Weltkrieges, die von Propagandaminister Dr. Joseph Goebbels intensiv betrieben wurde. Er ging in seinem Haß sogar so weit, einen Geldpreis auszusetzen, sollte ihm jemand eine jüdische Familie nennen, die drei oder mehr Angehörige als Gefallene des Ersten Weltkrieges zu beklagen hätte. Als ihm dann eine Liste mit mehreren Familien vorgelegt wurde, wollte er von seinem Angebot natürlich nichts mehr wissen. Das Gift aber, das er damals verspritzt hatte, wirkt im Denken manchmal hierzulande aber leider noch bis heute nach. Ein Blick auf den

oben genannten Grabstein allerdings genügt, daß jeder, der es sehen will, erkennen kann, welch' patriotische Menschen die „deutschen Juden“ waren.

Der jüdischen Kriegsgefallenen des Ersten Weltkrieges wird am „Volkstrauertag“ in der Bundesrepublik schon immer gedacht; seit der Gründung des „Bundes jüdischer Soldaten“ unter Vorsitz von Hauptmann Michael Berger und Oberstleutnant i.G. Dr. Gideon Römer-Hillebrecht wurde dieses Gedenken noch intensiviert. Die Bewahrung des würdigen Andenkens an die jüdischen Soldaten in den deutschen Streitkräften und der Kampf gegen jede Art von Antisemitismus ist sicher das größte Verdienst des BjS, dem dafür aufrichtig zu danken ist.

Ebenso ist der ehemaligen Leiterin des Bibliotheks- und Informationszentrums Haßfurt, Frau Cordula Kappner herzlich dafür zu danken, daß das Andenken an das Vorhandensein der Juden in Oberlauringen nicht ganz verschwindet. Denn sie hat jüngst auf Drängen und unter großer Mithilfe von Frau Friedel Korten und Herrn Ferdinand Freudinger die Ausstellung „Aus der jüdischen Geschichte von Oberlauringen“ ins Leben gerufen. Diese wurde am 4. November 2012 im Rathaus von Stadtlauringen der Öffentlichkeit übergeben. An der Veranstaltung nahmen zahlreiche Gäste teil; am weitesten angereist waren wohl die sieben Mitglieder der Familie Gottlieb aus Israel, Nachkommen von Regina und Simon Hirschberger, die beide 1942 in Izbica ermordet worden waren.

In ihrer Ansprache ging Cordula Kappner ganz besonders auf das traurige Schicksal von Frau Dr.med. Lilly Jahn, geb. Schloss, die Mutter früheren Bundesjustizministers Dr. Gerhard Jahn (SPD) ein, die aus Oberlauringen stammte und als Jüdin 1944 im KZ Auschwitz ermordet worden war. Als Frau Kappner den letzten Brief von Lilly Jahn an ihre fünf bei ihrem nichtjüdischen Vater verbliebenen Kinder vorlas, war nicht nur sie sichtlich erschüttert, sondern gleichzeitig fast alle Teilnehmer der Ausstellungseröffnung. Das grausame Schicksal der jüdischen Ärztin

wurde übrigens später von ihrem Enkel, dem Spiegel-Redakteur Martin Doerry in der Biographie „Mein verwundetes Herz“ sehr einfühlsam dargestellt.

Erwähnt wurde von Cordula Kappner auch das heldenhafte Verhalten von Frau Anastasia und Herrn Dr. Severin Gerschütz, die beide zur Zeit der NS-Diktatur unter Einsatz ihres Lebens zwei jüdische Frauen – Irene Schmalenbach mit Tochter Eva – in ihrem Anwesen versteckt hatten. Dafür wurden sie 1987 von Yad Vashem mit dem Ehrentitel „Gerechte der Völker“ geehrt.

Auf 44 Tafeln stellt Cordula Kappner mit ihren Helfern die Schicksale von 22 jüdischen Familien der einstigen jüdischen Gemeinde Oberlauringen, aber auch andere interessante Tatsachen sehr anschaulich in Wort und Bild dar. So hat sie es in der Tat geschafft, der ausgelöschten jüdischen Gemeinde und ihren Mitgliedern ein bleibendes Denkmal zu schaffen. Frau Kappners größter Wunsch ist es, daß möglichst viele Interessierte und darunter viele junge Menschen die Ausstellung besuchen und aus ihr etwas für ihr Leben lernen mögen. Für ihr Bemühen gebührt ihr daher der Dank und die Anerkennung aller, denen der ehrliche und verantwortungsbewußte Umgang mit der Geschichte der Region ein Herzensanliegen ist.

Tagung zum Jubiläumsjahr des „wilden Markgrafen“ Carl Wilhelm Friedrich

von

Alexander Biernoth

Der „Verein der Freunde Triesdorf und Umgebung“ hat sich im Rahmen einer Tagung mit dem „wilden Markgrafen“ Carl Wilhelm Friedrich von Ansbach und seinem Wirken in seiner Sommer- und Jagdresidenz Triesdorf beschäftigt: Genauer beleuchtet wurde das Wirken des Ansbacher Markgrafen, der vor 300 Jahren geboren wurde, als Bauherr, als Falkenjäger und als Förderer der Landwirtschaft. Nach vier Vorträgen im „Weißen Schloß“ zeigten die beiden Falkner Tobias Kranz und Achim Schmidt auf der Wiese vor dem „Weißen Schloß“ eine Falkenvorfüh-

rung, und zum Abschluß gab es in der Weidenbacher Kirche ein Konzert mit Kirchenmusikdirektor Alexander Serr, der Werke von Georg Friedrich Händel sowie dem Ansbacher Hofkapellmeister Giuseppe Torelli spielte.

Markgraf Carl Wilhelm Friedrich wurde am 12. Mai 1712 im Ansbacher Schloß geboren und übernahm im Herbst 1729 die Regierung des Fürstentums Ansbach von seiner Mutter Christiane Charlotte. Als absolutistischer Fürst regierte er bis zu seinem Tod am



Abb.: Falkner des Bayerischen Jagdfalkenhofs Schloß Schillingsfürst erläuterten den Besuchern der Tagung zum „wilden Markgrafen“ die Kunst des Abrichtens von Greifvögeln. Photo: Verfasser.

3. August 1757 in Gunzenhausen. Der Lehrstuhlinhaber für bayerische und fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen, Professor Dr. Wolfgang Wüst, berichtete über die Ansbacher Markgrafen als Jagdherren in Triesdorf. Vor allem Carl Wilhelm Friedrich hatte die Falkenjagd in Triesdorf als Alleinstellungsmerkmal gegenüber benachbarten Fürsten ausgebaut. Mit der Jagd sollte seine fürstliche Macht repräsentiert und damit sowohl den Untertanen als auch den benachbarten Fürsten seine Herrschaft vor Augen geführt werden.

Christian Eichinger berichtete in einem Vortrag über die markgräflichen Bauten in Triesdorf als Spiegel markgräflicher Bautätigkeit in Ansbach und im ganzen Fürstentum. Eichinger stellte die französischen Vorbilder der Bauten vor und verglich die Formensprache der Vorbilder in Frankreich mit den realisierten Bauten in Triesdorf. Dabei erläuterte er auch die architekturtheoretischen Besonderheiten beispielsweise der Gartenanlage in Triesdorf.

Dr. Sigrid Schwenk von der Universität Wien arbeitete in ihrem Vortrag die Bedeutung des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich für die europäische Jagdkultur heraus. Dabei nahm sie besonders auf die von dem Markgrafen in Auftrag gegebene Übersetzung des Werkes „Die Kunst zu Beizen“ von Kaiser Friedrich II. aus dem 13. Jahrhundert Bezug. Johann Erhard Pacius hatte das Werk für den Markgrafen aus dem Lateinischen übersetzt. 1756 wurde es veröffentlicht. Mit dieser deutschen Übersetzung habe der Ansbacher Markgraf, so Schwenk, einen nicht unwesentlichen Beitrag zum immateriellen Weltkulturerbe der Falkenjagd geleistet.

Dr. Horst von Zerboni berichtete schließlich über die Landwirtschaft im 18. Jahrhundert im Fürstentum Ansbach und von der nicht zutreffenden Illusion des idyllischen Landlebens. Die Bauern lebten in großer Armut und waren, so Zerboni, permanent unterernährt. Die meisten Höfe hatten weniger als einen Hektar zum Bewirtschaften. Da noch die Drei-Felder-Wirtschaft üblich war, lag immer

ein Drittel des Landes brach. Von den rund 200.000 Einwohnern im Fürstentum Ansbach waren nur rund 8.000 Arbeiter und 8.000 Handwerker, der überwiegende Teil der Bevölkerung lebte und arbeitete in der Landwirtschaft. Nur rund fünf Prozent der Höfe waren frei, 20 Prozent gehörten dem Landesherren, rund 25 Prozent dem Adel und rund die Hälfte der Höfe war im Eigentum der Kirche. Somit waren 95 Prozent der Bauern abgabenpflichtig und mußten den Zehnten der Ernte abgeben. Wenn man von Erträgen von sieben bis neun Doppelzentner Getreide pro Hektar ausgeht, so rechnete Zerboni vor, könne man sich die Mangelnäherung der Menschen erklären. Auch die Tiere waren im 18. Jahrhundert deutlich schmächtiger als heute. Wenn heute eine Milchkuh zwischen 600 und 900 Kilogramm wiegt, so brachte eine Kuh vor mehr als 200 Jahren nur zwischen 150 und 220 Kilogramm auf die Waage. Ebenso wogen Mutterschweine beispielsweise im 18. Jahrhundert nur zwischen 70 und 150 Kilogramm, heute wiegen sie zwischen 120 und 250 Kilogramm. Bei starker körperlicher Arbeit benötigt ein Mensch rund 7.000 Kalorien am Tag. Bei günstigen Wittrungsverhältnissen konnte ein normaler Bauer mit seiner Hände Arbeit aber nur im Durch-

schnitt 3.000 Kalorien pro Tag erwirtschaften. Damit werde deutlich, daß die Bewohner des Fürstentums, die auch noch Hand- und Spanndienste für den Markgrafen leisten mußten, ein ärmliches Dasein gefristet haben.

Als Beispiel für die unerträglich vielen Spanndienste führte Dr. von Zerboni den Bau eines Kanals in Unterschwaningen an. Dort mußten die Bauern der Umgebung rund 100.000 Fuhren innerhalb von drei Jahren leisten, um den Aushub von dem Kanal abzutransportieren. Neben diesen Diensten kamen noch weitere Abgaben hinzu, wie beispielsweise die Gült, eine betriebsabhängige Pacht, der Handlohn, der bei einem Besitzerwechsel oder Verkauf gezahlt werden mußte, und die sogenannte „Nachsteuer“, die bei Wegzug oder Heirat mit zehn Prozent des Vermögenswertes zu Buche schlug. Dr. von Zerboni wies auch darauf hin, daß Markgraf Carl Wilhelm Friedrich in Triesdorf Landwirtschaft in großem Ausmaß betreiben ließ. Außerdem befahl er, im gesamten Fürstentum Stutereien und Fohlenhöfe anzulegen und förderte die Pferdezucht in Triesdorf. Als weiteres Beispiel für die Förderung der Landwirtschaft führte er an, daß der Markgraf 1740 21 Kühe und Bullen der schwarzbrunnen holländischen Rasse nach Triesdorf bringen ließ.

Humboldt-Tag in Goldkronach

von

Hartmut Koschyk

Als praktischen Visionär mit sozialem Bewußtsein hat Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich den Universalgelehrten Alexander von Humboldt bezeichnet. Viele seiner Lösungen auf Herausforderungen der Zeit seien damals wie heute aktuell, sagte Friedrich bei der Festveranstaltung zum Abschluß des Jubiläumsjahres „220 Jahre Alexander von Humboldt in Franken“ in Goldkronach. „Alexander von Humboldt ist heute moderner denn je“, so Friedrich. Als Beispiele nannte der Minister unter anderem Humboldts großes persönliches Engagement für die Allgemeinheit, seinen Einsatz für Bildung und Ausbildung, das Erschließen öffentlichen und pri-

vaten Kapitals für dringend notwendige Investitionen sowie die konkrete Umsetzung von Innovationen in Forschung und Entwicklung. Zudem habe Alexander von Humboldt früh die immense Bedeutung von Information und Kommunikation als Schlüssel zum Erfolg in vielen Bereichen erkannt. Tatsächlich soll Humboldt zeit seines Lebens rund 30.000 Briefe verfaßt haben.

Die entscheidendsten Jahre für die Entwicklung zu einem der bedeutendsten Naturforscher und Universalgelehrten seien dabei die Jahre im Fichtelgebirge und im Frankenwald gewesen. Alexander von Humboldt habe sich den Menschen verpflichtet gefühlt, was

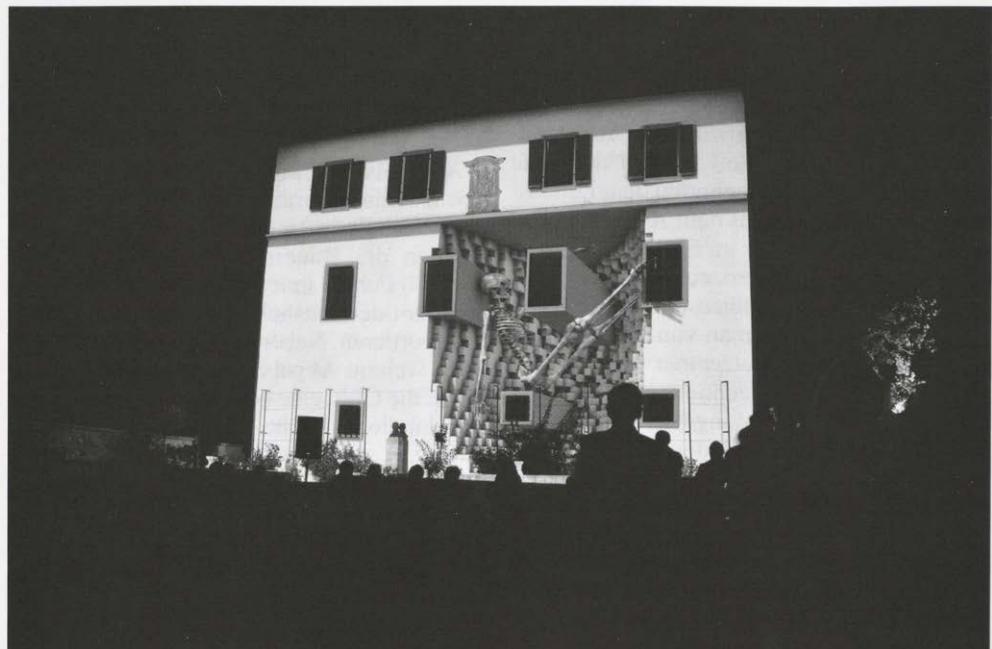


Abb.: Christoph Drews Lichtinstallation „Humboldts Traumbilder“ an der Fassade des Goldkronacher Schlosses.

beispielsweise an der Gründung der Bergschule in Bad Steben und an der Gründung mehrerer Fabriken unter anderem in Tettau und in Lauenstein deutlich werde. Schließlich sei ihm auch sein eigentlicher Auftrag, nämlich die Belebung des damals wirtschaftlich eher wenig profitablen Bergbaus, gelungen, wenn auch nur für einige Jahrzehnte.

Goldkronach sei mittlerweile zur echten Alexander-von-Humboldt-Stadt geworden, sagte Bürgermeister Günter Exner. Nicht nur, daß jeder Besucher in Goldkronach Jahrhunderte alte Bergbaugeschichte hautnah erleben kann, auch durch die Arbeit des Alexander von Humboldt-Kulturforums habe sich das kulturelle Leben der Stadt ganz wesentlich hin zum Positiven verändert. Ziel des Kulturforums sei es, ein Humboldt-Bewußtsein in der Region zu schaffen und an den großen Universalgelehrten zu erinnern, der von 1792 bis 1796 die glücklichsten Jahre seines Lebens in Goldkronach, Naila, Bad Steben und Arzberg verbracht hatte. Besonders in Goldkro-

nach zeigten die Bemühungen bereits Früchte, da sich die Stadt zunehmend als Humboldt-Stadt verstehe und mittlerweile auf ganz vielfältige Art und Weise an das Wirken Humboldts erinnere. Unterstützung fänden die Humboldt-Bemühungen mittlerweile in weiten Kreisen von Wirtschaft und Wissenschaft. Genau dies sei im Sinne Humboldts, der auch als Begründer eines neuen Wissenschaftsverständnisses des interdisziplinären Forschens und Handelns gilt.

Zum Abschluß des Humboldt-Tages führte der vielversprechende Lichtkünstler Christoph Drews nach Einbruch der Dunkelheit an der Fassade des Goldkronacher Schlosses die Lichtinstallation „Humboldts Traumbilder“ vor. Der Student der Hochschule Coburg zeigte dabei in eindrucksvollen überdimensionalen Bildern Humboldts frei interpretierte Visionen in einer tatsächlich erlittenen Ohnmachtsphase, die der Forscher in einem Brief geschildert hatte.

Das Kooperationsprojekt „Landjudentum in Unterfranken“

von

Rebekka Denz

Wer heute durch Franken fährt, stößt in vielen Kleinstädten und Dörfern auf jüdische Friedhöfe, ehemalige Synagogen und Gedenkorte. Die baulichen Spuren zeugen vom einstigen jüdischen Leben in der Region. Die jüdische Bevölkerung in Deutschland hat vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert mehrheitlich auf dem Lande gelebt. Ein wichtiges Zentrum dieser Ausprägung jüdischen Lebens war Unterfranken, wo zwischen dem Mittelalter und der Zeit des Nationalsozialismus allein mehr als 200 jüdische Gemeinden bestanden. Nach 1945 gründeten sich erneut wenige Gemeinden für kurze Zeit. Heute ist die einzige Gemeinde in Unterfranken die jüdische Gemeinde Würzburg und Unterfranken mit Sitz in der Stadt Würzburg.

Seit Jahrzehnten engagieren sich viele Einzelpersonen und Institutionen für die Erforschung und Erinnerung an diesen Teil der unterfränkischen Geschichte. Das Kooperationsprojekt Landjudentum in Unterfranken macht es sich zur Aufgabe, dieses Wissen und Engagement zu bündeln und stärker in die Öffentlichkeit zu tragen.

Der Arbeitskreis Landjudentum in Unterfranken

2009 gründete sich der Arbeitskreis Landjudentum in Unterfranken. In ihm arbeiten derzeit rund 50 Personen, in erster Linie engagierte Bürger, Heimatforscher, Kulturreferenten und Heimatpfleger aus dem gesamten Regierungsbezirk, zusammen. Das Mitwirken in ihm steht allen Interessierten offen. Der Arbeitskreis ist in das Kooperationsprojekt Landjudentum in Unterfranken eingebunden. Die Mitglieder arbeiten in dessen Teilprojekten aktiv mit.

Das Kooperationsprojekt Landjudentum in Unterfranken

Im November 2011 nahm das Kooperationsprojekt seine Arbeit auf. Es ist auf drei Jahre angelegt. Die inhaltliche Projektleiterin

ist Frau Dr. Rotraud Ries, Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken mit Sitz in Würzburg. Die administrative Projektleitung liegt bei Herrn Dr. Joachim Först von der Lokalen Aktionsgruppe (LAG) Wein, Wald, Wasser e.V. Frau Rebekka Denz M.A. fungiert als Projektmanagerin. Das Kooperationsprojekt wird von der Europäischen Union im Rahmen von ELER bzw. von LEADER gefördert. Zudem wird es aus öffentlichen Mitteln des Bezirks Unterfranken, den neun unterfränkischen Landkreisen und den kreisfreien Städten Schweinfurt und Würzburg finanziert.

Der Projektträger ist der Landkreis Würzburg. Die beteiligten Partner sind der Bezirk Unterfranken, das Johanna-Stahl-Zentrum, sieben LAGs aus Unterfranken, die neun Landkreise, die kreisfreien Städte Schweinfurt und Würzburg, verschiedene Fördervereine der Region und der Arbeitskreis Landjudentum in Unterfranken.

Das Projekt macht es sich zur Aufgabe, Personen und Institutionen zu vernetzen, die mit jüdischer Geschichte und Kultur in Unterfranken befaßt sind. Das Netzwerk zielt darauf ab, das Wissen um diesen Teil der unterfränkischen Geschichte in der Öffentlichkeit stärker zu verankern. Mit Hilfe vielfältiger Teilprojekte, die hier im folgenden vorgestellt seien, werden die anvisierten Ziele umgesetzt.

Projekt: Exkursionen

Im Rahmen des Kooperationsprojekts werden Tagesexkursionen in Unterfranken durchgeführt. Gemeinsam suchen wir nach sichtbaren Spuren einstigen jüdischen Lebens und lassen uns dabei von Ortskundigen führen. Wir besichtigen jüdische Friedhöfe, ehemalige Synagogen, Mikwaot und Gedenkorte. Für 2013 sind Fahrten in die Landkreise Main-Spessart und Aschaffenburg sowie in die Stadt und den Landkreis Schweinfurt geplant. Die Teilnahme an den kostenlosen Ex-

kursionen steht allen Interessierten offen, eine Anmeldung ist allerdings erforderlich.

Projekt: Dokumentation jüdischer Friedhöfe

Über hundert jüdische Friedhöfe in Franken sind erhalten, wovon sich 46 im Bezirk Unterfranken befinden. Bis heute zeugen diese „Häuser des Lebens“, wie jüdische Friedhöfe in Hebräisch bezeichnet werden, vom einstigen jüdischen Leben in der Region. Anhand der hebräischen und deutschen Grabinschriften lassen sich biographische Informationen über die dort Bestatteten, ihre Familien und die Geschichte jüdischer Gemeinden rekonstruieren. Ihre Botschaft kann nur durch die hochwertige photographische Dokumentation erhalten werden, da die Grabsteine und ihre Inschriften zunehmend verwittern. Einzelne unterfränkische Friedhöfe wurden in den letzten Jahrzehnten bereits dokumentiert. Das Kooperationsprojekt macht es sich zur Aufgabe, die photographische Dokumentation weiterer jüdischer Friedhöfe konzentriert voranzutreiben. Momentan werden drei jüdische Friedhöfe von verschiedenen Teams bearbeitet: in Hüttenheim, in Kleinbardorf und in Reistenhausen. Für weitere Friedhofsdocumentationen sind wir auf der Suche nach Teams und Einzelpersonen, die bei der vielfältigen Arbeit mitwirken wollen.

Projekt: Wanderausstellung

Zum Thema Landjudentum in Unterfranken wird eine Wanderausstellung entwickelt. Sie widmet sich exemplarisch der jüdischen Geschichte und deren kultureller Bedeutung, den jüdischen Gemeinden und ihren Institutionen, der Wirtschaftsgeschichte und einzelnen Biographien. Die Ausstellungseröffnung ist für den Sommer 2013 geplant. Bis zum Ende der Projektlaufzeit im November 2014 soll die Wanderausstellung in allen Landkreisen und kreisfreien Städten in Unterfranken zu sehen sein.

Projekt: Themenwege

Die jüdische Geschichte in Unterfranken wird in Form von Stadtrundgängen und Rad-Wanderwegen visualisiert und „begehbar“

bzw. „erfahrbar“ gemacht. Dieses Wege-Netzwerk versteht sich als touristisches Angebot sowie als sichtbare Erinnerungsarbeit in der Region. Wie bei allen Teilprojekten soll die Einbeziehung der örtlichen Bevölkerung in die Konzeption und Umsetzung die Nachhaltigkeit der Projekte gewährleisten.

Projekt: Jugendarbeit

Die aktive Einbindung von Jugendlichen in die konkrete Projektarbeit ist ein Ziel des Kooperationsprojekts. Durch das Mitwirken an bereits bestehenden Jugendaustauschprogrammen soll das Wissen um die jüdische Geschichte und Kultur in der Region unter Jugendlichen stärker verankert sowie die interkulturelle Begegnung gestärkt werden.

Mitmachen!

Haben wir Sie neugierig gemacht? Wir laden Sie dazu ein, sich in unseren Projekten zu engagieren. Sollten Sie Interesse an weiteren Informationen haben oder sich im Arbeitskreis Landjudentum in Unterfranken einbringen wollen, dann kontaktieren Sie die Projektmanagerin Frau Denz oder besuchen Sie unsere unten genannte Projekthomepage. Die Internetseite liefert die Grundinformationen über Ziele, Träger und Förderer, Beteiligte, Presseartikel und Pressemitteilungen. Auch Informationen über die laufenden Projekte und die Veranstaltungen des Kooperationsprojekts sind hier abzurufen.

Kontakt:

LAG Wein, Wald, Wasser e.V. (Geschäftsstelle)

Kooperationsprojekt Landjudentum in Unterfranken

Rebekka Denz (Projektmanagerin)

Untere Hauptstraße 14

97291 Thüngersheim

Tel.Nr.: 0931 / 9701637

Fax Nr.: 0931/ 9916518

E-Mail: denz@landjudentum-unterfranken.de

Internet: www.landjudentum-unterfranken.de

Werner Eberth: Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach. Ein geschichtliches Lesebuch. Bd. 2. Bad Kissingen (Theresienbrunnen-Verlag) 2010, geb., 17,5 x 22,5 cm, 296 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb.

In ähnlich gediegener Weise wie schon Band 1 seiner Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach legte Werner Eberth nun den zweiten Teil seiner reich bebilderten Abhandlung vor. Um es gleich vorweg zu sagen: Auch diesmal ist das Buch, was Satz und Bilder anbelangt, großzügig ausgestattet worden, und es macht Freude das schön gebundene Werk in die Hand zu nehmen. Ein mit eingebundenes Lesebändchen ist dem Leser, der das Buch nur kapitelweise lesen möchte oder es jedenfalls nicht auf einmal „verschlingt“, sehr hilfreich bei der Anmerkung des Punktes, wo die Lektüre unterbrochen wurde. Sehr positiv ist anzumerken, daß nunmehr auch die Fußnoten unter den einzelnen Seiten stehen und somit für den an den Nachweisen interessierten Leser das überaus lästige Hin- und Herblättern während des Lesens unterbleiben kann. Wenn nun noch ein Register die vielen anregenden Artikel auf der Suche nach einzelnen Orten, Personen oder Sachen erleichterte, könnte man sich fast wunschlos glücklich schätzen. Aber sicher kann es auch so gehen, nur bedeutet es etwas mehr Suchaufwand.

Inhaltlich setzt der Band den eindeutigen Schwerpunkt auf die Geschichte der Heilwässer und der Saline mit all ihren Implikationen. Dazu konnte der Verfasser – wie schon im 1. Band – auf Vorarbeiten zweier verstorbener Autoren (Heinrich Schießer u. Dr. Walter Mahr) zurückgreifen, die ehedem als Fortsetzungen in der Tageszeitung erschienen waren und nun zu einem Text vereint sind. Damit sind diese Arbeiten viel leichter zugänglich und auch aus der Vergessenheit geholt worden.

In einem ersten Beitrag wird die Entwicklung der Salzerzeugung im Hochstift Würzburg über zweihundert Jahre vom 16. bis zum 18. Jahrhundert aufgezeigt. Fürstbischof

Adam Friedrich von Seinsheim und seine Bedeutung für die Saline wird genauso gewürdigt wie die Entstehung der Oberen Saline, genannt „Friedrichshall“. Umfangreich ist hier der Abschnitt über die Salinenkirche und deren Ausstattung. Es wird über die Innenausstattung und deren Schicksal berichtet; es werden die beteiligten Architekten und Künstler vorgestellt, sogar die dort wirkenden Kapläne kommen nicht zu kurz. Besonderes Augenmerk wird auch auf die früheren Bewohner der Saline gelegt, seien es Kaiserin Auguste Viktoria, Dr. Georg Heckenlauer oder Carl Streit, um nur drei zu nennen. Die Saline als Veteranenkurheim wird ebenso thematisiert wie die dortige Landwirtschaft oder die Gaststätte.

Ein weiterer recht langer Abschnitt behandelt die Salineneinrichtungen. Technische und bauliche Details kommen hier zur Sprache. So geht der Text auf die Gradierwerke, das Salzhaus, das Sudhaus und die Salzfaktorei ein. Weitere Facetten der Darstellung betreffen das Salinenbad mit seinen gastronomischen Einrichtungen oder den Luitpold-Sprudel. Ein Abschnitt über den dem herausgebenden Verlag seinen Namen gebenden Theresienbrunnen beschließt das Werk.

Wer sich in Zukunft eingehender mit der Geschichte und den Bauten der Bad Kissinger Salinen beschäftigen will, wird also um diesen Band nicht herumkommen. Er ist eine wahre Fundgrube und präsentiert dem Interessierten alle reichen Details dieser seit langem beendeten merkantilen/ frühindustriellen Nutzung der Kissinger Salzquellen. Daher ist dem Buch die wohlverdiente Verbreitung zu wünschen.

Peter A. Süß

Susanne Kiermayr-Bühn: Leben mit dem Wetter. Klima, Alltag und Katastrophe in Süddeutschland seit 1600. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2009, ISBN 978-3-534-20125-9, geb., 16,5 x 24,5 cm, 159 S. zahlr. s/w Abb., Graphiken und Tab., 39,90 Euro.

Eines der beliebtesten Themen in der zwischenmenschlichen Kommunikation ist seit jeher das Wetter, das uns alle beeinflußt. Diesem Phänomen widmet sich das hier anzuzeigende Buch auf der Basis vornehmlich tauberfränkischer Quellen und Belege, denn bei näherem Hinblick läßt sich (für den Franken erfreulich) das zwar im Titel genannte „Süddeutschland“ dann schwerpunktmäßig auf den Raum zwischen Rothenburg und Wertheim einengen. Damit ist gerade der Blick auf unseren fränkischen Bereich fokussiert und dementsprechend interessant.

In fünf Kapiteln beschäftigt sich die Autorin mit dem komplexen Zusammenspiel von Mensch und Wetter. Wird im ersten Abschnitt dargestellt, wie die meteorologischen Gegebenheiten den Menschen und seine Umwelt beeinflussen, so stehen dann seine Reaktionen und Verhaltensweisen im Umgang mit dem Wetter im Vordergrund der Darstellung. Daß die klimatischen Bedingungen ausschlaggebend für die ökonomische Entwicklung waren und sind, liegt auf der Hand. Dies beweisen die im 3. Teil behandelten landwirtschaftlichen Gegebenheiten und Veränderungen überdeutlich, z.B. der Rückgang des Weinbaus in der besprochenen Region. Auf welche Weise der Mensch seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert versucht hat, mit durch das Wetter bedingten Schäden, wie Hagel, Hochwasser und Sturm, umzugehen, schildert die Autorin im nächsten Kapitel und vergißt dabei auch nicht, auf davon abhängige Ertragsrisiken und den einsetzenden Klimawandel hinzuweisen. Zum Schluß unternimmt sie den Versuch, die heutzutage veränderte Wahrnehmung des Wetters und den Verlust seiner Bedeutung im täglichen Leben herauszuar-

beiten, da viele Berufstätige derzeit kaum mehr so wie früher von seinen Auswirkungen im Alltag abhängig sind. Denn anders als den Bauern stört Dauerregen oder Dürre den Fabrikarbeiter nicht in seiner eigentlichen Tätigkeit; nur die Auswirkungen über Mißernten oder verdorbene Urlaubstage stören ihn vielleicht. Insgesamt sind es vor allem die häufiger gewordenen einzelnen Extremsituationen, die die heutigen Zeitgenossen thematisieren, die zu allgemeiner Kritik an der Entwicklung und zu wahren Katastrophenängsten führen.

Das vorliegende Buch gewährt somit einen aufschlußreichen Blick auf die naturgebundenen Faktoren unserer Existenz und deren Konsequenzen bis auf den heutigen Tag. Andererseits macht es klar, daß – heute wie ehedem – der Mensch den Naturgewalten immer noch kaum etwas entgegenzusetzen hat. Trotz unserer technischen Erfolge und unserer modernen Methoden können wir keine nur positiven Schutzmechanismen entwickeln, denn was auf der einen Seite nützt, kann auf der anderen Seite genauso schaden (z.B. Hochwasserfreilegungen vs. Zerstörung der Auwälder etc.).

Ein grundlegendes Literaturverzeichnis und ein Register ergänzen den leichtverständlich geschriebenen Text, der mit zahlreichen, gut ausgewählten Bildern illustriert ist. Ansprechender Einband und gediegener Satzspiegel machen das Zurhandnehmen des Buches zu einer Freude. Wer also demnächst nicht nur platt, sondern substantiell etwas zum Wetter sagen will, sollte zu diesem Werk greifen.

Peter A. Siß

Bericht vom diesjährigen 2. Fränkischen Thementag am 29. September 2012 in der ehemaligen Zisterzienserabtei Heilsbronn

von

Verena Friedrich

Ein strahlender Herbsttag lockte weit über hundert Mitglieder des Frankenbundes zum diesjährigen Thementag „Klöster in Franken“ ins mittelfränkische Heilsbronn. Die Tagung fand in den Baulichkeiten des ehemaligen Zisterzienserklosters statt, und zwar sowohl in der 1132 bis 1139 im spätromanischen Stil errichteten und später gotisch erweiterten Klosterkirche als auch in dem im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts, im Stil der frühen Gotik, erbauten Refektorium der Mönche.

Zunächst konnten sich die aus allen Teilen Franken angereisten Teilnehmer des 2. Thementages im sogenannten „Glashaus“ bei einem Begrüßungsimbiß stärken. Über das modern gestaltete ehemalige Kreuzgangsareal ging es dann in das dem Refektoriumsbau und dem angebauten „Glashaus“ gegenüber liegende Münster St. Marien und Jakobus, wo Regionalbischof Christian Schmidt die Tagung mit einer Andacht eröffnete.

Eingestimmt durch ein Orgelvorspiel der Heilsbronner Organistin, Frau Gertrud Reber, sammelten sich die Anwesenden durch gemeinsames Singen und lauschten einer kurzen Betrachtung des Regionalbischofs Christian Schmidt, der sich darin dem Tagesheiligen, dem Erzengel St. Michael, sowie der Vorstellung von Engeln im allgemeinen, widmete. Bundesfreund Regionalbischof Schmidt ließ es sich natürlich nicht nehmen, den Schlußpunkt der Andacht mit einem seiner berühmten Mundartgedichte zu krönen. Danach entließ er die Teilnehmer der halbstündigen Andacht mit Gottes Segen.

Die offizielle Begrüßung durch den Frankenbund übernahm der stellvertretende Bundesvorsitzende Prof. Dr. Gert Melville. Der erste Bundesvorsitzende, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, war am Vormittag noch durch einen anderen wichtigen Termin ver-

hindert, schloß sich aber am Nachmittag der interessierten Teilnehmerschar an.

Prof. Dr. Melville dankte zunächst den „Hausherren“ Regionalbischof Christian Schmidt und Pfarrer Karl-Heinz Klose sowie dem Bürgermeister der Stadt Heilsbronn, Dr. Jürgen Pfeiffer. In seiner Begrüßungsrede hob Prof. Dr. Melville insbesondere den Leitgedanken des Frankenbundes hervor: „*Das kulturelle Erbe Frankens, allen Menschen in Franken nahezubringen.*“ Mittlerweile erstrecke sich der Einflußbereich des Frankenbundes zwischen Coburg und Augsburg, Großrinderfeld und Lauf an der Pegnitz und biete mit seinen 7.200 Mitgliedern in 33 Gruppen und Vereinen eine solide Plattform.

Das gewählte Jahresthema „Klöster in Franken“ bzw. die Kultur der Klöster allgemein versteht Prof. Dr. Melville als „*Grundmodul der europäischen Kultur*“. Weiter führte er aus: „*Es waren Menschen, die der Welt entsagten, die die Kraft entwickelten unsere Kultur zu prägen...*“ Klöster, die es in allen Kulturen und Hochkulturen gegeben habe, bestünden aus einem Zusammenschluß in Gemeinschaft, wobei sich das Individuum transzendental hin zu Gott und zu sich selbst entwickeln könne.

Nach einer kurzen Vorstellung des Veranstaltungsangebotes dankte Prof. Dr. Melville denjenigen, die den Thementag ermöglichten. Allen voran Heinz Schmutterer vom Heimatverein Heilsbronn, den Stadtführern und Stadtführerin sowie den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Religionspädagogischen Zentrums (RPZ) Heilsbronn. Sein Dank ging auch an die Niederfüllbacher Stiftung, die den Thementag mit einem namhaften Geldbetrag unterstützte. Schließlich dankte Prof. Dr. Melville der Bundesgeschäftsführerin des Frankenbundes, Frau Dr. Christina Bergerhausen, die mit unermüdlichem und umsich-



Abb. 1: Das frühere Zisterzienserkloster Heilsbronn (hier das Gelände des ehemaligen Kreuzgangs mit seinem modernen Brunnen) war der Tagungsort für den 2. Fränkischen Thementag des Frankenbundes.

Photo: Alois Hornung.

tigem Einsatz die Organisation der Tagung übernommen hatte.

Das folgende Grußwort sprach Regionalbischof Christian Schmidt, der die unter Bürgermeister Dr. Jürgen Pfeiffer realisierte Neugestaltung des Platzes im ehemaligen Kreuzgangsgeviert als ein Zeichen für die – wenn auch unter anderen Vorzeichen – bewältigte Wiederbelebung der ehemaligen Klosteranlage hervorhob. Die Gestaltung sei so, daß der klösterliche Raumgedanke nun wieder besser ablesbar sei. Der Tagung wünschte Regionalbischof Schmidt einen guten Verlauf und schloß mit dem Hinweis, daß jede Kultur ihre Wurzeln im Kult und in der Gottesverehrung habe.

Bundesgeschäftsführerin Frau Dr. Christina Bergerhausen stellte ihre Begrüßung der Teilnehmer unter das Motto „Wort trifft Ort“ – wurden doch als Veranstaltungsräume die ehemalige Klosterkirche, das Heilbronner Münster, und das dortige Refektorium gewählt. Sie hob das reiche Angebot an Veranstaltun-

gen hervor, das im Unterschied zu anderen Tagungen einen ganzen Strauß verschiedenster Aktivitäten biete. Auf diese Weise sei eine Zusammenstellung, jeweils nach individueller Interessenslage, möglich. Zusätzlich könne man sich am Nachmittag bei Kaffee und Kuchen zum Gedankenaustausch treffen. Darüber hinaus biete eine örtliche Buchhandlung Literatur zum Tagungsthema an.

In seinem Einführungsvortrag machte Professor Dr. Gert Melville die Hörer mit der Vielschichtigkeit des Themas vertraut. Die Unterschiede zwischen „Eremiten“, „Zeno-
biten“ und „Kanonikern (Religiosen)“ wurden ebenso erörtert, wie die Frage nach der Bedeutung klösterlichen Lebens oder nach den Beweggründen für Menschen, die Weltabgeschiedenheit eines Lebens innerhalb einer Klostergemeinschaft zu suchen. Nur in dem „abgesteckten Raum einer klösterlichen Sonderwelt“ sei, so Melville, die vollständige Hinwendung des Herzens zu Gott möglich gewesen, letztlich gewährleistet durch die in der Gleichmäßigkeit des Tagesablaufes emp-



Abb. 2: Bundesfreund Regionalbischof Christian Schmidt erläutert den Frankenbund-Mitgliedern die Heilsbronner Klosterkirche.

Photo: Alois Hornung.

fundene Zeitlosigkeit. Verinnerlichter Glaube und perfekte Organisation des Klosteralltags hätten auch in die Welt hinaus gewirkt, in Beziehung auf Rationalität der Planung, Betriebseffizienz, Arbeitsteilung, Heilkunde, Landesausbau, Studium und Schriftwesen. Eine Vorstellung der wichtigsten christlichen Mönchsorden rundete diese ausführliche Einführung in das Tagungsthema ab.

Im Anschluß an den Vortrag des stellvertretenden Bundesvorsitzenden erläuterte Regionalbischof Schmidt die Geschichte des Klosters Heilsbronn, das wegen seiner Funktion als Hohenzollerngrablege auch die „Schlafkammer Frankens“ genannt wurde. Die Kirche besaß einst 30 Altäre, von denen sich allerdings seit der Reformation nur ein Bruchteil erhalten hat. Bemerkenswert war zu hören, wie das einstige Kloster heute in der evangelischen Gemeinde verankert ist. So gehört Heilsbronn zur „Gemeinschaft evangelischer Zisterziensererben Deutschlands“, und es gibt es einen evangelischen Konvent, der sich jeden Freitag zum Vespergebet, und zwölf Tage im Jahr zu Stundengebeten trifft.

Ferner wurde von Kloster Helfta ausgehend, eine Partnerschaft mit Heilsbronn angestrebt, die in der Folge ausgebaut werden soll.

Nach der Mittagspause – das gemeinsame Mittagessen wurde im Speisesaal des Religionspädagogischen Zentrums eingenommen – bestand die Möglichkeit, den thematisch ganz unterschiedlich ausgerichteten Vorträgen zu lauschen, Kirchenführungen zu besuchen, in Führungen den Klausurbereich oder die Neue Abtei zu erkunden. Ferner bot eine kleine Ausstellung mit dem Titel „Vom Kloster zur Stadt“, die im Dachgeschoß des Konventhauses zu sehen war, die Möglichkeit, sich über die Geschichte Heilsbronn zu informieren.

Michael Hänchen, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für vergleichende Ordensgeschichte in Dresden sprach über „Stiftungen für das Seelenheil“ und beleuchtete den Aspekt, daß Klöster vielfach von einzelnen Förderern (Mäzenen) finanzielle Unterstützung erhielten. Hänchen bezeichnete bewußt überspitzt die Übertragung der Sorge



Abb. 3: In Führungen erkundeten die Frankenbund-Mitglieder das frühere Klosterareal.

Photo: Alois Hornung.

für das eigene Seelenheil in professionelle Hände, d.h., an Mönche und Nonnen, als „outsourcing“, und die Klöster als „Anbieter der Ware Seelenheil“. Anhand von Archivfunden konnte er darlegen, daß sich die Klöster in vielerlei Hinsicht bestiften ließen, und zwar in Form von Immobilien, Rechten und Privilegien, in der Stiftung von Fahrhabe, d.h., von mobilen Gütern wie Baumaterial, liturgischem Gerät, Kleidung, aber auch von Heilmitteln, wie Ingwer und sogar von Genussmitteln, in Form von Konfekt! Aber auch die Ausgaben der Klöster im Hinblick auf Armenspeisungen müssen horrend gewesen sein, so daß manche Klöster durch Wohltätigkeit regelrecht ausbluteten. Obwohl man sich schließlich auf 50 Armenspeisungen pro Tag beschränkt habe, wurden, auf das Jahr hochgerechnet, immerhin noch mehr als 18.000 Mahlzeiten für Bedürftige ausgegeben.

Dr. Coralie Zermatten (Universität Dresden) legte ihre Forschungen über Karthäuserklöster in Franken dar. So beschrieb sie den Weg des Ordens von der Grande Chartreuse ins urbane Umfeld. Die Gründung der ersten Kartause in Franken geschah 1328

durch Elisabeth von Wertheim in Grünau (Nova Cella). Es folgten 1348 Tückelhausen (Cella Salutis), 1351 Würzburg (Hortus Angelorum), 1380 Nürnberg (Cella Beatae Mariae), 1409 Astheim (Pons Mariae) und 1453 Ilmbach (Hortus Mariae). In den Städten, so führte Dr. Zermatten aus, seien die Kartäuserklöster wahre „Wüsten innerhalb der Stadt“ gewesen, hätten durch ihre strenge Askese einen hervorragenden Ruf genossen.

Privatdozent Dr. Stefan Petersen (Universität Würzburg), der sich 2008 mit einer grundlegenden Arbeit über die süddeutschen Prämonstratenserstifte an der Universität Würzburg habilitierte, begann seinen Vortrag mit dem Besuch des Ordensstifters, des hl. Norbert von Xanten in Würzburg am 11. April 1126, dem Ostersonntag. Hier soll der später heiliggesprochene Norbert Blinde geheilt haben. Sein Besuch in Würzburg sei von so großer Wirkung gewesen, daß es spontan zur Gründung des ältesten Prämonstratenserstiftes in Franken, dem Stift Oberzell, gekommen sei. Petersen legte ausführlich die Geschichte der Doppelklöster von Oberzell, Veßra (Südthüringen) und Tückelhausen dar und ging auch auf die schließlich nach Lochgarten, Un-

terzell und Trostadt umgesiedelten Frauenkonvente ein. Auch reine Frauenstifte hat es gegeben, wie u.a. in Hausen bei Bad Kissingen, in Schäftersheim bei Weikersheim, in Sulz bei Feuchtwangen, in Gerlachsheim bei Königshofen/Tauber, in Kreuzfeld und Michelfeld bei Marktsteft.

Stud. phil. Michael Schmitt (Universität Würzburg) referierte über die Bettelorden in Franken, wobei er sich – aufgrund der Materialfülle – auf das Bistum Würzburg beschränkte. Nach einer Vorstellung der Bettelorden – der Typen und der Genera – zeigte er anhand einer Karte die Verbreitung der Bettelordensniederlassungen innerhalb der Bistumsgrenzen auf.

Professor Dr. Gert Melville (Coburg/ Universität Dresden) stellte die klösterliche Ar-

chitektur der Benediktiner und Zisterzienser vor, Sebastian Mikisch (Institut für vergleichende Ordensgeschichte, Dresden) widmete sich in seinem Vortrag der klösterlichen Architektur der Franziskaner. Mit einer letzten Führung um 17.00 Uhr durch das Münster zu Heilsbronn ging der diesjährige Thementag zu Ende.

Alles in allem ist auch die zweite Auflage dieses neuen Veranstaltungsformats sehr gut gelungen. Die Angebotsvielfalt mit diesmal vier unterschiedlichen Veranstaltungsorten sollte damit aber ihre Obergrenze erreicht haben. Erwartungsvoll dürfen wir somit auf das kommende Jahr blicken, um uns anlässlich eines weiteren Thementags einem Aspekt des kulturellen Lebens in Frankens widmen zu können.

Bericht über die 65. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 20. Oktober 2012 in Karlstadt mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Es herrschte typisches Herbstwetter, bei dem auf morgendlichen Nebel strahlender Sonnenschein folgt, als sich der Frankenbund am 20. Oktober 2012 in Karlstadt am Main zu seiner 65. Bundesbeiratstagung versammelte. Die Ausrichtung der Veranstaltung lag auch in diesem Jahr wie üblich bei der örtlichen Gruppe des Frankenbundes, dem „Historischen Verein Karlstadt e.V.“ unter ihrem Vorsitzenden Wolfgang Merklein. Der Verein kann in diesem Jahr auf 40 Jahre Existenz zurückblicken und wollte mit der Durchführung der Bundesbeiratstagung eine Woche nach seinen eigentlichen Jubiläumsfeierlichkeiten einen weiteren festlichen Akzent im Stadtgeschehen setzen. Als Örtlichkeit für die Festsitzung und die nachmittägliche Delegiertenversammlung hatte man den beeindruckenden Festsaal des „Historischen Rathauses“ direkt am Marktplatz der Stadt gewählt.

Am Beginn der morgendlichen Veranstaltung stand um 9.30 Uhr auch diesmal wieder das mittlerweile zum guten Brauch gewordene Begrüßungsfrühstück für die Teilnehmer, wobei sich Mitglieder des Karlstadter

Historischen Vereins, allen voran Bundesfreund Axel von Erffa, um die Gäste bemühten. Pünktlich um 10.00 Uhr begann der Festakt, der von der Gruppe „Saxofun“, dem Saxophon-Ensemble der Städtischen Sing- und Musikschule Karlstadt (bestehend aus Paul Häberlein, Angelika Rüth, Jutta Vogtmann und Günther Sollner als Leiter), musikalisch umrahmt wurde. Die Musiker brachten den Festgästen während der Veranstaltung eine ansprechende Mischung aus klassischen, Musical- und Schlagermelodien zu Gehör und wurden dafür dankbar beklatscht.

In seiner Begrüßungsansprache konnte unser 1. Bundesvorsitzender, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, etliche Ehrengäste, darunter den 1. Bürgermeister der Stadt Karlstadt, Herrn Dr. Paul Kruck, sowie zahlreiche Besucher bei dieser festlichen Veranstaltung willkommen heißen. Mit besonderer Freude konnte unser ehemaliger 2. Bundesvorsitzender aus Oberfranken, Herr Dipl.-Ing. Heribert Haas, in der Mitte der Festcorona begrüßt werden. Im Rahmen dieser Begrüßung nutzte Dr. Beinhofer – ein bei ihm stets geübter Brauch – die Gelegenheit, auch einigen

programmatischen Überlegungen zur generellen Bedeutung der Historischen Vereine für unsere Gesellschaft und zur Problematik der Entwicklung eines Geschichtsbewußtseins auf dem Boden eines recht verstandenen Heimatbegriffes Ausdruck zu verleihen. Wegen der Bedeutung dieser richtungsweisenden Äußerungen auch über den unmittelbaren Anlaß und Adressatenkreis hinaus seien sie hier in diesen Bericht im Wortlaut eingefügt:

„Karlstadt am Fuß der Karlsburg bietet in diesem Jahr den Ort für die Austragung unseres Bundesbeirates – ich freue mich sehr, in dieser wunderschönen Stadt am Main mit ihrem gepflegten Stadtbild und liebevoll instand gesetzten zahlreichen Baudenkälern auf altem geschichtsträchtigen Boden mit dem FRANKENBUND zu Gast zu sein. Gerade ein solcher Ort lädt dazu ein und hält dazu an, sich mit seiner Geschichte auseinanderzusetzen – einer Geschichte, die vielbewegt die wichtigsten Epochen und Abschnitte der mitteleuropäischen Geschichte und der Geschichte des Frankenlandes wie in einem Mikrokosmos exemplarisch nachzeichnet. Von den vielen Facetten dieser Zeitenläufe möchte ich eine herausgreifen, die Karlstadt in besonderer Weise hervorhebt: Die Tatsache nämlich, daß in nur zwei Generationen zwischen 1480 und 1550 aus diesem damals kleinen fränkischen Landstädtchen vier berühmte Theologen und Humanisten hervorgegangen sind, die die Reformation und ihre umwälzenden Entwicklungen für Deutschland maßgeblich beeinflußten: Ich nenne Johann Schöner, Andreas Bodenstein (der unter dem Namen ‚Karlstadt‘ europäische Berühmtheit erlangt hat), Johannes Drach und Michael Beuther d.J. Dies zeigt, welch einmaliges geistiges Klima hier in Karlstadt geherrscht haben muß, damit sich solche Persönlichkeiten entwickeln konnten. Ihre Bedeutung und Wirkung wird uns heute noch von Herrn Pfarrer Häberlein in einem ausführlichen Vortrag dargestellt werden.“

Die Wahl von Karlstadt als Veranstaltungsort unseres diesjährigen Bundesbeirates beruht aber auch noch auf einem anderen Motiv: der Historische Verein Karlstadt im FRANKENBUND darf auf sein 40jähriges Bestehen zurückblicken. Angesichts des skiz-

zierten historischen Umfeldes lag es auf der Hand, daß sich hier in Karlstadt an Heimatgeschichte und Heimatforschung Interessierte vor genau 40 Jahren zusammenfanden. Sie einte und eint bis heute das Ziel, die Lokalhistorie von Karlstadt und seiner Umgebung zu erforschen, ihre Zeugnisse und baulichen Hinterlassenschaften zu sichern und für fachlich interessierte Kreise und die Allgemeinheit zugänglich zu machen. Als Gruppe des FRANKENBUNDES tragen Sie, geschätzte Mitglieder des Historischen Vereins Karlstadt, dazu bei, daß auch hier die von Peter Schneider einst formulierten Ziele unseres Bundes verwirklicht werden.

Damit folgten und folgen Sie einem gesellschaftlichen Auftrag, den der Vorsitzendes des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, Landtagspräsident a.D. Johann Böhm, wie folgt umreißt: „Ein historischer Verein darf sich nicht allein der Erforschung der Vergangenheit verschreiben, er hat auch Pflicht und Verantwortung für das kommunale Leben und die Gesellschaft der Gegenwart zu tragen. Er darf keinesfalls Geschichtsklittern oder gar Ideologen das Feld überlassen, sondern muß selbst Maßstäbe in Fundiertheit und Verlässlichkeit der Aussage setzen und dort, wo Mißstände herrschen oder Fehlentwicklungen in der lokalen Geschichtspflege auftreten, mahnend das Wort ergreifen.“

Die Frage, die sich an einem solchen Tag stellt, lautet: „Wie aktuell ist das gesellschaftliche Anliegen, das Böhm in diesem Ideabild von der Tätigkeit historischer Vereine umreißt?“ In jüngst publizierten Studien zu den Ängsten der Deutschen standen diejenigen Gefahren an erster Stelle, die ihre Ursachen in der grenzenlosen Verflechtung und Vernetzung der Märkte und Gesellschaften haben und die sich in Krisenzeiten zu jeder Zeit und an jedem Ort als zerstörerisch für die ökonomische und soziale Basis der Menschen auswirken können. Gleichsam als negative Seite einer vielfach auch positiv erfahrenen Globalisierung erkennen die Menschen deren Bedrohungspotential. Indem nahezu alle Lebensbereiche unter das Diktat der Ökonomie gestellt wurden, ungehemmte Kapitalinteressen und technokratisches Denken sich in allen

Winkeln der globalisierten Welt breit zu machen scheinen, spüren die Menschen nicht nur die reale Möglichkeit eines Verlustes ihrer wirtschaftlichen Grundlagen, sondern zunehmend auch den ihrer kulturellen Basis. Nicht umsonst sprechen warnende Stimmen von einem ‚Kulturkampf um das künftige Antlitz unserer Welt‘.

Dies provoziert Gegenreaktionen: Kaum einem Thema wurde in diesem Zusammenhang so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht wie dem Begriff ‚Heimat‘, quasi als Gegenentwurf zu dem mit dem englischen Begriff ‚Global Village‘ gekennzeichneten Zustand einer intensiv vernetzten, gleichgeschalteten und nivellierten ‚Weltgesellschaft‘.

In der Tat lassen empirische Studien der letzten Jahre erkennen und bestätigen: Heimat hat für die meisten Menschen einen erstaunlich hohen Stellenwert; der Begriff löst positive Gefühle aus, Gefühle der Verbundenheit und Zugehörigkeit, des Wohlbefindens und der Zufriedenheit, der Geborgenheit und der Sicherheit. Die sozialen Kontakte, an der Spitze die in der Familie, dann mit Freunden, Bekannten und Kollegen, nehmen den obersten Rang ein, danach folgen ortsbezogene Assoziationen, kulturelle Eigenheiten, insbesondere lokales Brauchtum, Mundart, kulinarische Spezialitäten sowie als besonderer Faktor Landschaft und Natur.

Daran zeigt sich ein in den Menschen tief verwurzeltes Bedürfnis nach überschaubaren, physisch wie mental beherrschbaren Strukturen sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher und soziokultureller Sicht. Das ist dabei auch das politische Ziel der meisten Bürgerinnen und Bürger, wenn es um Europa geht: Eher eine Gemeinschaft aus Regionen und Landschaften, denn ein technokratisch geführtes Konstrukt.

Damit stellt sich die Frage nach dem Inhalt des Begriffes „Heimat“ bzw. die nach dem rechten Gebrauch seines Inhalts. Heimat berührt – wie oben bereits durchscheinen konnte – vielschichtige auf dem Gefühl basierende sowie rational begründete Elemente, hat immer etwas zu tun mit dem Selbstbewußtsein, der eigenen Identität. Heimatbewußtsein, heimatliche Identität beruht wesentlich auf der

„Erfahrung, erlebter und gelebter Zeit“, der eigenen wie der früheren Generationen, so daß eine geschichtliche Dimension dem Heimatbegriff wesensimmanent ist: Heimat ist ohne Geschichte, Heimatbewußtsein ohne Geschichtsbewußtsein nicht möglich. ‚Wie ist meine Heimat geworden, welche Kräfte haben ihr Jetztsein geprägt?‘, sind wesentliche Fragestellungen in diesem Zusammenhang.

Heimat bietet die erste und nächste Gelegenheit, sich als geschichtliches Wesen zu begreifen, Geschichtserfahrungen zu sammeln. Geschichtserfahrungen aber bedürfen der Reflexion und geistigen Auseinandersetzung, müssen sich zu einem Geschichtsbewußtsein formen. Denn dieses Geschichtsbewußtsein ist wiederum Grundlage eigener Identitätsvorstellungen und damit des Heimatverständnisses.

Die zeitgeschichtliche Erfahrung zeigt nun, wie stark der Heimatbegriff zur Legitimation undemokratischer politischer Ziele oder zur Ausgrenzung als unerwünscht definierter gesellschaftlicher Gruppen missbraucht werden kann und konnte. Es bedarf daher einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Begriff der Heimat, einer vernunftmäßigen Durchdringung, damit er nicht zu einem rückwärtsgewandten Antimodernismus oder einer bloßen Folklore und Heimattümelei Anlaß gibt.

Sicherlich sind diesbezüglich zunächst einmal Schulen und Universitäten als traditionelle Bildungseinrichtungen gefragt. In einer pluralen Gesellschaft kann es aber weder ein staatlich vorgegebenes Bild von Heimat und Geschichte geben, noch besteht ein Vermittlungsmonopol professioneller öffentlicher Bildungsinstitutionen. Vielmehr ist es für den öffentlichen Diskurs zwingend erforderlich, hier auch gesellschaftliches Wissen und Engagement einzubinden. Hier liegt ein wesentliches Tätigkeitsfeld in der Arbeit der Heimat- und Geschichtsvereine.

Treffend kennzeichnet dies auch Professor Manfred Treml, wenn er Heimat- und Geschichtsvereine als kulturelle Agenten für Geschichtsbewußtsein und als soziale Instanzen für Partizipation und Integration bezeichnet.

All dies wird auch hier in Karlstadt vorbildlich umgesetzt. In einer beeindruckenden



Abb. 1: Der Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES 2012, Herr Josef Weiß mit seiner Gattin, rechts neben dem 1. Bundesvorsitzenden, Dr. Paul Beinhofer.

Photo: Alfred Dill.

Palette von Aktivitäten, überregional eingebunden in den Frankenbund, leisten die Mitglieder des Historischen Vereins Karlstadt eine beispielhafte Kulturarbeit. Es hieße, Eulen nach Athen zu tragen, Ihnen die Einzelheiten dieses Engagements aufzuzählen. Lassen Sie mich aber eines besonders festhalten: Es ist mehr als bewundernswert zu erleben, wieviel privates Fachwissen hier zum Wohl der Allgemeinheit eingesetzt wird und sich in Ihren Reihen findet. Karlstadt wäre kulturell um vieles ärmer, hätte sich der Historische Verein Karlstadt nicht so unermüdlich für das historisch-kulturelle Erbe dieses Gemeinwesens eingesetzt. Vieles ist durch Ihre Aktivität erreicht worden, auf das Sie und alle Bürgerinnen und Bürger von Karlstadt mit Stolz blicken können. Es zeigt sich hier wie an anderen Orten: Kein noch so gut organisiertes staatliches Gemeinwesen kommt ohne das bürgerliche Engagement aus; dieses Engagement erst verleiht der Gemeinschaft jenes Antlitz, das unsere Städte und Gemeinden so lebenswert macht, und es stellt unter Beweis: Die dahinter stehenden kulturellen Werte stellen den lebendigen Dreh- und An-

gelpunkt dar, um eine zukunftsfähige Zivilgesellschaft weiter zu entfalten. Ich danke deshalb allen Aktiven des Historischen Vereins Karlstadt für ihr Tun, verbunden mit den besten Wünschen für eine gedeihliche Zukunft ihres Vereins zum Wohle ihrer Stadt und zum Wohle des Frankenbundes und Frankenlandes.“

In seinem, diesen Ausführungen folgenden Grußwort brachte der 1. Bürgermeister von Karlstadt, Herr Dr. Paul Kruck, im Namen der Stadt seine Freude darüber zum Ausdruck, daß der Frankenbund seine Bundesbeiratstagung in der Stadt abhalte und sprach den Gästen seinen herzlichen Willkommensgruß aus. Anschließend begrüßte der 2. Vorsitzende Freiherr Axel von Erffa vom „Historischen Verein Karlstadt e.V.“ die angereisten Gäste und Delegierten auf das Herzlichste und gab einen kurzen Einblick in die Geschichte des Vereins, der 1972 entstanden und seit dem Jahr 2000 eine Gruppe des Frankenbundes ist.

Anschließend hielt Herr Pfarrer Paul Häberlein (Karlstadt) den Festvortrag zum

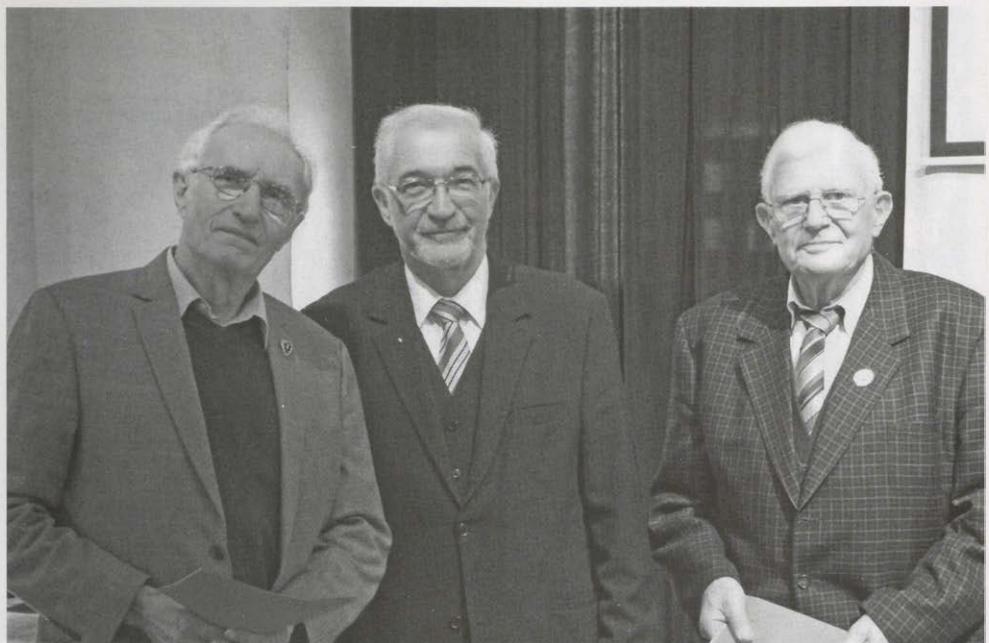


Abb. 2: Der 1. Bundesvorsitzende umrahmt von den langjährigen FRANKENBUND-Mitgliedern Georg Büttner (links) und Josef Lampert (rechts).

Photo: Alfred Dill.

Thema: „*Die Bedeutung der Karlstadter Humanisten für die reformatorische Bewegung*“. Darin zeigte er anhand der Lebensläufe von Michael Beuther, Andreas Bodenstein, Johannes Drach und Johann Schöner auf, welchen z.T. entscheidenden Einfluß gebildete Söhne der Stadt in der Zeit des Humanismus auf die Entwicklung der lutherischen Reformation gehabt haben. Dabei wurde den Zuhörern anschaulich das erstaunliche geistig-kulturelle Klima der Mainstadt vor beinahe 500 Jahren nahegebracht.

Nach dem Festvortrag schritt der 1. Bundesvorsitzende zur Verleihung des Kulturpreises des Frankenbundes 2012, der von der Bundesleitung Herrn Josef Weiß aus Faulbach, der über lange Jahre die fränkische Kulturgeschichte und Volkskunde als Lehrer, For- scher und Heimatpfleger entscheidend vorwärtsgebracht und seine Fähigkeiten zum Wohle der fränkischen Heimat eingesetzt hat, zuerkannt worden war. Die Laudatio dazu hielt der Kulturdirektor des Bezirks Unterfranken, Herr Prof. Dr. Klaus Reder, der neben den wissenschaftlichen Leistungen von Josef Weiß vor allem dessen Nähe zu den

Menschen vor Ort und seine ungemein selbstlose und bescheidene Art herausstrik. Seine lobende Ansprache kann hier im Anschluß in Gänze nachgelesen werden.

Anschließend bedankte sich der Geehrte recht herzlich für die erhaltene Auszeichnung und schilderte in anrührenden Worten kurz seinen persönlichen Impetus für die Heimat- kunde und seinen Werdegang, der immer von hilfreichen Fügungen begleitet war. Auch die Entstehungsgeschichte mancher seiner For- schungen und Aufzeichnungen wurde dabei lebendig.

Sodann schritt der 1. Bundesvorsitzende, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, zur Ehrung langjähriger Mitglieder des gastge- benden Vereins, der seit 2000 auch die lokale Tradition der ehemals in Karlstadt vorhande- nen FRANKENBUND-Gruppe mit pflegt. So konnten die Bundesfreunde Josef Lampert, der 1951 in unseren Verein eingetreten ist, sowie Georg Büttner, der seit 1971 zu den Mitgliedern zählt, für 60 bzw. 40 Jahre be- wiesener Treue ihre Ehrenurkunden in Emp- fang nehmen.



Abb. 3: Die Gruppe des FRANKENBUNDES bei der Besichtigung des Karlstadter St. Andreaskirche unter der Leitung von Kreisheimatpfleger Georg Büttner.

Photo: Alfred Dill.

Zum Abschluß des Festaktes bedankte sich unser 2. Bundesvorsitzender, Herr Prof. Dr. Gert Melville, Coburg, herzlich bei allen Beteiligten und Mitwirkenden der Veranstaltung. In seinem Schlußwort ging er auch darauf ein, daß dies die letzte Beiratstagung in altem Stil war und hob die hoffentlich impulsgebende Wirkung dieser zukünftig als Arbeitstagung geplanten Veranstaltung hervor. Mit seinen Ausführungen ging der offizielle Teil der Bundesbeiratstagung zu Ende.

Nach dem Mittagessen, das die Bundesleitung, die Delegierten und alle Gäste im Ratskeller im Erdgeschoß des historischen Rathauses gemeinsam einnehmen konnten, gab es anschließend um 13.30 Uhr eine etwa anderthalbstündige Führung durch die Karlstadter Altstadt, wobei Herr Kreisheimatpfleger Georg Büttner neben der geschichtlichen Entwicklung der Stadt die historischen Bauten wie das Rathaus, das Landratsamt und die gotische St. Andreaskirche erläuterte. Vor allem die vor wenigen Jahren innen frisch renovierte Stadtpfarrkirche beeindruckte die Besucher. Dann mußten Vorstand und Grup-

penvertreter zur Delegiertenversammlung zurück in den Festsaal des historischen Rathauses, während für die anderen Teilnehmer der Bundesbeiratstagung Führungen durch das sehenswerte und von unserem assoziierten Verein betreute Karlstadter Museum in der Hauptstraße sowie eine weitere Besichtigung der Andreaskirche angeboten wurden. Auch eine Besteigung des Oberen Torturmes, des sog. Katzenturmes, konnten die sportlicheren unter den Teilnehmern wagen.

Die auf 15.00 Uhr gelegte Arbeitssitzung eröffnete der 1. Bundesvorsitzende, Dr. Paul Beinhofer, mit der herzlichen Begrüßung aller erschienenen Gruppendelegierten und Bundesfreunde. Sodann gab er einen Situationsbericht der Bundesleitung, der die wichtigsten Tätigkeiten des Vereinsvorstandes seit der letzten Delegiertenversammlung in Hilpoltstein knapp umriß. Besonders die beiden geglückten Veranstaltungen der Regionaltagung am 1. Juni am Main zwischen Miltenberg und Wertheim sowie des 2. Fränkischen Thementages am 29. September d.J. in Heilsbronn wurden hervorgehoben.



Abb. 4: Einige der Delegierten bei der Arbeitssitzung am Nachmittag.

Photo: Alfred Dill.

In einem zweiten Tagesordnungspunkt wurden die Termine des Gesamtbundes im Jahre 2013 präsentiert. So soll die erste Bundesbeiratstagung neuen Stils am 9. März 2013 als interne Arbeitstagung zum Thema „Heimat“ im Schweinfurter Kolpinghaus abgehalten werden. Aber auch Fragen zu den Komplexen Gemeinnützigkeit und „GEMA“ sollen dabei zur Sprache kommen. Die erfolgreiche unterfränkische Regionaltagung wird im Rahmen der bayerischen Landesausstellung „Main und Meer“, die ebenfalls in Schweinfurt stattfindet, fortgesetzt. Der 3. Fränkische Thementag im Juli widmet sich dem Thema „Bergbau in Franken“. Er ist im oberfränkischen Goldkronach geplant und wird unter dem Motto „Wort trifft Ort“ wiederum Vorträge, Führungen und Besichtigungen umfassen. Der erste Bundestag neuen Stils inklusive der Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES beschließt dann im Oktober den Veranstaltungsreigen 2013 in Bayreuth.

Unter Tagesordnungspunkt 3 wurden von den Bundesfreunden Dr. Alf Dieterle (Miltenberg) und Peter Wesselowsky (Ochsenfurt) die Vorzüge der Zusammenarbeit von FRANKENBUND und Volkshochschule launig herausgearbeitet. Sie unterstrichen, daß

die Hilfestellung durch die Volkshochschul-Büroorganisation, deren Haftungsleistungen und kostenlose Programmwerbung für unsere Gruppen sehr hilfreich sein können. Sodann stellte der 1. Vorsitzende unseres jüngst angeschlossenen Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld e.V., Herr Rudolf Geiger, den neuen Kulturwanderführer Großrinderfeld vor. „Sagenhafte und wahre Großrinderfelder Geschichte“ wird darin ansprechend beim Gang über 80 Kilometer Rundwanderwege erklärt. Abschließend erläuterte unsere FRANKENBUND-Gruppe Weißenburg ihr Projekt „Streuobstwiesen“. In diesem Zusammenhang geht es um die verantwortungsvolle Aufgabe historischer Landschaftspflege, wenn alte Apfelsorten erhalten, über Reiser wieder neu vermehrt sowie Gelände mit alten Bäumen gepflegt und Neupflanzungen vorgenommen werden.

Mit dem Dank des 1. Bundesvorsitzenden an alle Bundesfreunde für Ihr Erscheinen ging die Delegiertenversammlung zu Ende. Zum Schluß wünschte Herr Dr. Beinhofer allen viel Erfolg bei den künftigen Gruppenaktivitäten und eine gute Heimfahrt.

PAS / Dr. Paul Beinhofer

Verleihung des Kulturpreises des Frankenbundes an Josef Weiß

von

Klaus Reder

Am 15. Juni 1934 reist der heilige Nikolaus, der bekanntlich der Patron der Schiffer ist, auf dem Main. Dabei macht er eine kurze Station in Faulbach und wirft im Haus der Familie Weiß in die Kindswiege des gerade geborenen Josef drei Säckchen mit guten Gaben. Diese Gaben werden das ganze Leben des Josef Weiß prägen. Der heilige Nikolaus beschenkt damit nicht nur ihn, sondern auch die fränkische Kulturgeschichte und Volkskunde und lässt uns heuer den Kulturpreis des Frankenbundes an Josef Weiß verleihen.

Im folgenden möchte ich versuchen, das Geheimnis dieser drei Säckchen zu lüften. Damit Sie, liebe Leser, nicht zu lange auf die Folter gespannt werden: Die drei Gaben, mit denen der kleine Josef bei seiner Geburt beschenkt wurde, sind die Befähigungen zum Lehramt, zur Forschung und zur Heimat-

pflege. Unser Kulturpreisträger Josef Weiß ist durch die kluge Nutzung dieser Gaben gleich zu dreierlei geworden: Zum Lehrer, zum Forscher und zum Heimatpfleger. Alle drei Facetten seines Schaffens und Wirkens möchte ich Ihnen hier darlegen.

Schulzeit und Studium

Josef Weiß wächst in Faulbach auf, und die ortsansässigen Lehrer erkennen das Talent des jungen Josef. Er bewirbt sich in Wertheim für einen Platz am Gymnasium. Doch er wird abgewiesen, denn es haben sich doppelt so viele Schüler beworben, als Plätze zur Verfügung stehen. Dabei war das Auswahlkriterium so simpel wie ungerecht: Kinder, deren Nachname mit Buchstaben aus der ersten Hälfte des Alphabets begannen, erhielten einen der begehrten Plätze, die zweite Hälfte



Abb.: Der frisch gebackene Kulturpreisträger des Frankenbundes Josef Weiß bei seiner Dankesrede.
Photo: Alfred Dill.

ging leer aus. Weiß schließt also zunächst die Volksschule in Faulbach ab. Sein unermüdliches Streben nach Höherem hat jedoch Erfolg: er erhält schließlich einen Platz am Deutschen Gymnasium in Würzburg und kann erfolgreich das Abitur ablegen. In dieser Zeit lernt er Bischof Josef Stangl als Religionslehrer kennen und im Internat trifft er auch auf meinen Amtsvorgänger Reinhart Worschach. Diese beiden Personen prägen das Leben von Josef Weiß nachhaltig.

Unmittelbar nach dem Abitur beginnt Weiß ein Studium, mit dem Ziel, eine Ausbildung zum Lehrer an höheren Bildungseinrichtungen (Geographie, Biologie, Chemie) abzuschließen. Weiß legt sein Studium breit an. Seine Studienzeit nutzt er auch, um sich Fähigkeiten anzueignen, die sich für seinen weiteren Lebensweg als wichtig erweisen, nämlich den Umgang mit Archivalien und der Photographie. Seine außerordentlichen Fähigkeiten werden erkannt, und er erhält die Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft. Er ergreift jede Möglichkeit zum Praktikum und die Chance, sich in die Geheimnisse des Photographierens und der Verwaltung eines Photoarchivs einweisen zu lassen. Dadurch wird er in Fachkreisen bekannt, und so besucht ihn nächtens regelmäßig Staatsarchivdirektor Scherzer, um Urkundenphotos und Siegelphotographie anfertigen zu lassen. Josef Weiß entdeckt dabei die Liebe zum Archiv, die ihn sein Leben lang nicht mehr losläßt.

Im Anschluß an sein Geographiestudium studiert Weiß zusätzlich Geologie bei Prof. Knetsch. In dieser Zeit verfaßt er seine ersten wissenschaftlichen Publikationen über die Würzburger Lügensteine.

Sein Geologiestudium hätte Weiß fast aus Franken weggeführt, denn im Auftrag des „Amtes Blank“, des Vorgängers des heutigen Bundesverteidigungsministeriums, ist Weiß in der Uranprospektion in der Oberpfalz tätig. Seine Auftraggeber sind von seiner Methodik und der Verfeinerung der Prospektionsmethoden so begeistert, daß sie ihn mit einem Millionenauftrag ködern wollen. Doch Josef Weiß entscheidet sich gegen die Verlockungen des Geldes und für seine Leidenschaft: die Pädagogik.

Der Lehrer Josef Weiß

Inzwischen verheiratet, schließt er zügig ein Studium der Pädagogik ab und tritt als Lehrer in den Dienst des Freistaats Bayern ein. Die Schulabteilung der Regierung von Unterfranken erkennt Weiß' Fähigkeiten und reagiert flexibel: Sie stellt ihn umgehend frei, um seine Fähigkeiten in der Ausbildung von Studierenden an der Universität Würzburg zu nutzen. So ist Weiß zwar Lehrer in Altenbuch, aber abgeordnet an die Universität in Würzburg, wo er, parallel zu seinem Volkschullehrereinsatz, Generationen von Studenten ausbildet. Weiß ist klar, wie wichtig es ist, die Studierenden hinauszuführen in die fränkische Heimat. Mit ungezählten Exkursionen schafft er es, Menschen in die Schönheiten unserer fränkischen Heimat einzuführen.

Was für die Studierenden gut ist, kommt natürlich auch den Schülern in Altenbuch zugute. Als die Frage eines Neubaus der Schule in Altenbuch ansteht, erreicht er trotz des anfänglichen Vetos der Regierung von Unterfranken den Bau einer Turnhalle, die multifunktional auch von den Altenbucher Vereinen genutzt werden kann. Ich erwähne dies an dieser Stelle sehr gerne, weil es zeigt, daß es Josef Weiß immer um das große Ganze geht, ohne dabei Einzelziele aus den Augen zu verlieren.

Dienst in Pfarrgemeinde und Gemeinderat

Josef Weiß hätte sicherlich Schulrat werden können. Ihm wäre eine Karriere an der Schulabteilung der Regierung von Unterfranken offen gestanden, aber er entscheidet sich immer für die konkrete Arbeit mit den Kindern im Dienste seiner Heimat. Mit dem Lehrerdasein auf dem Dorf und der selbstverständlichen Präsenz vor Ort verknüpft er den ehrenamtlichen Dienst im Gemeinderat und in der Pfarrgemeinde. Diese Ämter schaffen auch so manchen Gewissenskonflikt für Josef Weiß.

Als zu Beginn der 1960er Jahre gegenüber der noch bestehenden alten Pfarrkirche eine neue Pfarrkirche im Stil der Zeit errichtet

wird, über deren architektonische Qualität trefflich zu streiten wäre, resümiert Weiß im Rückblick, er hätte einiges anders gemacht. Dieses Zitat und das Verhalten des zu Ehrenden bei dieser Causa ist typisch für sein Wirken: Es ist nicht von lauter Kritik geprägt, sondern betont stets das Konstruktive, das Streben nach dem Prinzip, das uns Papst Johannes XXIII. mit auf dem Weg gegeben hat, nicht das zu suchen, was trennt, sondern das zu betonen, was eint. Weiß findet sich mit dem Neubau ab, kümmert sich aber zugleich nachhaltig darum, daß die alte Kirche gepflegt und erhalten bleibt. Hier möchte ich hinzufügen: Wer weiß, ob nicht irgendwann der Beton der neuen Kirche dem Zahn der Zeit weichen muß und die qualitätvolle, alte Kirche wieder benutzt wird.

Auch in seiner Zeit als Gemeinderat stellt sich Weiß, ausgestattet mit Kenntnissen in der Kulturgeographie, den aktuellen Fragen nach der Weiterentwicklung seiner Heimatgemeinde. Ein Campingplatz ist geplant, der schnell viele Befürworter findet. Weiß mahnt, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen und vor allem keine Beschlüsse zu fassen, sondern er analysiert zunächst die Situation und stellt ein zukunftsweisendes, bis heute tragfähiges Konzept vor.

Der Mainlauf lädt zur Ansiedlung von kleinteilig arbeitenden Gewerbebetrieben ein, die den Fluß und die Eisenbahn als Transportwege nutzen können, ohne dabei riesigen Flächenverbrauch zu fordern. Weiß erkennt diesen Vorteil und erstellt eine Planung, welche die Entwicklung Faulbuchs nachhaltig prägt und auch dazu geführt hat, daß der Ort heute eine aufstrebende Kommune ist, die sich den Fragen des demographischen Wandels selbstbewußt stellen kann. In einem viel beachteten Referat stellt er diese Entwicklung auf einem europaweiten Symposium in Fladungen einer breiten Öffentlichkeit vor.

Josef Weiß hat in vorbildlicher Weise sein Lehrerdasein und seine Autorität genutzt, um Generationen von Studierenden und Schülern zu bilden und ist sich dabei stets auch seiner Verantwortung als Lehrer in Kirche und Gesellschaft bewußt gewesen.

Der Heimatpfleger und Forscher Josef Weiß

Lassen Sie mich nun die Persönlichkeit des Heimatpflegers Josef Weiß näher beleuchten. Die Heimatpflege der 1960er und 1970er Jahre war geprägt von der Zeit des Wirtschaftswunders und des Glaubens an unbegrenztes Wachstum sowie von einem nicht vorhandenen Bewußtsein für Geschichte, für Brauch, Volkskunde und Tradition. Das heute so selbstverständliche Amt des Kreisheimatpflegers war in vielen Landkreisen überhaupt nicht installiert, und deshalb war es ein Glücksfall für den Landkreis Miltenberg, daß ein weiser Schulrat schließlich Josef Weiß als Kreisheimatpfleger ins Spiel brachte.

Weiß ist, ich erwähnte es bereits, seit Schulzeiten mit Bezirksheimatpfleger Reinhard Worschech befreundet. Er verschließt sich also diesem Ruf nicht und übernimmt 1980 offiziell das Amt des Kreisheimatpflegers für den Landkreis Miltenberg. Dabei beginnt er Grundlagen zu legen und mit der Unterstützung seiner ganzen Familie, vor allem mit seiner lieben Frau Maria und seinen drei Söhnen, baut er ein Bewußtsein für Denkmalpflege und Naturschutz, für Tracht und für Brauchpflege auf. Besonders in der Frage der Landesplanung bringt sich Weiß nachhaltig ein. Dies tut er nie anklagend, sondern stets mit konkreten und konstruktiven Vorschlägen.

Weiß faßt sein heimatpflegerisches Tun in dem umfassenden Begriff der Heimatkunde zusammen. Darunter fallen Historie und Kulturgeographie, sakrale und profane Kultur, Siedlungsentwicklung, Feldforschung, Volkskunde und Brauch – all dies als unverwechselbarer Gesamtausdruck dessen, was Heimat ausmacht.

Die Brauchforschung liegt Josef Weiß besonders am Herzen. Dabei will er nie ein türmelnder Brauchrevitalisierer sein: Er geht vielmehr ins Archiv und studiert die Unterlagen des Würzburger Ehrendoktors Max Walther, ehemals Fürstlich Leiningischer Domänenrat. Er arbeitet daneben mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung und ist intensiv in der Feldforschung tätig. Aufgrund

der so gewonnenen Erkenntnisse setzt er sich in zahlreichen Gesprächsrunden und Vortragsabenden mit den Trägern der Kulturarbeit und mit den politisch Verantwortlichen zusammen und trägt somit wesentlich dazu bei, daß der Landkreis Miltenberg heute ein intensives Brauchleben hat, das auf Geschichte und Tradition gründet.

Weiß versteht es immer wieder, die politisch Verantwortlichen, aber auch die Lenker der Bankenwelt, in seine Bemühungen um Kunst und Kultur einzubinden. Lassen Sie mich nur die Einrichtung einer Sparkassenstiftung für die Kulturarbeit erwähnen, selbstverständlich eine Idee von Josef Weiß. Diese Sparkassenstiftung propagiert immer wieder neue Projekte: zu nennen seien an dieser Stelle nur das Projekt „Zum Vergessen zu schade“ oder die Kulturtouren zu den Geschichtsdenkmälern des Landkreises Miltenberg.

Josef Weiß sammelt Geschichten aus dem Landkreis, und auch dies scheint mir wichtig für sein heimatpflegerisches Wirken. Es bleibt jedoch nicht beim Sammeln: Weiß ordnet und publiziert die Quellen auch. Er selbst blieb dabei stets bescheiden im Hintergrund.

Nach zwanzig Jahren erfolgreicher Tätigkeit tritt Weiß von seinem Amt als Heimatpfleger zurück und überläßt seinen Nachfolgern ein wohl bestelltes Feld. Er zieht sich aber nicht auf das Altenteil zurück, sondern verstärkt seine wissenschaftlichen Forschungen.

Der Publizist Josef Weiß

Josef Weiß, ich erwähnte dies bereits, publiziert seit seinen Studentagen intensiv. Neben der Vielzahl von pädagogischen Handreichungen und Aufsätzen seien vor allem seine Arbeiten über Faulbach, Altenbuch und Stadtprozelten sowie seine Studien zum Kriegsende 1945 im Landkreis Miltenberg erwähnt. Ich selbst, und dies möchte ich voller persönlicher Dankbarkeit erwähnen, konnte als frisch promovierter Bezirksheimatpfleger zusammen mit Josef Weiß die Physikatsberichte für den Gesamtlandkreis Miltenberg publizieren. Ohne Josef Weiß

wäre das große Projekt, alle unterfränkischen Physikatsberichte zu edieren, niemals so schnell realisiert worden. Die umfassenden Kenntnisse von Josef Weiß trugen dazu bei, daß dieser Band innerhalb weniger Monate finanziert, publiziert und auch komplett verkauft werden konnte.

Ein bezeichnendes Beispiel für die Bescheidenheit von Josef Weiß ist jüngeren Datums: Im Juni 2012 erscheint im „Spessart“, dem Mitteilungsorgan des Spessartbundes, ein Aufsatz von Wilhelm Störmer zur Madonna von Faulbach. Störmer, selbst Faulbacher und arrivierter Hochschullehrer in München, gibt diesen Text Josef Weiß zur Korrektur, Durchsicht und Endredaktion. Weiß bringt den Text in der ihm eigenen Bescheidenheit und mit seiner ruhigen Akribie vordbildlich bis zur Drucklegung des Aufsatzes voran und lehnte wie selbstverständlich das Angebot von Störmer ab, ihn als Mitautor anzuführen: „Für Durchsicht des Manuskripts und Anregungen danke ich herzlich Herrn Rektor a.D. Josef Weiß.“ Lediglich diesen kleinen Hinweis am Ende des Artikels gestand unser Jubilar zu.

Im Hause Weiß sind die früheren Studienkollegen und heute bereits emeritierten Hochschullehrer Wagner, Busche und Störmer gern gesehene Gäste. In wissenschaftlichen Diskursen, basierend auf langjähriger Freundschaft, wird so manches Spessartproblem diskutiert, erforscht und publiziert. Weiß hat sich dabei immer wieder neuen Herausforderungen gestellt. Als das katholische Altenwerk ihn bat, bei den Buchprojekten „Gebeteter Glaube“ und „Buch des Lebens“ mit einzusteigen, sagte er spontan zu. Auch durch diese beiden qualitätvollen Bände zieht sich das Credo von Josef Weiß wie ein roter Faden durch: Nicht als Kulturpessimist vom Verlust zu sprechen, sondern die Vergangenheit zu dokumentieren und auf der Tradition aufzubauen. Ohne Weiß wären diese beiden Bände nicht in einer derart hohen Qualität auf den Markt gekommen. Wer Josef Weiß kennt, der weiß, daß er seine Charismen, daß er die Geschenke, die ihm der heilige Nikolaus mit in die Wiege gelegt hat, trotz vieler Aufgaben in der Schule und so mancher Aufgabe als Fa-

milienvater mit Gottvertrauen, wissenschaftlicher Akribie und Tatkraft in Liebe zur unterfränkischen Heimat weiter vorantreibt.

Wenn man das Weiß'sche Anwesen am noch erhaltenen elterlichen Haus vorbei schreitend betritt, fällt im Eingangsbereich sofort die aus heimischem Buntsandstein errichtete Seitenwand auf. Es ist Buntsandstein, welcher aus der elterlichen Scheune stammt. Diese Wand ist Symbol für das Schaffen des zu Ehrenden: Auf einem stabilen, heimischen Fundament baut sein Wirken auf.

Weiß, und dies macht ihn zu einem würdigen Kulturpreisträger des Frankenbundes, ist kein Mann der lauten Töne und war es nie. Er hat sich in seinen Aussagen, in seinen Publikationen, nie in den Vordergrund gedrängt, sondern wissend um seine Stärken und Schwächen qualitätvoll zu Wort gemeldet. Er hat sich immer, sei es bei seinen Exkursionen, seinen Fortbildungen, Vorträgen und Aufsätzen, darum bemüht, in die Tiefe zu gehen, sich bemüht, bei Kindern und Erwachsenen und auch bei den politischen Verantwortungsträgern, Begeisterung für Tradition, Heimat und Kultur zu wecken und hat dadurch ausgesät und reiche Frucht hervorgebracht.

Josef Weiß hat die drei Säckchen des heiligen Nikolaus, die ihm in die Wiege gelegt wurden, nicht als Talente in der Erde vergraben, sondern sie vermehrt und für seine Mitmenschen, für den Frankenbund und die Hei-

matpflege eingesetzt. Der Geowissenschaftler, Pädagoge, Heimatpfleger und Schulrektor Josef Weiß hat sich um sämtliche Bereiche der Heimatkunde und Heimatpflege gekümmert, besonders aber um Denkmalpflege und Umweltschutz. In wirkungsvoller Kooperation mit Kultur- und Wirtschaftsträgern seiner Region hat er es verstanden, auf attraktive Weise kulturelle Belange publik zu machen.

Josef Weiß macht seinem Namenspatron, dem heiligen Josef als Patron der Arbeiter, alle Ehre. Er ist einerseits ein sorgsam arbeitender Wissenschaftler, er ist ein stetiger, eifriger Archivnutzer und andererseits ein pädagogisch geschickter Vermittler von Heimat- und Volkskunde, deren Besonderheiten er nicht für sich selbst behält, sondern stets gerne weitergibt. Josef Weiß engagiert sich bis heute mit wachem und kritischem Blick für die kulturellen Belange seiner Heimat. Er ist auch heute noch ein wichtiger und erfahrener Ratgeber für die Kultur- und Entscheidungsträger in der Region.

Lieber Herr Weiß, von Herzen gratuliere ich Ihnen zur Auszeichnung des Frankenbundes. Der Frankenbund wünscht Ihnen und Ihrer Familie weiterhin Glück, Gottes Segen und Gesundheit. Ganz persönlich danke ich Ihnen, daß ich über Jahrzehnte und hoffentlich noch viele weitere Jahre so freundschaftlich, erfolgreich und konstruktiv mit Ihnen zusammenarbeiten durfte und hoffentlich auch weiterhin darf.